

BIBLIOTECA NAZIONALE VITT. EMANUELE
201
29 E
25

Digitized by Google





3715.

Google

Handbuch

zur

Belebung geographischer Wissenschaft

für

Lehrer und Gebildete überhaupt.

Von

Dr. Carl Vogel,
Director der vereinigten Real- und Bürgerschulen zu Leipzig.

Zweiter Theil.
Geschichtsbilder.

Leipzig, 1854.
Verlag der J. C. Hinrichs'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Geschichtsbilder.

Von

Dr. Carl Vogel,

Director der vereinigten Real- und Bürgerschulen zu Leipzig.







Zweite vermehrte und verbesserte Auflage.

Leipzig, 1854.

Verlag der J. C. Hinrichs'schen Buchhandlung.



Sr. Excellenz

dem K. Sächs. wirklichem Geheimen Rathe und
Ober-Appellationsgerichts-Präsidenten

Herrn

Dr. von Langenn,

m. h. Orden Großkreuz, Comthur und Ritter

als

Zeichen wahrster und innigster Hochachtung

gewidmet

vom Verfasser und vom Verleger.

Digitized by Google



Vorwort.

Die überaus freundliche Aufnahme, welche man meinen „Naturbildern" (Leipzig, 1842. 3. Aufl., 1852) geschenkt hat, machte mir Muth, ein ähnliches Werk in musivischer Arbeit folgen zu lassen, um auch den historischen Randzeichnungen meines „Schulatlas" (8te Aufl. 1854) ihr Recht zu gewähren. Zur richtigen Beurtheilung des Buches aber erlaube ich mir nur Folgendes zu bemerken.

„Die geographische Wissenschaft kann — nach C. Ritter's tiefwahrer Behauptung *) — des historischen Elementes nicht entbehren, wenn sie eine wirkliche Lehre der irdischen Raumverhältnisse sein will und nicht ein abstraktes Machwerk, ein Compendium, durch welches zwar der Rahmen und das Fachwerk zur Durchsicht in die weite Landschaft gegeben sind, aber nicht die Raumerfüllung selbst in ihrer innern und äußern Gesetzmäßigkeit." Nichtsdestoweniger gleicht unsre Geographie in der Schule und in Schriften noch immer gar zu sehr einer todten Masse und im glücklichsten Falle höchstens einem Landschaftsgemälde ohne Staffage. Wie aber ein bloßes Herzählen der Producte eines Landes, und wäre es auch noch so systematisch und vollständig, noch kein geographisches Landschaftsgemälde macht, eben so wenig kann ein trockener historischer Abriß, den man in die Geographie einlegt, eine hinreichende Vertretung

*) Ueber das histor. Element in der geograph. Wissenschaft. Gelesen in der Akademie d. Wissenschaften in Berlin 1833.

des Menschenlebens in einem solchen Gemälde bilden. Denn auch hier kömmt's nicht auf Namen an, sondern auf Personen, auf Wesen, die Leib und Seele haben, nicht auf Zahlen, sondern auf Ereignisse und Thaten, für welche sich der denkende und fühlende Menschengeist wahrhaft interessiren kann. Daraus aber ergiebt sich schon von selbst, daß nicht die ganze Geschichte in die Geographie hineingezogen werden soll noch kann, sondern eben nur das Charakteristische, was dem kleinern geographischen Raume, dem Lande, sein menschengeschichtliches, humanes Gepräge giebt, wie den größeren Erdtheilen einzelne Pflanzen und Thiere ihre naturhistorische Physiognomie verleihen. Daher ist die Besorgniß, welche man hie und da wegen der Association der Geschichte und Naturgeschichte mit der Geographie hegt, durchaus eitel und grundlos; denn associiren heißt ja nicht absorbiren. So will auch die Geographie nicht die Geschichte selbst sein, sondern nur ihre Trägerin, wozu sie ihrem Wesen nach bestimmt ist. Wer ihr diese Bestimmung abspricht, der nimmt ihr das eigentliche Leben, da die Erde selbst erst als Schauplatz menschlicher Cultur ihre wahre Bedeutung erhält; wer aber auf der andern Seite die ganze Geschichte in die Geographie hineinträgt, nimmt beiden ihre Würde und verdient sich weder von der einen noch von der andern Dank; denn jede Wissenschaft hat ihre eigenen Rechte und Ansprüche, ihr eigenes, abgeschlossenes Feld. Nur die gegenseitigen Beziehungen sollen durch die Association in's Bewußtsein treten, Natur und Menschenleben in ihrer innigen Durchdringung zur Erkenntniß des Geistes gebracht werden; der Selbstständigkeit der einzelnen Wissenschaften aber soll und wird dadurch kein Eintrag gethan werden, noch ihr Charakter verwischt; eben so wenig wie ein Landschaftsgemälde mit historischer Staffage, wie der unübertreffliche Claude Lorrain deren so viele gemalt, — darum aufhört, eine Landschaft zu sein.

Daher versuchte ich es schon in den historischen Randzeichnungen zu meinem „Schulatlas" durch solche einzelne charakteristische Figuren und Gruppen den geographischen Grund und Boden menschlich zu beleben; was aber dort der Zeichner nur andeutete, soll durch das vorliegende Werk weiter ausgeführt werden: zum Bilde soll die lebendige Erläuterung, zum Namen



die Schilderung, zur Zahl das die Ereignisse näher bezeichnende Wort kommen. Die zahlreichen wortgetreuen Auszüge aus den zuverlässigsten Geschichtschreibern aber mögen dem Ganzen die Mannigfaltigkeit einer Gallerie von Gemälden aus verschiedenen Schulen geben. Daß ich dabei meine Quellen und Gewährsmänner genannt, ist nicht nur aus dankbarer Gewissenhaftigkeit geschehen, sondern auch in der Absicht, meine Leser auf dieselben aufmerksam zu machen und sie zu veranlassen, aus ihnen unmittelbar zu schöpfen, weil ich nur Gutes benutzt zu haben glaube, diesem aber eine immer weitere Verbreitung zu wünschen ist, was namentlich von den oft angeführten Schriften E. M. Arndt's und G. B. Mendelsohn's gesagt sein soll.

Daß ich das Buch nicht nur für Schulen und Lehrer, sondern vielmehr für den weiteren Lesekreis der Gebildeten überhaupt bestimmt habe, wird man demselben wohl ansehen. Wer es aber braucht, den soll es anregen, den in der Geographie und Geschichte gegebenen Stoff zu vergeistigen und unter der Schaale der äußern Erscheinung den Kern der lebendigen Idee zu suchen; denn nur auf diesem Wege wird die Vermittelung zwischen Wissenschaft und Leben erreicht, worin allein der gebildete Geist seine volle Befriedigung findet. Aber eben darum bin ich da, wo mir solche Anregung nicht erst nöthig zu sein schien, am kürzesten gewesen, wie ich überhaupt mich möglichst gehütet habe, das Allbekannte noch einmal zu wiederholen; dagegen glaube ich gar manche geschichtliche Persönlichkeit geschildert zu haben, welche man in den gewöhnlichen und am meisten gelesenen Geschichtswerken in gleicher Ausführlichkeit dargestellt vergebens suchen wird.

In Allem endlich habe ich zunächst und zumeist danach gestrebt, nur das wirklich Bedeutende, und namentlich das Reinmenschliche, in welchem Bereiche des Volkslebens es sich auch zeigte — jedoch ohne Berücksichtigung des klassischen Alterthumes und der alten Geschichte überhaupt — zur Anschauung zu bringen; denn nur Solches füllt den Erdraum würdig und befriedigt den forschenden Geist. Die Verbindung und die Uebergänge mußten freilich dem Leser überlassen bleiben, da ja eben nur einzelne Bilder, nicht aber ein Geschichtscompendium, zu geben im Plane lag.

Daß ich bisweilen auch Dichter habe sprechen lassen, wird sicherlich keine Mißbilligung erregen, da es nun einmal Persönlichkeiten und Perioden in der Geschichte giebt, welche ohne Enthusiasmus weder geschaut noch geschildert werden können; der Enthusiasmus aber wird ja unwillkürlich poetisch, und wie die ersten Anfänge der Geschichte in der Dichtung sich verlieren, so verklärt sie sich auch in ihren höchsten Erscheinungen der späteren Zeiten, ja selbst der Gegenwart — man denke an die Freiheitskämpfe der Griechen — in deren Zauberlichte.

Alles Uebrige mag man dem anspruchlosen Buche selbst abfragen. Ich habe demselben nichts weiter mitzugeben, als den Wunsch: es möge sich eben so viele Freunde gewinnen, als sein älterer Bruder, die „Naturbilder," und die heilige Sache der Wahrheit und der Menschheit fördern helfen in Schule und Haus!

Leipzig, im Christmonat 1844.

Dr. B.

Vorwort zur zweiten Auflage.

Dankbar für die überaus günstige Aufnahme, deren die „Geschichtsbilder" in weiten Kreisen sich zu erfreuen hatten, sendet der Verfasser diese zweite Auflage in die Lesewelt hinaus. Zu Veränderungen hat er nur wenig Veranlassung gefunden, obschon er mit Aufmerksamkeit die Stimme der Kritik beachtet, und die Fortschritte der historischen Wissenschaft gewissenhaft verfolgt hat. Die meiste Anregung, die bessernde Hand an einzelne Bilder anzulegen, wurde ihm durch das gründliche Urtheil des Hrn. Dr. Zimmer über seine Arbeit (Bülau's Jahrbb. v. J. 1845. I. S. 364 ff.) gegeben, dessen dankbare Berücksichtigung der Leser leicht erkennen wird. Was dagegen der Fortgang der geschichtlichen Entwickelung im Leben der europäischen Staaten in neuester Zeit mit sich gebracht hat, ist nur eben angedeutet, da weitere Ausführung gerade dieser Partie bedenklich schien.

Möge das Buch auch in dieser neuen Ueberarbeitung freundliche Aufnahme finden und zur Herstellung einer immer innigeren Verbindung der Geschichte mit der Geographie sein Scherflein beitragen!

Leipzig, im August 1854.

Dr. B.

Google

Inhalt.

Seite

I. **Die Staaten des deutschen Bundes** 1

Deutschland's Ehrentempel 47

Halle der Fürsten, Helden und Staatsmänner S. 48. Halle der Dichter S. 73. Halle der Philosophen und Gelehrten S. 78. Halle der Künstler S. 86. Gewerbtreibende und Erfinder. Menschenfreunde S. 89.

II. **Frankreich** 95

Frankreichs Ehrenlegion 128

Schaar der Helden S. 131. Staatsmänner und Gelehrte S. 140. Dichter S. 162. Künstler, Gewerbtreibende und Menschenfreunde S. 167.

III. **Großbritannien und Irland** 172

Die königliche Gesellschaft rc. 202

Die Klasse der Seefahrer S. 203. Staatsmänner S. 206. Feldherren S. 210. Männer der Wissenschaften S. 215. Gewerbtreibende S. 220. Dichter S. 222. Künstler S. 225. Menschenfreunde S. 227.

IV. **Die Niederlande oder Holland** 231

Gesellschaft zum allgemeinen Besten . . 253

Gelehrte und Philosophen S. 256. Dichter S. 260. Maler S. 262.

V. **Scandinavien** 267

Scandinaviens Ehrenmänner 288

Feldherren und Staatsmänner S. 291. Gelehrte S. 293. Skalden-Saal S. 299. Künstler S. 303.

VI. **Rußland** 305

Rußland's große Männer 323

Rußland's Feldherren S. 324. Gelehrte S. 326. Dichter S. 330.

Seite

VII. Die pyrenäische Halbinsel.

A. Spanien 332
Spaniens Grandezza 355
Staatsmänner S. 356. Dichter und Historiker S. 358. Künstler S. 362. Menschenfreunde S. 363.

B. Portugal 366
Portugal's Seefahrer S. 391. Dichter S. 399. Geschichtschreiber S. 401.

VIII. Italien 402
Dante S. 412. Spätere Dichter S. 418. Michel Angelo S. 423. Rafael S. 429. Spätere Maler S. 432. Bildhauer S. 434. Baukünstler S. 435. Kupferstecher S. 436. Tonkünstler 437. Galilei S. 440. Andere Wissenschaftsmänner S. 447. Medieeer S. 450. Kirchenfürsten S. 454.

IX. Die Balkan-Halbinsel 465
Die Eroberung von Konstantinopel S. 468. Suleiman der Gesetzgeber S. 479. Mahmud II. S. 482.
Freiheitskampf der Griechen 484
A. Ypsilanti S. 488. Mark Bozzaris S. 489. Missolunghi S. 491. König Otto S. 495.

Digitized by Google

Geschichtsbilder.

L'histoire n'existe que par la liaison des faits, par leur distribution systematique dans la durée et daus l'espace.

Daunou.

(Cours d'Etudes hist. T. I.)

Schon beim ersten geographischen Unterrichte regt sich bei lebhaften Schülern die Frage: wie sah es wohl ehemals in diesem Lande aus? — und es gehört zur richtigen Auffassung des geographischen Bildes, sich dessen klar bewußt zu werden, daß Städte und andere Menschenwerke nicht gleich alt sind, wie die Berge, Flüsse und Meere. Darum ist es nöthig, etwas Weniges über die Vorzeit des Landes beizufügen.

Herbart,

(in seinen Umrissen z. pädagog. Vorlesungen.)

Digitized by Google



I.

Die Staaten des deutschen Bundes.

Sehen wir das vielfach gegliederte Europa als ein organisches Ganze an, so giebt sich, selbst für das an solche Betrachtungen weniger gewöhnte Auge, Deutschland als vielgeaderter Kern und fester Mittelpunkt, als der Brustkasten, oder als das Herz zu erkennen, und unwillkürlich sucht der denkende und schließende Geist hier alle Grundbedingungen des europäischen Lebens, sei es in der niedern Natur der Pflanzen- und Thierwelt, oder in dem Bereiche des Menschenlebens und seiner historischen Entwickelung. Hat es doch im Norden und N. W. ein weites, vielbuchtiges, wenn auch nicht tief eingeschnittenes Küstengebiet; entsendet es doch nach allen Seiten hin große, tief ins Land hinein schiffbare Ströme; hat's doch im S. sein Alpenland mit seinen Stufen und Abhängen, und im O. und N. O. seine Niederungen und weithin gestreckten Ebenen; nur die weithinaus greifenden Halbinseln entbehrt es, und dieser Mangel eben ist es, welcher es als Binnenland charakterisirt, mehr noch, als seine sonstigen Grenzverhältnisse zu Rußland, Polen, Ungarn, Italien und Frankreich. Unserm Deutschland fehlt, mit einziger Ausnahme der deutsch-dänischen Halbinsel — Holstein, Schleswig und Jütland — fast alle eigentliche großartige Gliederung; das Meer schmiegt sich mehr in flachen Busen und Buchten an seine Nordostküste an, mehr um seine Ströme in sich aufzunehmen, als selbst in sein Inneres einzudringen mit seiner Leben weckenden und Verkehr fördernden Kraft. Nur an der Nordwestküste hat es tiefer eingeschnitten in die nachgiebigen Tiefebenen Alt-Niederlands; darum hat sich dort auch ein deutscher Welthandel ausgebildet, der mit dem Englands in die Schranken treten konnte. — Deutschlands Gliede-

Digitized by Google

rung ist mehr eine innere, durch das festere Element seiner Gebirge bedingte: von dem Rückgrate seiner Alpen gehen in ziemlich deutlicher Verbindung rechts und links Gebirgsketten aus, die in ihrer Gesammtheit ein sehr bedeutendes und umfangreiches Hochland bilden, an welches sich, nordwestlich, nördlich und nordöstlich eine weite, fruchtbare Tiefebene anlegt. So ist Deutschland schon von der Natur als ein doppeltes, ein Hoch= und Niederland, ein Süd= und Norddeutschland *) ausgeprägt; die aber auf den Bergen wohnten, sahen das Licht höherer Cultur und Civilisation zuerst und verkündigten es denen, die in der Ebene wohnten. Ja, Deutschlands Leben strömte von den Bergen, wo seine Eichen, das schöne, bedeutsame Symbol seiner eigenen und einigen Kraft, wachsen; denn „auf den Bergen wohnt die Freiheit," der edle Hort, zu dessen Bewahrung das deutsche Volk vor allen anderen berufen zu sein scheint. Darum stellen sie auch jetzt das hohe Hermannsbild, eine Irmensäule neueren Germanenthums, auf die

---

*) Eben so schön als wahr schildert die Verschiedenheit deutscher Gauen in ethnographischer Hinsicht G. B. Mendelssohn in s. trefflichem Werke „das germanische Europa" (Berlin, 1836.), und wir können uns nicht enthalten, wenigstens einige Züge aus seinem großartig frei und doch auch im Kleinsten genau ausgeführten Gemälde hier mitzutheilen: „In den östlichen und westlichen Marken finden wir vermittelnde Gebiete und Völkerschaften, zweisprachige Mischvölker; nichts der Art an den mittägigen oder mitternächtlichen Gränzen. Da wohnen gerade recht eigenthümlich bezeichnete, in alterthümlicher deutscher Art und Sitte behaltene Stämme auf angeschwemmtem, dem Meere abgewonnenem Boden, wie in hohen Alpengauen; hier oft in nächster Nähe anders redender Völker. . . . . Nord= und Südgränze stehen aber wiederum unter einander in einem entschiedenen Gegensatze, durch natürliche Beschaffenheit nicht mehr, als durch geschichtliche Stellung. Jene ist einer germanischen, zum Theil von da aus germanisirten, klimatisch wenig verschiedenen Welt zugewandt; diese dem romanischen Süden; die erste ist kulturmittheilend, die zweite kulturempfangend." S. 119. Man vergl. damit, was Arndt, selbst ein Norddeutscher, in seiner kleinen, aber gehaltreichen Schrift, der Rhein, Teutschlands Strom, aber nicht T.'s Gränze" (Leipzig, 1813) sagt: „Im Süden von Teutschland ist das Germanische rein und ungemischt geblieben, und dahin muß man wallfahrten, wenn man das ächte Teutsche sehen will; da muß man die reinen germanischen Geister suchen: jene fröhliche Gutmüthigkeit und Frömmigkeit, jene kindliche Unbefangenheit und Natürlichkeit, jenen feurigen Stolz auf Wahrheit und Freiheit, jene freiherzige und freimüthige Geradheit und Derbheit, jenes Unbeschreibliche, Eigenthümliche in Leben, Sprache und Sitte; endlich selbst jenen Schlag der Leiber, jenen Bau der Schenkel und der Brust, jenen Wurf des Haares, jenen Blick der Augen, kurz jene ganze Art und Weise, jenes Anschauliche, aber nicht Beschreibliche, was ein eignes Volk bezeichnet. . . . . Schwaben und Westphalen und die rheinischen Lande muß derjenige besuchen, der die Schlüssel zur Geschichte des teutschen Volkes finden will ꝛc."

Höhe des teutoburger Waldes, einer Vorwarte des südlicher gelegenen Hochlandes, — daß die Enkel dessen stets eingedenk bleiben, von wo der Ruf der Freiheit erscholl und wo das Kleinod deutscher Selbstständigkeit und Unabhängigkeit errungen wurde im Kampfe mit Roms allgewaltiger Macht (im Jahre 9 nach Chr.). Welch ein Leben mag sich damals in den Schluchten und Thälern des Teutoburger Waldes geregt haben, geweckt von dem Schlachtgetöse, von dem Siegesrufe der Germanen und dem Todesgestöhn der römischen Legionen, während der sonst so glückliche römische Kaiser Augustus „wegen germanischer Schrecken" in den Tempeln seiner Götter Bettage anstellen lassen mußte! Wie hell mögen wohl damals die Feuerzeichen aufgelodert haben auf den Berggipfeln Westphalens, Thüringens und Hessens, längs dem Rhein und Main, der Ems und Weser! Denn hier fing das deutsche Volksleben zuerst an zu pulsiren, als ein selbstständiges sich zu regen. Darum achte man die Stätte als eine heilige und jeder deutsche Knabe und Jüngling lerne sie kennen und ihrer Bedeutung nach würdigen! Denn die Hermannschlacht war die erste Scene in dem großen welthistorischen Drama, das mit dem Sturze der für unzerstörbar gehaltenen, aber in sich selbst faul gewordenen Macht Roms durch die jugendlich frischen, noch unverdorbenen germanischen Völkerschaften endigte, welche im vierten und fünften Jahrhundert unsrer Zeitrechnung von allen Seiten zusammenströmten zu gemeinsamem Werke.

Das alte Deutschland dehnte sich über den dritten Theil von ganz Europa aus: fast das ganze neuere Deutschland, Dänemark, Norwegen, Schweden, Finnland, Liefland, Preußen und der größere Theil von Polen waren von den verschiedenen Stämmen eines großen Volkes bewohnt, deren Aeußeres, Sitten und Sprache auf einen gemeinsamen Ursprung deutete und eine auffallende Aehnlichkeit bewahrte *). Gothen saßen bis zum 2. Jahrhundert nach Chr. an der Mündung der Weichsel, in jener fruchtbaren Provinz, wo lange nachher die Handelsstädte Thorn, Elbing, Königsberg und Danzig gegründet worden sind. Westlich von den Gothen breiteten sich die zahlreichen Stämme

*) Gibbon, Geschichte des Verfalles und Unterganges des römischen Weltreichs. Cap. IX. — „Die deutsche Nation ist eine in Völkerdrusen krystallisirte Nation, ein in vielen Facetten geschliffener Edelstein". (Heinr. König.)

der Vandalen aus, an den Ufern der Oder und an der Seeküste von Pommern und Mecklenburg, ursprünglich wahrscheinlich ein großes Volk mit den Gothen, welche letztere schon in ihren skandinavischen Urwohnsitzen in Ost- und Westgothen und Gepiden getheilt gewesen zu sein scheinen. Zu den Vandalen gehörten auch die Heruler, Burgunder, Lombarden und eine Menge anderer kleiner Völker, welche sich später zum Theil zu großen und mächtigen Monarchieen ausbreiteten. Denn sie alle, und mit ihnen im Westen der große Bund der Franken oder Freien, den die Bewohner des Niederrheins und der Weser, die im heutigen Rheinpreußen, Westphalen, Hessen, Braunschweig und Hannover wohnenden Völkerschaften der Cherusker, Chaucer, Katten u. m. a. bildeten, denen sich die zwischen der Oder und Elbe bis zum Main hin hausenden Sueven und Allemannen anschlossen: — sie alle stürmten, aufgerüttelt durch Thatendurst, aber getrieben und geleitet durch jenen höhern Willen, der die Schicksale der Völker leitet und Reiche und Könige erhebt und stürzt, — seit der Mitte des vierten Jahrhunderts (375) gegen die Marken des römischen Weltreiches an, und erschütterten es in seinen tiefsten Grundvesten. Die Wanderlust, die wir im Gebiete des niedern thierischen Lebens periodisch und an den Naturtrieb gebunden erkennen, hatte sich plötzlich der germanischen Völker bemächtigt und mußte in ihnen dem erhabenen Zwecke dienen, dem alternden Staatskörper Europa's neue, frische und unverdorbene Säfte zuzuführen und dadurch dem Evangelium und dem Christenthume den rechten Boden zu bereiten. Denn das ist die hohe Bedeutung der Völkerwanderung und die Bestimmung der deutschen Völker, welche sie bildeten, „daß der kräftige, lebenvolle und saftvolle Wildling, Germane genannt, der rechte Stock war, dem der göttliche Keim für die edelsten Früchte eingeimpft werden konnte." *) Daher ward auch Chlodwig's, des kühnen Frankenherzogs, entscheidender Sieg bei Zülpich (496) sofort ein Sieg des Christenthums in Deutschland, obgleich erst Karl M., der Triumphator mit ewig grünem Lorbeer, diesen Sieg vollendete, indem er das Christenthum zum eigentlichen Kern eines deutschen Weltreiches machte, an dessen Spitze

*) Arndt, Versuch in vergleichend. Völkergesch. (Leipz. 1843.) S. 25.

Digitized by Google

er sich selbst als römischer Kaiser stellte (800). Solchem Plane dachte der edle Enkel Karl Martells nach in seinen Burgen zu Aachen, Nymwegen und Ingelheim; ihn verfolgte er namentlich auch in seinen blutigen Kämpfen gegen die Sachsen, die damals in Westphalen bis zur Weser hin wohnten, — gegen die von Osten herandrängenden slawischen Völker und endlich gegen die Mauren in Spanien. Aus dem großen Ganzen aber, das er geschaffen, rang sich nach seinem Tode durch den Vertrag zu Verdun (843) Deutschland als selbstständiges Reich los. Darum hat auch Karl's M. Bildniß den ersten Platz im großen Bildersaale deutscher Kaisergeschichte, denn er war in mehr als einer Beziehung der Erste; ihm zur Seite aber hängt, ihm ebenbürtig, wie in großartigen Gedanken, so auch in kühner, frischer That, der erste deutsche König *) aus edlem Sachsenstamme **), Heinrich I., der Slawen-Bändiger und Ungarn-Sieger, der Vater Otto's I. der auf dem Lechfelde (955) das Werk vollendete, was jener bei Merseburg begonnen hatte.

Die Schlacht auf dem Lechfelde war ein Kampf auf Leben und Tod, wie fast neun Jahrhunderte später die Leipziger Völkerschlacht: Religion, Sprache, Gesittung und Freiheit, alle die heiligsten Güter des deutschen Volkes standen auf dem Spiele. „Die Ungarn aber kamen in so großer Menge, daß sie sprachen: „„ihre Rosse sollten die Flüsse und Seen austrinken und mit ihren Hufen die Städte zertrümmern; wenn nicht die Erde sie verschlinge, oder der Himmel sie bedecke, so könnten sie nicht überwunden werden."" Aber der HErr hielt Gericht. Sie kamen bis an den Lech und belagerten Augsburg. Bischof Ulrich und Herzog Heinrich riefen den König dringend zu Hülfe. Otto erließ ein allgemeines Aufgebot, die erste Frucht des von ihm

*) In den Urkunden führt zuerst Otto I., der 962 auch die Kaiserwürde wieder herstellte, diesen Namen. S. Pfister, Geschichte der Teutschen. II. S. 50.

**) „Ohne den Beitritt der Sachsen würde in Deutschland Alles fränkisch geblieben sein. Das Jahrhundert, worin sie vorherrschend waren, hat erst dem ganzen Deutschland sein gleichförmiges Dasein gegeben. Indessen ist die fränkisch-allemannische Mundart überwiegend geblieben, die sächsische ist erst aufgekommen. Das letzte Volk, das für den alten Naturglauben gekämpft, hat nun das erste Verdienst um die Aufnahme des Christenthums in Deutschland erworben. Alle Kaiser dieses Stammes haben sich durch ihren Eifer für die Kirche, wie durch ihre Freigebigkeit ausgezeichnet. Als hochherzige Fürsten haben sie in Allem vorgeleuchtet, und nur persönliche Unfälle, frühzeitiger Tod, haben sie verhindert, weiter zu kommen." Pfister a. a. O. II. S. 140.

hergestellten Landfriedens. Von den Sachsen brachte er zwar nur einen kleinen Haufen, weil die Slawen das Land bedrohten; aber von den Franken und Schwaben, auch von den Böhmen trafen zahlreiche Schaaren bei Augsburg zusammen. Herzog Conrad von Franken führte auch eine starke Reiterei ins Lager; seine Ankunft hob den Muth der Kriegsleute, sie forderten laut, in die Schlacht geführt zu werden; denn Conrad war ein kühner Degen und, was bei der Kühnheit selten ist, ein besonnener Feldherr; er mochte zu Fuß oder zu Pferde angreifen, so war ihm nicht zu widerstehen. Daher stand er im Kriege, wie im Frieden in hohen Ehren. — Da gebot der König dem Heere, sich zur Schlacht zu rüsten. Es wurde Fasttag gehalten, Alle bereiteten sich zum Tode und verziehen einander. Der König nahm das Abendmahl öffentlich und gelobte dem heiligen Laurentius, dessen Tag es war, eine Kirche und ein Bisthum zu Merseburg. Bischof Ulrich gab dem Volke den Segen. In acht Haufen wurde das Heer aus dem Lager geführt..... Den fünften führte der König selbst, von den tapfersten Rittern und der auserlesensten Jugend umgeben. Vor ihm her wurde der Erzengel Michael, das Reichspanier, getragen..... Während aber die deutschen Heerhaufen auf dem Lechfelde sich ausbreiteten, setzten die Ungarn auf ihren schnellen Pferden über den Fluß und fielen mit einem Pfeilregen und furchtbarem Geschrei in den Rücken des Heeres. Die Böhmen — die das Gepäck schützten — wurden zerstreut, das Gepäck ging verloren und der ganze Anprall fiel nun auf die Schwaben. Als der König sah, wie sie bedrängt waren, befahl er dem Herzoge Conrad, ihnen mit dem vierten Haufen zu Hülfe zu eilen. Es war ein neues Aufgebot, das zum ersten Mal vor den Feind kam. Vor den Augen der alten sieggewohnten Schaaren schlug Conrad die Ungarn zurück, befreite die Gefangenen und entriß ihnen das Gepäck und die Siegeszeichen. Sobald der Rücken des Heeres frei war, ordnete der König die Schlacht. Voll Zuversicht ritt er vor der Stirne des Heeres, sein Feuerblick durchlief alle Reihen, er rief, wie Cäsar, die Tapfersten mit Namen, als Kriegsgefährten und Waffenbrüder. Nachdem er Allen Muth eingesprochen, nahm er Schild und Schwerdt und die heilige Lanze und drang in die dicksten Haufen der Feinde als Krieger und Feldherr zugleich.

Die kühnsten Ungarn thaten eine Zeit lang Widerstand; als sie aber die Anderen fliehen sahen, kamen sie in Verwirrung und wurden schaarenweise niedergemäht. Ihre Menge war ihnen selbst hinderlich und vermehrte die Verwirrung der Flucht. Der größte Theil des Heeres wandte sich, zum Schrecken der Augsburger, gegen den Lech. Hier wurden sie aber erreicht und eine solche Zahl erschlagen, daß der Fluß mit Blut und Todten angefüllt war. An diesem Tage ward das ungarische Lager erbeutet; am zweiten und dritten wurden die Fliehenden verfolgt; von den vielen Horden sollen nur wenige in ihr Land zurückgekommen sein. Drei ihrer Fürsten wurden gefangen und aufgehängt. Die Zahl der Erschlagenen wird im Ganzen — wohl etwas zu hoch — auf hunderttausend angegeben. In zweihundert Jahren, sagt der alte deutsche Geschichtschreiber Witichind, haben die Deutschen keinen so herrlichen Sieg erkämpft. Er wurde jedoch mit dem Blute vieler Edlen erkauft. Es war ein heißer Sommertag. Als Conrad das Visir öffnete, um Luft zu schöpfen, traf ihn ein tödtlicher Pfeil in den Hals. Er wurde auf Befehl des Königs mit großen Ehren bestattet.... Die geistlichen Fürsten wetteiferten in der Schlacht mit den Anderen: der Bischof von Eichstädt blieb vor dem Feinde; der Bischof von Regensburg lag schon unter den Todten, ermannte sich aber wieder, als ein neben ihm liegender Ungar ihn ausziehen wollte und schlug diesen todt. König Otto wurde von dem Heere als Vater des Vaterlandes begrüßt, und in allen Kirchen hörte man Lobgesänge. — Seit dieser Schlacht sind die Ungarn nicht mehr auf den deutschen Boden gekommen. Die Wanderungen stehen nun auch im Osten von Europa still; die Völker bauen sich an und durch die Nachbarschaft der Deutschen wird Civilisation und Christenthum zu ihnen gebracht *)."

So entwickelte sich unter dem versittlichenden Einflusse der christlichen Religion und Kirche, namentlich seit der Mitte des 10. Jahrhunderts, Deutschland und sein Volk, seinen Eichen vergleichbar: tief in dem festen Boden großer Ereignisse und Erfahrungen, mächtiger Stürme und blutiger Kämpfe wurzelt es; langsam, aber kräftig und gerade steigt sein herrlicher Stamm

*) Pfister a. a. O. II. S. 51 ff.

aufwärts, das Licht suchend, welches von oben kömmt; weithin verbreiten sich seine starken Zweige, schützend und segnend alle die darunter wohnen, daß sie ihrem Glauben, der Wissenschaft, der Kunst, dem Ackerbau, dem Handel, dem Gewerbe und was sonst noch edles Menschenwerk genannt werden mag, leben mögen *); in den grünen Zweigen des herrlichen Baumes aber, da horsten seine Adler und leben seine Sänger schon seit alter Zeit, und ihr Lied schallt hell und klar aus der vollen Brust weit ins ganze deutsche Land und über seine Gränzen hinaus. Gott aber und seiner Männer Kraft und Muth schützen die deutsche Eiche, daß sie Bestand behalte, auch mitten im Sturme, der wohl hin und wieder einen Zweig abreißen und wegführen, dem Stamme selbst aber mit seinen gesunden Aesten nichts anhaben kann, so lange der Wächter, die wahre Vaterlandsliebe, wacht.

Nach dem Erlöschen des sächsischen Kaiserhauses (1024), welches dem deutschen Reiche einen König und vier Kaiser gegeben hatte, hielten die Fürsten, denen die Wahl eines neuen Oberhauptes zukam, gegenüber von Oppenheim am Rhein ihre Berathung; und so verschieden auch anfänglich die Erwartungen oder die Parteien gewesen sein mochten, so erhielten doch bald die Franken das Uebergewicht. Nur konnten die Fürsten nicht einig und schlüssig werden, welchem von zween Brudersöhnen die Ehre zuerkannt werden sollte. Es waren Beide gleiches Namens: Conrad der ältere, Herzog Heinrich's von Franken, und Conrad der jüngere, Herzog Conrad's von Kärnthen Sohn; Beide so hervorleuchtend an Fürstentugenden, in ihren übrigen Eigenschaften aber wieder so verschieden, daß man wünschen mochte, sie in Einer Person vereinigt zu sehen.

---

*) „Dieses große Land ist auch ein reiches Land, reich durch Menschen, Sachen und Arbeiten. . . . Es fehlt diesem Lande der südliche Himmel und die Erzeugnisse und Früchte des Süden, aber alles dessen, was gemäßigte Himmelsstriche hervorbringen, hat es zur Freude und zum Bedürfniß des Lebens die reiche Fülle: Kornbau, Walddau, Viehzucht, Wein, Obst, Holz, von Metallen Eisen, Silber, Kupfer, zur Bekleidung auserlesene Schafheerden und Flachsbau; dazu mancherlei kunstreiche Gewerbe und Fabriken für den eignen Bedarf und für den Absatz in die Fremde: kurz, eine glückliche und genügende Lage, wenn es den Gebrauch dieser Güter zu benutzen und ihre Erhaltung zu sichern versteht." Arndt Vers. in vergleichender Völkergesch. S. 349. Vergl. damit: Pfister Gesch. d. Teutschen. II. S. 118 ff.

„Als die Versammlung der Fürsten in großer Bewegung war, und Conrad der ältere eine zwiespältige Wahl besorgte, weil Stimmenmehrheit noch nicht galt, so trat er zu seinem Vetter mit freimüthiger Rede: „Laß uns einig sein und einander nicht hindern. Auf welchen von uns die Wahl der Fürsten fallen wird, dem soll der Andere auch seine Stimme geben; es ist immer besser, ein Verwandter des Königs zu sein, als daß die Krone an ein anderes Haus komme.“ Dessen war der jüngere Conrad zufrieden und gab seinem Vetter die Hand; dieser aber neigte sich und gab ihm den Friedenskuß. Als die Fürsten diese Vereinigung sahen, setzten sie sich nieder; die Gefolgschaft aber stand in großer Zahl im Umkreise. Nun ging der jüngere Conrad zu den Lothringern, um sich mit diesen weiter zu besprechen. Indessen wurde der Erzbischof von Mainz aufgefordert seine Meinung zu sagen. Da erhob sich der Erzbischof und nannte mit lauter Stimme Conrad den älteren als den Würdigsten zum Throne, unter dem Beifall der übrigen Geistlichkeit. In diesem Augenblicke kehrte der jüngere Conrad zurück. Ueberrascht von dem Vorgange gab er, um Wort zu halten, zuerst unter den Fürsten, als Herzog der Franken, seine Stimme dem älteren Conrad, worauf dieser ihn bei der Hand nahm und neben sich setzen hieß. Nach ihm traten die anderen Herzoge auf und gaben einer nach dem andern ihre Zustimmung, unter mehrmaligem Beifallsruf des Volkes. Nur der Herzog Friedrich von Oberlothringen wollte mit den Seinigen in Unwillen den Wahlort verlassen; doch besann er sich bald eines Besseren und kehrte zurück, um ebenfalls den älteren Conrad als König anzuerkennen *).“ So ward durch Eintracht und Einigkeit eine neue Dynastie — die fränkische — der deutschen Könige und Kaiser und eine neue ruhmvolle Aera des deutschen Reiches begründet; denn, wenn Einer, so muß der Salier, Conrad II. ein „Mehrer des Reiches“ heißen, der nicht nur die Ruhe im Innern befestigte und auch für die Zukunft festzustellen bemüht war durch Erblichkeit der Lehen und den Landfrieden (Treuga Dei); sondern auch seine Gränzen nach Außen erweiterte durch Herstellung einer bleibenden Verbindung der Lombardei und der Kaiserwürde mit dem deutschen Reiche,

*) Pfister a. a. O. II. S. 145.

so wie durch Gewinnung der burgundischen Lande — Arelat und Burgund — nach langjährigem Kampfe, und endlich durch die Wiederunterwerfung von Polen, Böhmen und der Lausitz, anderer nicht zu gedenken. Darum mußte sein Bild auch in unserm kleinen Kaisersaale aufgestellt werden, wenn ihm auch einige der edelsten Züge eines ächten deutschen Fürsten, namentlich der strenge Gerechtigkeitssinn, abgehen. Diese in ihrem vollen Lichte zu zeigen war den Söhnen eines andren edlen, schwäbischen Fürstenhauses noch vorbehalten, dem der Hohenstaufen, welches im Jahre 1138 mit Conrad III., „einem eben so milden als tapferen, verständigen und geraden Fürsten, der es in Allem wohl gemeint", zur Königs- und Kaiserwürde gelangte, in unserer Randzeichnung aber erst durch seinen Nachfolger, den wahrhaft herrlichen und ritterlichen Friedrich I. Barbarossa vertreten ist. Ein ganzes, durch und durch deutsches Heldengedicht in Einer Person! Denn schon seine Zeitgenossen umkleideten ihn mit dem Zaubermantel der Poesie, dadurch andeutend, daß sein ganzes Sein und Thun weit über das Gewöhnliche und Bekannte hinausrage. Daher erkannten auch die nach Conrad III. Tode im Jahre 1152 in Frankfurt a. M. versammelten Herzöge und Erzbischöfe nach kurzer Vorberathung einstimmig ihn als den würdigsten zur Krone, dem keiner der Fürsten verglichen werden konnte, als etwa Heinrich der Löwe, Herzog zu Sachsen, der jedoch wegen seiner Jugend zurückstand. Und so empfing Friedrich, dreißig Jahre alt, drei Tage nach der Wahl, zu Aachen durch den Erzbischof Arnold von Cöln, die Krone Karl's M., den er überhaupt in seinen wichtigsten Bestrebungen als Muster vor Augen hatte. Schaut nun sein Bildniß, wie es den Mann zeigt in der Kraft und Blüthe seiner Jahre!

„Friedrich, als Kaiser der Erste dieses Namens, hatte einen starken, wohlgebauten Körper, etwas mehr als mittlere Größe, einen festen, stolzen Gang, eine männliche Stimme, in seiner ganzen Person Würde und Hoheit. Seine Haare waren kurz, etwas kraus und röthlich, daher er Rothbart, von den Italienern Barbarossa genannt wurde; er hatte eine weiße Haut, schöne Zähne, blaue, glänzende Augen, einen heitern und der innern Kraft sich gleichsam bewußten Blick. Sein Gang war fest, die Stimme rein, der Anstand männlich und würdevoll, die

Kleidung weder gesucht noch nachlässig. Keinem stand er auf der Jagd und in Leibesübungen nach, Keinem an Heiterkeit bei Festen: nie aber durfte der Aufwand in übermäßige Pracht, wie die gesellige Lust in Völlerei ausarten. Im Ganzen Herr seiner Leidenschaft, nie von Wollust, selten vom Zorn überwältigt, bewies er sich in seinen Unternehmungen fest, muthvoll, klug. Ungeachtet großen Feldherrntalentes sah er im Krieg immer nur ein Mittel für den höheren Zweck, den Frieden. Furchtbar und streng zeigte er sich gegen Widerstrebende, wie er streng war gegen sich selbst, versöhnlich gegen Reuige, herablassend gegen die Seinigen; doch verlor er weder in der Freude noch im Schmerze jemals Würde und Haltung. Sein Verstand war durchdringend, sein Gedächtniß außerordentlich, so daß er Jeden, den er einmal gesehen, wieder erkannte. Gern hörte er Rath; die Entscheidung aber kam, wie es dem Herrscher gebührt, stets von ihm selbst. Voll Ehrfurcht gegen die Religion und ihre Diener unterschied er doch genau die falschen Anmaßungen dieses Standes von seiner wahren Bestimmung und trat den übertriebenen Forderungen der Kirche mit Nachdruck entgegen. Seine Kenntnisse konnten in jener Zeit und bei der mehr weltlichen Richtung seines Lebens, nicht sehr umfassend sein, doch verstand er Lateinisch und las gern und fleißig die römischen Schriftsteller und die Geschichtsbücher seines Oheims, des Bischofs Otto v. Freisingen, und blickte auf fremde Vorbilder mit derjenigen Bewunderung und Begeisterung hin, welche selbst ein Zeichen der Tüchtigkeit ist. Wohlredend in seiner Muttersprache liebte er die alten Heldenlieder, und bewies sich auch hierin als einen ächten und treuen Sohn seines deutschen Vaterlandes, den ebenbürtigen Nachfolger Karl's des Großen. — Also war er in Allem schon der Erste, eh' er die Krone empfing, und blieb es so lange er sie trug; dessen ist die Geschichte seiner Regierung Zeuge; und obschon man ihm den zweideutigen Namen des Großen nicht gegeben, so ist er doch von keinem der anderen Kaiser übertroffen, es sei an heller Einsicht, Kraft, Entschlossenheit, oder an standhafter Ausdauer und wahrem Heldenmuth, wozu denn auch das Glück einer langen 40jährigen Regierung gekommen ist *)."

*) Nach F. v. Raumer's Gesch. d. Hohenstaufen. Th. II. S. 5 d. 2. Aufl. und Pfister a. a. O. II. S. 358 ff.

Was hat aber Friedrich I. in diesem Zeitraume vollbracht? — Vergegenwärtigen wir es uns in den wesentlichen Momenten zur Vervollständigung seines Bildes! „So groß und mannigfaltig die Aufgabe, so vielseitig der Widerstand und die daraus hervorgegangenen Verwickelungen, so hat doch Friedrich I. sein selbstgesetztes Ziel unverwandt im Auge behalten und in den Hauptsachen erreicht. Wenig oder Nichts fand er dazu vorbereitet, Einiges sogar von seinen beiden Vorgängern (Conrad III. und Lothar II.) nachgegeben, was die Salier so standhaft behauptet hatten. Zur Herabwürdigung der Krone wirkten Papst und Stände zusammen; Italien war im Begriff sich loszureißen. Um hier mit Nachdruck auftreten zu können, das Kaiserthum in seiner ganzen Würde herzustellen, und die Verbindung aller Nebenlande vom mittelländischen bis zum Ostmeer zu erhalten, mußte vor Allen in Deutschland selbst durchgreifende Ordnung gebracht werden. Die innere Eintracht wollte Friedrich zuerst auf Freundschaft mit dem welfischen Hause gründen, die er schon vor seiner Thronbesteigung eingeleitet hatte. Heinrich der Löwe, sein Vetter und Liebling, der mächtigste Fürst Deutschlands, sollte die Stütze des Thrones sein. Er sah ihm darum Vieles nach. Je versöhnlicher aber in Deutschland, desto strenger war Friedrich dagegen in Italien. Gehorsam forderte er von den Lombarden und Römern. Dann legte er die Waffen nieder und ließ die Gesetze sprechen. Er wollte aber in Italien so wenig als in Deutschland als unumschränkter König gebieten, sondern überließ dem Reichstage die hergebrachte Berathung. Auch war es nicht seine Meinung, alle Länder unter einerlei Form zu bringen, vielmehr ging er in die eigenthümlichen Rechte eines jeden ein. . . . . Aber indem Friedrich die alten Kaiserrechte in Rom wieder herstellen will, beginnt der Kampf. Auf die Einheit der deutschen Kirche vertrauend, tritt er mit männlicher Freimüthigkeit gegen den Papst auf, durchbricht mit gewaltiger Hand jeden Widerstand, und Mailand büßt sein Bündniß mit dem römischen Stuhle in Schutt und Trümmern. Man hat ihn hier der Härte beschuldigt; aber er erwiderte bei weitem nicht das, was die Mailänder gegen ihn thaten; er ließ den Waffen ihren Gang, und den Urtheilsspruch gab nicht er, sondern die lombardische Reichsversammlung, Mitstände von Mailand. Folge für die

deutschen Reichsverhältnisse war neue Nachsicht gegen Heinrich den Löwen, aber zugleich auch Ernst gegen Bischöfe und Fürsten, welche ihn verlassen wollten; denn es lag ihm Alles daran, die Einheit zu erhalten. Nachdem er vergeblich friedliche Mittel in Italien versucht, kommt er abermals mit überlegner Macht und führt als Sieger den Papst Paschalis III. in Rom ein; weder die Lombarden noch die Normannen (in Apulien) schienen widerstehen zu können. Da sah er sein Heer durch Seuchen vernichtet. Auf dem Rückwege von den Lombarden verfolgt, opfert er ihre Geiseln als Nothwehr seines Lebens. In Deutschland fallen ihm viele Besitzungen zu; er geräth aber in Spannung mit Heinrich den Löwen. Ein neuer Feldzug in Italien scheint zum Frieden zu führen, zu welchem Friedrich stets geneigt war; aber von den Lombarden getäuscht, von Heinrich den Löwen verlassen, erlitt er in der unvermutheten Schlacht bei Legnano (1176) die einzige Niederlage in seinem Leben. Dieses Unglück erneuerte in Friedrich mildere Gesinnungen für Italien und es gelang ihm auf dem Wege der Verhandlungen die Partheien zu trennen. Nach dem venetianischen Frieden (1177) kehrte er seine ganze Strenge gegen Deutschland; doch erlaubte er sich keine persönliche Rache gegen Heinrich den Löwen, sondern ließ ihn nur keinen Beschützer mehr an ihm finden gegen die längst seiner Uebermacht zürnenden Stände. Nach der endlichen Demüthigung des welfischen Hauses (1180) — und in ihm aller übermächtigen Vasallen — folgt überall Versöhnung. Mit einiger Nachgiebigkeit gegen die lombardischen Städte wird ein fester, für den Kaiser immer noch günstiger Friedensvertrag zu Costanz geschlossen. Mainz, zuvor wegen Aufstandes gegen seinen Erzbischof bestraft, sieht den Reichstag und das Kaiserhaus in seiner ganzen Herrlichkeit. Die Erbin von Sicilien wird dem ältesten Sohne vermählt, und die Mailänder, vorher die heftigsten Guelfen, bitten den Kaiser, das Hochzeitfest in ihren Mauern zu halten. — So hat Friedrich I. sein Ziel, Versöhnung, Einheit und Friede im Reiche, errungen, und es zeigt seine Regierung selbst ein solches ineinandergreifendes Ganze, wie es nur in seinem hellen Kopfe und großen, warmen Herzen entstehen konnte. Die Hingebung des fast siebenzigjährigen Greises aber für die Eroberung des heiligen Landes (1189) und sein wahrhaft

ritterlicher Tod im Seleph, erscheint auch in dieser Beziehung als die Krone seines Werks *)." Fügen wir zu dem Allen noch hinzu, daß unter diesem Kaiser und durch ihn, dessen Reich sich von den Küsten Siciliens bis zu der Ostsee erstreckte, der Ritterstand des Adels, als eine neue Mittelmacht zu Gunsten des Thrones, zu seiner höchsten Blüthe gelangte, und daß dazu die Dichtkunst, von jeher der veredelte Ausdruck des öffentlichen Lebens der Deutschen, von ihm geliebt und geschützt, wesentlich mitwirkte, so daß Friedrichs Hof die edelsten Ritter und Minnesänger, welche die Nation begeisterten, in sich vereinigte: so ersteht in unserer Seele ein so erhabnes Bild, daß es sich unwillkührlich von der Wirklichkeit losreißt und zum Heldengedichte gestaltet, um nur seines Fortlebens, wie es die Sage vom Kyffhäuser verkündet, gewiß und sicher zu sein.

In dieser Zeit reicher Aussaat für deutsches Volksleben entwickelte sich auch der Keim des städtischen Gemeinwesens, belebt durch die Lebensquellen des Handels und der Gewerbe, welche sich, namentlich seit den Kreuzzügen, reicher als jemals vorher nach allen Seiten ergossen. Denn die deutschen Städte, deren Ursprung in verschiedene Zeiten fällt, deren raschere Entwickelung aber mit der Regierung Kaiser Friedrich's I. beginnt, hatten öfter Schutz als Widerstand bei den Hohenstaufen gefunden, weil beide einander in den sich immer wieder erneuenden Kämpfen gegen die Anmaßungen der mächtigen Vasallen und der Geistlichkeit nur allzu oft bedurften. Als nun aber nach dem Tode Friedrich's II. und in den unglückseligen Wirren, die ihm folgten und welche man eben so gut Anarchie als Interregnum nennen konnte — das Ansehen des Staatsoberhauptes ganz dahin schwand, standen die einzelnen deutschen Städte nicht blos den Herzogen und Fürsten, den Erzbischöfen und Bischöfen gegenüber fast ohnmächtig und hülflos da, sondern selbst einzelne Adliche und Raubritter durften von ihren festen Schlössern aus den handeltreibenden Bürgern das ärgste Uebel anthun, ohne daß Mittel und Wege vorhanden waren, sich an ihnen zu rächen oder sie zu bestrafen **). Da einten sich, wohl nicht ohne Erinnerung an den Vorgang ihrer lombardischen Schwestern, und

*) Pfister a. a. O. II. S. 442 ff.
**) v. Raumer a. a. O. IV. S. 367.

eingedenk des Wahlspruches: „Eintracht schafft Macht", die Städte des deutschen Reiches unter einander zu zwei großen Bündnissen: an den Küsten der Nord- und Ostsee, in den Niederungen längs der Weser, Elbe, Oder und Weichsel erstand die Hansa (um's Jahr 1241) und im Westen, zunächst am Rhein und den angränzenden Gauen der Städtebund, welcher die gleichzeitige Theilnahme an dem erstern nicht ausschloß, obgleich ihre Zwecke theilweise verschieden waren; denn dort lag der Handel, hier die Herstellung und der Schutz des Landfriedens vorzugsweise in den Absichten der Verbündeten. — Der Ursprung der in so kurzer Zeit zu so hoher Macht und Bedeutung erblühenden Hansa *), in so fern er aus der Verbindung mehrerer deutschen See- und Handelsstädte hervorging, ist wahrscheinlich in das dreizehnte Jahrhundert zu setzen, obgleich ein bestimmtes Jahr nicht anzugeben ist, so sehr man auch gewohnt ist, den Vertrag zwischen Lübeck und Hamburg im Jahre 1241 als den eigentlichen Anfangspunkt anzugeben. Gewiß ist nur, daß seit dem Anfange dieses Jahrhunderts mehrere einzelne niederdeutsche Städte und Genossenschaften sich mit einander verbanden, daß gegen das Ende desselben eine Verbindung zwischen mehreren zum Schutze und zur Ausdehnung ihres Handels zuverlässig bestand und daß die Zahl der Verbündeten stets zunahm. Es ist aber auch nicht minder gewiß, daß, laut der noch vorhandenen Urkunden, diese Verbindung bei weitem nicht von dem Umfange war, welchen sie später erreichte. Es ging offenbar mit dem hanseatischen Bunde, wie mit so manchem Andern: klein war der Anfang, rasch der Fortgang und erstaunenswerth sein Glück, als die Umstände die Verbundenen begünstigten und diese dieselben mit Klugheit und Umsicht zu ihrem Vortheile zu benutzen wußten. Sie, die zuerst in Niederdeutschland in eine städtische Verbindung sich einließen, welcher andere nachher beitraten, sie ahneten es nicht und konnten es nicht ahnen, daß daraus in der Folge der Bund hervorgehen würde, welcher den Handel auf zwei Meeren dictatorisch lenken, Königskronen nehmen und geben und — wie die englisch-ostindische Compagnie unserer Zeit —

*) Ueber die Etymologie dieses Namens hat man viele kühne Vermuthungen aufgestellt; doch ist seine Bedeutung als **Handelsgilde, Corporation und Gesellschaft** schon in den frühesten Zeiten ihres Bestehens gewiß.

ganze Reiche an sein Joch fesseln konnte. Wie sehr die Gunst der geographischen Lage, namentlich der niederdeutschen Städte, die ihnen einen größern Kreis für ihre Thätigkeit gewährte, und demnächst das Zusammentreffen großer welthistorischer Ereignisse, besonders der Kreuzzüge und der ersten Colonisirung der jetzigen russischen Ostseeprovinzen dazu fördernd mitwirkte, bedarf wohl kaum erst noch des Nachweises *). Es waren aber die hansischen Städte, deren Anzahl — wenn wir diejenigen, die nicht jährlich, sondern nur in Fällen der Noth zu Beiträgen und Dienstleistungen verpflichtet waren, nicht zählen — sich auf 85 belief, zur Zeit der Blüthe des Bundes folgende: Anclam, Andernach, Aschersleben, Berlin, Bergen (in Norwegen), Bielefeld, Bolsward (Friesland), Brandenburg, Braunsberg, Braunschweig, Bremen, Buxtehude, Campen, Colberg, Cöln a. Rh., Coesfeld, Cracau, Culm, Danzig, Demmin, Deventer, Dörpt (Dorpat), Dortmund, Duisburg a. Rh., Eimbeck, Elbing, Elburg (in Geldern), Emmerich a. Rh., Frankfurt a. d. O., Golnow (Pommern), Goslar, Göttingen, Gröningen, Greifswalde, Halle, Halberstadt, Hamburg, Hameln, Hamm, Hannover, Harderwyk (Geldern), Helmstädt, Herford (Westphalen), Hildesheim, Kiel, Königsberg (in Preußen), Lemgo, Lippstadt, Lübeck, Lüneburg, Magdeburg, Minden, Münster, Nymwegen, Nordheim, Osnabrück, Osterburg (in der Mark), Paderborn, Quedlinburg, Reval, Riga, Rostock, Rügenwalde, Rurmond, Salzwedel, Seehausen (in der Mark), Soest, Stade, Stargard, Stavern (Friesland), Stendal, Stettin, Stolpe, Stralsund, Thorn, Venlo, Uelzen (Hannover), Unna, Warburg, Werben (Mark), Wesel, Wisby, Wismar, Zütphen und Zwol (in Geldern). Diese Gesammtzahl theilte man in vier Classen oder Quartiere: I. das der wendischen und pommerschen Städte, mit der Quartierstadt Lübeck; II. das der clevischen, westphälischen, gelderischen und oberysselschen Städte, deren Quartierstadt Cöln am Rhein, III. das der sächsischen Städte, mit der Quartierstadt Braunschweig, und IV. das der preußischen und liefländischen Städte, mit der Hauptstadt Danzig **). Dazu kommen die vier großen Handels-Factoreien zu London,

*) S. Sartorius Gesch. des hanseat. Bundes. I. S. 70 ff.
**) S. Willebrand hans. Chronik. S. 13 ff.

Brügge, Nowgorod und Bergen. — Wie der Bund hervorgegangen war aus dem richtigen Gefühle, daß gegen ungesetzliche Macht und Willkühr nur Einigkeit, auf dem Grunde des Gesetzes und der Ordnung beruhend, sichere Schutzwehr sei und zu festem Wohlstand führen könne, so sank er auch, einem Barometer vergleichbar, in demselben Maaße, in welchem der Sinn für Eintracht, das Festhalten einer Idee zum Besten des Ganzen, aus dem Leben der deutschen Städte und Staaten schwand, bis er endlich unter dem Alles auflösenden und ertödtenden Einfluß des dreißigjährigen Krieges und der damit zusammenhängenden Verhältnisse im Jahre 1669 erstarb; denn was die drei neuern Hansestädte, Bremen, Hamburg und Lübeck, denen noch zuweilen Danzig sich zugesellte, später noch unternommen, das war etwas dem alten Bunde ganz Fremdes. „Geräuschlos hatten sich die ersten Elemente des schönen, für Deutschlands Entwickelung so wichtigen Bundes zusammengefügt, geräuschlos lösete er sich auf. Niemand aber konnte darüber erstaunen; jeder Verständige mußte dies Ende längst erwartet haben. Wie der Freund dem leidenden Freunde, der vergebens der Gewalt des Todes widerstrebt, eine schnelle und sanfte Befreiung von allen Qualen wünscht; so mußte jeder, der diesem Bunde wohlgewollt, seiner eignen Ehre wegen, ihm ein gleiches Schicksal gönnen. Niemand konnte mehr helfen, denn eine allgemeine Ohnmacht drückte bleiern auf das Ganze. — Der Weltgeist schritt und schreitet fort, unbekümmert um die Klagen und den Untergang des Einzelnen; darum wanke aber auch in den stürmvollsten Tagen der Glaube nicht, daß er über dem Ganzen walte *).“

Diese schönen, eben so viel Wahrheit als Trost und Beruhigung enthaltenden Worte mögen uns die Rückkehr in unsern Kaisersaal anbahnen, den wir nach der Betrachtung des erhabnen Bildes Friedrich's von Hohenstaufen auf kurze Zeit verlassen haben, weil es eben nach dieses großen Fürsten Tode unheimlich und gespensterhaft wurde. Denn ein finstrer Geist ging durch der Hohenstaufen Haus, bis es endlich in Conradin's Blute (1268) versank, und Deutschland einige Zeit versumpfte in ohnmächtiger Anarchie (seit der Mitte des 13. Jahrhunderts) und Schatten-

*) G. Sartorius a. a. O. III. S. 648.

kaiser an die Stelle der wirklichen traten. Die Noth war groß, aber auch die Hülfe nah! Das fühlen wir dankbar, indem wir vor das Bild **Rudolph's von Habsburg** treten, der die Gespenster bannte, den versumpften Boden reinigte zu neuer Cultur und so der „**Wiederhersteller deutschen Reiches**" wurde. Solch' ein Bild, wie wir es dem Leben ähnlich von der Hand der Liebe in Stein mit vieler Kunst gehauen im Dom zu **Speier** auf Rudolph's Gruft finden *), ruft uns ein lautes „Sta viator! Stehe Wandrer!" zu, und wir verweilen gern, den Herrlichen zu betrachten, welchen schon seine Zeit einen von Gott gesandten „Erlöser" nannte. Vergegenwärtigen wir ihn uns erst leiblich, wie ihn ein alter Chronist beschreibt, der ihn mit eignen Augen gesehen: „Er war ein Mann lang von Statur, maß sieben Schuh in die Länge, war mager, hatte ein kleines Haupt, ein blasses Antlitz, eine lange Nase und wenige Haare. Wenn er sprach, gewann er Zutrauen bei Allen, die ihn hörten, durch die ihm inne wohnende Freundlichkeit und Milde, deren Abglanz seine Worte waren, selbst beim ernsten Richteramt **)." Denn eben dadurch steht Rudolph über den Meisten, daß er seinen Arm zum Schutze der Hülflosen erhob, daß seine Fehden nicht auf Unterdrückung der Nachbarn, sondern auf Zusammenbringung der zerstreuten Familiengüter und Lehen gerichtet waren,

*) „Nun war ein kunstreicher Steinmetz zu Speier, der hatte wohl schon längst aus einem Marmorsteine ein sauberes und reines Bild des Königs schön gehauen. Wer das wollte schauen, der mußte ihm zugestehen, daß er nie ein Bild hätte erblickt, einem Manne so gleich; denn so der kunstreiche Meister irgend einen Mangel fand, so lief er sogleich, daß er den König sah, und nahm darnach die Gestalt ab, die er dort dem Bilde gab. So gar sehr hatte der Meister des Königs Gestalt in sein Herz geprägt, daß er die Runzeln an seinem Antlitz zählte, und sie genau sich merkte. Als nun das Bild vollendet war, wie sich's der Meister vorgenommen hatte, da geschah es, daß der Kaiser, der mit den Jahren immer mehr Gebrechen fühlte, in sein Gesicht eine Runzel mehr bekam. Das wurde dem Meister kund gethan; alsbald machte er sich auf den Weg und lief nach Elsaß, wo er wußte, daß gerade Rudolph war. Da erkannte er durch eignes Anschauen, daß es wirklich so war, wie man ihm gesagt hatte. Stracks kehrte er wieder zurück nach Speier, warf das Bild nieder und machte es von Neuem dem Könige gleich. Dieser Stein wurde nun die Decke des Grabes, in das die irdischen Ueberreste des guten Königs der Deutschen eingesenkt wurden. Aus dem Sturme der Alles zerstörenden Zeit aber hat sich dieser Stein gerettet, der über des edlen Königs Grab gelegt ward." S. Geschichte Rudolph's von Habsburg. Königs der Deutschen, dargestellt nach urkundlichen und meist gleichzeitigen Quellen von O. F. G. **Schönhuth**. (2 Bde. Leipzig bei Fr. Fleischer, 1844). II. S. 218.

**) Chron. Colmar. P. II.

und daß er auch darin immer bereit war, die Schiedsrichter zu hören. Die großen Prälaten behandelte er nach den Kriegsgesetzen, als Fürsten, die ihre Macht mißbrauchten; der Kirche aber und ihren würdigen Dienern bewies er solche Achtung, daß er einst einem armen Priester, der mit dem Sacrament zu einem Sterbenden eilend, an einem angeschwollenen Bache aufgehalten war, sein eignes Pferd zum Uebersetzen gab und solches nicht mehr zurücknahm, weil es nach solchem Dienste nicht wieder zum gewöhnlichen gebraucht werden sollte: ganz wie ein Dichter seiner Zeit, Ottokar von Horneck ihn in folgenden wenigen Zeilen schildert:

„Rudolph was (war) mild genug,
Zu Urlug (Krieg) witzig und klug,
Mänlich in harten Kraisen (Nöthen),
Ein Schirmer Wittib und Waisen,
Gut und gemeiner (unpartheiischer) Richter.
Auch sag ich, daß er wär
An Treuen fest und ganz.
Wahrheit, aller Tugend ein Kranz,
Seinem Haupte obt (oben schwebt),
Bescheidenheit sich ihm lobt (zusagt)
Zu stetem Tagesind (Tagesdienst);
Den Sanften gut, den Uebeln swind (scharf),
Erbarmung übt er, die man soll;
Weib und Pfaff hätt' (hielt) er wol
Und ehrt' er, das was ritterlich *)."

Und daß kein charakteristischer Zug zum Bilde des ächtdeutschen Mannes in ihm fehle, sei's nicht verschwiegen, daß König Rudolph auch den heitern Scherz und harmlose Kurzweil liebte, die liebliche Blüthe eines reinen Herzens in der Hütte wie auf dem Throne. Weil er aber gerade auf dem letztern so selten zu allgemeinerer Kunde kömmt, so mag hier, statt des vielen Ernsten, welches wir aus Rudolph's Leben den Geschichtsschreibern nacherzählen könnten, ein lustiger Schwank ein Plätzchen finden, da er des großen Mannes nicht nur nicht unwürdig ist, sondern vielmehr einen tiefen Blick in den Reichthum seines Gemüthes thun läßt. Es war im Anfang des Jahres 1288, als der König Rudolph am Rheine hausete und nach Boppard und Mainz kam, um dort die Klagen der damals hart verfolgten Juden zu

*) Bei Schönhuth a. a. O. II. S. 220.

hören und zu schlichten. Von der Zeit seines Aufenthaltes in der letztgenannten Stadt erzählen nun die Chronisten, „daß eine Kälte geherrscht habe, wie man kaum sich denken konnte: der Wein in den Bechern gefror in den Kirchen, oder während er auf dem Tische stand. Eines Tages aber war die Kälte so groß, daß selbst dem Könige in seiner Herberge nicht recht warm werden wollte. Gegenüber war ein Bäckerladen, wo es glühende Kohlen gab. Schnell zog der König nur ein einfaches Wams an und ging hinüber, um sich nach den Kohlen umzusehen. Da redete ihn die Bäckerin, welche nicht wußte, daß es der König war, mit heftigen Worten an und sprach: „„Soldaten müssen sich nicht zu den armen Weibern machen!““ Der König antwortete ganz demüthig dem Weibe und sprach: „„Liebe Frau, laßt Euch nicht ärgern wegen meiner Gegenwart; ich bin ein alter Soldat, habe alle meine Habe im Dienste des lumpigen Rudolph's vergeudet und nun läßt er mich darben.““ Das Weib sagte: „„Folget nur Eurem hungrigen König Rudolph, welcher alle Lande verheert und alle Armen ausgesaugt hat.““ Der König fragte die Frau: „„Was hat er denn Böses gethan?““ So arg als möglich über den König schmähend und schimpfend und mit großer Bitterkeit des Herzens antwortete sie: „„Ich und alle Bäcker dieser Stadt sind durch ihn so sehr in Armuth gekommen, daß wir gegenwärtig auf keine Weise mehr zu dem Vermögen kommen können, was wir zuvor besessen.““ Zuletzt fügte sie hinzu: „„Packt Euch, Herr, denn Ihr hindert uns nur an unserm Geschäfte!““ Der König machte im ersten Augenblicke keine Miene, dem Weibe wegen ihres Schimpfens auszuweichen; darüber ärgerte sich das Weib über die Maßen; sie nahm ein Gefäß mit Wasser, schüttete es über die Kohlen und richtete das Kleid des alten Soldaten oder Königs auf die schändlichste Weise zu. Jetzt nahm dieser die Flucht und eilte, was er konnte, in seine Herberge zurück. Als er dort nun einige Stunden später an der Tafel saß, da gedachte der König all der Gutthaten, die ihm die Bäckerin erwiesen, und trachtete danach, wie er sie ihr wieder vergelte. Er ließ die Wirthin kommen und sprach zu ihr: „„Nehmet jene Schüssel voll Fleisch und bringet sie Eurer Nachbarin von dem alten Soldaten, der ihr danken lasse dafür, daß er sich in der Frühe so gut an ihren Kohlen



habe wärmen dürfen."" Hierauf erzählte der König, wie die Bäckerin ihn geschmäht und geschimpft hatte, und erregte dadurch bei Allen ein großes Gelächter. Jetzt erfuhr auch die Bäckerin, daß der König es gewesen, den sie gescholten hatte, und es that ihr gar sehr leid: sie machte sich schnell auf, trat vor den König und bat ihn fußfällig, er möchte ihr doch das Unrecht verzeihen, welches sie ihm angethan habe. Der König aber wollte sich erst dann dazu verstehen, ihr zu verzeihen, wenn sie ihn jetzt vor aller seiner Gäste Ohren auf eben die Art wieder schimpfte, wie sie zuvor unter vier Augen gethan habe. Das that denn auch die Frau und erfüllte so treulich, zur Kurzweil aller Anwesenden, den Willen ihres gnädigen Herrn *)." — Derselbe Fürst aber, der so heiteres Scherzspiel liebte und übte, war des Reiches ernster Hüter und Mehrer auf dem Richterstuhle, wie auf dem Schlachtfelde, und übte mit rastloser Thätigkeit bis in sein spätes Alter das Königsamt in Handhabung des Rechtes und des Friedens. Darum schützte er die Städte in ihren Freiheiten, züchtigte die Räuber, die von ihren Felsennestern aus die Ehre des Ritterstandes schändeten und den freien Verkehr des Handels gefährdeten, und hob und sicherte das königliche Ansehen durch die Gründung einer ansehnlichen Hausmacht. In allen diesen dem edlen Hohenstaufen ähnlich, ist er es auch in seiner Liebe zur Sprache seines Volkes — die seit ihm auch in Urkunden statt der bis dahin üblichen lateinischen gebraucht wird — und in der Freude an der edlen Dichtkunst. Zwar verhallen zu seiner Zeit die ächten Minnesänger, — denn bald nach seinem Tode bestatteten die Mainzer Frauen den letzten derselben, Heinrich Frauenlob, und übergossen sein Grab mit Wein —; doch fehlte es ihm nicht an Sängern seiner Thaten, die in Gemeinschaft mit tüchtigen und zuverlässigen Geschichtsschreibern seinen Ruhm verkündet haben allen Zeiten. — Leider aber erbten die hohen Tugenden, die sein Bild schmücken mit unvergänglicher Zier, namentlich seine Offenheit und Gerechtigkeitsliebe nicht fort auf die, welche ihm durch Blutsverwandtschaft die Nächsten waren, wie überhaupt König Rudolph in seiner Familie sehr unglücklich war. Daher konnte er es auch durch alle seine Be-

*) Schönhuth a. a. O. 2. Th. S. 102 ff.


BIBLIOTECA NAZIONALE V.E. ROMA

mühungen nicht erlangen, seinen ältesten Sohn Albrecht zu seinem Nachfolger gewählt zu sehen; denn man fürchtete den einäugigen, finstern, versteckten Sohn eben so sehr, als man den männlich schönen, freundlichen, offnen und geraden Vater liebte, der ohne die Gewißheit, seiner Familie die Erbfolge auf dem deutschen Königsthrone gesichert zu sehen, in die Gruft stieg (1291). Erst nachdem der ritterliche Adolph von Nassau vor seinen Augen, vielleicht sogar durch seine Hand erschlagen worden, konnte Albrecht seine Wahl zum deutschen König durchsetzen (1298). Allein die Blutsaat brachte ihm auch blutige Erndte, welche aufwuchs unter den Stürmen des Streites mit den Fürsten der Kirche und des Reiches; neben der blutigen Wahlstatt aber, wo der ländergierige, nach Herstellung einer unbeschränkten Militairmonarchie strebende Sohn Rudolph's seinen Tod durch Meuchelmörder Hand fand — bei Rheinfelden im Aargau — pflanzte die Freiheit ein Panier auf, das noch heute weht auf den Höhen und in den Thälern der Schweiz, wenn auch nicht mehr im ursprünglichen Glanze, weil nicht immer Einigkeit und Vaterlandsliebe — die nur das Wohl des Ganzen sucht — es schirmten und wahrten gegen die nimmer rastenden Einflüsse feindlicher Mächte. Wer der erste gewesen, der jenes Panier aufgepflanzt, mag unsere in tiefen Forschungen sich ergehende und gefallende Zeit nicht mehr sagen, — so lange auch Wilhelm Tell's Name als solcher genannt worden ist, — fast als wollte man eine so herrliche Gabe nicht einem Einzelnen verdanken, oder als könne und dürfe alles Große nur gleichsam im Blumentopfe der Poesie und Sage vor die Augen der spätern Geschlechter gebracht werden. Nun, mag Tell und seine That Wahrheit oder Dichtung sein, die drei Männer auf dem Rütli — Werner Stauffacher, Walter Fürst und Arnold Melchthal — (im Novbr. 1307) sind sicherlich Fleisch und Blut. An einem einsamen Platze am vierwaldstätter See kamen sie öfter zur Nachtzeit zusammen, um sich über die Rettung des Landes von der Bedrückung der österreichischen Vögte zu berathen; und als einst jeder von ihnen noch zehn Vertraute mit sich gebracht hatte, schwuren sie mit aufgehobenen Händen einmüthiglich: „einander nicht zu verlassen, den Grafen von Habsburg von ihren Gütern und Rechten nicht das Geringste

zu nehmen, auch kein Blut zu vergießen, aber die alte Freiheit des unschuldig unterdrückten Volkes bis in den Tod zu behaupten." Der Landvogt Geßler, den verbißnen Ingrimm des Volkes bemerkend, stellte einen Herzogshut auf hoher Stange als Wahrzeichen auf, um daran die Gemüther zu prüfen, und die Störrigen von den Fügsamen und Willigen zu erkennen. Da geschah Tell's in den Sagen erhaltene That. Schnell folgte das Uebrige: in der Nacht des neuen Jahres 1308 nahmen die Verschwornen die Zwingburgen mit List ein; das Land ward befreit, wie sie geschworen, ohne Blutvergießen, und ein Bund der freien Schweizer geschlossen, der Bestand haben wird und Achtung finden, so lange die Tugend der Gründer in den Enkeln lebt. Denn der Baum der Freiheit erwächst und gedeiht nur im Boden sittlicher Würde, wie wahres Glück nur der Siegeslohn des wahren Verdienstes ist *).

In raschem Wechsel und unter fortwährenden Kämpfen im Innern des Reiches sowohl, als gegen den römischen Stuhl, kam nach Albrechts Tode die Kaiser- und Königskrone an Fürsten aus den Häusern Luxemburg, Bayern, Oestreich, Schwarzburg und Pfalz, und bei jeder Wahl erneueten sich die Streitigkeiten. Sie zu beseitigen vermeinte der red- und schreibselige Karl IV. durch ein Reichsgrundgesetz zu vermögen, welches im Jahr 1356 erlassen und von der ihm anhängenden großen goldnen Siegelkapsel (Bulla) vorzugsweise die goldene Bulle genannt wird. In ihr wird einerseits das römische Recht in deutschen Landen aufs Neue gesetzlich eingeführt und befestigt, „wodurch es dahin gebracht ward, daß der gute deutsche Bürger und Bauer endlich weder von seinen einfachsten staatsbürgerlichen Rechten und Pflichten, noch vom Civilrecht (d. h. das in den gewöhnlichen bürgerlichen Verhältnissen geltende Recht) irgend etwas wußte und verstand **)," — andrerseits das Wahlrecht der sieben Kurfürsten zur Sicherung gegen die Einmischung des Papstes bestimmt festgestellt. Daß aber mit diesem langen und breiten in zwei und dreißig Capitel gebrachten Gesetze Ordnung, Friede und Eintracht im deutschen Reiche nicht hergestellt

*) Die Geschichte dieses großen Ereignisses erzählt nach den besten Quellen ausführlich und anmuthig K. A. Müller in seinem „Gesammtgebiet des geschichtlichen Unterrichts." I. Cursus. Deutsche Geschichten. Bd. I. S. 336 ff.

**) Schlosser in seiner „Weltgeschichte in zusammenhängender Erzählung." Bd. IV. Th. 1. S. 580.

ward, dessen ist die Geschichte der drei Nachfolger Karl's IV. Zeuge, deren Dritter, Sigismund, sein gebrochenes kaiserliches Wort und seine Schwäche auf dem Concil zu Kostnitz (1415) mit den Greueln des Hussitenkrieges büßen mußte, der seine schönsten Erblande verwüstete, ein Brand, der sich an dem Scheiterhaufen entzündete, in dessen Flammen Johann Huß, aus Böhmen, für seinen Glauben starb. „Denn nachdem alle Versuche der in Kostnitz oder Costanz versammelten Prälaten, Huß zum Widerruf zu bewegen, vergeblich waren, schritt man — zu seiner Verurtheilung. Zuerst wurde eine Anzahl von Wiklef's Grundsätzen vorgelesen und verworfen; dann folgten Hußen's Irrthümer. Allen und Jedem in der Versammlung, selbst Kaisern und Königen, war bei hoher Strafe Stillschweigen aufgelegt. Als aber die gröbsten Entstellungen vorkamen, wie: daß Huß vier Personen in der Gottheit gelehrt &c. konnte er sich nicht enthalten, wiederholt einzureden; allein man gebot den Gerichtsdienern, ihn zum Schweigen zu bringen. Gegen die Beschuldigung, daß er den Bann des Papstes verachtet habe, versetzte er, er habe deshalb an den Papst selbst appellirt und vergeblich Bevollmächtigte nach Rom geschickt; freiwillig sei er und unter dem sichern Geleite des Kaisers auf die Kirchenversammlung gekommen, um seine Unschuld gegen Jedermann zu vertheidigen. Bei diesen Worten erröthete der Kaiser, von Huß starr angesehen. Als aber alle Vertheidigung vergeblich war, fiel Huß auf seine Kniee und bat Gott, daß er seinen Feinden vergeben möchte. Ehe man ihn hierauf der Priesterwürde entsetzte, fragten ihn die Bischöfe noch einmal, ob er widerrufen wolle. Er sprach weinend zu dem umstehenden Volke: wie er es vor Gott verantworten könnte, Irrthümer abzuschwören, welche nie die seinigen gewesen wären? Da schrie die ganze Versammlung, da sehe man den hartnäckigen Ketzer! — Also nicht sowohl das, was Huß wirklich gegen die Unfehlbarkeit des Papstes behauptet und was man ihm, wie den angesehensten Mitgliedern der Kirchenversammlung, als Ketzerei im päpstlichen Sinne aufbürden konnte, sondern vielmehr, was er nicht behauptet, was man außer allem Zusammenhange aus seinen Schriften herausgerissen, dieses mußte über ihn das „Schuldig!“ sprechen. — Nach seiner Entkleibung wurde Huß, als von der

Kirche ausgestoßen, der weltlichen Gewalt übergeben. Als man ihm eine hohe papierne Mütze mit drei gemalten Teufeln und der Aufschrift: „das ist ein Erzketzer!" aufsetzte, und seine Seele der Hölle übergab, sprach er: „Und ich befehle sie meinem HErrn Jesu Christo!" — Der Kaiser, der dies Alles mit ansah, befahl dem Kurfürsten Ludwig von der Pfalz, Huß den Scharfrichtern zu übergeben und ihn sofort zur Hinrichtung zu begleiten. Der Kurfürst that dies, nachdem er erst seinen fürstlichen Schmuck abgelegt hatte. Unterwegs sah Huß lächelnd die Verbrennung seiner Bücher. Vor dem Holzstoße fragte ihn Ulrich von Reichenthal, ob er nicht mehr zu beichten verlange? erhielt aber eine ablehnende Antwort. Als er schon an den Pfahl gebunden war, ermahnte ihn der Kurfürst noch einmal, seine Ketzereien abzuschwören. Aber Huß erklärte sich bereit, seine Lehre mit seinem Tode zu versiegeln. Nur wollte er noch eine deutsche Rede an das Volk halten. Da gebot der Kurfürst anzuzünden. Also befahl Huß seine Seele Gott und erlitt den qualvollen Tod. Seine Asche wurde in den Rhein gestreut, damit die Böhmen sie nicht sammeln könnten.... Als aber die zu Costanz anwesenden Böhmen mit der Kunde von Hußens Märtyrertode nach Prag kamen, brach ein Schrei des tiefsten Unwillens aus: auf eine so schändliche Art habe man den Beichtvater der Königin, den untadelhaften Priester, den Liebling der Nation hingerichtet *)!"

Mit diesem geistlichen Blutgerichte und seinen blutigen Folgen beginnt der letzte Aufzug des mittelalterlichen Staatslebens unseres deutschen Vaterlandes — einer Periode von tausendjähriger Dauer — und der Morgen einer neuen Zeit bricht an, in welcher die Macht und das Recht des geflügelten, freien Wortes an die Stelle der äußeren Waffengewalt und des Faustrechtes tritt, welches letztere durch den letzten Ritter-König und -Kaiser, Maximilian I. seinen letzten Urtheilsspruch empfängt (1495) und hinfort nur noch in einzelnen nachspukenden Erscheinungen sich geltend macht. Ja, mit der Erfindung der Buchdruckerkunst (um 1440) und der Aufhebung des Faustrechts schließt das Mittelalter. Was aber Deutschland bis dahin geworden, auf welchem Boden die neue Zeit er-

*) Pfister a. a. O. Bd. III. S. 400.

wachsen ist, das mag uns ein staatskundiger Mann, der auf der Gränze beider Zeitabschnitte stand, Aeneas Sylvius (später als Papst, Pius II. † 1464) schildern in seiner gewohnten, dem Italiener angebornen Lebendigkeit:

„Deutschland — sagt Aeneas *) — ist nie mächtiger gewesen, als jetzt: die Gränzen gehen weit über die alten hinaus; Rhein und Donau, vormals Gränzflüsse, strömen jetzt durch die Mitte des Reiches. Belgien, Helvetien, Noricum, ein Theil von Pannonien, selbst die höchsten Alpen sind deutsch. In Mähren und Schlesien, vormals zu Sarmatien gehörig, und auf den Inseln des baltischen Meeres findet man deutsche Sprache und Sitte. Welcher schöne Anbau schmückt das ganze Land! Wer kann die Bürger, die Städte, die Dörfer und Weiler zählen!? Aachen, der alte Sitz des Reiches, hat einen Palast mit Steinbildern der Kaiser und einen Münster mit Reliquien, wo die römischen Kaiser gesalbt werden; Trier ist ein erzbischöflicher Sitz, wo schon in frühen Zeiten das Christenthum gegründet worden; keine schönere Stadt in Europa als Cöln am Rhein, an Gebäuden, Bevölkerung und Lage. Die Flanderer und Brabanter sind deutsch, ob sie gleich zu Frankreich zu gehören scheinen. Mainz ist alt und etwas eng, aber mit herrlichen Gebäuden; Worms ist nicht groß, aber angenehm. In dem volkreichen, gut gebauten Speier ist der abgebrannte Dom wieder schöner aufgebaut und enthält die Grabmäler der Kaiser. Straßburg, mit seinen vielen Canälen, giebt ein Bild von Venedig, und seine fließenden Wasser sind weit angenehmer und gesünder als die salzigen und übelriechenden Lagunen. Die hohe Münsterkirche von Quadersteinen hat zwei Thürme, von welchen der eine bewunderungswürdig mit der Spitze in die Wolken reicht. Die Stadt hat Häuser von Bürgern und Geistlichen, worin Fürsten wohnen könnten. Basel ist bei allen Völkern bekannt durch seine Bescheidenheit und Würde in der öffentlichen Verwaltung. Costanz liegt angenehm zwischen zwei Seen, welche der Rhein füllt und entleert. Bern läßt unter seinem Bürgermeister 20,000 Bewaffnete ausziehen. Zürich ist eine große und blühende Stadt am See, den die Limmat durchfließt.

*) Opp. p. 1051 sq. bei Pfister a. a. O. III. S. 630 ff.

Ueber Kempten und Memmingen, alte nicht unberühmte Städte, gehen wir nach Augsburg: wenige Städte werden gefunden, welche dieser gleichkommen in Absicht auf Glanz, Bevölkerung, Reichthümer der Geistlichkeit und Verwaltung des Gemeinwesens. In Baiern ist kaum eine Stadt, die nicht reinlich wäre. Das schön gelegene, herrlich gebaute Salzburg ist ein erzbischöflicher Sitz. Größer ist Regensburg, wo einst Conrad III. den Kreuzzug versammelte. Wie wohl gelegen ist Passau, zwischen dem Inn und der Donau, welche hier mit solcher Macht zusammenfließen, daß man im Zweifel ist, welchem der Sieg gebühre, wiewohl von Alters her der letztere Strom dem ersteren den Namen genommen. Wien; der Sitz der alten Herzoge von Oesterreich, hat königliche Paläste und Kirchen, welche Italien bewundern würde. Als einst bosnische Gesandte den Stephansthurm *) sahen, seine Höhe und seine Kunst, sagten sie: der habe sicherlich mehr gekostet als ganz Bosnien werth sei. Die Stadt hat hohe steinerne Häuser mit fürstlichen Eingängen, doch sind wenige mit Ziegeln gedeckt. Sie haben heizbare Stuben mit geschlossenen Glasfenstern. Die Keller sind so tief und geräumig, daß man eine ganze Stadt unter der Erde finden könnte. Das Straßenpflaster ist von harten Steinen. Zwölf hundert Pferde sind 40 Tage lang während der Weinlese in Thätigkeit; der zehnte Pfennig vom Weinschank beträgt jährlich 12,000 Gulden zur Kammer. Sonst haben die Bürger wenig Abgaben. Man zählt 50,000 Communicanten.... Alle diese Städte sind im neueren Deutschland. Das alte hat nicht geringere: in Schlesien ist Breslau, von Steinen gebaut, anständig und fest; das Bisthum daselbst hieß ehemals das goldne. Brünn in Mähren ist vorzüglicher als der Bischofssitz Olmütz. Danzig in Preußen ist zu Land und See gleich mächtig und führt nicht weniger als 50,000 Streiter in den Kampf; seine Schiffe beherrschen das baltische Meer. Thorn ist auch nicht unbekannt, wenn es gleich ehemals zu Sarmatien gehörte. Das slawische Böhmen ist ganz von deutschen Ländern umgeben und hat Vieles von deutschen Sitten angenommen. Der Adel spricht beide Sprachen. Prag ist nicht geringer als Florenz,

*) S. die Randzeichnung, rechts unten.

und die Molbau, welche die Stadt durchströmt, wasserreicher als der Arno. Das Land hat noch mehrere und ausgezeichnetere Städte. Die Nordküste von Deutschland eben so: unter ihnen ist Lübeck die erste an hohen, schönen Gebäuden, an Reichthum und Macht; sie hat einst, als Haupt der Hanse, dem skandinavischen Norden Könige gegeben. Braunschweig, die Heimath der Ottonen. Wer kann alle berühmten friesischen, holländischen, westphälischen Städte aufzählen? Hessen und Thüringen hat auch solche, unter denen Erfurt die bevölkertste und reichste ist. Frankfurt am Main ist der gemeinschaftliche Markt für Ober- und Niederdeutschland, und Sitz der Reichsversammlung und Königswahl, im Römer *) oder Rathhaus daselbst. Es hat hölzerne, aber auch schöne steinerne Häuser, Paläste und Kirchen. Aschaffenburg ist der Erholungsort des mainzischen Erzbischofs. Würzburg, auch am Main, eine herzogliche und bischöfliche Stadt zugleich, mit einem starken Schloß. Bamberg hat das Grabmal K. Heinrich's des Heiligen. Forchheim ist durch sein schneeweißes Brod berühmt; die fränkischen Städte überhaupt sind nicht zu verachten. Was für einen großen Anblick bietet Nürnberg schon von ferne dar! So viele Bürgerhäuser, so viele Schlösser! Die Könige von Schottland würden gerne wohnen wie ein mittler Nürnberger. In Schwaben ist Ulm die Hauptstadt an der Donau, befestigt und nicht unreinlich. — In Wahrheit, in Europa ist kein Land, das nettere und freundlichere Städte hätte, als Deutschland. Man könnte wohl einzelne in Italien vorziehen, aber das Ganze gegen einander gehalten, hat Italien den Vorzug nicht. Das Ansehen von Deutschland ist gewissermaßen neu und die Städte scheinen erst gestern erbaut zu sein. Wenn es wahr ist, daß Reichthum da ist, wo Kaufleute, so ist Deutschland nicht arm. Zudem hat es viele Bergwerke; im Rhein findet man Goldkörner, in den böhmischen Flüssen finden die Taboriten ebenfalls solche. Der Hausrath zeigt es: kein Gastmahl, wo nicht aus silbernen Gefäßen getrunken würde; Bürgerfrauen glänzen von Gold. Wir übergehen die reichen Rüstungen der Ritter, die Kleinodien und die Reichthümer der Kirchen. — Mächtig

*) S. die Randzeichnung, links unten.

Digitized by Google

ist Deutschland: Prälaten, Fürsten, Städte sind zwar alle Einem Haupte unterworfen, thun aber gemeiniglich nach ihrem Gutdünken und schalten gleichsam frei über ihre Unterthanen. Unter den großen Prälaten sind drei Erzbischöfe die angesehensten Kurfürsten, welche das Kanzleramt durch Germanien, Arelat und Italien haben. Der von Trier hat die erste Stimme; der von Cöln ist auch Herzog in Westphalen. Ihnen gehorchen die angesehensten, reichsten Städte und ein zahlloser Adel. Der Erzbischof von Salzburg wird geborner Legat des römischen Stuhles genannt. Unter den Bisthümern seines Sprengels heißt Passau das reichste, Regensburg das würdigste, Freisingen das älteste, Brixen das sicherste. Alle haben Schlösser, volkreiche Städte und viele Vasallen. Der Erzbischof von Magdeburg gilt für den Primas von Deutschland. Der Erzbischof von Bremen ist auch mächtig. Der siebente Erzbischof des Reichs, zu Prag, ist durch den Hussitenkrieg verarmt. Lüttich und Utrecht sind die blühendsten deutschen Bisthümer; jedes zieht mit nicht weniger als 40,000 Streitern in den Krieg. Der zu Würzburg heißt zugleich Herzog in Franken. Obgleich Bamberg auch in Franken liegt, so hat es doch in Kärnthen viele reiche Stiftungen. Ueber funfzig bischöfliche Kirchen haben die Deutschen. In Vergleichung mit diesen reichen Bischöfen sind die italienischen kaum Stadtpfarrer zu nennen. Wie viel sind hernach Prälaturen, Propsteien, Canonicate, Decanate, Archidiaconate, auf welchen lauter edle oder gelehrte Männer sitzen. Wer zählt die reichen Klöster, die eine große Zahl von Mönchen nähren und dabei eine große Gastfreiheit üben? — Der deutsche Orden hat königliche Macht. Wir können die weltlichen Kurfürsten und Fürsten, die vielen edlen und ritterlichen Geschlechter, welche kein anderes Land aufzuweisen hat, nicht alle aufzählen; wie furchtbar wäre die Macht aller dieser Fürsten, wenn sie auf Einem Punkte vereinigt wäre!... Bei keinem Volke findet man eine solche Freiheit, wie bei den Reichsstädten. . . . Bei den Deutschen ist Alles lieblich und heiter, da wird man seines Lebens froh. Niemand wird beraubt; jeder besitzt sein Habe ruhig. Es giebt keine Factionen, wie in Italien. Ueber hundert solcher freien Städte werden gefunden an der Donau, am Rhein, im Binnenlande, an der Seeküste, sie sind gegen

die Uebermacht der Fürsten vereinigt. — Von der alten Barbarei sind allein die Raubritter übrig; sie werden aber mit dem Tode bestraft. Die Gerichte und anderen öffentlichen Handlungen werden mit Einsicht und Anstand gehalten. Das Recht und die übrigen Wissenschaften werden überall gelehrt. Fremde werden mit freundlichem Gesichte und mit noch besserem Herzen aufgenommen. Die Knaben lernen eher reiten als sprechen; sie sitzen unbeweglich in den Sätteln. Die langen Lanzen tragen sie ihren Herren nach und sind gegen Frost und Hitze abgehärtet. Keiner Arbeit unterliegen sie. Kein Schwabe oder Franke reitet unbewaffnet; sie tragen die Waffen so leicht als ihre Glieder. Sie sind sehr erfahren Rosse zu tummeln, Pfeile zu schießen, Lanze, Schild und Schwert zu führen und Geschütze zu gebrauchen. Mit den deutschen Waffenwerkstätten sind keine zu vergleichen. Sie gießen auch große Büchsen (Kanonen), die sie erfunden haben. An Personen und Sachen ist so viele Verfeinerung, daß nichts mehr als — — die Sprache *) an die Barbarei erinnert. — Wenn Ariovist, Gannascus, Malorix oder Civilis **) wiederkämen, sie würden zwar den großen Bär und die übrigen Gestirne wieder finden, nicht mehr aber den Boden, die Städte und Sitten der Einwohner kennen. Freilich ist das Reich nicht mehr das, was es unter Karl dem Großen war, nach den Friedrichen hat es sehr abgenommen; daran ist aber allein Eure Uneinigkeit Schuld, weil Viele regieren wollen und Keiner gehorchen."

So schrieb Aeneas Sylvius Piccolomini im Jahre 1458, und stellt damit ein eben so schönes als wahres Bild Deutschlands auf, wie es war am Ende des Mittelalters ***): eine Eiche in ihrer vollen Kraft, mit ihren Aesten und Zweigen herüberragend in die neue Zeit, von der man in so vielen Beziehungen sagen kann: „Siehe, es ist Alles neu geworden!"

Die großen Ereignisse aber, welche diesen neuen Abschnitt in der Geschichte der Menschheit auch in Deutschland bedingten, sind allbekannt: a) das Wurfgeschoß nimmt neue Flügel an, eilt mit des Blitzes Schnelle und zerstörender Gewalt in weite

*) Man vergesse nicht, daß ein Italiener spricht!
**) Germanische Heerführer zur Zeit Cäsar's und bald nachher.
***) Man vergl. damit das Bild des alten Deutschlands oben S. 5.

Ferne (namentlich seit 1400), und verdrängt allmälig die Kraft der Faust aus ihrem alten Rechte, — während fast zu gleicher Zeit auch das sichtbare Wort Adlerschwingen erhält durch die in ihren Folgen unermeßlich große Erfindung der Buchdruckerkunst (1440); b) der letzte Rest des alten ost=römischen Weltreiches fällt mit Constantinopel (1453) in Barbarenhände, hinterläßt aber noch sterbend Europa ein reiches Geistes=Erbe altgriechischer Wissenschaft und Kunst, und zum Ersatze schenkt die allwaltende Vorsehung uns eine neue Welt in Amerika (1493), wohin gar bald die Hoffnung ihre Segel richtet und ein zahlloses Heer von Wünschen auswandert; c) der alte, seit Jahrhunderten mit eiserner Consequenz und starrer Hartnäckigkeit behauptete und vertheidigte Stuhl der römischen Hierarchie wird morsch befunden, als der arme Augustinermönch Dr. Martin Luther in Wittenberg prüfend ihn untersucht, und ihn beleuchtet mit dem Sonnenlichte des Evangeliums, das hinfort Allen, die es nur sehen wollen, leuchten soll überall, so daß Kaiser Karl's V. Wort: „es gehe die Sonne nicht mehr unter in seinem Reiche" ihm unbewußt eine weitere und höhere Bedeutung bekommen hat und für das Reich der evangelischen Wahrheit zu einem prophetischen geworden ist, gleich dem des Hohenpriesters von Christo.

Im Allgemeinen können wir beim Rückblicke auf die letzten Decennien des funfzehnten Jahrhunderts wohl sagen: „die Geburten und Hervorbringungen des Mittelalters waren allenthalben mit einander in einen Kampf gerathen, in welchem sie sich wechselseitig vernichteten. Denn die Ideen, durch welche menschliche Zustände begründet werden, enthalten das Göttliche und Ewige, aus dem sie quellen, doch niemals vollständig in sich. Eine Zeitlang sind sie wohlthätig, Leben gebend; neue Schöpfungen gehen unter ihrem Odem hervor. Allein auf Erden kommt nichts zu einem reinen und vollkommnen Dasein; darum ist auch hienieden nichts unsterblich. Wann die Zeit erfüllet ist, erheben sich aus dem Zerfallenden neue Bestrebungen von weiter reichendem geistigen Inhalt, die es vollends zersprengen. Das sind die Geschicke Gottes in der Welt! — Waren aber die Unordnungen allgemein, so war es auch das Bestreben, denselben ein Ziel zu setzen. Eben aus der allgemeinen Verwirrung erhoben sich,

durch die Nothwendigkeit einer Veränderung begünstigt, aber aus eigenem Lebensgrunde aufwachsend, selbstständige, das Chaos mit starker Hand ordnende Gewalten *)."

Das Wichtigste, was im deutschen Staats- und Volksleben durch jenen Sturm gefährdet wurde, war das Ansehen der kaiserlichen Gewalt und Würde. Denn gerade in den Zeiten, in welchen alle Monarchieen in Europa sich consolidirten, ward der Kaiser Friedrich III. aus seinem Erblande verjagt durch Matthias Corvinus, den großen Ungarnkönig, und zog als ein Flüchtling im Reiche umher und nahm sein Mahl in den Klöstern und Städten des Reiches und wo man ihn sonst bewirthete; zuweilen fuhr er mit einem Gespann Ochsen seine Straße, ein gar trauriges Bild gesunkener Hoheit des Inhabers einer Gewalt, welche ihrer Idee nach die Welt beherrschen sollte, und deren Werth Friedrich auch in seiner tiefsten Erniedrigung wohl zu würdigen und in seinem persönlichen Erscheinen durch eine gewisse „ernste Ehrenfestigkeit" und Haltung geltend zu machen wußte. Auch sein mit allen guten Gaben der Natur und den glänzendsten persönlichen Eigenschaften herrlich und überreich ausgestatteter Sohn Maximilian I. **) vermochte es nicht, die Fürsten des Reiches durch sein kaiserliches Wort und Ansehen zusammenzuhalten, daß sie nicht in Partheien sich spalteten. Allein eine noch weit wichtigere und folgenreichere Spaltung bereitete sich während der letzten Regierungsjahre dieses Kaisers im Reiche der Ideen, im Schooße der Kirche vor, mit denen neue Zeiträume des Lebens und Denkens beginnen sollten: am Vorabend des Allerheiligentages, an welchem die Stiftskirche zu Wittenberg den Schatz des Ablasses, der an ihre Reliquien gebunden war, auszutheilen pflegte, am 31. October 1517 schlug Luther an den Thüren derselben 95 Streitsätze (Theses) an, „eine Disputation zur Erklärung der Kraft des Ablasses", und seine Hammerschläge schallten weiter hinein in die Christenwelt, als einst Wiklef's Predigt tönte und Hußens Scheiterhaufen leuchtete, Leben weckend in Zustimmung und Widerspruch. Das große, heilige Werk der Kirchenverbesserung oder Reformation war hinfort nicht mehr

*) L. Ranke, deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation. I. S. 81. Ein Meisterwerk, dem die weiteste Verbreitung zu wünschen ist.

**) ein Bild findet sich in der Randzeichnung von Oestreich (2.)

aufzuhalten und zu hindern; denn die Zeit der Unmündigkeit war vorüber und die Buchdruckerpresse gab jedem Worte der Wahrheit Cherubsflügel, daß es schnell wie ein Lichtstrahl sich allgemein verbreitete, aller menschlichen Gewalt Trotz bietend. Denn hätte Menschenmacht es hemmen können, wer hätte es dann mehr vermocht, als Karl V., der Stifter eines neuen Weltreiches, das sich über zwei Hemisphären erstreckte, im Bunde mit der ganzen, unermeßlichen Macht der römischen Hierarchie? Aber er vermochte es nicht, wenigstens nicht in Deutschland. „Die reformatorische Bewegung war nun einmal aus den tiefsten und eigensten geistigen Trieben der Nation hervorgegangen; sie umfaßte gar bald die weltlichen Fürstenthümer bei weitem zum größten Theile, mit wenigen Ausnahmen alle (freien) Städte und machte selbst einen Versuch, auch das geistliche Fürstenthum (Cöln im J. 1543) zu durchdringen, ohne es umzustürzen. Sie verband die äußersten Grenzen: Riga und Metz, die Ausflüsse des Rheines, wo sie sich gewaltig regte, und die mittlere Donau; sie verknüpfte wieder auch die getrennten Glieder mit den alten Mittelpunkten, Böhmen, — wo unter der Einwirkung der deutschen Ideen die einheimische, nationale Literatur in das Stadium ihrer Vollendung trat, — Schlesien, — dessen Fürsten sich nichts Besseres wünschten, als in den schmalkaldischen Bund zu treten, — Preußen, wo Herzog Albrecht einen deutsch-protestantischen Hof eingerichtet und sich angelegen sein ließ, sein Volk immer mit allen Elementen deutscher Bildung in Verbindung zu halten. Und hätte sich wohl Holland je von Deutschland getrennt, wenn es einen protestantischen Erzbischof in Cöln gegeben hätte? — Auch in der Schweiz ward der Gegensatz, der noch in einem Lehrartikel obwaltete, in immer engere Grenzen eingeschränkt. In der deutschen protestantischen Kirche waltete, wenn auch dann und wann einmal der alte Hader in einzelnen Zuckungen aufflammte, doch im Ganzen, unter dem Vortritte der Wittenberger Schule die beste Eintracht. . . . Auch in der Ferne sah man die größte Welteinwirkung: Italien und Frankreich waren mit Erscheinungen, die der deutschen Gesinnung entsprachen, erfüllt. In England ließ ihnen der eigensinnige König (Heinrich VIII.) allmählig wieder freieren Raum. Es erfüllte die Gemüther mit freudigem Danke, als man hörte, daß

der neu eingesetzte türkische Pascha in Ofen sich den Evangelischgläubigen nicht ungünstig zeige. Ja, wir haben eine deutsche Schrift vom Jahre 1544, worin der Kaiser ermahnt wird, die spanische Inquisition, welche sich jetzt gegen Alle richte, „„welche Christum recht zu erkennen begehren““, nicht länger zu dulden, er, der durch so viele Religionsgespräche besser unterrichtet sei; dieser Gabe Gottes möge er nun auch seine Unterthanen theilhaftig machen. — Zu so reinen und allgemein durchgreifenden Resultaten kommt es im Laufe der Weltgeschichte nicht leicht *).“ Daß aber auch die Reformatoren und ihre Freunde diese Erfolge nicht ohne ernsten Kampf errangen, weil es dem willensfesten Kaiser Karl V. für eine durch die Religion gebotene Pflicht galt, die Einheit der Christenheit und ihrer Kirche aufrecht zu erhalten, und er nur in einem allgemeinen Concilium das geeignete Mittel zu einer Kirchenverbesserung sah; daß nach Luthers Tode Ströme Bluts fließen mußten für die Wiederherstellung der evangelischen Lehre, wie einst bei der ersten Predigt derselben; daß der falsche Eifer ihrer Freunde ihr nicht weniger Hindernisse bereitete, als fortgesetzte Angriffe ihrer offenen und heimlichen Feinde, und daß endlich nur das Zusammentreffen der allergünstigsten Umstände, unter welchen die Furcht vor den Türken nicht der geringfügigste war — den Vertrag zu Passau (1553) und den darauf folgenden Religionsfrieden zu Augsburg (1555) so vortheilhaft für die Protestanten machen konnte: das Alles ist bekannt genug. Und mag auch dieser Friede nicht allen Hoffnungen und Erwartungen genügt haben, sicherlich enthielt er Festsetzungen von höchstem Werthe: konnte sich doch der Protestantismus von nun an ungestört von fremder Einwirkung entwickeln, wonach man so lange vergeblich gestrebt hatte. „Was Luther in dem ersten Momente seines Abfalles bei dem Colloquium in Leipzig in Anspruch genommen, Unabhängigkeit von den Glaubensentscheidungen wie des Papstes so auch der Concilien, das war nunmehr durchgesetzt **).“ Die protestantische Kirche war eine ebenbürtige Macht in Deutschland geworden: — diese Gewißheit nahm Karl V. aus seinem kampfreichen Leben mit in die klösterliche Einsamkeit von St. Just, wohin er müde

*) Ranke a. a. O. Bd. IV. S. 344 ff.
**) Ranke a. a. O. V. S. 300.

von seinem Tagewerke sich zurückzog. — Allein wie ein schweres Gewitter nicht mit einem Male seine zerstörende wie seine segnende Kraft erschöpft, sondern, oft nach längeren Zwischenräumen, nachdem es in der Ferne nur gegrollt und geleuchtet, plötzlich wiederkehrt und auf's Neue Schrecken und Segen verbreitet: so zog auch nach mehr als 60 Jahren das schwere Wetter des Reformationskampfes noch einmal herauf am Horizonte Deutschlands, überschwemmte es nochmals mit seinem Blutregen, schmetterte mit seinen Blitzen Reiche und Städte nieder, dreißig schwüle Jahre lang, so daß das deutsche Volk fast verzweifelte die Sonne des Friedens je wiederzusehen. Endlich aber drang sie doch durch: der Friede zu Osnabrück und Münster, gewöhnlich der westphälische genannt, ward geschlossen (1648); und so viel er auch Deutschland in politischer Hinsicht benachtheiligte, die Sache der Reformation und des Protestantismus ward durch ihn, namentlich unter Schwedens Beihülfe, fest begründet für alle Zeiten, sofern ihre Bekenner selbst sich des göttlichen Schutzes würdig zeigen werden durch Festhalten an der einfachen Lehre des Evangeliums im Wort und Leben.

„Friede! rief das Volk in allen deutschen Gauen vom Bodensee bis zur niederländischen und Ostseeküste; Friede! riefen die von Hunger und Pest übrig Gebliebenen in den Rheinlanden, in Sachsen und Böhmen einander zu. Zwar hatte das ganze seit dreißig Jahren nachgewachsene Geschlecht noch keine Vorstellung, was eigentlich Friede sei; allein schon die Hoffnung, das lange Elend gemildert zu sehen, erfüllte die Herzen mit unbeschreiblichem Wonnegefühl. Aber nicht allein durch Deutschland, nein, durch ganz Europa wiederhallte der Friedens- und Freuderuf; denn es war ja fast kein Land, das nicht nähern oder entferntern Antheil am Kriege genommen. Unter Glockengeläute strömten die Völker zu den geöffneten Tempeln und ergossen sich in Lobgesängen des Höchsten, der den Gräueln des verheerenden, menschenwürgenden Krieges ein Ende gemacht hatte; in den protestantischen Ländern aber wurden Dankpredigten gehalten und eine Menge außerordentlicher Freudenfeste angestellt *). — Allein die Freude konnte lange nicht Bestand gewinnen, weder in den

*) Pfister a. a. O. Bd. IV. S. 653.

Digitized by Google

Herzen der Machthaber und Fürsten, noch bei dem Volke. Denn der Friede schien die Ruhe des Kirchhofes: alles frische Volksleben, alle Begeisterung für die höheren Ideen der Menschheit schien erloschen; nichts war mehr sichtbar, als das ärmliche, matte Ringen um Erhaltung des zeitlichen Lebens. Dieses gab sich zuerst im Wiederanbau der verödeten Felder und in der Herstellung der Wohnstätten kund. Die vielen abgedankten Soldaten vertauschten das Schwert mit der Pflugschaar, die ausgewanderten Familien kehrten zurück. Der fruchtbare Boden gab in wenigen Jahren mehr, als bei dem fortwährenden großen Geldmangel verwerthet werden konnte. Zum Aufbau der Kirchen kamen Collecten vom Auslande, vorzüglich aus Schweden, wohin während des Krieges viel Geld geflossen und reiche Kriegsbeute gekommen war. Nicht so schnell aber kehrte der Wohlstand der Reichsstädte zurück, in manchen gar nicht mehr, denn ihre Lebensader, der Handel, war abgeschnitten. Nur Augsburg, Nürnberg und die größeren Hansestädte setzten ihre Betriebsamkeit fort. Aus andern in der Natur der Sache und Verhältnisse liegenden Gründen konnte auch die Rückkehr zu den stillen Friedensbeschäftigungen in Künsten und Wissenschaften erst später ihre Früchte zeigen *). — Auch verhallte ja der Kriegesdonner nur allmählig in Deutschland, da die schwedischen Schaaren, die als Retter dahin gekommen waren, als Dränger zurückblieben und nur mit Gewalt, namentlich durch den festen Willen und die kräftige That des „großen Kurfürsten" von Brandenburg **) zur Rückkehr gezwungen werden konnten.

*) Pfister a. a. O. Bd. V. S. 4.

**) Sein Bildniß stehe in der Randzeichnung zur Charte von Preußen. Hier aber mag zur Charakteristik dieses ächt deutschen Fürsten ein Auszug aus dem Aufrufe stehen, den er zur Bekämpfung der durch langes Kriegsleben verwilderten schwedischen Truppen an ganz Deutschland erließ. „Ehrlicher Deutscher! Dein edles Vaterland war leider bei den letzten Kriegen unter dem Vorwande der Religion und Freiheit gar zu jämmerlich zugerichtet. Wir haben unser Blut, unsere Ehre und unsern Namen dahin gegeben, und Nichts damit ausgerichtet, als daß wir uns zu Dienstknechten, fremde Nationen berühmt, uns des uralten hohen Namens fast verlustig und diejenigen, die wir vorher kaum kannten, damit herrlich gemacht haben! Was sind Rhein, Elbe, Weser, Oderstrom nunmehr anders, als fremder Nationen Gefangene?! Was ist deine Freiheit und Religion mehr, denn daß Andere damit spielen? Nun der Allerhöchste erbarmte sich unsers Jammers einigermaßen und gab endlich seinem Volke einen Frieden. Wie aber eine Frau (Königin Christine) das schwedische Zepter quittirte, so schien daß der Allerhöchste uns den Frieden wieder wollte nehmen, indem nach den Vorboten im Bremischen

Tiefe, schmerzhafte Wunden schlug der verheerende dreißigjährige Krieg unserm deutschen Vaterlande, die tiefste aber durch die Einmischung der Franzosen in die Politik der deutschen Fürsten zum Unheil des Ganzen, dessen ist die Geschichte unsers Gesammtvaterlandes ein lautredendes Zeugniß bis zu den Rettungsjahren 1813 und 1814.

Die Hauptveranlassung und den scheinbaren Rechtsgrund zur Einmischung Frankreichs in die inneren Angelegenheiten Deutschlands gab die unheilvolle Abtretung der vollen Landeshoheit über das Ober- und Niederelsaß und über die Landvogtei von Hagenau im westphälischen Frieden. Die deutsche Eiche kränkelte seitdem, und konnte den Verlust des schönen Zweiges ihrer herrlichen Krone nicht verschmerzen, und noch jetzt ist die Wunde nur verharscht, nicht aber geheilt. Frankreich aber und sein herrsch- und ländersüchtiger König Ludwig XIV. nutzte hinfort jede Gelegenheit, um Vortheil aus den Veränderungen zu ziehen, die, ebenfalls in Folge des Friedensschlusses, aus dem deutschen Reiche allmählig eine Aristokratie machten, die stets geneigt war, eine mächtige Parthei gegen den Kaiser und das Haus Oestreich zu bilden *). Streckte doch Ludwig die Hand selbst nach der Kaiserkrone aus, wie er später die Königskrone von Spanien seinem Enkel zu gewinnen wußte und dadurch die Veranlassung zu dem spanischen Erbfolgekriege gab, welcher großentheils auf deutschem Boden, namentlich in Baiern, (Schlacht

---

das Feuer in vollen Flammen in Polen ausgeschlagen. Polen, die hochberühmte Vormauer der Christenheit, ward von den Feinden dermaßen angegriffen, daß es sobald in ihm selbst zerfiel und männiglich in die Gedanken kam, daß es allen Völkern zum Raube bleiben würde rc." Nach Aufzählung der vergeblichen Unterhandlungen mit Schweden, schließt der Kurfürst den Aufruf mit den Worten: „Wenn nun daraus sonnenhell herfürleuchtet, daß wir von unserer Seite nur Frieden gesucht ..... so gedenke ein Jedweder, der nur kein schwedisch Brod essen will, was er an seiner Seite bei dem gerechten Gott zu erbitten, andrerseits aber, was er für die Ehre des deutschen Namens zu thun habe, um sich gegen sein eigen Blut und sein vor allen Nationen dieser Welt berühmtes Vaterland nicht zu vergreifen. Mir, Du ehrlicher Deutscher, sind diese Dinge wohl bekannt und habe sie Dir daher wollen communiciren, damit man Dich mit andern Berichten nicht länger äffen und ohne Grund der Wahrheit ewig blind herumleiten möge. Ade!
Gedenke, daß Du ein Deutscher bist!"

S. Theatr. Europ. T. VIII. p. 758 sq. und bei Pfister a. a. O. S. 31 ff. Wem fällt hierbei nicht der Aufruf Friedrich Wilhelm's III. ein, im Jahre 1813 in ähnlicher, aber nur noch größerer Bedrängniß erlassen?

*) Coxe's Geschichte des Hauses Oestreich. III. S. 90.

Digitized by Google

bei Höchstädt, 1704) am Rhein und in den Niederlanden ausgefochten wurde in dreizehn schweren Jahren (1701—14), in welchen Deutsche zuerst die Schmach auf sich luden und sich daran gewöhnten, in den Reihen der Franzosen gegen Deutsche zu fechten; denn der Sinn für die Einheit und Einigkeit des deutschen Reiches war entschwunden, bethört durch die fortwährenden Einflüsterungen und Verlockungen der pfiffigen Nachbarn im Westen. Aehnliche traurige Erscheinungen wiederholten sich im östreichischen Erbfolgekriege (1740—48), als das edle Haus der Habsburger in seiner männlichen Linie erlosch und Marie Theresia in den östreichischen Erblanden ihrem Vater (K. Karl VI.) folgte und einige Jahre später (1745) ihr Gemahl, der wohlmeinende Franz I., aus dem Hause Lothringen, die Kaiserwürde empfing. — Ach, es war eine traurige, geist- und ruhmlose Zeit innerer Zerrissenheit, in welcher das deutsche Volk sein volksthümliches Bewußtsein verloren zu haben schien! Dessen kann man nicht lebhaft genug sich erinnern; darum mag auch ihr Bild, wie es Arndt zwar mit starken, aber durchaus wahren Zügen hingestellt hat, auch in unserm Bildersaal einen Platz finden, daß wir uns hüten, durch unsre Schuld je wieder solche Zeiten und Verhältnisse herbeizuführen. „Da verfälschte und verwälschte sich Alles: bis auf die Hofhaltung und Sitten der kleinsten Fürsten und Grafen, Alles wälsche Einkleidung und Verlarvung; — so standen die veräfften und verweichlichten Enkel der alten deutschen Recken da; da spazierte auch die verkommene deutsche Sprache und Literatur jämmerlich einher in frostiger, alberner Steifheit und im bunten Narrenrock der Wälschen, den sie sich ungefähr anzulegen verstanden, wie ihre Majestäten die Könige von Angola und Tombuktu die Generalsuniformen, die ihnen die Portugiesen oder Engländer schenken. Alles jämmerlich und hölzern. Die französische Leichtigkeit und Witzigkeit, das leichte, liebenswürdige Spielen mit Kleinigkeiten, wodurch die Franzosen sich und die Fremden oft so anmuthig unterhalten können, diese konnte der Deutsche nun einmal nimmer erlangen; er bekam mit der sogenannten französischen Classicität, mit jenem trockenen Dinge, was der Franzose seine Regelmäßigkeit und Gesetzmäßigkeit auf dem Gebiete der schönen Künste nennt, nur die wälsche Trockenheit und Magerkeit, die bei ihm in die geistloseste Dürf=

tigkeit ausartete *). Dazu kam die Plage der stehenden Heere, die seit Ludwig XIV. eine Unvermeidlichkeit geworden waren und die Art ihrer Werbung, Erhaltung und Zusammenhaltung. Wer will aller der Scheußlichkeiten und Gräulichkeiten im Einzelnen wieder gedenken, die in den Jahren 1650 bis 1780 bei uns in Europa geherrscht und gewaltet haben, und wobei und worunter Viele sich doch noch ein menschliches, christliches, deutsches Leben denken konnten?! Wer hätte solche Zustände ertragen können, dem die frühere Zeit, selbst die des sechszehnten Jahrhunderts **) noch nicht mit ewiger Nacht bedeckt gewesen wäre? Welche allgemeine Knechtschaft, welche allgemeine Erniedrigung des Volkes! Welche Häßlichkeit, Steifheit, Bosheit und Liederlichkeit in den Sitten und Grundsätzen, welche gräuliche, heidnische, zugleich rohe und üppige Hofhaltungen und unverschämte Wirthschaften! Man denke nur statt aller an Dresden und Stuttgart; und so stand es abwärts bis zu den Kleinsten in diesen Geschlechten hinunter. Und die Höfe der Erzbischöfe und Bischöfe, die Haushaltungen der Abteien und Klöster?! Man fühlte sich ganz behaglich in diesem nichtigen, knechtischen, wälschen, ehrvergessenen und tugendvergessenen Leben, und leben und leben lassen das war der Brauch und Klang des Tages. In dieser Art lag Europa darnieder, Deutschland, dem Scheine nach, wohl am tiefsten und ärgsten, eben wegen seiner bunten, zerrissenen Mannigfaltigkeit. Kaum, daß noch einzelne Namen von Helden und großen Männern durch diese klang- und seelenlose Wüstenei hindurch klingen: Leibnitz, der große Kurfürst Friedrich Wilhelm, Prinz Eugenius von Savoyen, Lessing und endlich Friedrich II. Dieser letzte große Mann hat sich aus deutschem Muthe und deutschem Blute (im siebenjährigen Kriege, 1756—63) wenigstens einen grünen Lorbeerkranz des Ruhms geflochten, und gezeigt, was mit deutschen

*) Nur das geistliche Lied tönte hin und wieder versöhnend und ermuthigend hindurch, wie die Stimme der Propheten des Volkes Israel in der babylonischen Gefangenschaft. W.

**) „Wie mächtig war Deutschland unter Karl V.! Wie gebietend konnte das seit Maximilian I. neu gegründete Reich mit seiner starken, kriegerischen Bevölkerung, mit seinen noch in voller Blüthe stehenden Gewerben, erleuchtet durch die wiedererweckten Wissenschaften, als Centralmacht von Europa auftreten! Welch ein Umschwung hat schon während des ersten Zeitalters die deutsche Reformation dem ganzen Continent und den Inseln gegeben! Und wie hat dies Alles nach 130 Jahren geendet... Siehe Pfister a. a. O. IV. S. 660.

Herzen und Fäusten auszurichten sei; aber die Erstarrung konnte er nicht heben; es mußten Wetter von Gott kommen, ungeahndete, plötzliche, fürchterliche Wetter gleich Vulkanen und Schneelawinen, um den alten hemmenden und alle Aussichten und Bewegungen hindernden Schutt, welchen Jahrhunderte aufgehäuft hatten, unter Weh und Jammergeschrei der Ueberfallenen und Fliehenden wegzuräumen *)." —

Und so sind wir denn unvermerkt in unserer Bilderschau bis zu den Gränzen der neuesten Zeit gekommen, welche der Sturmwind der französischen Revolution (1789) am Himmel der europäischen Menschheit heraufführte, und welche auch in Deutschland ihren umgestaltenden, zerstörenden und schaffenden Einfluß geltend und bemerkbar machte. Zwei große Fürsten stehen an der Schwelle dieser Periode, schauend im Geiste die neue Zeit, wie Moses das gelobte Land vom Berge Nebo, ja, sie vorbereitend und sie verkündigend, ohne sie selbst zu erleben: Friedrich II. und Joseph II., von denen der erstere kurz vor seinem Tode (1786) ahnungsvoll noch seiner Schwester schrieb: „Die Alten müssen den jungen Leuten Platz machen, damit jedes Geschlecht seine Stelle finde **)!" wohl kaum ahnend, in welchem weiten Umfange dieses Wort gerade in der nächsten Zeit zur vollsten Wahrheit werden sollte. Denn in der That trat ein ganz neues, junges Geschlecht auf den Schauplatz der Weltgeschichte, ausgestattet mit allen den charakteristischen, guten und bösen Eigenthümlichkeiten des in übermüthigem Selbstgefühle aufstrebenden und aufbrausenden Jünglingsalters. Da konnte der Kampf nicht ausbleiben, in welchen nur zu bald auch Deutschland mit hineingezogen wurde, nachdem der milde und klug vermittelnde Kaiser Leopold II. nach kaum zweijähriger Regierung in die Gruft, und der letzte „deutsche Kaiser" Franz II. (1792) auf den Thron gestiegen war ***), weil Frankreichs Uebermuth kein Völkerrecht mehr achtete, und jetzt die Früchte der Zwietracht ernbten wollte, die schon längst unter seiner Pflege in Deutschland aufgewuchert waren. Bald kreuzten sich die Schwerter nach

*) Arndt Vers. in vergl. Völkergesch. S. 401.

**) Pfister a. a. O. V. S. 529.

***) Er wurde am 1. März 1792 zu Frankfurt am Main gekrönt — das letzte Mal, daß der „Römer" daselbst solch ein Schauspiel sah.

allen Seiten hin längs der französischen Grenze in mehr als zwanzigjährigem Kriege, in welchen abwechselnd alle deutschen Staaten verwickelt wurden, vor allen andern aber Oestreich, weil es fortwährend den Beruf in sich fühlte, des deutschen Reiches Ehre zu vertreten und zu verfechten, selbst nachdem dieses im Drange der Verhältnisse, namentlich in Folge der Errichtung des Rheinbundes unter des französischen Kaisers Oberhoheit, gefallen war nach tausendjährigem Bestehen. Denn nachdem der strengrechtliche Franz II., der sich in kluger Vorsicht schon im Jahre 1804 zum „Erbkaiser von Oestreich" erklärt hatte, sah, wie der Wille des übermüthigen Siegers, Napoleon Bonaparte, rücksichtslos über die einzelnen Glieder des deutschen Reiches verfügte, und schon ungefähr ein Dritttheil desselben im Südwest sich davon losgesagt hatte, hielt er es (am 6. August 1806) für seine letzte Pflicht, folgende Urkunde zu Wien und zu Regensburg bekannt machen zu lassen: „Nach dem Abschlusse des preßburger Friedens war unsre ganze Aufmerksamkeit und Sorgfalt darauf gerichtet, allen eingegangenen Verpflichtungen mit gewohnter Treue und Gewissenhaftigkeit Genüge zu leisten, die Segnungen des Friedens unsern Völkern zu erhalten, die glücklich wiederhergestellten friedlichen Verhältnisse allenthalben zu befestigen, und zu erwarten, ob die durch diesen Frieden herbeigeführten wesentlichen Veränderungen im deutschen Reiche es uns ferner möglich machen würden, den nach der kaiserlichen Wahlcapitulation uns als Reichsoberhaupt obliegenden schweren Pflichten genug zu thun. Die Folgerungen, welche mehrern Artikeln des preßburger Friedens gleich nach dessen Bekanntmachung und bis jetzt gegeben worden, und die allgemein bekannten Ereignisse, welche darauf im deutschen Reiche Statt hatten, haben uns aber die Ueberzeugung gewährt, daß es unter den eingetretenen Umständen unmöglich sein werde, die durch den Wahlvertrag eingegangenen Verpflichtungen ferner zu erfüllen; und wenn noch der Fall übrig blieb, daß sich nach fördersamer Beseitigung eingetretener politischer Verwickelungen ein veränderter Stand ergeben dürfte, so hat gleichwohl die am 12. Juli zu Paris unterzeichnete und seitdem von den betreffenden Theilen genehmigte Uebereinkunft mehrerer vorzüglichen Stände zu ihrer gänzlichen Trennung von dem Reiche und ihrer Vereinigung zu einer be-

Digitized by Google

sonderen Conföderation die gehegte Erwartuug vollends vernichtet. Bei der hierdurch vollendeten Ueberzeugung von der gänzlichen Unmöglichkeit, die Pflichten unseres kaiserlichen Amtes länger zu erfüllen, sind wir es unsern Grundsätzen und unsrer Würde schuldig, auf eine Krone zu verzichten, welche nur so lange Werth in unsern Augen haben konnte, als wir dem von Kurfürsten, Fürsten und Ständen und übrigen Angehörigen des deutschen Reiches uns bezeigten Zutrauen zu entsprechen und den übernommenen Obliegenheiten ein Genüge zu leisten im Stande waren. Wir erklären demnach durch Gegenwärtiges, daß wir das Band, welches uns bis jetzt an den Staatskörper des deutschen Reichs gebunden hat, als gelöst ansehen, daß wir das reichs-oberhauptliche Amt und Würde durch die Vereinigung der conföderirten rheinischen Stände als erloschen und uns dadurch von allen übernommenen Pflichten gegen das deutsche Reich losgezählt betrachten, und die von wegen desselben bis jetzt getragene Kaiserkrone und geführte kaiserliche Regierung, wie hiermit geschiehet, niederlegen. Wir entbinden zugleich Kurfürsten, Fürsten und Stände und alle Reichsangehörigen, insonderheit auch die Mitglieder der höchsten Reichsgerichte und übrige Reichsdienerschaft von ihren Pflichten, womit sie an uns, als das gesetzliche Oberhaupt des Reichs, durch die Constitution gebunden waren. Unsre sämmtlichen deutschen Provinzen und Reichsländer zählen wir dagegen wechselseitig von allen Verpflichtungen, die sie bis jetzt unter was für immer einem Titel gegen das deutsche Reich getragen haben, los, und wir werden selbige in ihrer Vereinigung mit dem ganzen östreichischen Staatskörper, als Kaiser von Oestreich, unter den wiederhergestellten und bestehenden friedlichen Verhältnissen mit allen Mächten und benachbarten Staaten, zu jener Stufe des Glückes und des Wohlstandes zu bringen beflissen sein, welche das Ziel aller unsrer Wünsche, der Zweck unsrer angelegensten Sorgfalt stets sein wird *)."

So begleitete der edle Kaiser Franz, als er sich überzeugt hatte, daß der Staatskörper des deutschen Reiches nicht mehr in seiner alten, angestammten und volksthümlichen Würde erhalten werden konnte, weil die Fürsten, seine Glieder, sich lossagten

*) Europ. Annalen. Bd. III. S. 247 ff. bei Pfister a. a. O. S. 671.

Digitized by Google

von seinem Dienste, — denselben zu seiner Gruft, vielleicht der einzige, sicherlich aber der würdigste Leidtragende des großen Todten *); denn von den meisten Zeitgenossen, namentlich den fürstlichen, schien kaum Einer zu begreifen und zu empfinden, was Deutschland mit diesem letzten Wahrzeichen seiner nationalen Einheit verliere und zu dem Grabe trage, welches die Feinde ihm gegraben. Darum überkömmt auch vor dem Bilde dieses Kaisers gewiß Alle, die das Vaterland lieben, ein ernstes, wehmüthiges Gefühl, welches nur durch die wohlthuende Ueberzeugung gemildert wird, daß kein Unwürdiger der Letzte war.

Schwer lastete hinfort der Druck des Geschickes auf dem deutschen Volke, das seiner Söhne Blut vergießen mußte im Dienste des fremden Eroberers, der durch den Glanz seines Ruhmes die Schwachen blendete. Weder Preußen's, noch Oesterreich's wiederholte, aber immer vereinzelte Anstrengungen konnten retten; das ganze wieder zum Bewußtsein und zum Gefühl seiner Volksehre erwachte Deutschland mußte, mit Gottes allmächtiger Hülfe, sein eigner Retter werden auf der blutgetränkten Ebene bei **Leipzig** (1813), von wo der Kanonendonner hoffentlich so lange segnend und schützend nachhallen wird, als der Siegesjubel

*) Indem wir diese bildlichen Ausdrücke niederschreiben, drängt sich uns ein Zug aus dem wirklichen Leben des trefflichen Kaisers in das Gedächtniß, den wir nicht verschweigen mögen, nicht bloß wegen seiner symbolischen Verwandschaft mit dem Leichenbegängniß des von Allen verlassenen deutschen Reiches, sondern auch als einen gar schönen Beitrag zur Charakteristik des ächt deutschen Mannes und Fürsten: „Während seines Sommeraufenthaltes in Baden (bei Wien) begegnete Kaiser Franz eines Tages einem Leichenzuge. Der Todte, den sie da zur Ruhe trugen, war so arm, aber auch so einsam und verlassen gewesen, daß auch nicht ein einziger Mensch, nicht ein liebendes Wesen dem ärmlichen Sarge folgte. Dieses trostleere Bild menschlicher Verlassenheit ergreift den Kaiser tief. „„War der Mann, den sie da begraben, so arm und ausgegeben, daß auch nicht eine Seele ihn zur Gruft begleiten mag, — sagte er — so wollen wir den Armen hinbegleiten.““ Und ohne Weiteres ging er hinter dem Sarge her; seine Begleiter folgten seinem Beispiele, und da der Kaiser es nicht verschmähte, so schlossen sich alle Vorübergehenden dem Zuge an. Der letzte Gang des verblichenen Armen ward für ihn zum Triumphzuge. Sein banges, düsteres Leben wäre gewiß im voraus versöhnt und gelichtet gewesen, hätte er gewußt, daß ein solches Leichenbegängniß ihm werden sollte. Und am Grabe angekommen, entblößte der kaiserliche Herr das ehrwürdige Haupt und betete für die Ruhe des — Bettlers. Fürwahr, ein menschlich-großer Moment, ächter als mancher aus der alten Heldenzeit, mit welchen die Weltgeschichte seit Jahrhunderten, gleichsam aus Angewohnheit, zu prunken pflegt.“ — S. **Meynert's** „Franz I. und sein Zeitalter“ ꝛc. S. 19. —

in Westphalens Bergen, da Hermann die Römer, oder der auf dem Lechfelde, nachdem Otto M. die Ungarn besiegt hatte. Darum vergegenwärtigen wir uns auch diese Schlacht im Bilde unsres Vaterlandes; denn eine solche Wahlstatt wiegt eine Hauptstadt auf! „Nach vielen blutigen und gewaltigen Schlachten, die seit dem 19. August 1813 in Schlesien, den Marken, und an den Grenzen Böhmens zwischen den Franzosen und den Verbündeten geliefert, und worin die Franzosen immer geschlagen worden waren, zogen sich die beiderseitigen Heere endlich im Anfange des Octobers nach der Gegend von Leipzig hin. Der Kaiser Napoleon Bonaparte hatte Dresden verlassen und war gegen die Mulde und Pleiße hinabgezogen; die verbündeten Heere zogen ihm nach, und schlugen von allen Seiten gleichsam ein Netz um ihn. Das große Heer unter dem Befehl der drei Herrscher — der Kaiser von Oestreich und Rußland und des Königs von Preußen — und unter der Führung des östreichischen Feldmarschalls, Fürsten von Schwarzenberg, hatte sich aus den Bergen Böhmens allmählig nach Thüringen und Sachsen hinabgesenkt; das schlesische Heer unter dem tapfern preußischen General von Blücher hatte an einem sehr blutigen Tage unweit Wittenberg den Uebergang über die Elbe erzwungen, das ihm entgegengesetzte französische Heer bei Wartenburg überwältigt und in die Flucht gejagt, und war dann weiter in die Ebene vorgedrungen; der Kronprinz von Schweden mit 25,000 Schweden und 40,000 Preußen war gleichfalls über die Elbe gegangen und hatte sich dem Kampfplatze genähert; auch ein neues russisches Heer unter dem Befehle des General Bennigsen war im Anzuge. Den 14. October stießen die großen Heere zuerst auf einander; es waren aber nur Scharmützel und leichte Gefechte, wo man sich prüfte und die Stellungen und Stärken erkundete. Der 16. October war der erste mörderische Schlachttag. Im Süden von Leipzig ward an diesem Tage unentschieden gefochten zwischen dem großen verbündeten Heere unter dem Fürsten von Schwarzenberg und zwischen Napoleon selbst; im Norden schlug der alte Blücher drei französische Heerhaufen, tödtete ihnen viele Menschen, nahm 30 Kanonen, machte 4000 Gefangene und trieb den Feind zwei Stunden weit bis in die Vorstädte von Leipzig zurück. Der 17. October war, wie durch gemeinschaftliches Uebereinkommniß, Rasttag, wie es

zwischen gewaltigen Stürmen eine ruhige Pause giebt, wo die Winde zu neuem Blasen gleichsam Athem holen. An diesem Tage rückte der Kronprinz von Schweden und der General Bennigsen mit ihren Heeren mit in die Schlachtlinie. Der 18. October war der blutigste und entscheidendste Tag: es ward eine Schlacht geschlagen, worüber Wittwen und Waisen noch lange Jahre wehklagten und wovon die spätesten Enkel noch die Mähr erzählen werden. Eine halbe Million bewaffneter Männer stand auf der Ebene von Leipzig in erbittertem Streit einander gegenüber, und mehr als 1500 Kanonen verbreiteten ringsumher Schrecken und Tod. Es war eine Schlacht, als wenn die Erde untergehen und der jüngste Tag kommen sollte. Durch Gott und durch die Tapferkeit der verbündeten Heere ward der wilde Wütherich aufs Haupt geschlagen, und schon in der Nacht des $^{18.}/_{19.}$ Octobers floh sein Heer in der verworrensten Flucht. Den Vormittag des folgenden 19. Octobers nahmen die Verbündeten die Stadt Leipzig, worein der Feind zur Deckung seines Rückzuges eine starke Mannschaft geworfen hatte, mit Sturm ein *), sprengten viele Tausende fliehender Franzosen in die Pleiße und Elster, machten 35,000 Gefangene, eroberten über 300 Kanonen und setzten auf mehrern Straßen dem fliehenden Feinde nach. Bonaparte verlor in dieser Schlacht fast sein ganzes Geschütz und unzähliges Kriegsgeräth und mehr als 100,000 Mann an Verwundeten, Todten, Gefangenen und Versprengten; außerdem ließ er alle seine Lazarethe hinter sich, voll von Tausenden von Kranken und Verwundeten, welche fast alle Opfer des Todes wurden. Auf seiner langen Flucht aber, von Leipzig nach Mainz büßte er durch Gefechte, Ermattung und Hunger fast noch die Hälfte seines übrigen Heeres ein, und brachte von 400,000 Mann, die er nach dem mörderischen Winter in Rußland (1812) binnen Jahresfrist zusammengetrieben hatte, nicht mehr als 70,000 Mann über den Rhein zurück und auch diese in einem so elenden Zustande, daß die Hälfte von ihnen auch in den Lazarethen umgekommen ist. — So war Deutschland wieder ein freies Land geworden seit dem 19. October 1813 und die Freude und das Jauchzen der Red-

*) Die Stadt selbst wurde inmitten so vieler drohenden Gefahren fast unversehrt erhalten, ein lautredendes Wunder der göttlichen Allmacht und Gnade! B.

lichen und Treuen, aller wahren Freunde des ganzen, einigen deutschen Vaterlandes war in allen Gauen desselben allgemein *)."

Was aber die Feldherren und Heere erkämpft hatten auf dem Schlachtfelde mit dem Schwerte und ihrem Blute, das versuchten die Staatsmänner auf dem Papiere mit Feder und Tinte festzustellen durch die deutsche Bundes-Acte, welche am 8. Juni 1815 zu Wien abgeschlossen wurde von 38 Bundesgliedern, welche sich gegenseitig Unabhängigkeit und Selbstständigkeit mit gleichen Rechten zusicherten **). Die Einheit aber unter ihnen, die einst der deutsche Kaiser vermittelt hatte, sollte hinfort durch eine Bundesversammlung in der alten Krönungsstadt Frankfurt a. M. erzielt werden. Daß damit jedoch die Ruhe und Einheit noch nicht hergestellt und gesichert war und ist, so lange nicht deutsches Gefühl Alle, Fürsten und Völker, durchdringt und durch gegenseitiges Vertrauen verbindet, das haben die Jahre 1830, 1848 und 1849, leider sattsam bewiesen. Möge das, was uns noch fehlt, durch Gottes Gnade recht bald allen deutschen Staaten werden, und, was Deutschland schon seit dem 30jährigen Kriege, namentlich aber im vorigen Jahrhundert und im ersten Jahrzehnd des jetzigen an Einheit verlor, ihm ersetzt werden durch die aufrichtige Einigkeit der zahlreichen Glieder seiner großen Familie; denn nur

Eintracht schafft Macht!

Das möge jeder deutsche Knabe und Jüngling aus der Geschichte seines Vaterlandes lernen! Nur einig bleibt es frisch und frei nach Innen, geehrt und stark nach Außen. Das aber walte Gott!!!

*) Arndt „Ein Wort über die Feier der Schlacht bei Leipzig." (1814) S. 4 ff.

**) „Das Zerfallen Deutschlands in einzelne Glieder, wie sehr es nach vielen Seiten als eine Calamität betrachtet werden mag, ist eine Grundbedingung der physiologischen Entwickelung seiner Kräfte, seiner Aufgabe in der Weltgeschichte. Diese besteht in einer Vertiefung in religiöse Ideen und in der Lösung wissenschaftlicher Probleme, so wie in der Verbreitung der daraus hervorgehenden Früchte und Resultate unter andern Völkern der Welt. Auf diesem Gebiete würde eine solche Tiefe und Vielseitigkeit, deren das deutsche Volk ohne Selbstlob sich rühmen darf, unmöglich sein, ohne eine vielseitige Gliederung in größere und kleinere Staaten." Rud. Wagner in s. physiolog. Briefen in d. Allg. Ztg. 1852. N. 183.

Deutschland's Ehrentempel.

Wollten wir in dem bisher Gegebenen gleichsam ein Panorama oder Rundgemälde der deutschen Geschichte, wenn auch nur in leichten Umrissen dargestellt, vor den Augen unsrer Leser auf, so laden wir sie nunmehro ein, uns zur Betrachtung einzelner Bilder zu begleiten, wie sie aufgestellt sind im Ehrentempel *) unsres Vaterlandes. Fragt Ihr, wo dieser steht und wer ihn bauete? — Ueber das ganze, weite und große Deutschland,

„So weit die deutsche Zunge klingt
Und Gott im Himmel Lieder singt"

wölben sich seine Hallen, und deutsche Frömmigkeit, deutsche Kraft, deutsche Wissenschaft und deutsche Kunst haben ihn unter Gottes sichtbarem Segen gegründet und gebaut in schönem, traulichem Vereine; drum wird er auch Bestand haben im Sturme der Zeiten, der nur das Eitle dahin rafft, an dem Wahren aber vergebens seine Macht versucht. Dort stehen die Standbilder und

---

*) „Es hat mir immer geschienen — sagt R. Wagner (a. a. O.) — daß als der reinste und verständlichste Ausdruck, als das Symbol der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft des deutschen Volkes und aller seiner Bestrebungen, vor allen andern der Cölner Dom gelten könne. Eine Conception im Bauplane von einer Größe und Herrlichkeit, wie sie dei keinem andern Gebäude der Welt vorkömmt, Fundamente der gewaltigsten Art, unergründet noch bei den tiefsten Einsenkungen und Untersuchungen späterer Baumeister; ein Reichthum der Ornamente und Einzelheiten, dald wunderbar übereinstimmend, bald bizarr und dissonirend, klare und harmonische Architektonik, neden mystischem Schnörkelwerk; ein Bau, dald durch Jahrhunderte ruhend, dald mit Begeisterung wieder aufgenommen und fortgeführt. Hunderte von Thürmchen, Spitzsäulen und Spitzdögen mögen unsre Kinder und Enkel noch hinzufügen: sie werden alle Platz finden an dem ungeheuern Gebäude, und wie am vollendeten hohen Chor mag an manchen andern weitergeführten Gliedern des Baues sich noch ein späteres Geschlecht erfreuen. Ehe die Thürme bis zu den Pyramiden geführt sind und das Kreuz als der letzte Schmuck auf deren Spitze aufgesetzt werden kann, wird die Geschichte unsres Volkes zu Ende sein." Die letzte Befürchtung mögen wir nicht theilen, sondern vielmehr auf die Vollendung des großen, deutschen Werkes in jeder Beziehung freudig und zuversichtlich hoffen.

glänzen in unvergänglichem Lichte die Namen von Tausenden! Suchen wir, wie am gestirnten Himmel die hellsten Sterne, so hier die Geistersonnen auf, an deren Licht und Wärme das religiös-sittliche, das politische, oder wissenschaftliche Leben unsres Vaterlandes sich vorzugsweise entwickelt hat, beschränken uns aber dabei auf die Zahl derer, welche in dem Rahmen unsrer Randzeichnung Platz gefunden haben.

Treten wir zuerst in die dreitheilige

Halle der Fürsten, Helden und Staatsmänner,

so sind es zunächst fünf Namen, die uns an eben so viele deutsche Staaten erinnern. Betrachten wir die Männer, die sie bezeichnen, näher! Der Erste, der uns entgegentritt, ist

Albrecht der Bär,

dessen kampfreiches Leben in die Mitte des 12. Jahrhunderts, ins Zeitalter der Hohenstaufen fällt. Kampf war die Losung seines Lebens! Denn selbst was Geburt und Recht, was des Kaisers Wille und Spruch ihm zuerkannte, sollte er nicht unangefochten erhalten. Darum kann er auch mehr als andere, für den rechten Ahnherrn des brandenburgischen Fürstenhauses gelten, das sich bis auf die neueste Zeit seine Stellung im europäischen Staatenbunde hat erkämpfen müssen. — Albrecht der Bär war, wie auch Heinrich der Löwe, Enkel des letzten dillungischen Herzogs Magnus von Sachsen, von dessen älterer Tochter Eilika und dem reichen Grafen Otto von Ballenstädt, aus dem alten Hause der Grafen des Schwabengaues, welches von der Burg Anhalt den Namen führt. Nachdem Albrecht unter vielfachen Kämpfen, namentlich gegen das ihm nahe verwandte Haus der Welfen, sich endlich im Besitz der ihm vom Kaiser Lothar (1133) verliehenen Markgrafschaft Nordmark behauptet hatte, richtete er seine Kraft besonders wider die ihm gegenüber wohnenden Slawen und ward dadurch ein Apostel-Fürst in jenen Gauen; und darum hat er die erste Stelle in unserer Fürstenhalle erhalten. „Schon im Jahre 1147, während andre Fürsten mit Conrad III. in das heilige Land zogen, drang er mit seinem Vetter, Heinrich dem Löwen, und dem Könige von Dänemark auf einem Kreuzzuge in die Länder der Obotriten und Leutizen (in Meklenburg) ein. Machte auch

Uneinigkeit der Fürsten diesen Zug erfolglos, so setzte sich doch Albrecht unter blutigen Kämpfen nach und nach auf dem rechten Elbufer fest, breitete sich weiter aus und eroberte Brandenburg, die stärkste Veste der Heveller, mit Sturm. Von nun an nannte er sich zuerst urkundlich Markgraf von Brandenburg, dem Hauptsitze seiner Macht, die sich jedoch nur wenige Meilen östlich über Berlin ausdehnte, das er erst im Jahre 1162 gründete. . . . Von dieser Zeit an herrschen hier Deutsche. Die unterjochten und gemeinen Slawen mußten das Christenthum annehmen und Leibeigene werden, oder ihre Wohnungen räumen. Schwer fiel ihnen ihr hartes Geschick; doch Empörungen wurden mit Gewalt gedämpft und verschlimmerten es nur. Der slawische Adel wurde gewonnen durch Gleichstellung mit dem deutschen, der einen großen Theil des Landes als Lehen vom Markgrafen erhielt, um es gegen die Slawen zu schützen. Der slawische Adel hatte nun gleiches Interesse gegen den der Scholle angehörigen leibeigenen Bauer, wie der deutsche, vereinigte sich mit diesem durch Heirathen und wurde selbst bald deutsch, so daß an die slawische Abkunft nur noch wenige Geschlechtsnamen erinnern, die nicht selten schon früh mit deutschen vertauscht wurden, welche von den Ortschaften entlehnt zu werden pflegten, die der Adel besaß, wie auch umgekehrt viele Ortschaften die Namen ihrer Besitzer erhielten. Die Bischöfe von Brandenburg und Havelberg kehrten in ihre seit hundert und funfzig Jahren verlassenen Sitze zurück, Kirchen und Klöster wurden erbaut, Mönche aus Deutschland herbeigezogen. Die Formen der christlichen Kirche blieben nun ungestört fast vierhundert Jahre in der Mark. — Die Tapferkeit, mit der Albrecht seine Feinde schlug und durch Eroberungen einen neuen Staat gründete, hatte er mit vielen seiner Zeitgenossen gemein; wenige erreichten ihn in der Klugheit, mit welcher er sich in die Zeiten zu schicken und viele Jahre lang deren Gunst zu erwerben wußte; doch keiner in der Weisheit, mit welcher er seine ausgedehnte Herrschaft zu behaupten und die durch Krieg menschenleeren Fluren zu bevölkern und in Anbau zu bringen verstand. Arbeitsame und fleißige Flamänder, Holländer, Westphalen und Franken, welche der Krieg und andre Noth aus ihrer Heimath vertrieb, oder die Hoffnung günstiger Verhältnisse lockte, wanderten ein in die Mark, erhielten gegen bestimmten Zins und

Dienst Ländereien, legten Dörfer an und bebaueten die besten Striche, die Moorgegenden; freie Leute, die unter ihrem Schulzen standen, der dem Gerichte vorsaß, in welchem die Bauern selbst über ihre Genossen das Urtel sprachen. Die Bischöfe und die Bewohner der Klöster, größtentheils Deutsche, folgten dem Beispiele, welches Albrecht gab. Nicht nur in den Marken, sondern auch in der Lausitz, in Schlesien und Pommern wurden bald Städte nach deutscher Art eingerichtet, d. h. größere geschlossene Gemeinden, meistens in von Mauern umgebenen Ortschaften, mit Theilnahme an der Gesetzgebung und Verwaltung ihres Gemeinwesens und der Hegung eines Gerichtes, dem ein Vogt vorsaß. Durch viele Freiheiten und Vorrechte begünstigt, wurden sie Mittelpunkte des Verkehrs durch Märkte, Handel und Gewerbe; Mauern und Gräben boten sichern Schutz für Alles, was durch Fleiß und Betriebsamkeit erworben worden war. So saßen auch mitten unter leibeigenen Slawen, in einigen Gegenden Bauern deutschen Stammes in ihren Dörfern, gaben das Beispiel, wie vortheilhaft für eine bessere Bearbeitung des Bodens die Freiheit sei und trugen zu deren Verbreitung und richtigen Würdigung bei den Slawen wesentlich bei. Dazu waren die deutschen Ansiedler in Städten und Dörfern den deutschen Fürsten treu ergeben, weil sie ja mit ihnen stehen und fallen mußten. Damit aber sicherten nicht nur die Markgrafen ihre Herrschaft für immer, sondern durch die weise Benutzung und Erhöhung der innern Kräfte des Landes erhielten sie auch Gelegenheit, die äußere Ausdehnung ihrer Macht zu bewirken, als die Umstände sich günstig zeigten; denn die wahre Macht der Fürsten gründet sich nur auf die engste Verknüpfung ihrer Interessen mit denen ihrer Unterthanen. Albrecht und sein Nachfolger mußten entweder das unterjochte Volk an sich ziehen und selbst Slawen werden, oder das Land deutsch machen; letzteres thaten sie. Ohne Gewalt freilich läßt sich keine Umwälzung dieser Art bewirken; wer ein Ziel erreichen will, muß auch die Mittel ergreifen, die zum Zwecke führen; der aber ist weise, welcher die besten Mittel wählt*)." Dieser Weisheit Schmuck verklärt das Bild Albrecht des Bären weit mehr und nachhaltiger, als alle seine Kriegsthaten, welche

*) Stenzel's Gesch. des Preuß. Staates. 1. Bd. S. 25 ff.

man sonst an ihm rühmt, und bereitete ihm sicherlich auch eine ruhige Sterbestunde (1170), obgleich die Erfüllung seiner Wünsche gegen das Haus der Welfen und namentlich gegen Heinrich den Löwen ihm versagt blieb. Hatte er doch seines Hauses Macht sicher begründet in der zeitgemäßen Cultur seines Landes und Volkes, die der Zeit sicherer trotzt als großer Heeresbann und Thronesglanz.

Der Zweite, den wir aufsuchen in der deutschen Fürstenhalle, ist ein Zeitgenosse Albrecht's,

Conrad der Große, Markgraf von Meissen,

aus der Familie der Grafen von Wettin, deren ursprüngliches Erbe an der Saale liegt. Mag man auch seinen Beinamen mehr von seinem Glücke in Vergrößerung seines Länderbesitzes, oder von der Gunst der durch ihn reich begüterten Geistlichkeit seines Landes, oder endlich nur von der Größe und Bedeutsamkeit des edlen, an wahrhaft großen Männern so reichen Fürstenhauses, dessen Gründer er war, — ableiten: immerhin gebührt ihm in unserer Bilderreihe ein Platz, schon wegen des für jene Zeit bedeutenden Umfanges seines Gebietes; denn „von der Neisse bis Thüringen beherrschte Conrad alles Land", sagt ein altzellischer Mönch in seinen Ueberlieferungen. Die eigentliche Perle unter diesen Erwerbungen bildete das Markgrafthum Meissen, mit welchem er 1136 vom Kaiser belehnt wurde. „Conrad's Unternehmungen nach außen bezeichnen den ritterlich-frommen Fürsten des zwölften Jahrhunderts: er focht in mehrern Schlachten in Italien und in Deutschland, machte eine oder zwei Pilgerschaften in's gelobte Land und eine reiche Stiftung für das heilige Grab, trat mit Heinrich dem Löwen und Albrecht dem Bären einen Kreuzzug gegen die Obotriten an und nahm an einem Zuge gegen Polen Antheil. . . . Welche Verbrechen Conrad durch Fasten, Kasteien und Armenspenden abzubüßen hatte und in Urkunden andeutet, wissen wir nicht; ihn aber mahnten sie bei herannahendem Alter dem ewigen Heile einen Schritt näher zu thun. Er bestellte also sein Haus zu Meissen, legte seine Waffen auf dem Altare daselbst nieder und zog, alles irdischen Glanzes entledigt, dem von ihm erbauten Kloster auf dem Petersberge bei Halle zu. Am Andreastage 1156 war es, als ihn

daselbst der magdeburger Erzbischof als Mönch einkleidete. Viele Fürsten und Vasallen wohnten diesem feierlichen Acte bei, der, wie ein alter Mönch als Augenzeuge erzählt, manche Thräne erpreßte, als man einen solchen Mann in solche Verhältnisse eintreten sah. Stieg wirklich in dem erst 59jährigen Fürsten, wie man sagt, noch eine Sehnsucht nach dem Weltlichen, dem er freiwillig entsagt hatte, auf, so beschwichtigte sie sein bald darauf erfolgter Tod (1157) *).

Der dritte Held, dessen Bild wir aufstellen in unsrer Fürstenhalle, ist allbekannt und vielgenannt, darum werden schon wenige Züge genügen, ihn dem Auge des Geistes zu vergegenwärtigen: es ist der edle Welfenfürst

Heinrich der Löwe, Herzog der Sachsen und Baiern,

der ebenbürtige Nebenbuhler des herrlichen Hohenstaufen Friedrich I. „Unter seltsamen Wechsel von traurigen und fröhlichen Ereignissen, von Verlusten und Erwerbungen, von Krieg und Frieden, Freundschaft und Feindschaft, von innern Einrichtungen, wie von Heereszügen zwischen der Trave und der Tiber war Heinrich an Körper und Geist zum Manne geworden. Schon sein edles Aeußere schien ein dessen würdiges Innere zu verbürgen. Keine ungewöhnliche Größe, wohl aber ein kräftiger, gedrungener Körperbau zeichnete ihn aus. Aus einem hohen offenen Antlitz verkündigten große schwarze Augen das Feuer seines Geistes. Ein dunkles reiches Haar hob die weißere Farbe seines Gesichts, das in späterer Zeit ein voller Bart noch ernster und männlicher machte. Seine Kleidung entsprach seinem Range: der Herzogshut schmückte bei festlicher Gelegenheit das Haupt, der Fürstenmantel mit dem Kragen von edlem Pelzwerk seinen Körper; sonst ein weites Uebergewand bis auf die Füße und ohne Aermel, um den Leib durch eine Binde zusammengehalten. Das Schwert war der treue Freund seiner tapfern Rechten. Aber auch sein Geist war durch alle diese Verhältnisse gebildet und sein Charakter zu jener Festigkeit, jenem entschiedenem Ernst erhoben worden, der ihn sein ganzes Leben hindurch auszeichnete **)." Er war ein Feind

*) Nach Böttiger Gesch. des Kurstaates und Königreichs Sachsen. I. S. 118 ff. und Gretschel Gesch. des sächs. Volkes und Staates. I. S. 39 ff.

**) Böttiger, Heinrich der Löwe rc. Ein biogr. Versuch. S. 170.

aller Trägheit und Ueppigkeit, tapfer, streng, ausdauernd und in dem Allen seinem Vetter und Freunde, dem Kaiser, ähnlich *). Aber „wie der königliche Löwe, dessen Bild er liebte, war er wie hohen Gemüthes so auch mächtiger Leidenschaft, dem Schwachen mild, dem Starken furchtbar. Ihn bändigte Keiner. Darum hießen sie ihn den Leuen **).“ Für seinen rastlosen Geist scheint seine Zeit noch nicht reif, der Schauplatz seines politischen Wirkens, so groß er auch war, doch nicht groß genug gewesen zu sein: das beweiset jene Mannigfaltigkeit in Heinrich's Bestrebungen, seine Unermüdlichkeit, die den hohen Geist verbürgt, seine Wichtigkeit als Kriegesfürst, als Beherrscher vieler Länder, als Staatengründer und Stammvater mehr als eines Herrscherhauses; das beweiset sein christliches Heldenthum im Kampfe gegen die Slawen, und die durch ihn herbeigeführte Veränderung in Deutschlands politischer und geographischer Gestaltung. — Bei einem solchen Manne kann es nicht befremden, wenn seine Beurtheiler bald im Lobe bald im Tadel ausschweifend gewesen sind und nur wenige ihn ganz unpartheiisch gewürdigt haben. „Beredter aber als alle Federn und Zungen reden die Thaten der Menschen und auch die des Herzogs Heinrich des Löwen. Große Fehler, große Tugenden haben sich in ihm gepaart und ihn durch das Leben begleitet; aber seine Tugenden haben ihn nicht wider Unglück geschützt und seine Fehler allein es nicht veranlaßt. Drei Perioden seines Lebens springen — wie Jünglings, Mannes- und Greisenalter des Menschen — unverkennbar hervor: die seines Steigens, seiner Größe und seines Falles. Sein Fall aber war unvermeidlich, hätte er auch den Kaiser nicht gereizt. Doch nicht seine moralische Schwäche — wie wenige hätten zu stehen vermocht wo er fiel! — sondern seine politische Größe hat ihn gestürzt, da sie mit Deutschlands damaligem Zustande unverträglich schien. Daß er dieß nicht zeitig genug erkannte, war sein größter aber menschlichster Fehler. Er hat ihn hart gebüßt, wie ein Jeder büßen muß, der die Forderungen seiner Zeit entweder nicht erkennen kann oder nicht erkennen will ***).“

Den drei bereits geschilderten Helden- und Stammfürsten

*) Raumer a. a. O. II. S. 157.

**) Zschokke Baier. Gesch. I. S. 385.

***) Böttiger a. a. O. S. 450 ff.

des zwölften Jahrhunderts gesellt sich noch ein vierter zu, aus dem alten Hause der Schyren oder Scheyern,

Otto von Wittelsbach, genannt der Aeltere.

Als sie ihr altes Haus auf Scheyren (in Baiern) zum Kloster geschaffen, saßen sie zu Kelheim und Wittelsbach, zwei Grafschaften in den Gauen an der oberen Donau, welche sammt vielen andern Besitzungen im Nordgau zu ihrem Erbgut gehörten; so daß selbst die Welfen an Land und Leuten in Baiern nicht also mächtig gewesen sind, wie die edlen Schyren *). — Otto von Wittelsbach war ein schöner Mann, gewandt, geistvoll, unternehmend, rasch zum Schwert, beharrlich im Vorsatz. Darum wählte ihn Kaiser Friedrich I. auf seinem ersten Zuge gegen Rom, daß er dem Heere das Banner vortrüge. In eines solchen Helden Hand war es sicher; vor Mailand und Tortona siegreich. Drum erhob auch die Dankbarkeit des Kaisers seinen Heerschild und verlieh ihm das vaterländische Herzogthum Baiern erbeigen, an Heinrich des Löwen Statt, mehr auf die Tugend des Mannes sehend, als auf den Glanz des Geschlechtes; denn dessen hatte Otto sich längst würdig bewiesen durch unverbrüchliche Treue, die er ihm namentlich in den Engpässen der Berner Klause an der Etsch bewies (im Jahre 1155), als die feindseligen Veroneser dem Kaiser den Rückzug aus Italien über das trientinische Gebirg nach Deutschland zu versperren suchten. „Der Weg welchen Friedrich die Etsch entlang ziehend einschlagen mußte, war an mehrern Stellen so schmal, daß nur ein Wagen Platz hatte, während der Strom links in der Tiefe rauschte und rechts schroffe Felsen emporstiegen. Kaum war das Heer durch einen dieser Engpässe hindurch gezogen, so sah man, daß ihn die Lombarden besetzten; worauf aber, weil das Vorwärtsziehen kein Hinderniß fand, nichts anzukommen schien. Unerwartet sprangen aber die Felsen bei einer Wendung so weit hervor, daß zwischen ihnen und dem Abgrunde nach der Seite des Stromes hin nur ein schmaler Fußsteig frei blieb; und auf diesem Felsen stand eine Burg, deren Besatzung unter Alberich, einem wilden, beutelustigen Ritter aus Verona, zum Angriffe entschlossen und von den örtlichen Umständen aufs Höchste begünstigt war. Zwei edle

*) Zschokke a. a. O. S. 418.

Veroneser, welche Friedrich an Jene schickte, um sie von ihren Vorhaben abzubringen, wurden nicht gehört, ja mit Schlägen fortgejagt, weil sie die schlechtere Parthei des Gehorsams ergriffen und die edlere der Freiheit verlassen hätten. Der Kaiser befahl hierauf daß Jene sich zurückziehen sollten; allein statt zu gehorchen, warfen sie mit Erfolg Steine herab und verlangten von jedem Reiter trotzig Harnisch und Pferd und vom Kaiser selbst große Summen Geldes. „„Gott möge verhüten entgegnete dieser, daß ein Kaiser Räubern und Empörern zinsbar werde; nach solchen Thaten und so nahe dem Vaterlande!"" Er ließ das Gepäck ablegen und durchforschte nun mit jenen ihm getreuen Veronesern nochmals die Gegend, ob nirgends ein Ausweg, nirgends eine Möglichkeit des Obsiegens sich zeige; — und es fand sich endlich heilsamer Rath. Hoch über der feindlichen Burg ragte ein Felsen hervor, überhangend, klüftig, unzugänglich; dennoch sollte er erstiegen werden. Durch Berg und Thal und dichte Waldung eilte Otto von Wittelsbach auf weiten Umwegen mit zweihundert leicht bewaffneten Jünglingen mühsam zur hintern Wand des Felsens: wie abgeschnitten streckte auch diese sich in die Lüfte. Nichts jedoch konnte jene Kühnen zurückschrecken: Einer stellte sich auf die Schultern des Andern, aus Lanzen wurden Leitern gefertigt, Stufen eingehauen; endlich erreichte man den Gipfel, die kaiserliche Fahne ward aufgepflanzt und Freudengeschrei erhob sich in der Höhe wie in der Tiefe. Da erschraken die in der Mitte eingeschlossenen gewaltig; den Felsen hatten sie nicht geglaubt besetzen zu müssen, der nur Vögeln erreichbar schien! — In dem jetzt unausweichbaren Kampfe wurden an fünfhundert getödtet und mehre gefangen, unter ihnen Alberich nebst eilf andern Edlen. Vergeblich boten diese Geld für ihre Freiheit; das Todesurtheil wurde über sie als Friedensbrecher und Empörer ausgesprochen *)." Allezeit aber ward von da an der Wittelsbacher an des Kaisers Seite erblickt, auf dem Schlachtfelde sowohl, als auf den Reichstagen. „Auch in der Fürstenversammlung zu Bisanz in Burgund (Besançon), wo der große Streit Friedrichs mit dem römischen Stuhle seinen Anfang nahm, fehlte er nicht. Damals wagten zuerst des Papstes Boten aus-

*) Raumer a. a. O. II. S. 80.

zusprechen: es sei das Reich ein Lehen aus der Hand der Kirche dem Kaiser gegeben. In Unwillen erhoben die Fürsten alle ihr Haupt gegen den Hochmuth. Der römischen Gesandten einer, Cardinal Roland, fragte ihnen aber entgegen: „„„Von wem, wenn nicht von dem Herrn Papst, hat der Kaiser das Reich?““ Da riß voll Jähzorns Pfalzgraf Otto von Wittelsbach sein Schwert aus der Scheide, und Friedrich hielt es nur mühsam von Roland's Haupte ab *).“ — Bedarf's wohl der Züge noch mehre, um in der Seele ein würdiges und wahres Bild zu schaffen von dem ächt deutschen Fürsten? — Wo Ruhm und Gefahr, da war Otto: als Feldhauptmann in Schlachten und Belagerungen, als Erster im Rath der Fürsten des Kaisers starke Stütze. „Als Jüngling durch Glück und Kühnheit groß, als Mann bedacht und starkmuthig, hat er immerdar Ruhm mehr als Gut, Gerechtigkeit mehr als Ruhm, das Vaterland über Alles geliebt **).“ — Gehet hin und thuet desgleichen!

Der fünfte und letzte Fürstenname, zu welchem wir ein Bild aufzustellen haben, erinnert uns an den Urahnen des preußischen Königshauses, an den edlen

Burggrafen Friedrich VI. von Hohenzollern.

„Es erwarben die Burggrafen aus dem Hause Hohenzollern, die auf der kaiserlichen Burg zu Nürnberg saßen, nach und nach durch Kauf, Pfand, Erbschaft und Geschenke der Kaiser eine Menge zerstreuter Güter, Einkünfte und Gerechtsame, wie auch durch ihre, in der Geschichte fürstlicher Häuser fast einzige, von Geschlecht zu Geschlecht fast gleichsam vererbte Staatseinsicht und Thätigkeit ein nicht geringes Ansehen.... Keiner unter ihnen ist aber berühmter geworden als Friedrich VI., welcher in der Theilung mit seinem Bruder Johann das Niederland oder Ansbach regierte, während dieser das Oberland oder Baireuth besaß. Friedrich hatte sich in seiner Jugend, dann später durch den Umgang mit den berühmtesten Gelehrten seiner Zeit trefflich ausgebildet, liebte die Wissenschaften, war der lateinischen, französischen, italienischen Sprache mächtig, im bürgerlichen und Kirchenrechte erfahren, was ihm später ungemein vortheilhaft wurde, und in

*) Zschokke a. a. O. I. S. 420.
**) Zschokke a. a. O. S. 426.

allen ritterlichen Künsten geübt. Dabei war er ein Mann von ausgezeichnetem Verstande, der sehr wohl Wesentliches von Unwesentlichem, und was damals selten war, kirchliche und Staatsangelegenheiten scharf zu unterscheiden wußte, sehr besonnen in schwierigen Lagen, und gemäßigt, um nicht mit dem Aeußersten zu beginnen; dann aber auch entschlossen und tapfer genug, um seine Entwürfe durchzuführen, und fest, sie zu behaupten. Freigebig erwarb er sich Freunde, ohne durch Verschwendung in Noth zu gerathen. Vielmehr hatte er immer Geld zu seinen Zwecken. Sein Benehmen war gütig und freundlich gegen Jedermann, wodurch er die Herzen des Volkes an sich zog. Sein Hauptstreben war die Erhöhung der Größe seines Hauses; daran reihet sich Alles was er that *)." Das aber gelang ihm trefflich, also daß er von K. Sigismund (1415) die Mark Brandenburg nebst der Kurwürde und aller Landesherrlichkeit erhielt, und zwar zunächst als Entschädigung für ein bedeutendes Darlehn, mit welchem er den stets geldbedürftigen römischen König unterstützt hatte. Sein ganzes Leben aber beweist, wie viel ein kluger Fürst, mit verhältnißmäßig nicht zu großen Mitteln, durch besonnenes und festes Streben nach einem bestimmten Ziele hin, mit Benutzung der sich darbietenden Umstände, ohne ein gewisses Maaß zu überschreiten, leisten kann. Er hinterließ daher seinen Nachkommen ein Beispiel, welches, oft festgehalten, zur sicheren Gründung und weitern Ausdehnung der brandenburgischen Macht führte. — Unter seinen Söhnen ist besonders Albrecht Achilles in seine Fußtapfen getreten, wenn auch sein stürmischer Muth ihn etwas weiter fortriß, als es dem besonnenen Vater begegnet wäre.



Neben den Namen der deutschen Stammfürsten stehen in unsrer Randzeichnung auf der einen Seite die Namen der größten Feldherren, auf der andern die der größten Staatsmänner unsers Vaterlandes; stellen wir zu denselben die Standbilder auf, soweit dieses dem schwachen Worte möglich ist, zum Schmucke des deutschen Ehrentempels. Die Helden aber mögen den Vortritt haben, weil es eher Schwerter als Schreibfedern gegeben hat, eher gehandelt als verhandelt worden ist. — Zum ersten Namen: Fronsberg (auch Fronsperg, Frundsberg oder Freundsberg)

*) Stenzel a. a. O. I. S. 164 und S. 190.

gehört eine ganze Heldenfamilie, welche der tapfere, kriegskundige Feldhauptmann Maximilians I. und Karl's V. Ritter Jörg v. F. vertreten mag. Er war, wie eine alte Handschrift berichtet und wie ihn Holbein gemalt hat, „ein großer schwerer Mann, und an Gliedern also stark, wenn er den Mittelfinger der rechten Hand ausstreckte, daß er damit den stärksten Mann, so sich steif stellte, vom Platze stoßen konnte. Wenn ein Pferd daher gelaufen kam, konnte er es beim Zaum ergreifen und eilend stellen. Die großen Büchsen und Mauerbrecher konnte er allein mit seinen starken Lenden von einem Orte an den andern führen, und wenn er vom Rosse stieg und ging, konnte man ihm nicht wohl folgen." In diesem starken Körper aber wohnte eine wahre Heldenseele, wie seine Thaten, in den Kriegen Maximilians I. und Karl's V., hinreichend bewiesen haben. Namentlich gehört ihm ein wesentlicher und großer Antheil an der Begründung der Habsburgischen Herrschaft in Italien. Auch hat er sich große Verdienste um die bessere Einrichtung des Kriegswesens, besonders der zweckmäßigen Bewaffnung des Fußvolkes (Landsknechte) erworben. Das ermuthigende Wort: „Münchlein, Münchlein, du thust einen schweren Gang! rc." welches der fromme Krieger auf dem Reichstage zu Worms zu Luther sprach, ist bekannt genug und zeigt, daß er in diesem die Heldennatur achtete, die sich freilich auf einem andern Schlachtfelde und mit andern Waffen geltend machte, als die seinige. Aber auch Luther erkannte die hohe sittliche Bedeutung des Mannes und rechnete ihn zu den „Wunderhelden, um welcher willen Gott ein ganzes Land segnet *)."

Der nächste in unserer Heldenhalle ist Albrecht von Wallenstein (Waldstein), Herzog von Friedland. Sein Leben füllt mehrere große Blätter in der Geschichte Deutschlands, von denen freilich die meisten mit Blut geschrieben sind; für unsere Zwecke muß es genügen, sein Bild in leichten Umrissen zu geben. „Wallenstein wird vom Grafen Gualto Priorato, der unter ihm gedient, als ein Mann von hoher, hagerer Gestalt, starken Gliedmaßen, länglichem, aber wenig fleischigem Gesichte, gelblicher Hautfarbe und hoher, ernster Stirn geschildert. Sein schwarzes Haar trug er kurz geschnitten und von der Stirne

*) Barthold George v. Frundsberg rc. (Hamburg, 1833.) S. 179.

aufwärts gestrichen. Seine schwarzen Augen waren voll Feuer, sein Blick durchdringend, der Ausdruck seines Gesichts frostig und zurückhaltend. Er hatte etwas Unheimliches; seine Soldaten hielten ihn für gefroren, d. h. für schußfest, und wußten sonst wunderliche Dinge von ihm, z. B. daß er den Hahn nicht krähen hören könnte. Sein Benehmen hatte etwas Rauhes, Herrisches; seit ihn das erste Mal das Podagra gefaßt, ging er langsam auf den Stock gestützt. Sein Reiterrock war von Elenshaut, Mantel und Beinkleid roth wie seine Feldbinde und die Feder auf seinem hohen grauen Hute. . . An der Tafel war er mäßig; Wein mied er und trank lieber Bier. Er schlief nur wenige Stunden, denn sein unruhiger, strebsamer Geist ließ ihm keine Ruhe. Er schrieb seine meisten Briefe und Befehle selbst, bisweilen 20 in einem Tage, oft 5—10 über dieselbe Sache. Im mündlichen Verkehre war er von wenigen und meist herben Worten, selten lachend. Darum war ein lobendes Wort aus seinem Munde eine große Auszeichnung. Im Heere sah er den Gemeinen Vieles, den Hohen wenig nach, die Fürsten behandelte er geringschätzig. Lohn und Strafe ging bei ihm über das Maaß. Plumpe Schmeichelei haßte er; als ihm aber Einer auf die Frage: was man von ihm spreche? sagte, man nenne ihn die große böhmische Bestie, ließ er ihm 2000 Gulden zahlen. Tiefblickend als Politiker, ausgezeichnet als Feldherr, fromm als Katholik, schauete er doch — und dies war seine größte Schwäche — nach den Gestirnen, um die Schicksale der Welt, der einzelnen Menschen und sein eigenes aus dem Stande und Laufe der Planeten zu erkennen, und hielt sich deshalb einen Hofastrologen. In seiner Hofhaltung zeigte er mehr als fürstliche Pracht, was man mit seinem für jene Zeit ungeheueren Reichthum entschuldigen mag *). Ueberhaupt aber lag in seinem Leben und in seiner ganzen Handlungsweise viel Absichtliches; er wollte der Welt seiner Zeit imponiren, was ihm auch vollständig gelungen ist. Bei den großen Fähigkeiten, die ihn auszeichneten und bei sehr hellem Verstande war dennoch die Phantasie bei ihm das Ueberwiegende, und sie wurde auch später sein Verderben. Er hielt sich Allen überlegen. Ein Mann von großem Talente, der für

*) Sein Biograph Förster schätzt W's. Vermögen auf 20 Mill. Gulden.

ein Genie gelten wollte. Seinen gewaltsamen Tod (1634) — den übrigens der Kaiser nicht befohlen — hatte er namentlich durch seine treulosen Verhandlungen mit Frankreich verwirkt, und es dürfte ein vergebliches Bemühen sein, seine Unschuld in dieser Beziehung darzuthun. Die geschichtliche Lehre aber, die wir aus seinem Falle entnehmen, heißt: „Wahrheit ist die beste Politik *)!"

Dieser Wahrheit diente, freilich nur soweit als es in jener Zeit der Wirren und der Zerwürfnisse und, leider, auch in nothgedrungener Verbindung mit den Franzosen möglich war, sein Nachbar in unserer Heldenhalle, sein großer Gegner Herzog Bernhard von Weimar, der edle Strebe- und Kampfgenosse Gustav Adolph's in der Vertheidigung protestantischer Freiheit, dessen Bild wir uns in den Worten eines der neueren Geschichtschreiber **) vergegenwärtigen:

„Bernhard war, als er nach der Eroberung von Breisach (im Jahre 1639) aus seinem sturmbewegten Leben schied, nicht volle 35 Jahre alt. Sein Aeußeres war das eines Fürsten und Kriegers: der Körper schlank, die Glieder von ebenmäßigem Bau, die Gesichtsfarbe gebräunt, das dunkle gescheitelte Haar zu beiden Seiten und nach hinten wellenartig über die Schultern rollend, das Antlitz länglich, die Nase mäßig gebogen, der Blick des Auges fest, die Stirne offen und frei. In der Schlacht umschloß die volle Rüstung seinen Leib, sonst trug er ein Wamms, weite Beinkleider und faltige Stiefeln. In seinen letzten Jahren umgab ihn eine zahlreichere Dienerschaft als früher, doch war sein Hof stets fern von der bei andern Fürsten sonst üblichen Prunksucht. Er war fromm, hielt fest an dem unveränderten Augsburgischen Glaubensbekenntnisse, las viel in der Bibel, und sein Wahlspruch: „Ist Gott für uns, wer mag wider uns sein?" war aus ihr genommen ***) . . . Auch seine Soldaten wollte er fromm haben: die Regimentsprediger mußten täglich Morgen- und Abendbetstunde, Sonntags aber feierlichen

*) Nach des Grafen Mailath Gesch. des östreich. Kaiserstaates. III. S. 284 und 387 und Böttiger die Weltgesch. in Biogr. V. S. 353 ff.

**) Sporschill Gesch. des 30jährigen Krieges (1843) S. 625 ff.

***) Als Wallenstein es versuchte, mit Bernhard in Unterhandlungen zu treten, gab ihm dieser zur Antwort: „Denen so an Gott nicht glauben, kann Niemand trauen!" W.

Gottesdienst halten, und vor Anfang eines Treffens die Truppen durch das Singen geistlicher Lieder unter Begleitung der Feldmusik begeistern. Auf Mannszucht hielt er strenge, doch war der ganze Kriegerschlag seiner Zeit so verdorben, daß auch von den Weimarischen die größten Unmenschlichkeiten verübt wurden. Mit den Kriegern theilte er wie der geringste von ihnen alle Beschwerden, sorgte mit liebevoller Pflege für die Kranken und Verwundeten und wurde darum auch von ihnen angebetet. Die höheren Officiere behandelte er mehr als Freund denn als Herr, ohne seiner Würde jemals etwas zu vergeben. Als Feldherr stand er nur dem Könige Gustav Adolph nach; seine Unternehmungen trugen sämmtlich den Stempel der Kühnheit wie eines überaus richtigen strategischen Blickes, und daß es ihm bei allem Feuer seines Temperamentes nicht an Ausdauer fehlte, das bewies die lange Belagerung von Breisach. Sein Bündniß mit Frankreich war ein Werk der Nothwendigkeit, und die letzten Handlungen seines Lebens beweisen, daß er sich von dem französischen Einflusse frei machen und selbstständig wirken wollte. Dennoch hat eben dieses Bündniß dem deutschen Vaterlande den größten Nachtheil gebracht, und es ist zu beklagen, daß in Folge des Religionshasses einer der edelsten und größten Deutschen die Hülfe der Fremden in Anspruch nehmen mußte. Der Tod (1639) raffte ihn, 35 Jahr alt, inmitten seiner Pläne und im Beginne seiner selbstständigen Wirksamkeit hinweg, und es ist eine Frage, ob bei seinem längeren Leben Frankreich auch nur ein Dorf vom Elsaß bekommen hätte." Der berühmte Hugo Grotius *) schrieb über ihn an den schwedischen Kanzler Oxenstierna: „Wir haben einen schweren Verlust erlitten durch den Tod des Herzogs Bernhard, fast des Einzigen, der des Namens eines deutschen Fürsten würdig war **)."

Wenn auch Polen nicht zu dem geographischen Bilde gehörte, welches unsre Randzeichnung umschließt, so würde doch die Dankbarkeit, als ein Grundzug des deutschen Charakters, es

*) S. über ihn unten die Erklärung z. Randz. v. Holland.

**) Offenbar einseitig und zu hart urtheilt Graf Mailath a. a. O. (III. S. 463) über ihn, wenn er sagt: „Als Feldherr einer der Ersten seiner Zeit, als Politiker undeutsch und selbstsüchtig, als Evangelischer äußerer Werthheiligkeit ergeben: so war Herzog Bernhard von Weimar."

fordern, daß in der Aufzählung der Helden, die sich um Deutschland unsterbliche Lorbeeren erworben haben, auch Johann Sobiesky, König von Polen, einen Ehrenplatz erhielte. Denn seine Zeitgenossen sowohl, als die der Zeit nachgehende geschichtliche Forschung nennen ihn vorzugsweise den Erretter Wiens, als es im Jahre 1683 von den türkischen Heerschaaren hart belagert und in ihm das ganze deutsche Reich, ja die Christenheit bedroht wurde, in die Hände der Barbaren zu fallen. Denn erst als der tapfere Polenkönig mit 12,000 Reitern und 3000 Fußgängern eintraf, wurde der Entsatz der Kaiserstadt gewagt. „Zwei Monate hatte sich der wackere Graf Rüdiger von Starhemberg mit nur 10,000 Soldaten, jedoch unterstützt von Bürgern und Studenten, gegen die täglichen Angriffe von 270,000 Türken, unter täglichen Verlusten, einreißenden Seuchen, zuletzt nur auf Wasser und Brod beschränkt, mit unerschüttertem Muthe vertheidigt. Sobiesky, dessen Signale auf dem Kahlenberge neue Hoffnung gegeben, ward an die Spitze des christlichen Heeres gestellt. Schon vor zehn Jahren hatte ihn sein Sieg bei Chozym zum Stern der Christenheit erhoben. Als das Heer vom Berge herunterzog, ließ der Großvezier Kara Müstapha 30,000 gefangene Christen niedersäbeln; aber sein ermattetes, über seinen Geiz empörtes Heer that nur theilweisen Widerstand; nachdem der Herzog von Lothringen die Polen im rechten Augenblicke unterstützt hatte, und die Schlacht allgemein geworden, nahmen die Türken nach vier Stunden in wilder Unordnung die Flucht und ließen ihr ganzes Lager zur Beute; gegen 25,000 blieben auf der Wahlstatt. Die Deutschen und Polen, zusammen 84,000 Mann, vermißten etwa 4000 *)." Sobiesky ward von den erretteten Wienern mit lautem Jubel und unbeschreiblichem Enthusiasmus empfangen: sie drängten sich hinzu, um seine Füße zu umschlingen, seine Kleider, sein Pferd zu berühren und nannten ihn laut ihren Erretter und Befreier. Er selbst nannte in einem Briefe an seine Gemahlin diesen Tag „schöner, als den Tag seiner Krönung;" aber er gab die Ehre Gott und den Siegerpreis dem Herzoge von Lothringen, seinem ehemaligen Mitbewerber um die Krone von Polen. — Es hat aber dieser Tag

*) Pfister a. a. O. V. S. 84.

(der 12. September 1683) Oestreich und Deutschland befreit, welches seitdem von keinem türkischen Heere mehr betreten worden ist. Darum hat Sobiesky einen Platz in unserm Ehrentempel erhalten.

Mit noch größerem Rechte gebührt ein solcher seinem tapfern Schüler, dem im Volksliede *) gefeierten Prinzen Eugen von Savoyen, der nur seiner Geburt nach ein Ausländer, sonst aber durch und durch ein Deutscher ist **); denn für deutsche Sache, namentlich für die Interessen des Hauses Oestreich, hat er, allen Anlockungen Frankreichs zum Trotz, gefochten wie als Jüngling, so als Greis, dessen sind zahlreiche Schlachtfelder in Ungarn und an der Donau (gegen die Türken), in Italien, Frankreich, den Niederlanden und am Rheine (gegen die Franzosen und deren Verbündete) Zeuge. In einem Alter von 30 Jahren an die Spitze des kaiserlichen Heeres gestellt, welches gegen die Türken gehen sollte, erfocht er den entscheidenden Sieg bei Zentha (den 11. September 1697), ob ihm gleich der Kaiser verboten hatte, eine Schlacht zu liefern. „Bei seiner Zurückkunft nach Wien übergab er dem Kaiser das ottomanische Reichssiegel und legte zugleich Rechenschaft von seinem ganzen Verfahren ab. Der Kaiser, dem des Prinzen Feinde vorgestellt hatten, daß das Glück den Ungehorsam gegen bestimmte Befehle nicht rechtfertige, sagte ihm kein Wort darüber. Kurz nachher kam aber ein Officier und forderte ihm seinen Degen ab. „Hier ist er — sagte Eugen — noch gefärbt vom Blute der Feinde, und ich will ihn nicht wieder haben, wenn ich ihn nicht ferner für den Dienst Sr. Majestät gebrauchen soll.“ Die Nachricht von diesem strengen Verfahren verbreitete sich bald in der Hauptstadt; die Bürger versammelten sich um den Palast des Prinzen, schickten Abgeordnete an ihn und ließen ihm sagen, daß sie ihn mit Gefahr des Lebens vertheidigen würden. „Ich danke Euch für Euren Eifer und Eure Liebe, — antwortete Eugen den Abge-

*) „Prinz Eugenius, der edle Ritter,
Wollt' dem Kaiser wiedrum kriegen
Stadt und Festung Belgerad.
Er ließ schlagen eine Brucken,
Daß man konnt' hinüber rucken,
Mit der Armee wohl vor die Stadt ꝛc.“

**) Von Abkunft Italiener, in Frankreich geboren und mit ganzer Seele dem deutschen Kaiser ergeben, unterschrieb er seinen Namen gewöhnlich in drei Sprachen: Eugenio von Savoy. Pfister a. a. O. V. 130.

ordneten — aber ich will keine andern Bürgen für meine Sicherheit, als die Rechtschaffenheit meines Betragens und die geringen Dienste, welche ich Sr. kais. Majestät geleistet habe. Sie ist zu erleuchtet, um nicht die Wahrheit von der Verleumdung zu unterscheiden, und zu billig, um mir nicht die Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen, die man mir, wie ich glaube, schuldig ist." Von diesem Tage an erhielt er das ganze Vertrauen des Kaisers wieder, und als seine Feinde in den Kaiser drangen, ihn vor den Hofkriegsrath zu laden, erwiederte er: „Gott sei vor, daß ich einen Prinzen als Verräther behandeln sollte, durch welchen der Himmel mich mit unverdienter Gnade überhäuft hat! Wie könnte er schuldig sein, dessen Gott sich bedienet hat, die Feinde Seines Sohnes zu züchtigen *)?!" — Wie er unverbrüchlich treu war gegen seinen Kaiser, so war er es auch gegen seine Freunde, unter welchen auch sein Kampfgenosse Marlborough, mit welchem er in der Schlacht bei Hochstädt gesiegt hat. Die glänzendste aller seiner Waffenthaten ist aber sein Sieg bei Belgrad (1717) über 300,000 Türken, dessen Folge der passarowitzer Friede war. Eben so groß aber, als auf dem Schlachtfelde, war er im Cabinet, ja, in allen Verhältnissen seines Lebens, so daß es nur strenge Wahrheit ist, wenn man von ihm sagt, er gehöre zu den seltenen Männern, deren große Tugenden durch keine großen Fehler verdunkelt werden. Dabei war er in einem so hohen Grade bescheiden, daß die geringste Artigkeit, welche man ihm über seine glänzenden Talente sagte, ihm höchst empfindlich war. Schon der geringste Schein von Falschheit war ihm abscheulich, so daß er dann auch die gewöhnliche Höflichkeit vergessen konnte. Er schien daher auch selbst äußerst zurückhaltend und frostig; aber er war dafür bekannt, daß er nichts versprach, was er nicht halten konnte. Die Rathschläge, die er gab, waren stets gemäßigt und uneigennützig: und so groß auch sein Talent für den Krieg und seine Liebe zum Waffenruhm war, rieth er doch nie zur Fortsetzung der Feindseligkeiten, sondern immer zu einem ehrenvollen Frieden, weil er Deutschland wahrhaft liebte. „Ich stehe am Rheine jetzt Schildwache — schreibt Eugen im Jahre 1713 — betrachte die reizenden Gegenden und denke mir oft:

*) Coxe a. a. O. III. S. 551 ff.

wie glücklich und wie ruhig und wie ungestört die Deutschen in dem Genusse aller dieser schönen Naturgaben sein könnten, wenn sie nur Muth hätten und ihre Stärke zu benutzen wüßten *)." Fügen wir zu dem Allen noch hinzu, daß sein Geist durch Wissenschaft und Kunst reich geschmückt und ausgebildet, sein Herz aber durch einfache und ungeheuchelte Frömmigkeit veredelt war, so fehlt wohl kaum noch ein Zug im Bilde eines wahrhaft großen Mannes, dessen Ehrenkrone die Treue ist.

Die nächsten Namen versetzen uns in die Zeiten des siebenjährigen (zweiten schlesischen) Krieges: Gideon Ernst Laudon (Loudon), der kühne und rasche Führer des ihn fast vergötternden östreichischen Heeres bei Collin, Olmütz (1758), Hochkirchen, Kunnersdorf (1759) und Belgrad (1789), — ein ernster und verschlossener Mann. Sein Aeußeres hatte wenig Ansprechendes, so daß ihn Friedrich II., der doch sonst die Menschen wohl zu durchschauen vermochte, bei seiner Bewerbung um eine Anstellung in preußischen Diensten mit der Aeußerung entließ, daß ihm sein Gesicht nicht gefalle („la physiognomie de cet homme ne me revient pas"), was er später schwer und oft zu bereuen Ursache gehabt haben mag. Eben so wenig Einnehmendes hatte er in seinem Betragen; denn er war einsilbig und kalt. Nur in der Schlacht ward er belebt: dann blitzten seine Augen und Alles an ihm war Leben und Bewegung. Gewohnt, leichte Schaaren anzuführen, war er unternehmend bis zur Tollkühnheit **). Im Ganzen eignete sich Laudon mehr, etwas kräftig und schnell auszuführen, als die vielverflochtenen Unternehmungen eines Feldzuges zu leiten, wie seine großen Zeitgenossen Daun und Lascy; aber eben das hat ihn zum Mann des Volkes gemacht, welches die rasche, kühne That liebt, da sie die Phantasie beschäftigt und für die Person interessirt und gewinnt. — Darum ist auch Laudons Nachbar und Gegner, der tapfre Husaren-General, Hans Joachim von Ziethen, Volksmann geworden, weil er wie Jener den Handstreich liebte und eben dadurch so oft wesentlich zum Siege — wir erinnern namentlich an die Schlacht bei Torgau (1760) — beitrug. Sein Name war lange Zeit die Losung zu jeder kühnen Kriegsthat, und sein Bild

*) Bei Pfister a. a. O. V. S. 170.

**) Coxe a. a. O. IV. S. 308.

das Wahrzeichen für die glorreichste Periode im Leben Friedrichs II., der den alten Husaren gar hoch ehrte, weil er seinen Werth erkannte.

Gleich unsterblichen Ruhm erwarben sich die drei letzten in unsrer Randzeichnung aufgeführten Helden, welche Deutschland nie vergessen kann: Erzherzog Karl von Oestreich, (geb. 1771 gest. 1847) der zuerst den verjährten Aberglauben an Napoleon Bonaparte's Unbesiegbarkeit Lügen strafte auf den blutigen Gefilden bei Aspern (1809), ein Sieg, von dessen allgemeiner Bedeutung für unser gesammtes deutsches Vaterland und dessen künftige Erhebung schon Theodor Körner sang:

„Nein, Germanien ist nicht gesunken,
Hat noch Einen Tag und Einen Mann!
Was die Tage auch zerschmettert haben,
Karl und Aspern ist ins Herz gegraben,
Karl und Aspern donnert im Gesang!"

Der Erzherzog selbst erklärte in seiner Proclamation „an die deutsche Nation:" „Wir kämpfen, um Deutschland die Unabhängigkeit und Nationalehre wieder zu verschaffen. Unsre Sache ist die Sache Deutschlands. Nur der Deutsche, der sich selbst vergißt, ist unser Feind." Ein Gemüth voll inniger Religiosität, ein Geist voll tiefer und gründlicher Beurtheilung, eine Achtung für fremde bessere Einsicht, eine Milde gegen Anderer Schwächen, eine standhafte Anhänglichkeit an Wahrheit, Recht und Tugend, wie an Personen, die er für werth derselben befunden, eine nie ermüdende Vermittlergabe: — das sind die Eigenschaften, die Jeder, der dem trefflichen Fürsten, Helden und Menschen nahe stand, in ihm verehrte, und die seinen Verlust gerade in der Zeit, in welcher ihn das Vaterland erfuhr, zu einem Nationalunglück machten. Denn jene Zeit brauchte einen Mann, wie Erzherzog Karl es war! — Sein würdiger Genosse im heiligen Kampfe für die theuersten Güter, für die Ehre und Freiheit des Vaterlandes war Karl Philipp, Fürst von Schwarzenberg, der Sieger bei Leipzig. Hier auch über diesen nur das, was ganz Deutschland ihm in gerechter Anerkennung schuldet! „Noch nie hatte Europa das Schauspiel gesehen, daß die Kriegsmacht von Rußland, Oestreich, Preußen

und Schweden auf Einem Schlachtfelde, für Eine Sache, unter Einem von Allen anerkannten Feldherrn kämpfte. Ihm vor Allen, dem **Fürsten Schwarzenberg**, war „nächst Gott," wie der edle Kaiser Alexander, in einem der feierlichsten Augenblicke des Jahrhunderts, laut im Kreise von Monarchen und Feldherrn bekannt hat, ein solcher Erfolg des Krieges zu danken und nur die Wahrheit sprachen die beiden Herrscher am Morgen des 19. Octobers aus, als sie sagten, daß der Sieg bei Leipzig, „über den so viele Völker jauchzen", seinen Namen bis in die spätesten Jahrhunderte verherrliche. Ja, je weniger der Fürst Schwarzenberg nach Ruhm geizte, ihn vielmehr Andern gönnte, ihn von sich wies, auf ihn sogar durch ein Gelübde, im Augenblicke der Schlacht von Leipzig abgelegt, verzichtete *): desto heller wird sein Verdienst leuchten, leuchten ohne den geringsten Schatten, ohne Dunkel, rein und ungetrübt, — um so inniger anerkannt, je mehr die Welt lernen wird, sittliche Größe höher zu stellen als die rücksichtslose Naturgewalt des, alle Schranken des Rechts überspringenden, alle Regungen sanften Menschengefühles unterdrückenden Genies der Schlachten und Eroberungen. Die gerechte Nachwelt wird sagen, daß Karl Schwarzenberg, belehrt durch das Gefühl der Pflicht über seine der Größe der Aufgabe angemessenen Kräfte, vor der riesenhaftesten Verantwortlichkeit, die jemals dem Haupte eines Sterblichen aufgebürdet wurde, ... daß er als Feldherr des verbündeten Europa's mit niemals getrübtem Ueberblicke des Ganzen seinem Ziele Schritt für Schritt entgegen rückte, ohne sich jemals durch einen Vortheil, der außerhalb desselben lag, verlocken, oder durch einen augenblicklichen Nachtheil außer Fassung bringen, oder durch übergeschäftige

*) „Mitten im Tumulte der Schlacht vom 16. October, als das ungeheuere Gewicht der Frage, die auf dem Punkte, wo man jetzt stand, gelöst werden sollte, auf einmal riesengroß vor den Geist des Fürsten trat, die ganze Zukunft mit ihren Folgen gestaltenreich an ihm vorüberzog, und er mit einem Gefühle des Schauers bedachte, daß alles dies in seinen Händen lag: **damals wiederholte er sich das Versprechen geheim im Herzen, gerne jedem Ruhme zu entsagen, wenn sein Arm den Sieg erringen würde.** Daher die Sehnsucht, sich zurückzuziehen, daher die Scheu, mit der er Lobpreisungen entfloh; daher das Mißbehagen, das sich in seinen Zügen malte, wenn Liebe und Freundschaft ihn oft sorglos gegen sein eignes Verdienst schalt. Aber daß solch Gelübde in solchem Augenblicke ihm möglich war, — braucht es mehr, um seines Herzens Grund uns aufzudecken!" **Prokesch** von Osten Denkw. a. d. Leb. Schwarzenb. S. 216.

Mahnungen beirren zu lassen; daß er vom Anfange des Feldzuges bis zu dessen Brennpunkte in der Schlacht von Leipzig, ohne jemals in den selbstständigen Wirkungskreis, den er den übrigen Feldherren vorgezeichnet, einzugreifen, unverrückt der ursprünglichen Einleitung treu blieb, und den um den großen Schlachtenfürsten gezogenen Kreis, der sich Anfangs über Länder ausdehnte, zuletzt auf den Umkreis einer einzigen Stadt beschränkte; daß er keinen Mißgriff beging, der seinem gewaltigen Gegner Gelegenheit verschafft hätte, dem Feldzuge eine umgestaltende Wendung zu geben, daß er vielmehr mit Alles berechnender Umsicht denjenigen Gang befolgte, welcher, den Zufall fast ausschließend, zuverlässig zum Erfolge führen mußte; — daß dieser Erfolg seiner Ruhe, seiner Festigkeit, seinen Talenten als Feldherr, seiner Gabe, die Menschen, ohne daß sie es fühlten, zu beherrschen, zu verdanken ist; daß er endlich an der reichen Erndte von Ruhm, die er den Waffen des verbündeten Europa bereitet hatte, für sich nichts in Anspruch nahm, es vielmehr freudig ansah, wenn Anderen der reiche, volle Lorbeerkranz auf die Stirne gedrückt wurde. — Und so wird die fernste Geschichte den Namen **Leipzig** und den Namen **Schwarzenberg** in unzertrennlichem Vereine von Geschlecht zu Geschlecht von Jahrtausend zu Jahrtausend auf den Fittigen der Unsterblichkeit tragen *)."

Wie aber Fürst Schwarzenberg bei Leipzig so hatte der Feldmarschall **Fürst Blücher** bei **Waterloo** das Schicksal nicht nur Deutschlands, sondern eines großen Theiles von Europa gegen den von Elba wiederkehrenden Dränger zu entscheiden; darum gebührt ihm auch nicht blos in dem preußischen, sondern in dem deutschen Ehrentempel ein Platz, wenn wir uns auch erst dort sein Bild ganz vergegenwärtigen. Hier haben wir es zunächst mit dem 73jährigen Heldengreise von Ligny und Waterloo zu thun, mit dem Momente seines thatenreichen Lebens, in welchem er die eigentliche Feuertaufe des Ruhmes erhielt. Denn in der unglücklichen Schlacht bei Ligny (am 16. Juni 1815) mußte er fallen, und der Sturm der feindlichen Reiterschaaren über ihn und seinen treuen Nostiz dahin brausen, um desto glän=

*) Sporschill Gesch. d. Völkerschl. bei Leipzig. S. 191 ff.

zender bei Waterloo (am 18. Juni) sein und der Seinigen Auferstehungsfest zu begehen. Das Bild gehört hierher! „Blücher hatte den 17. an den Folgen seines Sturzes im Bette zubringen müssen, und am 18. in der Frühe, als er unmittelbar aus dem Bette wieder auf das Pferd sollte, um mit seinen (vor zwei Tagen geschlagenen) Truppen zur neuen Schlacht auszurücken, war man für den übelzugerichteten Greis nicht ohne Sorge; der Wundarzt wollte ihn noch zu guter Letzt einreiben, Blücher aber, als er die Anstalt sah, versetzte: „„Ach, was noch erst schmieren? Laßt nur sein! Ob ich heute balsamirt oder unbalsamirt in die andre Welt gehe, wird wohl auf Eins herauskommen!““ erhob sich, ließ sich ankleiden und setzte sich wohlgemuth zu Pferde, obgleich ihn bei jeder Bewegung die gequetschten Glieder schmerzten. Als er sah, wie stark es geregnet hatte, und daß es noch immerfort regnen würde, sagte er: „Das sind unsre Alliirten von der Katzbach! da sparen wir wieder dem Könige viel Pulver....“ Weiterhin, nachdem man aus Wavre, wo man die Feuersbrunst zu überwinden gehabt hatte, vorgerückt war, wurde es noch schlimmer: der unaufhörliche Regen hatte den Boden ganz durchweicht, die Bäche geschwellt, jede kleinste Vertiefung mit Wasser gefüllt. Die schmalen Wege durch Wald und Gebüsch nöthigten zu häufigem Abbrechen der Glieder. Das Fußvolk und die Reiterei kamen mit Mühe fort, das Geschütz machte unsägliche Beschwer; der Zug rückte zwar immer vor, aber mit solcher Langsamkeit, daß zu befürchten war, er werde zur Schlacht viel zu spät eintreffen, und weit über den Zeitpunkt hinaus, in welchem er für Wellington noch die versprochene Hülfe sein könnte. Offiziere kamen und brachten Nachricht von dem Gange der Schlacht, von Napoleons übermäßigem Andrange, und wie sehr die Ankunft der Preußen ersehnt werde. Blücher, in heftigen Sorgen, sein gegebenes Wort nicht zu lösen, rief sein „„Vorwärts, Kinder, vorwärts!““ anfeuernd in die Reihen der Truppen; überall fördernd flogen seine Blicke und Worte umher; wo ein Hinderniß entstand, wo eine Stockung sich zeigte, war er sogleich gegenwärtig. Doch alle Anstrengung gab noch immer nur geringe Aussicht, zu rechter Zeit anzulangen. Neuerdings trieb er zu verdoppelter Eile an; die Truppen erlagen fast den Mühseligkeiten; aus dem Gemurmel der im

Schlamme und durch Pfützen sich Fortarbeitenden klang es hervor, es ginge nicht, es sei unmöglich. Da redete Blücher mit tiefster Bewegung und Kraft seine Krieger an: „„„Kinder, wir müssen vorwärts! Es heißt wohl, es geht nicht, aber es muß gehen; ich habe es ja meinem Bruder Wellington versprochen! Ich hab' es versprochen, hört ihr wohl? Ihr wollt doch nicht, daß ich wortbrüchig werden soll?!""" „Und so ging es denn mit allen Waffen unaufhaltsam vorwärts *)." Schon aus weiter Ferne ließ er die Kanonen donnern, um den Engländern, die es am 16. nicht eben um ihn verdient hatten, neuen Muth zu machen, und endlich stürzten sich die ersten vorangeeilten Preußen zwischen 6 und 7 Uhr Abends wüthend auf den Feind. „Bravo! — rief Blücher — ich kenne Euch, meine Schlesier, heute wollen wir uns die Franzosen von hinten besehen!" Und bald jagte das ganze preußische Heer im Sturmschritt und unter Trommelschlag den rechten Flügel der Franzosen vor sich her und die Schlacht ward gewonnen. Blücher reichte auf dem Vorwerke la belle Alliance Wellington die Hand. „Ich werde in Bonaparte's gestrigem Nachtlager schlafen," sagte Wellington. „Und ich werde ihn aus seinem heutigen verjagen!" versetzte Blücher **) — Und er hat Wort gehalten: unaufhaltsam drang er vorwärts, und immer vorwärts und stand schon am 29. Juni vor den Thoren von Paris. — Das ist „der alte Blücher!"

Im Harren und Krieg
In Sturz und Sieg
Bewußt und groß!
So riß er uns
Vom Feinde los. (Goethe)

Ein Trinkspruch aber, den Blücher bald nach der Einnahme von Paris bei dem großen Feste, welches Wellington dort gab, ausbrachte: „Mögen die Federn der Diplomaten nicht wieder verderben, was durch die Schwerter der Heere mit so großer Anstrengung gewonnen wurde!" — soll uns den Uebergang aus dem deutschen Heldensaale in die Halle der deutschen Staatsmänner anbahnen. Hier herrscht die Schweigsamkeit

*) Varnhagen v. Ense, Blüchers Leben. S. 510 ff.
**) Wolfg. Menzel Gesch. d. Deutschen. 4te Aufl. S. 1191.

und der Ernst; darum wollen auch wir so kurz wie möglich sein in Aufstellung unsrer Bilder; scheint ja ohnehin das, was zu einem eigentlichen Diplomaten und politischen Staatsmann gehört, weit mehr in der Eigenthümlichkeit andrer europäischer Nationen vorfindig zu sein, als im Nationalcharakter der Deutschen.

Der erste, dessen Namen wir zu nennen haben, ist der, dessen überlegenem Geiste und milden Gesinnungen die Welt den westphälischen Frieden verdankt: Maximilian Graf Trautmannsdorf, aus uraltem Geschlechte, das sich durch die Treue, die es dem Hause Oestreich unerschütterlich bewährte in gefährlichen und bewegten Zeiten, vor vielen andern auszeichnete *). Graf Maximilian hatte den prager Frieden zwischen dem Kaiser und Kursachsen geschlossen und sollte auch den Frieden zu Osnabrück und Münster zu Stande bringen. „Der Kaiser konnte dazu keinen bessern Mann wählen. Sein Aeußeres war zwar nicht einnehmend: sehr groß, nicht eben wohlgebildet, die Augen tiefliegend, die Nase aufgezogen, das Haupt mit einer großen Perücke bedeckt, konnte sein erster Anblick nicht gefallen; aber im Umgange gewann er die Menschen. Ueberlegenes Wissen, langjährige Erfahrung, Scharfsinn, versöhnende Milde und treue Liebe für seinen Kaiser führte ihn über die Klippen hinweg, die dem Friedensabschlusse im Wege standen. Er brachte den westphälischen Frieden zu Stande **)."

Der zweite große Staatsmann, dessen Bild wir aufzustellen haben, ist der vollständige Repräsentant jener verwälschten, französirenden Zeit, welche wir oben (S. 37 ff.) schilderten: Anton Wenceslaus, Graf, nachher Fürst von Kaunitz-Rietberg, der beinahe vierzig Jahre (seit 1753) die Rathschlüsse des Hauses Oestreich und somit des deutschen Reiches leitete. K. war lang und schlank, aber von guter Haltung. Sein Gesicht war nicht lebhaft, drückte aber viel Verstand und Scharfsinn aus. Seine Züge waren regelmäßig, sein Blick lebhaft

*) Bei der Erstürmung der Festung Laa in Oestreich kämpften (1278) zwölf Trautmannsdorfe für Rudolph von Habsburg gegen Ottokar, und alle starben in derselben den Heldentod. In der Schlacht bei Mühldorf, zwischen Friedrich dem Schönen und Ludwig dem Baiern stritten drei und zwanzig Trautmannsdorfe für Friedrich; vier blieben auf dem Schlachtfelde, sechszehn wurden gefangen und nur drei entkamen mit dem Ueberreste des Heeres.

**) Mailath a. a. O. III. S. 493.

und durchdringend. In seinem Anzuge war er ebenso ängstlich auf seine Gesundheit bedacht, als gesucht und geziert; denn sein Aufenthalt in Paris hatte ihn in die Geheimnisse und Gewohnheiten französischer Galanterie eingeweiht, so daß er etwas Stutzerhaftes mit deutscher Schwerfälligkeit verband und auf seine Person so eitel war, als auf seinen Kopf. Er hatte viel Geist, genaue und tiefe Kenntniß der politischen Lage Europa's und einen unermüdlichen Eifer im Dienste seiner Herrscher. Er war ein geschickter Unterhändler und konnte die verwickeltsten Händel klar darlegen; war persönlich durchaus unsträflich rechtschaffen; in Geheimnissen unergründlich, denn er hatte keinen Vertrauten, nicht einmal einen besondern Freund. Aber seine Eigenliebe war unbegrenzt, und sein überlegener Geist und sein Ansehen machten ihn eitel, anmaßend, hartnäckig und herrisch, so daß er für dasjenige, was er recht loben wollte, keinen höheren Ausdruck hatte als: „Mein Gott, das hätte ich selbst nicht besser machen können!" Lange Zeit war er das Orakel der Diplomaten und hieß deshalb „der europäische Kutscher." Aber er vergaß, daß der deutsche Kaiser eine deutsche, und nicht eine französische Politik haben soll, und daß Völker keine Waare sind *).

Mit ganz andren Empfindungen nennt der Deutsche die beiden großen Staatsmänner der neuesten Zeit, welche durch ihre Thätigkeit und Weisheit, so weit es auf dem Wege der Verhandlungen und durch Arbeit im Cabinette eben möglich war, die glorreiche Zeit herbeiführen halfen, in welcher das schmachvolle Joch der Fremdherrschaft gebrochen wurde: die Fürsten Staatskanzler von Hardenberg (geboren 1750) und von Metternich **) (geboren 1772). Durch diese ihre Wirksamkeit

*) Siehe Coxe a. a. O. S. 232 ff. und W. Menzel a. a. O. S. 1008.

**) Charakteristisch für Metternich in entscheidender Zeit ist, was Menzel (a. a. O. S. 1171) von dessen Verhandlungen mit Napoleon in Dresden (im Juli 1813) erzählt: „Napoleon ahnte etwas von dem, was vorging. Er sagte dem (damaligen) Grafen M. geradezu: „Seit ihr vermitteln wollt, seid ihr nicht mehr auf meiner Seite." Er hoffte Oestreich theils durch die Verdoppelung seiner Versprechungen zu gewinnen, theils durch die Furcht vor der künftigen Uebermacht Rußlands zu schrecken. Da er aber sah, wie ihm Metternich mit den feinsten diplomatischen Wendungen entging, frug er ihn plötzlich: „Nun, Metternich, wie viel hat Ihnen England gegeben, daß Sie diese Rolle gegen mich spielen?" (Dieser Zug, einen Gegner, dessen Ueberlegenheit man inne wird, zu beschimpfen, und die Verzweiflung des tödtlichsten Hasses hinter der Maske der Verachtung zu verbergen, charakterisirte den Corsen ganz vorzüglich.) Napoleon ließ bei diesen Worten

gehören beide ganz Deutschland an. Beide unterzeichneten den pariser Frieden, beide nahmen an dem Congresse zu Wien thätigen Antheil, so wie an den Verhandlungen zu Aachen (1818), Carlsbad (1819), Troppau (1820), Laibach und Verona (1822), nach dessen Beendigung Fürst Hardenberg in Genua starb, während Fürst Metternich bis zum Jahre 1848 sein politisches System, das des Friedens und des rechtmäßig vererbten Kronbesitzes (Legitimität) verfolgte.

Setzen wir unsre Wanderungen fort durch den Ehrentempel deutscher Nation, so betreten wir zunächst der Heldenhalle

die Halle der Dichter;

denn Leier und Schwert hingen bei unsern Altvordern gar häufig neben einander, weil wahrer Heldenmuth und seine Thaten an und für sich schon der Poesie verwandt sind. Darum ist auch die Dichtkunst von jeher so tief und innig mit dem deutschen Volksleben verwachsen gewesen, daß sie von ihm getrennt nicht gedacht werden kann und soll. Erzählt doch schon der Römer Tacitus (ums Jahr 100 nach Christo) von den Kriegsgesängen (barritus) der alten Germanen, durch welche sie sich zur Schlacht und zum Siege begeisterten *) — und die alte Heldensage des Nibelungencyklus (aus dem 10. Jahrhunderte) läßt auf weit ältere im Munde des Volkes schließen. Nächst der Tapferkeit und Kriegslust war es der schroffe Gegensatz: die zarte, keusche Frauenliebe (Minne), welche den alten Deutschen zum Dichter machte; die letzte Weihe aber gab ihm die Religion, und erst in ihr, in der Verarbeitung religiöser Elemente, in deren Bereich ja auch die begeisterte und vergeistigende Naturanschauung gehört, erreicht die deutsche

---

den Hut fallen, um zu sehen, ob ihn Graf Metternich aufheben würde. Dieser that es nicht, und der Krieg war entschieden. . . . Jeder wußte jetzt, daß die Friedenspalme erst jenseits der Schlachtfelder wuchs."

*) Die schöne Stelle mag für die Kundigen ganz hier stehen: „Herculem . . . ituri in proelia canunt. Sunt illis haec quoque carmina, quorum relatu, quem barritum s. barditum vocant, accendunt animos, futuraeque pugnae fortunam ipso cantu augurantur. Terrent enim trepidantve, prout sonuit acies. Nec tamen vocis ille quam virtutis concentus videatur." Tac. de Germania c. III.

Dichtkunst ihren höchsten Höhepunkt. Darum nennt auch die Ehrentafel in unsrer Dichterhalle vor allen andern den frommen Klostergeistlichen Otfried von Weißenburg (im Elsaß), der in der zweiten Hälfte des 9. Jahrhunderts eine Evangelienharmonie in gereimten Strophen dichtete, vielleicht das älteste Denkmal deutscher Reimpoesie, welchem bald mehrere andere, fast alle geistlichen Inhalts folgten *). Wie Epheu aber an einer ehrwürdigen alten Kirche schlingt sich neben dieser heiligen Poesie das Volksepos hindurch, von welchem das Nibelungenlied das bekannteste geworden ist, ohne daß wir Einen als seinen Verfasser nennen könnten. — Der nächste Stern der uns nun entgegenblinkt, ist der ernste, tiefgemüthliche Walther von der Vogelweide, aus dem Thurgau († in Würzburg 1240), der liebliche Sänger der Natur und der edlen, reinen Frauen, so wie des Vaterlandes, dessen treuester Sohn er war. „Walther ist ein Dichter im höchsten Sinne des Wortes: der mit allen leiblichen und geistigen Sinnen die schöne Gegenwart ergreift, zugleich entzückt darüber hinausblickend und wie im Spiegel das Ewige schauend, wo auch das Vergangene und Künftige gegenwärtig, das Ferne nah und der Traum und die Dichtung wirklich ist; der in der süßen Trauer und Klage um das vergänglich Schöne es eben dauernd hervorbringt; der in dem innigsten Minneliede sich und Andere erfreut, in Warnung und Ermahnung ernst, in gerechtem Zorne heftig und scharf, überall jedoch voll herzlicher Bruderliebe, gern Allen Alles ist: ein wahrhafter, aus tiefer voller Brust allgemein anklingender Volksdichter, und zugleich, auf dem Gipfel seiner, bei allen Verwirrungen, herrlichsten Zeit, den Höchsten und Gebildetsten gerecht **).“ Er mag darum auch die ganze große Schaar der „Minnesänger“ vertreten, welche namentlich auf den schwäbischen Fluren und in schwäbischer Mundart ihre Liebeslieder — eine Milchstraße am Himmel des Mittelalters! — erklingen ließen, an denen noch jetzt der reine Sinn sich ergötzt. — Bis dahin hatten vorzugs-

*) Wachler Handb. d. Gesch. d. Literatur. II. S. 209.

**) Minnesinger. Deutsche Liedersinger des 12. 13. und 14. Jahrh. ꝛc. Gesammelt u. berichtigt ꝛc. von F. H. von der Hagen. (4 Thle. 4.) Th. 4. S. 182. — Er zeichnet sich selbst: auf einem Steine sitzend, Bein über Bein geschlagen, den Ellenbogen darauf gestützt, Kinn und Wange in die Hand geschmiegt und so über die Welt nachdenkend. So sind auch seine Dichtungen.

weise die Geistlichen, Fürsten und Ritter die edle Dichtkunst gepflegt; allein

> „Es singe, wem Gesang gegeben,
> In dem deutschen Dichterwald!“

Auf dem Gebiete der wahren Kunst giebt es keine Stände, keine Privilegien; darum tritt auch der nürnberger Schuhmachermeister Hans Sachs (geboren 1494, gestorben 1576) — „obwohl sein Verfahren anderer Poesie beinah entgegen steht *)“ — völlig ebenbürtig in die Reihe unsrer Dichter, und mit ihm die ganze Schule des Meistersanges, in welchem die letzten Accorde des Mittelalters verklangen in den einfältig frommen, gemüthsvollen Ergüssen eines fein bürgerlichen Lebens, dem die gesunde Ader des Humors zur besondern Empfehlung gereicht. Wer aber wissen will, was Humor sei, der lese die Schwänke und Fastnachtsspiele unseres lieben Hans Sachs.

> „Ein Eichkranz ewig jung belaubt,
> Den setzt die Nachwelt ihm aufs Haupt.
> In Froschpfuhl all das Volk verbannt,
> Das seinen Meister je verkannt!“ (Goethe)

Das Zeitalter der Reformation, und namentlich unser Luther schuf das deutsche Kirchenlied **), dessen fromme Weise in Wort und Melodie rührend und versöhnend, tröstend und erhebend durch die Schlachtendonner des dreißigjährigen Krieges hindurchtönt, immer neue Klänge ähnlicher Art — oft selbst „ein Kriegsgesang gegen den noch immer drohenden Feind“ — weckend bis auf unsre Zeiten. Ja, das geistliche Lied ist ein Juwel in der Krone deutschen Ruhmes, an dessen Erringung auch die schlesische Dichterschule des 17. Jahrhunderts ihren reichen Antheil hat, als deren Vertreter Martin Opitz von Boberfeld (geboren zu Bunzlau 1597, gestorben zu Danzig 1639), gelten mag, den man gar lange Zeit und nicht mit Unrecht „den Vater der deutschen (d. h. neu-hochdeutschen)

---

*) Ranke a. a. O. V. S. 496.

**) „Gewiß schloß man sich auch hier an das Vorhandene an: es hae Kirchenlieder vor Luther gegeben, die neue Musik gründete sich auf die aleen Gesänge der lateinischen Kirche; aber Alles aehmeee doch einen neuen Geist. So beruheee seiner Zeie auch der gregorianische Gesang auf den Grundsätzen der aneiken Kunstübung.“ Ranke a. a. O. V. S. 499.

Poesie" genannt hat. Ungefähr hundert Jahre nach ihm geht ein Stern auf, in dessen mildem Lichte wir den Namen Christian Fürchtegott Gellert lesen (geboren 1715 zu Hainichen, im sächsischen Erzgebirge, gestorben zu Leipzig 1769). Deutschland mag stolz darauf sein, den reinsten, edelsten Menschen seinen besseren Dichtern beigesellen zu können! Denn selten bezahlt ein Mensch so ganz mit dem was er ist, wie unser Gellert es gethan, der Friedensengel, der über den Schlachtfeldern des siebenjährigen Krieges dahin schwebt, bescheidener, aber darum nicht minder groß, als der Genius des Ruhmes, welcher Friedrich dem zweiten seine Kränze bringt. — In höherem Fluge schwingt sich die christliche Muse Klopstocks (geboren zu Quedlinburg 1724, gestorben zu Hamburg, aber begraben zu Ottensen, bei Altona, 1803) auf, „die Sionitin," strebend nach dem allerhöchsten Ziele in der Verherrlichung Gottes, wo Er sich offenbart, sei es in der Natur (Oden und Lieder), oder in dem geheimnißvoll heiligen Erlösungswerke der evangelischen Geschichte (Messiade). Daß er dabei das Vaterland nicht aus dem Herzen und Auge verlor, dessen giebt seine „Hermanschlacht," wie so manche seiner Oden vollgültiges Zeugniß, und darum gebührt ihm auch der doppelte Lorbeer, oder vielmehr zum Lorbeer der Eichenzweig; denn

„Klopstock will uns vom Pindus entfernen, wir sollen nach Lorbeer
Nicht mehr geizen, uns soll inländische Eiche genügen." (Goethe)

Und immer heller wird es am Himmel deutscher Poesie! Denn ein Dreigestirn ist neben Klopstock aufgegangen, räumlich ganz aneinander gedrängt und doch leuchtend in so verschiedenem Lichte: a) Wieland (geboren 1733 zu Biberach in Schwaben, gestorben 1813 in Weimar), der fein gebildete Zögling der Griechen und Römer, aber nicht frei vom französirenden Geiste seiner Zeit, mit der auch ein großer Theil seiner Schriften in Vergessenheit versunken ist; doch ist das Uebrige noch immer bedeutend genug um ihm einen Ehrenplatz in der Halle deutscher Dichter zu sichern; b) Goethe (geboren zu Frankfurt a. M. 1749, gestorben in Weimar 1832). Ihn, den Günstling des Glückes, den Liebling aller Musen, den größten Dichter Deutschlands, den allseitig harmonisch ausgebildeten Titanen kann nur der Dichter würdig charakterisiren:

Digitized by Google

„Gleich jenem Baum, dem Liebling der Pomone
Der Nektaräpfel trägt mit goldnen Schaalen,
Dem weiße Blüthen aus der dunklen Krone
Zugleich mit Früchten jedes Alters strahlen,
Ausathmend Baldsamduft der sonn'gen Zone,
In der glücksel'gen Inseln stillen Thalen:
So ward, ein Sprößling aus den Hesperiden,
Der Dichter unserm Vaterland beschieden.
Er überwölbt es mit den schatt'gen Aesten
Weit von den Alpen zu des Belts Gestade.
Der Deutschland so viel Herrliches gegeben,
Soll in der Deutschen Brust unsterblich leben.
(A. W. v. Schlegel.)

Und den dritten im Dreigestirn? Wer kennt ihn nicht? wer nennt ihn nicht mit Stolz und Jubel **seinen** Schiller (geboren 1759 zu Marbach, im Königreiche Würtemberg, gestorben in Weimar, 1805), des Volkes Liebling, den edlen Menschen,

— Deß' Wange glühte roth und röther
Von jener Tugend, die uns nie entfliegt,
Von jenem Muth, der früher oder später,
Den Widerstand der stumpfen Welt besiegt,
Von jenem Glauben, der sich stets erhöhter,
Bald kühn hervordrängt, bald geduldig schmiegt,
Damit das Gute wirke, wachse, fromme,
Damit der Tag dem Edlen endlich komme. (Goethe)

Einer weiteren Charakteristik bedarf es für ihn nicht; denn sein Bild trägt jeder Deutsche in seinem Herzen, und seine Schriften sind Gemeingut des ganzen Volks geworden durch die Innigkeit, Klarheit und Wärme des Gefühls, so wie durch die sittliche Reinheit, die in ihnen sich ausspricht und sie vor allen andern auszeichnet.

Außer diesen drei Heroen, welche die kleine Stadt Weimar, wo sie auf Veranlassung und unter dem Schutze eines edlen, kunstsinnigen Fürstenhauses zusammen lebten, für alle Zeiten zu einer Hauptstadt im Reiche des Geistes gemacht haben, — nennt unsre Ehrentafel als ebenbürtige Zeitgenossen, als Sterne ersten Lichtes am Himmel deutscher Poesie: Gottfried. Aug. Bürger (geboren 1748 zu Wolmerswende im Halberstädtischen, gestorben 1794 zu Göttingen), als Volkslieder- und Balladendichter der Erste; Joh. Heinr. Voß (geboren 1751 zu Sommersdorf im Großherzogthume Mecklenburg-Schwerin, gestorben in Heidelberg 1826), Bürgers Strebegenosse in einfachem, tiefempfundenem

Volksliede — wer kennt nicht sein „Des Jahres letzte Stunde?" — und der Meister in der Kunst die klassischen Dichterwerke von Griechenland und Rom nach Form und Inhalt treu und schön ins Deutsche zu übertragen; — und endlich die Brüder Friedrich und Aug. Wilh. v. Schlegel (Fr. v. Schl. geboren 1772 in Hannover, gestorben in Dresden 1829, und A. W. v. Schl. geboren 1767 zu Hannover, gest. 1845 in Bonn), groß sowohl durch Eigenes, als durch dichterische Vermittelung des Verständnisses der neueren poetischen Literatur des Auslandes, besonders Frankreichs, Englands, Spaniens und Italiens. Wie Voß und die Schlegel können nur geborne Dichter übersetzen. Wir aber freuen uns dankbar der wesentlichen Bereicherung, die unsrer Literatur dadurch zu Theil geworden ist, da sie zugleich auch ein glänzendes Zeugniß ablegt, welche Fülle von Wohlklang und Schmiegsamkeit, wie von Kraft und Klarheit unsrer herrlichen deutschen Sprache innewohnt.

Aus der Halle der Dichter treten wir in die

Halle der Philosophen und Gelehrten.

Der Ernst und die Tiefe der Wissenschaft gehört eben so gut zum Charakter deutscher Volksthümlichkeit, als das heitere, schöne Element der Kunst, ja vielleicht in noch größerem Maaße, als dieses. Sicherlich hat wenigstens Deutschland auf dem Gebiete der strengen und gründlichen Wissenschaft unter allen Ländern des neueren Europa's von je das regste Streben und die größte Ausdauer bewiesen und ist in Erfolgen hinter keinem zurückgeblieben. Von den vielen Hunderten, welche für die Wahrheit dieser Behauptung Zeugniß ablegen könnten, wählen wir nur einige Wenige aus, um mit ihren Namen unsre Halle zu schmücken.

An der Spitze der ehrwürdigen Schaar steht der vielseitig gebildete, scharfsinnige Albertus Magnus d. h. der Große (geboren zu Lauingen a. d. Donau 1193, gestorben zu Cöln am Rhein 1280), das liebenswürdigste Vorbild eines ächt christlichen Weisen; denn obgleich aus gräflichem Geschlechte (derer von Bollstädt) geboren und Bischof von Regensburg „wohnte der einfache Mann, fern von jedem Aufwande eines Hofstaates,

meist in Donaustauf und glänzte, wenn auch nur von Wenigen gesehen, mehr durch seine Wohlthätigkeit, als Vater und Pfleger der Armen und Kranken, als durch prächtiges Gewand und äußeren Pomp *)." Fast unbegreiflich aber ist es, wie ein Menschenleben zum Schreiben so vieler und so mannigfaltiger Werke (21 Folianten), die sich über den ganzen damaligen Umfang der gesammten Wissenschaft, besonders auch der Naturkunde verbreiteten, — hinreichen konnte. Er war „der Hahn, der mit seinem Rufe den nahenden Morgen verkündete," das Wiedererwachen des wissenschaftlichen Erkennens; ja, in vielen Beziehungen darf man ihn als den Vater neuer deutscher Wissenschaft ansehen, so daß man versucht wird zu glauben, in der Erzählung, daß er einst, als er Wilhelm von Holland bei sich in Cöln bewirthete, den Winter in einen blühenden und grünenden Sommer verwandelt habe, liege ein symbolischer, auf die Erfolge seiner wissenschaftlichen Bestrebungen für seine Zeitgenossen bezüglicher Sinn zu Grunde. Darum halten wir uns auch für entschuldigt, so lange bei ihm verweilt zu haben; denn die entfernte geistige Größe fesselt uns unwillkürlich noch mehr, als die nähere. — Dem großen Albertus zur Seite steht der noch größre **Martinus Luther** (geboren zu Eisleben 1483, gestorben ebendas. 1546), „der Schwan von Wittenberg," der kühne Reformator in der Kirche, wie in der theologischen Wissenschaft. In Deutschlands Ehrentempel nimmt er einen der ersten Plätze ein; denn er war es ja auch, der unsrer herrlichen Sprache die letzte, höchste Weihe gab, indem er Gottes Wort in deutsche Zunge faßte, wenn auch nicht zuerst, doch am besten.

„Nun dringt es in der Klöster Zelle
Und sendet von des Thrones Schwelle
Zurück ins Volk den hellen Schein;
Es waltet in der Kinder Kreise,
Geht mit dem Pilger auf die Reise
Und kehrt in niedern Hütten ein.
— — —
Gefangene besucht's im Kerker,
Den Kranken macht's im Glauben stärker
Und leuchtet durch des Grabes Nacht.

*) S. v. **Schubert** in der kleinen aber interessanten Schrift: „Peurbach und Regiomontan rc." S. 7 und 71.

Und was fortan den deutschen Zungen
In Red', in Sang und Klang gelungen,
Auf deinen Schultern ist's geglückt;
Du hast den Stein gelegt zum Tempel,
Der deutschen Sprache deinen Stempel,
Den Christenstempel aufgedrückt. (Hagenbach)

Und neben ihm steht sein treuer Freund, Berather und Mitkämpfer, der weise, eben so tief gelehrte als kindlich fromme Philippus Melanchthon (geboren zu Bretten in der Pfalz, 1497, gestorben 1560 in Wittenberg),

— — der glühenden Sonne sanfter Folger
In stillwachsendem Glanz; so strahlet Luna unter den Sternen (Herder)

Sie sind ein Zwillingsgestirn am Himmel der christlichen Kirche, das seinen Glanz behalten muß, so lange die evangelische Wahrheit Geltung haben wird. — Wieder ein Doppelgestirn bezeichnen die Namen Kopernikus und Kepler. — Nicol. Kopernikus (geboren zu Thorn, 1473, gestorben als Domherr zu Frauenburg, 1543), der scharfsinnige Begründer des seinen Namen verewigenden Weltsystemes, nach welchem sich um die Sonne im Mittelpunkte die Planeten und die um ihre eigne Axe sich bewegende Erde in großen Kreisbahnen bewegen. In seiner Wohnung am Dome zu Frauenburg, der ihm einen großen Horizont eröffnete, beobachtete er die Höhen der Planeten, des Mondes, der Sonne und der Fixsterne mit sehr unzulänglichen Instrumenten, aber im Ganzen vortrefflich. Er überzeugte sich, daß die Erscheinungen, die bis jetzt unbegreiflich gewesen, sich wirklich uns erklären ließen, wenn man die verworfene Hypothese, die Bewegung der Erde annehme und sie mit der Bewegung der Planeten und des Mondes combinire. So erst ließen sich die Erscheinungen der täglichen Bewegungen der Himmelskugel, des jährlichen Laufes der Sonne in der Ekliptik, der Wechsel der Jahreszeiten und Tageslängen, des Vor- und Rückgehens der Planeten verstehen; die Erläuterungen, die er davon gab, kamen einem Beweise seines Hauptsatzes nahe. Wohl war dieser noch unvollständig und nicht von allen Irrthümern riß sich K. los; aber er hatte einem Gedanken von so ächter Wahrheit ergriffen, daß Mängel der Darstellung denselben nicht hindern konnten, sich allmählig Platz zu machen. Was

Digitized by Google

man von Aristarch von Samos gesagt, das hat in der That erst K. vollbracht: „er setzte den Heerd des Kosmos in Bewegung". Die Erde erschien ihm als das, was sie ist, in dem Verhältniß eines Punktes zum Ganzen; auf das Gewaltigste durchbrach er die Welt des Scheines *). — Joh. Kepler (geboren zu Weil im Württembergischen, 1571, gestorben zu Regensburg, 1630), der gleichsam „am Himmel lebte" wurde der eigentliche Schöpfer der neueren Astronomie, indem er die elliptischen Bahnen der Planeten und die Gesetze ihrer Bewegung um die Sonne entdeckte und berechnete, während ihn seine, durch die Greuel des dreißigjährigen Krieges verwilderten Zeitgenossen fast Hungers sterben ließen **). Glücklicher, aber auch nicht weniger würdig war der ihm folgende Gottfr. Wilh. v. Leibnitz (geboren zu Leipzig, 1646, gestorben 1716 in Hannover), ein Universalgenie, dem fast keine Wissenschaft fremd blieb, wie er auch der meisten gebildeten Sprachen, der alten, wie der neueren mächtig war; gleich tiefer Denker und gründlicher Forscher, ausgezeichnet in allen Verhältnissen seines thätigen Lebens. Und doch darf nach und neben ihm auch der weit weniger gelehrte Christian Thomasius (geboren zu Leipzig, 1655, gestorben 1728 in Halle), genannt werden, weil er Vorurtheile bekämpfte mit unerschütterlichem Muthe, wo er sie auch fand, den Hexenprocessen und der Folter ein Ende machte und die deutsche Sprache wieder auf den öffentlichen Lehrstühlen einführte, von welchen sie seit langer Zeit verdrängt gewesen; — Verdienst genug, um den Besten seines Volkes und seiner Zeit beigezählt zu werden. Unverhältnißmäßig größer aber sind die Verdienste, welche Gotthold Ephraim Lessing (geboren in Camenz, 1729, gestorben 1781 in Braunschweig) sich um deutsche Sprache und Literatur erworben hat. „Er machte Luft und hieb Bahn durch die wüste Wildniß seiner Zeit und bald entfalteten einzelne herrlichste Genien

*) Ranke Deutsche Gesch. im Zeitalter d. Ref. Thl. V. S. 486.

**) So hoch war noch kein Sterblicher gestiegen,
Als Kepler stieg — und starb in Hungersnoth;
Er wußte nur die Geister zu vergnügen,
Drum ließen ihn die Körper ohne Brod. (Kästner)

Kepler selbst setzte sich die Grabschrift:

Mensus eram coelos, nunc terrae metior umbras;
Mens coelestis erat, corporia umbra jacet.

ihre sonnigen Flügel und das Volk jauchzte: Neues Leben, neue Kraft *)!" Das Ueberwiegende in ihm war die feingebildete, Alles durchdringende Urtheilskraft: er stürzte durch seine unüberwindliche Kritik die Herrschaft des französischen Geschmacks, förderte mit **Winckelmann** (geboren in Stendal, 1717, ermordet in Triest, 1768) das geistreiche Studium der Alten und die Kunstliebe, und erhob das deutsche Theater zu einer glänzenden Höhe. Einer der größten und freiesten Geister des ganzen Jahrhunderts! — Ihm zunächst ist Joh. Chstoph. **Adelung** (geboren zu Spantekow, 1732, gestorben 1806 in Dresden) genannt, als der fleißige Ordner der so großen Schätze unsrer Sprache, und J. B. **Basedow** (geboren 1721 in Hamburg, gestorben 1790 in Dessau), der Begründer eines neuen, aus genauerer Beachtung der Menschennatur und der Eigenthümlichkeiten des Kindes hervorgehenden Erziehungssystems (Philanthropismus). Joh. **Gottfrd. v. Herder** (geboren in Mohrungen in Preußen, 1744, gestorben 1803 in Weimar) ist einer von den großen Sternen, die einst an Weimars Himmel glänzten und mit ihrem Lichte ganz Deutschland erhellten. Gleich groß als Theolog, Dichter und Philosoph, wußte er das Fremdartigste in seinem Geiste zu umfassen und zu verarbeiten, ganz wie ihn Goethe schildert:

„Ein edler Mann, begierig zu ergründen,
Wie überall des Menschen Sinn ersprießt,
Horcht in die Welt, so Ton als Wort zu finden,
Das tausendquellig durch die Länder fließt.
Die ältesten, die neusten Regionen
Durchwandelt er und lauscht in allen Zonen."

Sein Wahlspruch war: **Leben, Liebe, Licht**, sein Streben der wahren, christlichen Humanität gewidmet.

Gegen das Ende des achtzehnten Jahrhunderts erwachte in Deutschland, zum Theil hervorgerufen durch die äußeren politischen Kämpfe, das Bestreben, auf dem Wege der Philosophie die Grundbedingungen alles Seins und Werdens, so wie die Natur des Menschengeistes und seiner Erkenntniß zu erforschen, — in ungewöhnlich ernster Weise fast ganz gleichzeitig in den Tüch-

*) Arndt, Vers. in vergl. Völkergesch. S. 402.

tigsten der Zeit. Man suchte inmitten des Alles niederreißenden Sturmes und rastlosen Wechsels etwas Bleibendes, und glaubte dies in der **Philosophie** zu finden, für welche der sinnende Deutsche von Natur eine vorherrschende Anlage und Neigung zu haben scheint. Und siehe! es erstanden plötzlich, nach dem Vortritte des großen, scharfsinnigen Immanuel **Kant** (geboren in Königsberg 1724, gestorben eben daselbst 1804), Philosophen und philosophische Schulen und Systeme in Menge *), gerade wie in Athen am Vorabende seines politischen Verfalles. Ein freier Denker und ächt deutscher Mann folgte ihm: Joh. Gottlieb **Fichte** (geboren zu Rammenau in der Oberlausitz 1762, gestorben 1814 in Berlin), dessen System seinen kräftigenden Einfluß auf die Denkart und das öffentliche Leben in den Prüfungsjahren von 1806 — 1813 **) bewährt hat, der praktisch und wissenschaftlich noch jetzt fortdauert ***). Einen noch anderen Weg, die letzten Gründe aller Erscheinung zu erforschen, schlug sein großer Schüler Fried. Wilh. Jos. v. **Schelling** ein (geboren in Leonberg, im Würtembergischen, 1775, lebt noch seit 1841 in Berlin). Seine Speculation geht von der Natur aus (Naturphilosophie), versucht aber in ihrer letzten Entwickelungsperiode namentlich die Uebereinstimmung der Philosophie und der geoffenbarten Religion nachzuweisen (Offenbarungsphilosophie), zuletzt in offenem Kampfe gegen das System seines Zeitgenossen, des höchst scharfsinnigen Georg Wilh. Friedr. **Hegel** (geboren in Stuttgart 1770, gestorben 1831 in Berlin). — „Wo Wahrheit? fragt seit Jahrtausenden sehnend der Forscher, und übersieht das, was vor seinen Augen sie enthält — das **Buch der Bücher**, die heilige Schrift †)." — Während diese Männer und ihre zahlreichen Schüler sich in der Unendlichkeit der Speculation über den Ursprung der Dinge und die Natur des Geistes vertieften, verfolgte Wilhelm **Herschel** (geboren in Hannover 1738, gestorben 1822 in Slough, in England) am Himmel

*) Schiller hat diese Erscheinung zur Verherrlichung Kants in einer bekannten Xenie scharfspottend bezeichnet:

„Wie doch ein einziger Reicher so viele Bettler in Nahrung
Setzt! Wenn die Könige baun, haben die Kärner zu thun."

**) Seine „Reden an die deutsche Nation" erschienen 1808.

***) **Wachler** Hdb. d. Lit. Gesch. IV. S. 218.

†) Walhalla's Genossen, geschildert durch K. Ludwig v. Bayern. S. 343.

die Bahnen der Gestirne, entdeckte vermittelst der von ihm selbst verbesserten Fernröhre (Teleskope) neue Welten, namentlich den entferntesten Planeten unsres Sonnensystemes, den Uranus (in der Nacht des 31. März 1781), und brach für die Entdeckung anderer die Bahn, welche später Olbers, Bessel, Encke u. A. verfolgten; Abrah. Gottlob Werner aber (geboren in der Oberlausitz 1750, gestorben 1817 in Freiberg) forschte der Entstehung und inneren Schichtung des Erdkörpers (Geologie und Geognosie) nach, und ordnete die mannigfaltigen vorkommenden Mineralien nach einem neuen, gefälligen Systeme. — So regte sich der Geist nach allen Seiten hin, und aus diesen sich oft feindlich entgegen tretenden Bestrebungen ging unsre Zeit hervor, ein Kind des Ringens und Kämpfens und darum auch selbst noch kampflustig. Die Vorkämpfer unsrer Zeit aber sind, außer einigen der schon Genannten, namentlich Folgende: Friedr. Schleiermacher (geboren in Breslau 1768, gestorben 1834 in Berlin) ein ächter deutscher Mann, der unübertroffene Uebersetzer des Platon, und der eben so tiefe als klare Prediger der evangelischen Wahrheit, anregend für mehr als ein Zeitalter; Friedr. Aug. Wolf (geboren zu Nordhausen 1759, gestorben auf der Reise, in Marseille 1824), der meisterhafte Erklärer und Uebersetzer der Griechen und Römer, „stellte die umfassendste und menschlich edelste Ansicht von dem klassischen Alterthumsstudium auf und gewann durch Vorträge, Uebungen und Schriften auf die Umgestaltung der gelehrten Schulen Deutschlands entscheidenden wohlthätigen Einfluß *);" Barth. Georg Niebuhr (geboren in Kopenhagen 1776, gestorben 1831 in Bonn), gleich ausgezeichnet als Gelehrter, Staatsmann und Mensch, Edles und Schönes für die Menschheit erstrebend und fördernd, um klassisches Alterthum, besonders um die Geschichte Roms hochverdient; das Doppelgestirn der Brüder Wilhelm und Alexander Freiherren v. Humboldt (jener geboren in Potsdam 1767, gestorben in Berlin 1835, dieser geboren 1769 in Berlin, wo er noch lebt), von denen der ältere ein Meister war in der wissenschaftlichen Forschungsmethode, mochte er sie auf die Entwickelung der verborgensten Sprachgesetze oder auf die lichtvolle und geistreiche Zergliederung des Schönen anwenden; der jüngere,

*) Wachler a. a. O. IV. S. 55.

Digitized by Google

der nie alternde, der begeisterte Forscher und beredte Ausleger der Natur und der Wechselwirkung derselben und des menschlichen Lebens, der zweite Entdecker der neuen Welt *); Carl **Ritter** (geboren zu Quedlinburg 1779, lebt noch in Berlin) der geniale Schöpfer der neuen, vergleichenden Erdkunde, in welcher er die Erdoberfläche und das auf ihr sich nach ewigen Gesetzen entwickelnde Leben zuerst zur wahren geistigen Anschauung brachte; und zum Schlusse — damit eine solche Reihe würdig schließe — abermals ein Brüderpaar, das sich selbst getrennt nicht denken kann **), wie ihre Zeitgenossen gewohnt sind, sie immer nur vereint zu nennen: Jacob Ludw. und Wilh. Karl **Grimm** (beide geboren zu Hanau, jener 1785, dieser 1786, beide noch lebend in Berlin), die unermüdlichen Erforscher deutscher Sprache in ihren tiefsten Wurzeln und mannigfaltigen Verzweigungen, die Schöpfer einer wirklich wissenschaftlichen Grammatik derselben, die treuen, biederen Söhne ihres Vaterlandes. — Wir aber wollen uns freuen in gerechtem Stolze, daß solche Männer die **unsrigen** sind, und ihre Namen in unvergänglichem Lichte strahlen im Ehrentempel deutscher Nation!

---

*) Eine ausführlichere Charakteristik dieses wahrhaft großen Mannes findet sich in des Verf. „Naturbildern" (Lpz. 3te Aufl. 1852) S. 234 ff.

**) Ich kann es mir nicht versagen, zur Bestätigung des eben über das schöne brüderliche Verhältniß dieser beiden deutschen Männer Gesagten, die Widmung hierher zu setzen, welche Jacob dem 3. Theile seiner deutschen Grammatik (1831) vorsetzte, weil ich kaum voraussetzen kann, daß sie so bekannt ist, als sie zu sein verdient; denn gute, weiche Herzen sind seltener in der Gelehrtenwelt als gute Köpfe. „Lieber Wilhelm. Als du vorigen winter so krank warst, musste ich mir auch denken, dass deine treuen augen vielleicht nicht mehr auf dieses buch fallen würden. Ich sass an deinem tisch, auf deinem stuhl, und betrachtete mit unaussprechlicher wehmuth, wie sauber und ordentlich du die ersten bände meines buchs gelesen und ausgezogen hattest; mir war als wenn ich es nur für dich geschrieben hätte und es, wenn du mir genommen würdest, gar nicht mehr möchte fertig schreiben. Gottes gnade hat gewaltet und dich uns gelassen, darum von rechtswegen gehört dir auch das buch. Zwar heisst es, einige bücher würden für die nachwelt geschrieben, aber viel wahrer ist doch noch, dass ein jedes auch auf den engsten kreis unsrer gegenwart eingeschränkt, sein innigstes verständniss durch ihn bedingt ist und nachher wieder verschlossen bleibt. Wenigstens wenn du mich liesest, der du meine art genau kennst, was sie gutes haben mag und was ihr gebricht; so ist mir das lieber, als wenn mich hundert andere lesen, die mich hie und da nicht verstehen oder denen meine arbeit an vielen stellen gleichgültig ist. Du aber hast nicht nur der sache, sondern auch meinetwegen für mich die gleichmässigste unwandelbarste theilnahme. Sei also brüderlich mit allem zufrieden!"

Aus der Halle der Wissenschaftsmänner treten wir in die

Halle der Künstler.

Hier begrüßen wir zunächst den Erbauer des Straßburger Münsters, den ehrwürdigen Meister Erwin (geboren in Steinbach im Elsaß, gestorben zu Straßburg 1318). Die Kirche, wie schön sie auch ist, wird doch von gar mancher anderen übertroffen an Schönheit des Planes und der Ausführung; „aber mit solcher Kunst zu solcher Höhe erhebt sich auf Erden kein anderer Thurm *).“ Zur Vollendung des zweiten fehlte den Nachkommen der fromme, beharrliche Sinn. — Ein ebenbürtiger deutscher Mann steht neben ihm, gleichfalls den Geist erfüllt von erhabenen Gebilden: Albrecht Dürer (geb. 1471 und gest. 1528 zu Nürnberg), einer der größten Künstler aller Zeiten; denn er war groß als Maler, groß als Kupferstecher, Meister in der Kunst in Holz und Elfenbein zu schneiden, gründlich gebildet in der Mathematik und Anatomie, ein herrliches Muster deutscher Genialität und deutschen Fleißes, was nicht so häufig beisammen gefunden wird, auch hierin, wie in so vielem Andren, dem großen Rafael v. Urbino ähnlich. Schon die Natur hatte ihn selbst äußerlich zum Künstler gestempelt, denn er war, besonders in seiner Gesichtsbildung, ein Bild männlicher Schönheit. — Gleichzeitig mit ihm lebte der biedere, treuherzige Gevatter Luthers, der kunstfertige Lucas Kranach, auch Müller, von Einigen auch Sunder genannt (geb. zu Kranach oder Kronach, bei Coburg 1472, gest. 1553 zu Weimar), den außer dem Kranze des Künstlers auch die Krone der Treue zu seinem Fürsten, dem unglücklichen Johann Friedrich von Sachsen, schmückt; denn mit Freudigkeit folgte er ihm freiwillig in die harte Gefangenschaft, obgleich Kaiser Karl V. ihn gern in seiner Nähe behalten und reich für seine Kunst belohnt hätte. Das ist ächt-deutsch; darum Ehre dem wackeren Meister Lucas! — Von dieser Zeit an feierte die Kunst in Deutschland, verscheucht von den Schrecknissen des 30jährigen Krieges; wenigstens fehlt es bis in die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts an hervorragenden Künstlern. Erst mit Raphael Mengs (geb. zu Aussig 1728, gest. 1779 in Rom), dem Freunde Winkelmanns, erschien wieder ein solcher;

*) Walhalla's Genossen. S. 95.

darum fand er auch Ehre und Anerkennung bei den Fürsten des In- und Auslandes. Was aber in jener Zeit dämmerte, das ist heller, lichter Tag geworden in unsern Tagen, in welchen die zeichnende Kunst ihre schönsten Triumphe feiert in den Meistern Peter v. Cornelius (geb. zu Düsseldorf 1787, lebt noch in Berlin), dem genialen Meister in der Erfindung und Zusammenstellung, und in Wilhelm v. Schadow (geb. in Berlin 1789, lebt noch in Düsseldorf), dem eigentlichen Schöpfer der berühmten Düsseldorfer Schule, namentlich in Beziehung auf die Kunst zu malen und durch das Helldunkel die Wirkung der schönen seelenvollen Form zu erhöhen. Er ist der würdige Sohn eines hochwürdigen Vaters, des trefflichen Bildhauers Joh. Gottfr. Schadow (geb. 1764 in Berlin, gestorben das. 1851), des Bildners der Lutherstatue in Wittenberg, des schönen Viergespannes auf dem Brandenburger Thore zu Berlin und vieler andern plastischen Kunstwerke. Neben ihm errang in der erhabnen Kunst, den Stein zu beleben durch den Zauberschlag der Schönheit, unsterblichen Ruhm der biedere Joh. Heinr. Dannecker (geb. in Stuttgart 1758, gest. das. 1842), dessen Christus am Kreuze, Ariadne, colossale Schillerbüste und viele andere Werke seinen Namen stets in Ehren erhalten werden. Den Preis aber in dieser vornehmsten aller Künste errang Christian Rauch (geb. in Arolsen 1777, lebt noch in Berlin), welcher das rührend schöne Monument der Königin Louise von Preußen schuf, und Berlin und viele andere Städte schmückte mit den Bildsäulen ihrer großen Männer, namentlich der glorreichen Feldherren aus dem Befreiungskriege. Seine Phantasie ist unerschöpflich, und seine Gesinnung die des treuesten Sohnes des Vaterlandes; dessen sind seine Werke Zeugen.

In dem Charakter eines höherer Bildung fähigen und in geistiger Entwickelung fortschreitenden Volkes kann die Anlage und Liebe zur Musik nicht fehlen; denn sie ist ja in ihren höchsten Beziehungen „ein Vorklang und Vorspiel alles mächtigsten Geisteslebens, aller höchsten Wissenschaften und Künste. Darum hegt auch ein Volk, welches Musik, d. h. die zeugende musikalische Schöpferkraft, in der Brust hat, im vorzüglichen Grade die Anlage zu allem Höchsten und Ueberschwenglichen. Und hier stehen die Deutschen mit den Italienern in Europa obenan, ja, sie stehen fast allein, und die Italiener selbst gestehen, daß die Deutschen die

größern Meister haben *)." Daher können diese auch in unserm Ehrentempel nicht fehlen, eben so wenig wie die Orgel in unsern Kirchen. Diese Vergleichung dürfte aber gerade hier um so passender sein, als der Grundcharakter der deutschen Musik ein ernster und religiöser ist. Deshalb soll auch der Meister in der deutschen Kirchenmusik, Georg Friedr. Händel (geb. zu Halle a. d. Saale 1684, gestorben 1759 in London), den Vortritt haben vor allen den andern, der schon als siebenjähriger Knabe den Gesang der Gemeinde in seiner Vaterstadt auf der Orgel begleitete und in seinem „Messias" vielleicht die schwerste Aufgabe, die einem Tonkünstler gestellt werden kann, wunderbar herrlich löste. England und Deutschland sind auf Händel stolz! — Neben ihm steht Joseph Haydn (geb. zu Rohrau im Oestreichischen 1731, gest. 1809 in Wien), der große Meister in der Symphonie durch die Ausbildung der Instrumentalmusik. Ein höchst liebenswürdiger, anspruchsloser, kindlicher Mensch, ein Mann und Künstler aus dem Volke für das Volk! Sein bekanntestes Werk ist sein Oratorium „die Schöpfung", sein erhabenstes „die sieben Worte des Erlösers am Kreuze", sein letztes eine musikalische Idylle „die Jahreszeiten", in welchem der fast achtzigjährige Greis eine Heiterkeit und Klarheit entwickelt, wie sie nur aus den Pforten der Ewigkeit nach einem harmonisch vollendeten Leben uns entgegenwehen kann. — Auch die deutsche Musik hat ihren Schiller d. h. einen Componisten, dessen seelenvolle Melodieen Aller Herzen rühren, die nie veralten und die überall durchtönen, in den Kreisen des Volkes wie in den Prunksälen der Großen: Wolfgang Amadeus Mozart (geb. in Salzburg 1756, gest. in Wien 1791) ein Schwan, der auf seinem tönenden Fluge durch das Weltall die Erde nur eben berührte, um sie mit ewiger Sehnsucht nach seinen himmlischen Klängen zu erfüllen. In ihm und seinen zahlreichen Werken wohnt und lebt die ganze Fülle der Melodie, worin er von Keinem, weder der Früheren noch der Späteren, übertroffen wird. Schon von den Ahnungen seines frühen Todes umweht componirte er sein herrliches Requiem, mit dessen Vollendung er, der hier Ruhelose, zur ewigen Ruhe einging.

„Wenn Tausend seinen Flug auch wagen,
Sie holen seinen Flug nicht ein;

*) Arndt, Vers. in vergl. Völkergesch. S. 396.

Er wird, so lange Herzen schlagen,
Der Liebling jedes Herzens sein."

Nannten wir aber Mozart den Schiller der Töne, so ist Ludwig van Beethoven (geb. in Bonn 1770, gest. zu Wien 1827) Goethe, — ein Adler, der geraden Flugs zur Sonne empor fleugt, um an dem Urquell des ewigen Lichtes Begeisterung zu trinken zu unsterblichen Dichtungen durch die geheimnißvolle Allgewalt der Töne; — in seiner Taubheit ein rührendes Bild der uneigennützigen Liebe, welche das Schöne nur für Andre schafft. Er ist Tonmaler und Tondichter zugleich, und seine Symphonieen scheinen bisweilen wirklich Klänge aus einer überirdischen Welt. Die Tiefe der deutschen Musik kann durch keinen Andren würdiger repräsentirt werden, als durch ihn. Darum sei er auch der letzte, den wir nennen von den deutschen Künstlern, damit wir mit einem recht vollen Accorde die Pforte dieser Halle schließen.

Noch aber sind wir nicht am Ende unsrer Wanderung durch den Ehrentempel deutscher Nation; denn es sind ja noch die Vertreter jener großen Zahl zu nennen, welche durch nützliche Erfindungen, durch Handel und Gewerbe, oder stille Uebung ächtchristlicher Menschenliebe, sich gerechte Ansprüche auf die Achtung und den Dank auch noch der späten Nachwelt erworben haben. Der Erste, der uns hier entgegentritt, ist Johann Gutenberg (geb. gegen **1400**, und gest. **1467** in Mainz), in dessen Geiste die große Idee der Buchdruckerkunst zur Klarheit gelangte, zu deren vollständiger Ausführung Faust nur die Geldmittel, Schöffer aber die kunstfertige Hand bot, — als wenn die größte und folgereichste aller Erfindungen, durch welche das Erz zum fernhintreffenden Geschoß, zum Boten in die weitesten Fernen im Bereiche des Geistes gemacht wurde, zu groß für Einen Menschen sei. Daß aber Gutenberg die Seele des Ganzen war, daß er nicht nur eine Vervollkommnung des ältern Holztafeldruckes beabsichtigte, sondern daß die ganze Erfindung, mit allen den vielen kleinen und großen mechanischen Apparaten und Nebenwerken, vollständig von ihm ausgedacht, und theils von ihm selbst, theils nach seinen Angaben ausgeführt wurde, das ist es, was ihm unsterblichen Ruhm erworben hat und ihn den Heroen der Mythe zugesellt, die man göttlicher Ehre werth hielt. Denn die Erfindung des Schwertes und

der Pflugschaar wiegen zusammen noch kaum die der Buchdruckerkunst auf, wenn man bedenkt, daß durch sie der Gedanke mit Blitzesschnelle sich verbreitet, nicht nur so weit, als bereits höhere Menschenbildung gedrungen ist, sondern daß sie dieser selbst den Boden bereiten kann; daß sie nicht nur menschlicher Weisheit und Klugheit dient, sondern vornehmlich auch der segensreiche Träger des göttlichen Wortes geworden ist, ja, daß sie gerade darin gleich vom Anfange an ihre höchste Bedeutung und Würde gesucht und gefunden hat, „so daß nunmehro kein Kaiser von China und kein Chalife mehr des Geistes herrliche Früchte vernichten und die Fortpflanzung der Wahrheit unterdrücken kann *).“ Deutschland aber darf stolz darauf sein, daß einer seiner Söhne gewürdigt ward, der Träger einer so erhabenen und in ihren Folgen unermeßlichen Idee zu sein. Blieb aber, — wie so Viele zur Schmach seiner Zeitgenossen es sagen, — blieb Gutenberg selbst unbelohnt für seine Erfindung? Materiell ward er vielleicht nicht angemessen belohnt, geistig aber gewiß; denn außer der Anerkennung der Bessern seiner Zeit, die ihm zu Theil ward, hatte er ja in geistiger Hinsicht das erreicht, was er erreichen wollte. Seine zweiundvierzigzeilige Bibel in der Hand und ein großes, mächtiges Bewußtsein im Busen, konnte er den Größten und Mächtigsten zurufen: Gehet hin und thuet desgleichen **)! — „Zunächst neben Gutenberg nennt unsere Ehrentafel den Namen Otto v. Guericke (geb. in Magdeburg 1622, gest. 1684 in Hamburg), der bei seiner treuen Amtsführung als Rathsherr und Bürgermeister doch noch Zeit übrig behielt, sich mit den damals sehr vernachlässigten Naturwissenschaften zu beschäftigen, der die Wägbarkeit der Luft entdeckte und durch die Erfindung der Luftpumpe den Weg bahnte zur Erklärung einer Menge von Erscheinungen, die bis dahin räthselhaft geblieben waren, — und der auch zuerst mit Bestimmtheit die Wiederkehr der Kometen aussprach. Solch' einem Manne gebührt eine doppelte Bürgerkrone! — Ihm folgt, einen weiten Zwischenraum überspringend, Aloys Sennefelder (geb. in Prag 1771, gest. 1834 in München), der Erfinder des Steindruckes, einer Erfindung, deren Resultate noch lange nicht als abgeschlossen betrachtet werden können, die aber bereits

*) Walhalla's Genossen. S. 107.

**) Umbreit, die Erfindung der Buchdruckerkunst. (Lpz. 1843). S. 109.

der Wissenschaft sowohl, als namentlich auch der Kunst sehr wesentliche Dienste geleistet hat. — Endlich gehört zu den großen Erfindern unseres Jahrhunderts auch noch Joseph v. Frauenhofer (geb. zu Straubing 1787, gest. 1826 zu Benedictbeurn bei München), der durch großartige Entdeckungen im Gebiete der Optik, namentlich durch Verbesserung der Spiegel und Glaslinsen in den Fernröhren, den Blick in die bis dahin noch immer dunklen Weiten der Sternenwelt erhellte und dadurch die Wissenschaft der Astronomie förderte, wie seit Herschel Keiner. Darum wollen wir auch seinen frühen Tod nicht beklagen; denn er hat die kurze Zeit erfüllt mit ewig ruhmwürdiger Thätigkeit: „Approximavit sidera" (er hat die Sternenwelt uns nah gerückt), wie die Inschrift seines Denksteines kurz und treffend sein Wirken bezeichnet; drum glänzt nun auch sein Name selbst wie ein Stern.

Damit auch der Handel, der sich seit den Zeiten der Hansa in Deutschland immer kräftiger entwickelte und in seiner Bedeutung für Volkswohlstand und Bildung immer mehr geltend machte, nicht ohne Vertreter sei in diesem Ehrentempel, nennt die letzte Tafel unsrer Randzeichnung den Namen des edlen Geschlechtes derer von Fugger, welches zuletzt fürstlichen Rang sich erwarb, nicht nur durch seinen Reichthum, sondern, wie die Mediceer in Italien, durch Tüchtigkeit der Gesinnung in Förderung des Gemeinwohles, der Künste und der Wissenschaften, wovon ihre Vaterstadt Augsburg noch die redenden Zeugen aufzuweisen hat. Die Periode ihrer höchsten Blüthe fällt in das 16. und 17. Jahrhundert. Ihr Vermögen war für jene Zeit unermeßlich und alle Meere trugen ihre Schiffe. — Möge es dem deutschen Handelsstande nie an würdigen Nachfolgern der Fugger fehlen, zum Wohle des Vaterlandes! Denn des Reichthumes Werth und Zweck liegt nicht in ihm selbst, sondern in seiner Verwendung zur Förderung menschenwürdiger Ideen.

Wer aber wissen will, wie man der Menschheit dienen kann in wahrer christlicher Liebe, der vergegenwärtige sich das Lebensbild solcher Männer, an deren Namen uns der Schluß dieser unsrer Wanderung durch die Hallen deutscher Ehre erinnert, und welche eben so viele thatsächliche Beweise liefern, daß die Predigt des Evangeliums von Christo in Deutschland nicht blos Hörer, sondern auch Thäter gefunden hat. Sicherlich vertreten

sie Tausende und aber Tausende, die ihre Menschenliebe in noch größerer Stille übten, als die Genannten: — August Hermann Francke (geb. zu Lübeck 1663, gest. 1727 in Halle), der wahrhaft fromme Stifter des halleschen Waisenhauses. Was Glaube und Liebe vermögen, zeigt diese großartige Anstalt, — die an Zahl ihrer Bewohner und an Mannigfaltigkeit des in ihr sich bewegenden und entwickelnden Lebens eine kleine Stadt genannt werden kann, — wie die Inschrift über ihrem Haupteingang besagt:

„Fremdling, was du erblickest, hat Glaub' und Liebe vollendet.
Ehre des Stiftenden Geist, glaubend und liebend wie Er!"

Wären Alle, die nach ihm „Pietisten" sich nennen oder von Andern genannt werden, ihm, wie in der Lehre, so auch im Leben ähnlich, bald müßte der Name zum höchsten Ehrentitel werden; denn seine Träger wären segnende Genien für die gesammte Menschheit! — In ähnlichem Sinne strebte Gellert's Freund, der wahrhaft edle, nicht nur adlige Rochow (Friedrich Eberhardt von R. auf Rekahn [in der Mark], geb. in Berlin 1734, gest. 1805 in Halberstadt), indem er sich thätig des bis dahin so sehr vernachlässigten Volksunterrichtes besonders auf dem Lande annahm, ein wahrer „Kinderfreund" in seinem Leben wie in seinen Schriften. — Eine noch weit schwerere Aufgabe der Menschenliebe stellten sich: Samuel Heinicke (geb. zu Nautschütz, bei Weißenfels 1729, gest. 1790 in Leipzig) — der Begründer des ersten nach wissenschaftlichen Grundsätzen geleiteten Taubstummen-Instituts *), — und August Zeune (geb. 1778 zu Wittenberg, gest. 1853 in Berlin) den so viele Tugenden eines ächt deutschen Mannes und Vaterlandsfreundes zieren, der zum Aufbau der geographischen Wissenschaften, so wie zur Erforschung der deutschen Sprache kräftig und wesentlich mitwirkte, den wir aber hier vorzugsweise als den Begründer eines Blinden-Instituts (1806 in Berlin), des ersten in Deutschland, nennen. — Solche Männer sind gleichsam die nachhelfenden Engel der Liebe Gottes, die keinen Waisen lassen will. So lange es Deutschland nicht an solchen fehlt, kann es Indiens Gold und Edelsteine wohl entbehren, und wird doch reich und glücklich genannt werden müssen. Welche Fülle solcher Liebe aber in einem Menschen-

*) Ueber den ersten Taubstummen-Lehrer, den edlen Ponce de Leon, s. die Erklärung zur Randzeichnung von Spanien.

herzen wohnen könne, das mag man an dem Letzten ermessen lernen, den wir zur Ehre deutscher Nation nennen, an dem vielverkannten, doch in seiner Menschenfreundlichkeit nie erkaltenden noch ermüdenden großen Volkserzieher Heinrich Pestalozzi (geb. in Zürich 1746, gest. zu Brugg, im Aargau, 1827). Mag auch sein Charakter voller Widersprüche, sein Leben voll von verfehlten Bestrebungen und Plänen gewesen sein, mag seinem Wissen das historische Fundament und die rechte Vollständigkeit und Klarheit gefehlt haben, weil er Alles durch sich selbst gelernt und — wie er sich selbst einmal rühmte, — seit dreißig Jahren kein Buch gelesen hat; — mag er selbst in seinem christlichen Bekenntnisse nicht immer fest und streng kirchlich erfunden worden sein: wer darf gegen ihn einen Stein aufheben, wer darf ihn verdammen? Ihm ist viel vergeben, denn er hat viel geliebt. — Ja, die Liebe zieht sich durch sein ganzes mühevolles Leben, die Sehnsucht, dem armen, verlassenen Volke zu helfen, wie er seine Wirksamkeit damit anfing, nach der Plünderung von Stanz (1798), bei dessen Vertheidigung die meisten der Bewohner vor den Bajonetten der Franzosen gefallen waren, unter den rauchenden Trümmern die Waisen zu sammeln und mit ihnen seine Musterschule zu gründen. Diese Liebe war seines Herzens Leidenschaft, und von ihr erfüllt und begeistert rief er als 73jähriger Greis den Seinen in einer Weihnachtsrede zu: „Liebet einander wie uns Jesus Christus geliebt hat. . . Freunde, Brüder, werden wir dieses thun, werden wir einander lieben, wie uns Jesus geliebt hat, so werden wir alle Schwierigkeiten, die dem Ziele unsres Lebens entgegenstehen, überwinden, und im Stande sein, das Wohl unsres Hauses auf den ewigen Felsen zu gründen, auf den Gott selber das Wohl des Menschengeschlechtes durch Jesum Christum gebauet hat. Amen *)!"

Und dieses Amen sei auch unser Amen beim Schluß der Wanderung durch die Hallen unserer vaterländischen Geschichte! Denn, wahrlich, sollen die Säulen des deutschen Ehrentempels Bestand behalten, so muß eben der Geist jener wahren Liebe alle Söhne und Töchter Deutschlands durchdringen und weihen. Dann wird die Einigkeit mit allen ihren Segnungen die verlorene

*) K. v. Raumer's Gesch. der Pädagog. II. S. 390 ff.

Einheit verschmerzen und vergessen lassen, und die „deutschen Bundesstaaten" werden ebenso stark und glücklich sein können, als das untergegangene „deutsche Reich" es jemals, auch in der Zeit seiner höchsten Blüthe war. — Das aber zu hoffen, dazu giebt sowohl die jüngste Vergangenheit, als auch die Gegenwart trotz mancher Widersprüche doch den Muth. Was mit so viel Ausdauer des redlichsten Willens erstrebt, was mit so großer, heldenmüthiger Anstrengung, mit so vielem edlen Blute erkämpft und bezahlt worden ist, es wird nicht so schnell wieder versinken in dem Zeitenstrome. Deutschland ist wieder erwacht und hat ein neues Leben begonnen, und gern knüpft der Vaterlandsfreund an den Beginn des zweiten Jahrtausends, in welches unser Vaterland getreten, seit es sich selbstständig aus dem großen Reiche Karl's des Großen losgerungen hat, — die frohesten Wünsche und Hoffnungen, für die wir keinen wärmeren und schöneren Ausdruck zu finden vermögen, als sie erst kürzlich ihn gefunden haben *):

„O deutsches Volk, ein neuer Abschnitt deiner Geschichte hat begonnen. Es wird ein tausendjähriger Abschnitt unsterblichen Ruhmes und noch nie gesehener Herrlichkeit werden! Voll freudiger Zuversicht kannst du in deine Zukunft blicken, du vielgeprüftes und bewährt gefundenes Volk! Ja, sie wird groß und herrlich sein diese Zukunft! Mit Ehrfurcht werden deinen Namen einst alle Völker der Erde nennen, denen Recht, Wahrheit und Sittlichkeit das Wesenhafte sind am Menschenthum."

Dazu wirke aber ein Jeder mit nach Kraft und Gelegenheit, dann wird der Segen von oben sicherlich nicht fehlen. Denn Gott verläßt Deutschland nicht, so lange es sich selbst nicht verläßt und seiner hohen Bedeutung im Staatenbunde Europa's eingedenk bleibt. Drum auf, deutsche Jugend! höre, beherzige und befolge deines Lieblingsdichters ernstes Wort:

An's Vaterland, an's theure, schließ dich an,
Das halte fest mit deinem ganzen Herzen!
Hier sind die starken Wurzeln deiner Kraft;
Dort in der fremden Welt stehst du allein,
Ein schwankes Rohr, das jeder Sturm zerknickt **).

*) Selinger in s. Denksteinen deutscher Gesch. (Wien u. Leipzig, 1842).
**) Schiller im Wilhelm Tell.

II.

Frankreich.

Nächst Deutschland ist jedenfalls Frankreich — das alte Gallien *) — in reingeographischer, wie in politischer und historischer Beziehung der bedeutendste und interressanteste Theil des continentalen Europa, von welchem es sich, zwischen zwei Meeren gelegen, zur freieren Gliederung gleichsam loszuarbeiten strebt, in jeder Hinsicht ein Land für sich bildend, und durch einen aus verschiedenartigen Elementen zusammengesetzten, aber kaum unterbrochenen, von den Felsgestaden Liguriens bis zu den Niederungen des deutschen Meeres sich erstreckenden Gebirgswall von den mitteleuropäischen Ländern geschieden. „Die Grundform des asiatischen Bodens — ein mittleres, von gleichlaufenden Bergketten umschlossenes Hochland, an das sich gebirgige Halbinseln im Süden, weite Ebenen im Norden anlegen — hatte sich bis hierher in Europa fortgesetzt, nach kurzer Unterbrechung durch die schmalen Meeresarme, welche das schwarze Meer mit dem mittelländischen verbinden. Aber nun hat sie ihre Endschaft erreicht. Keine Gebirgskette, auch keine Hügelreihe trennt die Ebenen des Languedoc von denen der Garonne und von der großen nordfranzösischen Ebene, die sich wiederum ohne Unterbrechung dem weiten Tieflande des nordöstlichen Europa's anschließt. . . . Die Ebene ist überhaupt in Frankreich weit überwiegend im Verhältniß zum Gebirgslande, sowohl an und für sich — durch Flächenraum, Bevölkerung und Fruchtbarkeit, als noch mehr dadurch, daß sie ein zusammenhängendes Gebiet bildet, während die Gebirgslandschaften in mehrere ganz getrennte Gruppen vertheilt sind. . . .

*) Das alte Gallien ward von Augustus in 4 Provinzen getheilt: Gallia Narbonensis, G. Aquitanica, G. Lugdunensis und G. Belgica.

Nirgends Sammlung in große Thalgebiete mit einem centralen Hauptthale. — Das mittlere Hochland (um die Quellgebiete der Loire, des Allier und der Dordogne) besteht aus lauter Thalkesseln, die, durch Bergketten von einander geschieden, in weit näherm Verhältnisse zu der sie umgebenden Ebene, als zu einander selbst stehen. Die französischen Alpen und Pyrenäen umschließen in ihrem Innern nicht solche weit gestreckte, tiefe Einsenkungen, mit ebenem, fruchtbarem Boden, und mildem Clima wie die großen Längenthäler der deutschen Alpenländer sind, die mit ihren Nebenthälern ganze Länder bilden, wie z. B. ganz Tirol aus den beiden Thalgebieten des Inns und der Etsch besteht, — sondern nur verhältnißmäßig kurze Thalsenkungen, meist mit schmaler Sohle, oder ganz ohne ebenen Boden, senken sich mit jähem Falle von dem Hauptrücken herab. Sie stehen an Fruchtbarkeit, Anbau, Bevölkerung fast ohne Ausnahme weit hinter den deutschen Alpengauen zurück. — — Diese Gestaltung des französischen Bodens ist aber entscheidend für die Ausbildung seiner innern Verhältnisse nicht minder, als für seinen Standpunkt im europäischen Leben. Zum bei weitem größeren Theile durch Meere und Hochgebirge umgeben, von Deutschland durch zwar zugänglichere, aber durch eine Stromlinie verstärkte Gebirgsgrenzen geschieden, nur im nordöstlichen Winkel offen, im Innern ohne natürliche Scheiden, hat Frankreich Alles, was die Entstehung eines einigen, allgemeinen Staats- und Volkslebens begünstigt. Die kleineren, geschlossenern, abgesonderten Gebiete, welche es, wie Inseln, umschließt (Bretagne, die Vendée, die Sevennen u. s. w.), können sich der Uebermacht des Ganzen nicht erwehren, obgleich sie in einer merkwürdigen Opposition der Sitte, Meinung, des Glaubens verharren, im politischen wie im geistigen Leben hemmend, erhaltend und vereinzelnd (individualisirend) wirken *)." Und wenn wir auch, geographisch sowohl als historisch, eine Theilung in Süd- und Nord-Frankreich annehmen, und dort ein Uebergewicht des spanischen, hier aber des deutschen Einflusses einräumen müssen: so sind doch der einigenden Elemente viel zu viele, als daß wir uns Frankreich je als ein gleichtheilig ge-

*) Mendelssohn, das german. Europa. S. 3 ff.

spaltenes, ganz verschiedene Interessen verfolgendes denken könnten. Gerade in dieser natürlichen Einheit aber liegt seine Macht, welche für das Gleichgewicht Europa's und für die Freiheit und Unabhängigkeit der Nachbarländer schon so oft gefährlich geworden ist, wie uns ein genauer Blick auf seine Geschichte sattsam beweisen wird. Indem wir uns aber zu dieser Betrachtung wenden, beschränken wir uns zunächst auf das eigentliche Frankreich und sehen ab von den Colonisationsversuchen der Griechen in Massilia, so wie von den Beziehungen des alten Galliens zu Italien und dem Römerreiche, obgleich wir ihre hohe und wichtige Bedeutung für die Cultur des Landes an den Küsten des mittelländischen Meeres und der Rhone entlang — ein bequemerer Weg für die weltstürmenden römischen Legionen nach dem Rheine hin als der über die Alpen — anerkennen müssen; wir halten uns vielmehr auch bei der Aufstellung dieses Bildes nur an die Elemente und Andeutungen, welche wir in unserer Randzeichnung vorfinden. In dieser aber haben die gallo-romanischen Zeiten, ebenso wenig als die der Frankenherrschaft, welche der Merowinger Chlodwig 486 n. Chr. begründete, und welche dem Lande seinen jetzigen Namen gegeben hat, noch selbst ein Name oder Bild aus den Zeiten der Karolinger Platz gefunden, obgleich Karl Martell (732) Europa geschützt hat vor der Ueberschwemmung durch die Mauren und Karl M. das gewaltigste Frankenreich gegründet hat; denn das war immer noch nicht das, was wir heute Frankreich nennen, war noch lange nicht Ein Reich, geschweige Ein Staat und Ein Volk, wie es heute da steht und sich als Einheit empfindet; ja, es löste sich bald in mehrere verschiedene Bestandtheile und besondere Reiche und Fürstenthümer auf, die zum Theil erst nach fünfhundert und sechshundert Jahren zu dem Ganzen, wozu die Natur dieses schöne Land bestimmt zu haben scheint, wieder haben vereinigt oder gezwungen werden können. „Der Süden Frankreichs, das Land der Aquitanier und Gothen, fühlte seine eigenthümliche Kraft und Volkspersönlichkeit so mächtig, daß sie kaum durch die starken Hände Pipins des Kurzen und Karls des Großen haben herangeholt werden können. Der ganze Osten, die Provence und die Lande der Burgunder am linken Rhoneufer und zu beiden Seiten des Jura bis zum Rhein und zum Vasgau fortlaufend,

empfanden auch die besondern Triebe und Neigungen ihrer Volksthümlichkeit im Gegensatz gegen die Franzosen der Mitte und des Nordens mit solcher Stärke, daß sie sich seit dem zehnten Jahrhundert zu besonderen Staaten absonderten, welche endlich im elften Jahrhundert in das große deutsche Reich mit versanken und vier bis fünf Jahrhunderte hindurch deutsche Landschaften und Lehen genannt worden sind. Im Westen saßen die Normannen um die Seine, die Briten um die Loire, den Franken und also noch mehr den Franzosen viel fremdartiger als die Gothen und Burgunder. Jene beiden Völker bildeten im Westen zwei mächtige Staaten und hielten zugleich die Lebenspulsadern Frankreichs in zweien seiner bedeutendsten Ströme an ihren Ausflüssen unterbunden. — So war Frankreichs Lage, als gegen Ende des zehnten Jahrhunderts die Capetinger die Karolinger vom Stuhle Karls des Großen herabstießen (987): es war ein schlechter, schwacher, zerstückelter, grade da wo er seine Hände und Arme am kräftigsten rühren sollte, an seinen Grenzen, ein von Fremden beherrschter, gesperrter und gefesselter Staat *).“ Darum beginnen wir auch die Geschichte Frankreichs erst mit Hugo Capet **), Herzog von Francien und Graf von Paris und Orleans, der nach Ludwig V., des letzten Karolingers Tode, von den Großen des Reichs fast einstimmig zum Könige erwählt und einige Wochen darauf (am 3. Juli 987) zu Rheims gekrönt wurde, weil er sich nicht nur durch die Größe und Bedeutung seiner Hausmacht und den Umfang seiner Besitzungen, sondern auch durch persönliche Tapferkeit, Kriegserfahrung und Staatsklugheit, sowie andrerseits auch durch Mäßigung und Leutseligkeit aufs vortheilhafteste auszeichnete, und durch seine Freigebigkeit auch bei der Geistlichkeit sehr beliebt gemacht hatte. Mit ihm erst beginnt die Reihe der französischen Könige, und deshalb eröffnet auch sein Bildniß, dem die Insignien des Reichsapfels und der Hand der Gerechtigkeit beigegeben sind, die kleine Bildergallerie

*) Arndt, Vers. in vergl. Völkergesch. S. 202.

**) Der Beiname Capet ist nicht von dem lateinischen Worte capito, d. h. Großkopf abzuleiten, wie Einige meinen, sondern bedeutet höchst wahrscheinlich soviel als chapet (lat. cappatus), d. h. Kappenträger, indem der Ahnherr, Herzog Hugo von Francien, als Laien-Abt, namentlich des Martinsklosters zu Tours, das geistliche Kleid, capa oder cappa genannt, trug. S. Micheiet hist. de France T. I. p. 143. bei Schmidt, Geschichte von Frankreich. I. S. 236.

unsrer Randzeichnung. Was aber gab seiner Thronbesteigung die höhere Bedeutung, da doch auch die letzten, schwachen Karolinger noch immer Könige gewesen waren? Nichts anderes als die Verbindung eines bedeutenden Besitzthumes — des Herzogthums Francien — mit der Krone, deren unmittelbarer Besitz bereits seit längerer Zeit auf die einzige Stadt Laon beschränkt worden war; denn erst dadurch konnte der König seinen übermächtigen und übermüthigen Lehnsleuten mit echter Würde und dem nöthigen Nachdrucke entgegentreten; und wenn auch Hugo's Macht noch immer geringer war als die seiner angesehensten Vasallen, so war sie doch ebenso groß und größer als die der minder Mächtigen, wodurch die erste und nothwendigste Bedingung für eine Wiedererhebung des Thrones, zu dessen Sitz er Paris erkor, gegeben war *). Denn Königthum ohne Würde — wir meinen freilich die innere, wie die äußere, — ist weder den Regierenden noch den Regierten zum Segen! Das lehrt auch die Geschichte Frankreichs unter den Capetingern, deren Stamm das Glück hatte, bis ins fünfzehnte Jahrhundert hinein viele kluge und verständige, ja selbst einige vortreffliche und mehrere große Könige zu zeugen, so daß man, mit Arndt **), kühnlich sagen darf, „daß Frankreich, die Gunst der Umstände mit eingerechnet, vorzüglich durch seine Könige geworden ist, was es nun ist. Es begann nämlich sogleich bei dem Antritt der Capetinger der Kampf mit den Herzogen der Normandie, ein Kampf auf Leben und Tod, ein drei Jahrhunderte mit mannigfaltigen Wechseln fortgesetzter, blutiger Kampf, seitdem diese Normannenherzöge in der zweiten Hälfte des eilften Jahrhunderts das Königreich England erobert hatten." In diesen Kriegen — sie dauerten vom 11. bis zur Mitte des 15. Jahrhunderts, — an welche wir in unsrer Randzeichnung durch das Bild der berühmten, durch Schillers Dichtung allbekannten, Jeanne d'Arc oder Jungfrau von Orleans (1429) erinnern wollten, hat sich die Eigenthümlichkeit der beiden mit einander kämpfenden Völker scharf ausgeprägt, so wie in ihnen der Grund zu der Eifersucht gegeben ist, welche bis zum heutigen Tage es hindert, daß Franzosen und Engländer aufrichtige Freunde werden, obgleich das

*) Schmidt a. a. O. I. S. 263.
**) a. a. O. S. 204.

normännische Element in England selbst bedeutend zurückgedrängt worden ist.

Eine merkwürdige Episode in der Geschichte Frankreichs unter den Capetingern bilden die Kreuzzüge (seit 1096), welche von Franzosen begonnen und geendigt wurden. Wallfahrten nach demjenigen Lande, in welchem der göttliche Stifter des Christenthums seine Lehre verkündigt hatte, insbesondere zu dem Grabe, aus welchem er auferstanden, waren schon früh (seit dem 4. Jahrhunderte) üblich geworden, häufiger aber als je vorher wurden sie im Abendlande seit dem Anfange des eilften Jahrhunderts. Die so natürliche, fromme Sehnsucht, diejenigen Stellen zu schauen, wo einst der Sohn Gottes in Menschengestalt geweilt hatte, und der Wunsch, sich ihm daselbst in andächtigem Gebete zu nähern, die Meinung, durch eine solche Wallfahrt früher Verschuldetes abzubüßen, der Einfluß der Geistlichkeit und auch die Lebensweise des Herren- und Ritterstandes, besonders in Frankreich, welcher in Abenteuern und Fehden allein Unterhaltung und Beschäftigung suchte, vermehrte die Zahl der nach Palästina ziehenden Pilger und Pilgerschaaren. Die Erzählungen der Zurückkehrenden, die Bewunderung, welche denselben zu Theil wurde, reizten wieder Andere, dem Beispiele Jener zu folgen; die Berichte von den Mißhandlungen, welchen die Pilger und die christlichen Bewohner Palästina's und von den Entweihungen, welchen die heiligen Oerter dieses Landes preisgegeben waren, seitdem es von den seldschuckischen Türken erobert war, steigerte den Grimm gegen die Ungläubigen, und die Geistlichen nährten zugleich die Meinung von der besondren Verdienstlichkeit des Kampfes gegen dieselben, welche auch bereits im Laufe des eilften Jahrhunderts öfter Fürsten und Geringere zum Kriege gegen die Saracenen Spaniens über die Pyrenäen führte. — Die Stimmung, aus welcher die Kreuzzüge hervorgingen und hervorgehen mußten, hatte sich auf solche Weise besonders in Frankreich entwickelt, und es bedurfte nur eines Funkens, um die Flamme zu entzünden. Da erschien ein Einsiedler, aus Amiens gebürtig, Namens Peter, welcher sich selbst von den Leiden und Bedrückungen seiner christlichen Brüder in Palästina überzeugt hatte und von dem Patriarchen von Jerusalem beauftragt war, das Erbarmen und die Hülfe

der Christen des Abendlandes aufzurufen. „Peter hatte den Waffenrock, welchen er früher wegen seines schwächlichen Körpers ohne Ruhm trug, mit der Einsiedlerkleidung vertauscht und lebte im südlichen Frankreich mit einer Enthaltsamkeit, zu welcher keine große Aufopferung erfordert wurde. Denn er enthielt sich nur des Brodes und des Fleisches, labte sich aber dafür an allen andern Speisen und am Wein. Dennoch machte ihn diese Lebensart ehrwürdiger und heiliger in den Augen derer, welche ihn kannten, namentlich der Geistlichkeit. Seine auffallende Gestalt, die hellen feurigen Augen in seinem hageren, verschrobenen Körper, und mit diesen der Strom der Beredtsamkeit, der Alles mit sich fortriß, wohin er sich ergoß, vermehrte das Ansehen, welches bei seinen Zeitgenossen sein den Werken der Frömmigkeit gewidmetes Leben ihm gab. In den Jahren 1093 und 1094 unternahm er, um zur vollkommnen Heiligkeit zu gelangen, eine Wallfahrt nach Jerusalem. Von einem Christen daselbst, der ihn gastfreundlich in sein Haus aufnahm, hörte er mit Entsetzen die Erzählung von den Bedrückungen, welche die Christen zu Jerusalem von den Türken erfuhren und fand Gelegenheit, von ihrer Wahrheit durch eigene Erfahrung sich zu überzeugen. Von heiligem Eifer entbrannt ging er zu dem Patriarchen Simeon, überhäufte ihn mit Vorwürfen, daß er es so ruhig ansehe, wie die heiligsten Oerter von den Türken entweiht, die Gaben der frommen Christen geraubt, die Pilgrimme gemißhandelt werden. Der fromme Patriarch antwortete mit Klagen über die unglückliche Lage seiner Kirche, welche bei der Ohnmacht des griechischen Kaisers verzweifeln müsse, wenn nicht die Christenheit des Abendlandes sich ihrer erbarmen und ihre Schmach an den Türken rächen werde. „„Darum — sprach der Patriarch — sende ich dich als Gesandten der Kirche zu Jerusalem an ihre Tochter im Abendlande, daß du von ihr Erbarmen und Hülfe für ihre unglückliche Mutter erflehen mögest."" Bereitwillig übernahm Peter den Auftrag und die Briefe an den Papst und die Könige und Fürsten des Abendlandes, welche der Patriarch ihm gab *)." — Durch Visionen in dem Glauben bestärkt, daß er von Gott selbst zu einer solchen Sendung berufen sei, eilte Peter nach Rom zum Papst Urban II., der seinen

*) Wilken Gesch. d. Kreuzzüge. Th. I. S. 47 ff.

frommen Eifer lobte, ihn durch Briefe an die Großen der Christenheit empfahl und als seinen und der Kirche zu Jerusalem Gesandten bevollmächtigte. Nun durchzog der abenteuerliche Mann zuerst ganz Italien, überstieg dann die Alpen und fand überall Beifall und Gehör. Denn schon das Auffallende in seiner Erscheinung mußte einen wundersamen Eindruck machen: mit einer einfachen Mönchskutte angethan, mit einem Stricke umgürtet, das Crucifix in der Hand, ritt er auf einem elenden Maulthiere umher, trat nicht blos vor den Großen, sondern lieber vor dem Volke auf, schilderte überall mit hinreißender Beredtsamkeit die Bedrängnisse der Christen in Palästina, und wies selbst einen vom Himmel gefallenen Brief vor, in welchem Alles, was er berichtete und versprach, bestätigt wurde. Die Geschenke, mit welchen die frommen Christen ihn überhäuften, wandte er an, um Arme zu unterstützen, und stellte Einigkeit und Friede her, wo er Uneinigkeit und Streit fand; denn seine Aussprüche wurden als Aussprüche Gottes geachtet. Ja, das Volk ehrte ihn als Heiligen und soll sogar die Haare, welche seinem Maulthiere abfielen, als Reliquien gesammelt haben. — Die Wirkungen von Peters Predigten, namentlich auf der Kirchenversammlung zu Clermont (1095) sind bekannt: ganz Frankreich erhob sich und forderte das Kreuz, selbst Mütter für ihre Säuglinge. Frömmigkeit und Abenteuerlust, die Macht des Beispieles und der Eitelkeit, und unter den niedern Volksclassen auch wohl der Wunsch und die Hoffnung, sich den drückenden Verhältnissen der Heimath entziehen zu können, wirkte mit, eine allgemeine Begeisterung zu erregen, welche jeden Stand, jedes Alter, jedes Geschlecht ergriff, aber sich für den Anfang eben nur auf Frankreich beschränkte, da der Antheil, welchen Deutschland und selbst Italien an dem ersten Kreuzzuge nahmen, ein verhältnißmäßig nur geringer war; so wie auch Franzosen die letzten waren, welche diese eben so merkwürdigen und folgereichen, als blutigen Kriege um die Mitte des 13. Jahrhunderts ausfochten, und zwar fast mit demselben Enthusiasmus, mit welchem sie dieselben begonnen hatten. Dessen ist vor Allen Ludwig IX., genannt der Heilige, Zeuge, an welchen das zweite Bild unsres kleinen Königssaales erinnert. Das ist ein Fürst der es wohl werth ist, daß wir länger bei ihm verweilen, als bei manchem andern, den sonst die

Geschichte rühmt; denn in ihm erscheint die religiöse Richtung seines Zeitalters vollkommner ausgebildet, als bei irgend einem andern Fürsten des Mittelalters. Darum vergegenwärtigen wir ihn uns im treuen Spiegel der Geschichte! „Ludwigs Körperbau war nicht sehr kräftig, sondern feingebildet, schlank, fast mager, sein Gesicht aber war einnehmend, der Blick verkündigte, daß sein Sinn nicht weltlichen Dingen hingegeben war. Seine Mutter Blanka hatte seine Erziehung Geistlichen anvertraut und sie selbst mit gewissenhafter Sorgfalt geleitet: sie hatte ihn vor Allem gelehrt Gott zu fürchten und zu lieben, und ihm eine streng=sittliche Gesinnung einzuflößen gesucht; ja, sie äußerte sogar öfter: lieber wolle sie, daß er sterbe, als daß er eine einzige Todsünde begehe. Ludwig dankte seiner Mutter bis zu ihrem Tode durch kindliche Liebe und unbedingtes Vertrauen für ihre Sorge um ihn; und als sie, nicht frei von Herrschsucht, sich selbst auf den Einfluß ihrer Schwiegertochter eifersüchtig zeigte und öfter das Verhältniß derselben zu dem geliebten Gemahl störte, vergaß er doch nie, daß sie ihn zur Tugend und Frömmigkeit erzogen, und daß sie während seiner Minderjährigkeit ihm das Reich bewahrt und es mit Kraft und Einsicht verwaltet hatte. — Durch eine solche Erziehung wurde Frömmigkeit zum Hauptzuge und zur Grundlage seines Charakters ausgebildet, eine Frömmigkeit, welche allerdings auch die Farbe der Zeit trug und sich in Ueberschätzung und gewissenhafter Beobachtung äußerer Formen und in Unduldsamkeit gegen Andersgläubige aussprach, jedoch zugleich die alleinige Quelle und Regel seines Handelns, seiner Reichsverwaltung und seines Verhaltens gegen andre Fürsten war. Selten geschah es, daß er nicht wenigstens täglich zwei Messen hörte, häufig hörte er drei oder vier; außerdem hielt er alle Tage ein Todtenamt mit einem seiner Capellane, sprach gewissenhaft zur festgesetzten Zeit die von der Kirche angeordneten Gebete und stand zu diesem Zwecke sogar dreimal während der Nacht auf; er ließ eben so die für bestimmte Stunden des Tages vorgeschriebenen Gesänge von seinen Hofgeistlichen halten, und selbst wenn er auf einem Zuge begriffen war, mußten sie ihm dieselben zu Pferde vortragen. An jedem Feiertage, welchen Tag er auch dadurch feierte, daß er sich an demselben so viel als möglich des Lachens enthielt, und während der Fastenzeit, außerdem noch an

zwei andren Wochentagen, schloß er sich mit seinem Beichtvater ein, beichtete und empfing von ihm die Geißelung mit kleinen eisernen Ketten, welche er beständig in einer Büchse am Gürtel trug... Kasteiungen und Fasten übertrieb er bis zum Nachtheile für seine Gesundheit: so trug er zu gewissen heiligen und festlichen Zeiten auf bloßem Leibe ein härenes Gewand, bis er es auf den Rath seines Beichtvaters unterließ, weil sein schwächlicher Körper es nicht ertragen konnte; deshalb mußte er auch von der allzugroßen Strenge oft wiederholter Fasten etwas nachlassen. Sechsmal empfing er jährlich das Abendmahl, indem er dabei, nachdem er den Chor der Kirche betreten hatte, auf den Knieen dem Altar sich näherte. Die tiefste Verehrung bewies er den Reliquien; er verwandte große Summen zum Kauf derselben und äußerte einst selbst: lieber wolle er die beste Stadt seines Reiches von der Erde verschlungen sehen, als einen der Nägel, mit welchen Christus an das Kreuz geheftet worden sei, verlieren. Seine Hochachtung gegen den geistlichen Stand überhaupt wurde zur Ehrfurcht gegen die Mönche, besonders die Dominikaner und Franziskaner, welche er so sehr liebte, daß er einst äußerte: wenn er sich in zwei Theile theilen könnte, so würde er jedem dieser Orden einen derselben geben; ja, er hatte sogar viele Jahre vor seinem Tode die Absicht, selbst Mönch zu werden, und nur der Widerspruch seiner Gemahlin hielt ihn von der Ausführung desselben zurück. Mit dieser Ehrerbietung gegen die Geistlichen verband er das unbedingteste Vertrauen zu ihnen in Glaubenssachen, und ihrem Einflusse, so wie überhaupt dem Geiste der Zeit ist es beizumessen, daß er, trotz seiner Milde und Gerechtigkeit, gegen jede Abweichung von der christlichen Lehre im höchsten Grade unduldsam war. Ueber den Glauben, sagte er öfter, dürften Ritter nicht disputiren, wohl aber müßten sie, wenn sie irgend einen Ungläubigen kennten, ihn mit ihrem Schwerte tödten. Die Juden haßte er so, daß er sie nicht sehen konnte, und den Ketzerverfolgern war er zur Unterstützung gern bereit. Wenn besonders in dieser Unduldsamkeit Ludwigs Frömmigkeit die Farbe der Zeit trägt, so artete sie doch nie in einen finstern, menschenfeindlichen Ernst aus; sie trübte weder seine Einsicht, noch lähmte sie seine Thätigkeit in der Verwaltung des Staates, sondern sie beseelte vielmehr seine ganze Gesinnung und sein ganzes Leben und be-

wirkte in ihm eine seltene sittliche Kraft und Reinheit. Den Grundsatz, daß man nichts Böses, nichts, dessen man sich vor den Menschen zu schämen habe, thun oder sagen müsse, damit man in dieser Welt geehrt sei und nach diesem Leben ins Paradies gelange, sprach er nicht nur aus, sondern er befolgte und bewährte ihn auch sein ganzes Leben hindurch; es war ihm ein solcher Ernst um die Erlangung vollkommner Sittlichkeit, daß er nicht nur seine Beichtväter, sondern auch andre Männer öfter bat, ihm offen und ohne ihn zu schonen Alles mitzutheilen, was sie Tadelnswerthes an ihm bemerkten oder was Andre an ihm tadelten; und mit Geduld und Güte nahm er stets ihre Ermahnungen auf. Nie sagte er ein böses Wort über Andere, und sehr selten, nur wenn Jemand ein schweres Vergehen sich hatte zu Schulden kommen lassen, schalt und tadelte er strenge. Seine Wahrhaftigkeit war so groß, daß er auch nicht gegen Saracenen und Ungläubige sich je eine Lüge erlaubte, und daß er nie etwas, was er einmal versprochen hatte, brach. Nie hörte man, wie es damals allgemeine Sitte war, ihn im Zorne bei Gott, der Jungfrau Maria oder bei den Heiligen schwören, oder sie gar lästern, oder den Teufel nennen; leichtfertige Reden durften in seiner Gegenwart nicht geführt werden, und weltliche Lieder, Musik und die Darstellungen der Schauspieler, obwohl eine sehr beliebte Unterhaltung der Großen seiner Zeit, waren ihm zuwider; dagegen unterhielt er sich gern mit verständigen und gelehrten Männern über göttliche und heilige Dinge, las gern in seinen Mußestunden in den Schriften des Augustinus, Hieronymus und andrer Kirchenväter, und war dabei auch, besonders wenn er fremde angesehene Männer an seinem Hofe bewirthete, einer heitern Gesellschaft nicht abgeneigt. Sein Hofstaat war reich und glänzend, wie es sich für einen König ziemte; allein einfach war er stets in seiner Kleidung, sehr mäßig im Essen, Wein trank er nur mit Wasser vermischt, und indem er in allen Dingen, mit welchen er sich leiblich und zeitlich erfreute, sich irgend eine Entbehrung aufzulegen pflegte, ließ er oft die Speisen, welche er am liebsten genoß, ganz den Armen geben. Unerschöpflich war überhaupt seine Mildthätigkeit gegen diese: täglich ließ er in seiner Wohnung mehr als hundert und zwanzig Armen Brod, Fleisch und Wein reichen; zur Fastenzeit und während der Zeit des Advents war ihre Zahl noch

größer, und oft bediente er sie selbst. — Ungeachtet seiner Ehrerbietung gegen den geistlichen Stand unterschied er doch zwischen den mehr und minder würdigen Mitgliedern desselben: nur verdienten Männern übertrug er die geistlichen Würden, deren Vergebung ihm zustand, und daß er eine gewissenhafte Verwaltung geistlicher Aemter verlangte, bewies er dadurch, daß er nicht gestattete, daß Jemand zwei derselben zugleich besaß; auch machte ihn jene Ehrerbietung nicht zu einem willenlosen Werkzeuge der Geistlichkeit: er gab nie gegen seine Ueberzeugung, nie im Widerspruche mit dem, was er für gerecht hielt, ihren Ansprüchen, ja, nicht einmal den Forderungen des Papstes nach. In der Regierung seines Reiches bezweckte er vor Allem die Begründung und Befestigung eines ruhigen, geordneten Zustandes, die Wohlfahrt seiner Unterthanen und die Erfüllung einer strengen Gerechtigkeit, welcher er nie anstand auch den eigenen Vortheil aufzuopfern. Die größte Sorgfalt zeigte er stets in der Wahl seiner Beamten, und nur Zuverlässigkeit, ein unbescholtener Ruf und Unbestechlichkeit bestimmten ihn dabei; aus denen, welche ihr Amt längere Zeit untadelig verwaltet hatten, wählte er die Mitglieder seines Rathes; er pflegte dieselben in allen wichtigen Angelegenheiten zu befragen und bei Sachen, in welchen das Recht nicht auf seiner Seite schien, sprach er selbst gegen seinen Vortheil, damit seine Räthe nicht durch die Furcht, ihn zu beleidigen, zurückgehalten würden, das was ihnen recht schien auszusprechen. Wenige urtheilten selbst über die schwierigsten Angelegenheiten so treffend und scharf wie er, und wenn es rascher Maaßregeln bedurfte, so fehlte es ihm auch nicht an Selbstständigkeit und Entschlossenheit sich zu entscheiden; und ungeachtet seiner Milde hatte er keine Nachsicht gegen Beamte, welche ihre Pflicht verletzten, oder sich nur saumselig gezeigt hatten, dem Beeinträchtigten sein Recht zu verschaffen. Zwar war er höflich gegen Vornehme wie Geringe, allein Barone und Ritter gewann er nicht sowohl durch reiche Geschenke und Schmeicheleien, als daß er ihnen durch seinen eifrigen Glauben, durch seine strenge Sitte und durch seine Gerechtigkeit, Ehrerbietung und selbst Furcht einflößte. Den Frieden, welchen er in seinem Reiche herzustellen und zu erhalten bemüht war, suchte er auch mit großem Eifer den benachbarten Staaten zu verschaffen. Als die Mitglieder seines Rathes ihn deshalb einst tadelten, daß er

sich so große Mühe gäbe, die Fremden unter einander zu versöhnen, da es ihm viel vortheilhafter sei, wenn sie sich bekriegten, antwortete er: sie sprächen nicht gut; denn wenn die benachbarten Fürsten und Herren sähen, daß er sie einander bekriegen lasse, so könnten sie sagen, er handle so aus bösem Willen oder Undankbarkeit, sie könnten ihn deshalb hassen und ihn angreifen, und dadurch werde er und sein Reich Schaden und Uebel erleiden, und er werde sich überdies den Zorn Gottes zuziehen, welcher sage: gesegnet sei derjenige, welcher sich bemüht, Frieden und Eintracht unter den Zwiespältigen zu stiften. — So war Ludwig nach den Zeugnissen seiner Zeitgenossen, so bewährte er sich während seines Lebens, besonders seitdem der Tod seiner Mutter die Regierung ganz in seine Hände legte. Sehr Viele, sagt einer seiner Capellane, Wilhelm v. Chartres, wunderten sich, und Böswillige murrten darüber, daß ein Mann von solcher Demuth und Ruhe, welcher weder einen kräftigen Körper besaß, noch sich in seinem Verfahren streng zeigte, so friedlich über ein großes Reich, über so viele und eben so mächtige Fürsten herrschen könne, zumal er auch nicht sehr zuvorkommend und nicht sehr freigebig im Schenken sei; „„allein dies ist — setzt der Capellan hinzu — nicht die Folge weltlicher Macht, sondern einer göttlichen Kraft, nicht strenger Gewaltherrschaft, sondern einer königlichen Milde und Güte und der Treue eines gottesfürchtigen Volkes, welches sich vor andern durch eine angeborne Liebe zu seinem angestammten Herrn auszeichnet *).""

Daß solch' ein Fürst die Idee der Kreuzzüge, für welche Andere schon längst kalt und gleichgültig geworden waren, mit neuem Enthusiasmus erfaßte, kann kaum Wunder nehmen, und zwar um so weniger, seit seine Kämpfe gegen seine aufrührerischen Vasallen auf eine für ihn so günstige Weise geendigt hatten, und die Christen des Morgenlandes gerade damals (1244) von dem Sultan von Egypten und türkischen (chowaresmischen) Horden hart bedrängt wurden.

Sie bemächtigten sich der Stadt Jerusalem, deren Einwohner zum Theil nach Joppe geflüchtet waren, zum Theil in die Hände der wilden Feinde fielen, ermordeten die Geistlichen, Greise und

*) Schmidt a. a. O. I. S. 505 ff.



Kranken, welche in der Kirche des heiligen Grabes eine Zuflucht zu finden gehofft hatten, verwüsteten das Innere der Kirche und zerstörten das heilige Grab. Durch sie erlitten bei Gaza, am 18. October 1244, die Christen eine solche Niederlage, daß die Blüthe der drei geistlichen Ritterorden vernichtet wurde, fast alle christlichen Besitzungen zum Theil ohne Schwertstreich in die Hände der Sieger fielen und nur Joppe, Ptolemais, Nazareth und einige Burgen behauptet werden konnten. — In der Zeit, als die Nachrichten von dieser schrecklichen Verheerung des heiligen Landes nach Europa kamen, wurde Ludwig IX. von einem heftigen Fieber ergriffen; die Gefahr, in welcher der König sich befand, erfüllte alle Bewohner Frankreichs mit Trauer und Schmerz: geistliche und weltliche Herren eilten an den Hof, Almosen wurden für seine Genesung gespendet, Gebete und Prozessionen angestellt; allein die Krankheit des Königs nahm immer mehr an Heftigkeit zu und schon beklagte man, durch eine tiefe Ohnmacht getäuscht, seinen Tod, als Besinnung und Sprache zurückkehrte, und er sogleich, in lebhafter Erinnerung an die Leiden des heiligen Landes und zum Danke gegen Gott, verlangte mit dem Kreuze bezeichnet zu werden. Vergeblich baten ihn seine Mutter und seine Gemahlin, ein solches Gelübde wenigstens bis zur völligen Genesung zu verschieben; er beharrte bei seinem Entschlusse, sein Verlangen mußte erfüllt werden und — bald war seine Gesundheit hergestellt, wie die Geschichtschreiber seiner Zeit alle erzählen. War aber auch von nun an sein Hauptaugenmerk auf die Lösung dieses seines Gelübdes gerichtet, wandte er auch alle ihm zu Gebote stehenden Mittel und selbst listige Kunstgriffe an, um die Großen seines Hofes und Reiches zu gleichem Entschlusse zu bringen, so daß man ihn scherzend den „Pilgerjäger" oder einen „neuen Menschenfischer" nannte, so fand er doch im Ganzen nur wenig Nachfolge. Die Begeisterung, welche seit anderthalb Jahrhunderten zahllose Schaaren nach Palästina gezogen hatte, war meistens erloschen; man zog es vor, bei Frau und Kindern in der Heimath zu bleiben, in welcher man Gott eben so dienen könne, als im heiligen Lande und auf der beschwerlichen, weiten Meerfahrt. Auch verzögerten die nothwendigen Rücksichten auf die Sicherung der inneren Ruhe Frankreichs die Ausführung des Zuges um mehrere Jahre; nichts aber konnte den gewissenhaften

Fürsten zurückhalten, sofort sein Wort zu halten, sobald nur die nächsten Pflichten gegen sein Reich es irgend gestatteten. „Und so ward denn auf einer Reichsversammlung zu Paris, in der Mitte der Fastenzeit 1247, beschlossen und festgesetzt, daß der Kreuzzug vor dem Johannisfeste des folgenden Jahres angetreten werden solle; und um sich zuvor von jeder Schuld einer Beeinträchtigung Anderer zu befreien, beauftragte Ludwig nicht allein seine Beamten, sondern auch Franziskaner und Dominikaner, welche das Land durchreisten, sorgfältig nachzuforschen, ob die Steuerempfänger irgendwo auf ungerechte Weise Geld oder Lebensmittel erpreßt hätten, und in diesem Falle das Genommene wieder zu erstatten. Ungeachtet er auch dadurch seinen festen Entschluß, sein Gelübde auszuführen, bethätigte, so machten doch im Anfange des Jahres 1248 die Großen seines Reiches, so wie seine Mutter Blanka noch einen Versuch, ihn zur Aufgebung desselben zu bewegen; sie stellten ihm die Gefahren vor, welche dem Reiche während seiner Abwesenheit drohen würden und erinnerten besonders an des Königs von England feindselige und arglistige Absichten; gern werde auch der Papst, welcher das Bedürfniß seines Reiches und die Schwäche seiner Gesundheit kenne, ihn von einem Gelübde freisprechen, welches er in krankhaftem, besinnungslosem Zustande abgelegt habe. Ludwig erwiderte: da sie glaubten, daß er nicht bei vollem Bewußtsein das Kreuz genommen, so reiße er es hiermit von seiner Schulter und gebe es zurück. Schon freueten sich alle Anwesenden solcher Rede und That, als er nach kurzer Pause fortfuhr: jetzt, da er bei vollem Bewußtsein und Verstande sei, fordere er das Kreuz von Neuem, und keine Speise werde in seinen Mund kommen, ehe er nicht wieder mit jenem heiligen Zeichen bezeichnet sei. Einer solchen entschlossenen Erklärung wagte Niemand mehr zu widersprechen *)." Und so schiffte er sich denn, begleitet von seiner treuliebenden Gemahlin, die durch keine Bitten und Vorstellungen vermocht werden konnte, den Gatten allein ziehen zu lassen, in dem Hafen von Aiguesmortes mit seinem Kreuzheere im August 1248 ein, zunächst nach der Insel Cypern, wo man überwinterte, und von da im Mai 1249 nach der afrikanischen Küste, da Ludwig

*) Schmidt a. a. O. I. S. 526.

das heilige Land, unter den augenblicklich obwaltenden Umständen, am besten durch einen Angriff auf Egypten erobern zu können glaubte, weil wer die Schlange tödten wolle, zuerst ihren Kopf treffen müsse. — Die Geschichte des Kreuzzuges selbst gehört nicht in unser Bild, für welches es genügt zu versichern, daß Ludwig während dieses ganzen unglücklichen Zuges nie seine Grundsätze und Ritterlichkeit verleugnete und selbst in der Gefangenschaft, in welche er gerieth, seine Würde zu behaupten und die Achtung seiner Feinde zu erwerben wußte; auch würden ihn alle die gemachten traurigen Erfahrungen doch noch nicht zur Rückkehr veranlaßt haben, wenn nicht der Tod seiner Mutter (1254), die er als Reichsverweserin zurückgelassen hatte, und die Besorgniß, daß die Jugend seines erst eilfjährigen Sohnes, in dessen Namen die Regierung geführt wurde, innere Unruhen und äußere Gefahren für sein Reich veranlassen könnte, ihn dazu genöthigt hätten. Die Erhaltung des Friedens im Innern und Aeußern, die Handhabung der Gerechtigkeit war seine vorzüglichste Sorge; in der Tiefe seines Herzens aber lebte fortwährend der Wunsch, einen zweiten Kreuzzug zu unternehmen, weil er durch den ersten sein Gelübde noch nicht erfüllt und seinem Reiche mehr Schmach als der Kirche Christi Nutzen gebracht zu haben glaubte, und es bedurfte nur einer geringen Veranlassung, um diesen Wunsch zur Ausführung zu bringen. Diese Veranlassung ward ihm zuerst in dem Falle des lateinischen Kaiserreiches (1261), später aber vorzüglich durch die erneuerten lauten Klagen der hartbedrängten morgenländischen Christen gegeben. Schon seit 1267 stand sein Entschluß fest, allein erst drei Jahre später kam er zur Ausführung. Nachdem Ludwig sein Testament gemacht und des Reiches Verwaltung den Händen zweier treuen Diener anvertraut hatte, ging er im März 1270 in Begleitung seiner Söhne und vieler angesehener Herren nach St. Denis, empfing die Oriflamme, die Pilgertasche und den Pilgerstab vom Altare und empfahl sein Reich dem Schutze des Heiligen; zu Vincennes nahm er von seiner Gemahlin Abschied und schiffte sich darauf wiederum in Aiguesmortes ein. Das Ziel des Unternehmens war dieses Mal Tunis, weil glaubwürdige Männer den König versichert hatten, der Fürst dieser Stadt habe die Absicht, sich zum Christenthume zu bekehren und die Erscheinung eines

Kreuzheeres werde es ihm möglich machen, seine Absicht ohne Furcht vor seinen muhamedanischen Glaubensgenossen auszuführen; alsdann aber werde, was der König wünschte, der christliche Glaube in den Gegenden wieder erstehen, in welchen er einst zur Zeit des Augustinus und andrer Kirchenlehrer so herrlich geblüht habe; sollte jedoch wider Vermuthen der Fürst von Tunis das Bekenntniß des Christenthums verweigern, so werde sein Land eine leichte Eroberung sein und der unermeßliche Reichthum, welchen man dadurch gewinne, eine nachdrücklichere Unterstützung des heiligen Landes möglich machen. Der traurige Ausgang auch dieses Zuges ist bekannt: weit verderblicher als das Schwert der Saracenen wurde den Christen die glühende Augustsonne Afrika's, der durch heftige Winde aufgeregte Sand und Staub und der Mangel an gesunder Speise und trinkbarem Wasser. Krankheiten waren die Folgen davon, und indem die Luft durch die Leichname verpestet wurde, nahm die Sterblichkeit mit jedem Tage zu; zahllose Kreuzfahrer, geringe und vornehme, selbst der päpstliche Legat und Ludwig's Sohn, Johann Tristan, starben bald nach der Landung. Auch der König, dessen Kräfte schon vor dem Antritte des Kreuzzuges sehr gesunken waren, erkrankte so heftig, daß er sein Lager nicht mehr verlassen konnte. Da er die Annäherung des Todes fühlte, berief er seinen ältesten Sohn Philipp zu sich und übergab ihm, gleichsam als seinen letzten Willen, seine väterlichen Ermahnungen, welche er kurz zuvor mit eigner Hand aufgezeichnet hatte und welche die Gesinnung, die ihn sein ganzes Leben hindurch beseelte, noch einmal auf das Bestimmteste und in der rührendsten Weise aussprachen. Wir theilen daraus nur so viel mit, als uns zur Vervollständigung unsres Bildes nöthig scheint.

„Lieber Sohn, das Erste was ich dich lehre und zu beobachten dir empfehle, ist, daß du Gott von ganzem Herzen und über Alles liebest; denn ohne dies kann kein Mensch selig werden, und hüte dich etwas zu begehen, was ihm mißfällt..... Wenn dir Gott Widerwärtigkeiten sendet, so nimm sie in Geduld auf, danke ihm dafür und glaube, daß du sie verdient hast, und daß endlich Alles zu deinem Besten gereichen wird; wenn er dir Glück verleiht, so danke ihn demüthig dafür und hüte dich, daß du durch Stolz darüber nicht schlechter wirst; denn man soll die Gabe Gottes nicht gegen Gott gebrauchen..... Erhalte die guten Gebräuche deines Königreichs und schaffe die schlechten ab, oder verbessere sie. Hüte dich vor zu großer Begehrlichkeit und lege

deinem Volke nicht zu schwere Steuern und Abgaben auf, wenn es nicht die Vertheidigung deines Reiches durchaus nothwendig macht. Wenn du einen Kummer in deinem Herzen hast, so theile ihn sogleich deinem Beichtvater oder einem andern guten Manne mit, welcher nicht voll eitler Worte ist, und der Trost, welchen er dir geben wird, wird dich deinen Kummer leichter tragen lehren. Sorge dafür, daß du in deiner Gesellschaft nur rechtliche, von Habsucht freie Leute, Geistliche oder Weltliche, hast. Fliehe die Gesellschaft der Bösen, höre auf Gottes Worte und bewahre sie in deinem Herzen. Sei eifrig in Andacht und Gebet. Liebe deine Ehre. Dulde Niemanden, welcher vor dir ein Wort zu sagen wage, das zur Sünde Anlaß geben könnte, oder welcher einen Andern in dessen Gegenwart oder Abwesenheit verläumdet, um ihm zu schaden..... Erweise Jedem, dem Armen wie dem Reichen, Recht und Gerechtigkeit. Gegen deine Diener sei rechtlich, freigebig und ernst in Worten, damit sie dich wie ihren Herrn fürchten und lieben. In streitigen Fällen unterrichte dich genau von der Wahrheit, sie möge dir vortheilhaft oder nachtheilig sein, und wenn du erfährst, daß du das Eigenthum eines Andern besitzest, magst du es selbst dir zugeeignet oder von deinen Vorfahren erhalten haben, so gieb es sogleich zurück. Achte mit aller Sorgfalt darauf, ob deine Vasallen und Unterthanen im Frieden und Rechte leben unter dir; bewahre ihnen die Freiheiten, welche deine Vorfahren ihnen erhalten und bewahrt haben..... Liebe und ehre die Geistlichen..... Deinem Vater und deiner Mutter erweise Achtung und Ehrfurcht..... Hüte dich Krieg gegen Christen zu beginnen, ohne sorgsame Berathung und so lange du es vermeiden kannst..... Wende deine Aufmerksamkeit oft auf deine Beamten und unterrichte dich von ihrer Verwaltung, damit, wenn etwas an ihnen zu tadeln ist, du dies thuest. Sorge dafür, daß keine arge Sünde, nicht Gotteslästerung und Ketzerei in deinem Reiche herrsche, und wenn es dergleichen giebt, so laß es entfernen. In deinem Hause mache nur verständige und mäßige Ausgaben. Ich bitte dich dringend, mein Kind, daß du nach meinem Ende meiner und meiner armen Seele eingedenk seiest und mir durch Messen, Gebete, Bitten, Almosen und Wohlthaten in meinem ganzen Reiche helfest...... Ich gebe dir allen Segen, welchen nur ein Vater seinem Kinde geben kann, indem ich die ganze Dreieinigkeit des Paradieses, den Vater, den Sohn und den heiligen Geist bitte, daß sie dich bewahre und beschütze vor allen Uebeln, insbesondere davor, in Todsünde zu sterben, damit wir einst nach diesem sterblichen Leben zusammen vor Gott seien, um ihm Dank und Lob zu bringen ohne Ende im Reiche des Paradieses. Amen."

Nachdem Ludwig diese frommen väterlichen Ermahnungen seinem Sohne übergeben hatte, empfing er das Abendmahl; Gebet, Gesang und Anrufung der Heiligen, besonders des Schutzheiligen seines Landes, des Dionysius (Denis), Jacobus und

der Genoveva, erfüllten seine letzten Augenblicke, und auf einem mit Asche bestreueten Bette, die Arme kreuzweis über die Brust gelegt und die Augen gen Himmel gerichtet, starb er am 25. August 1270, in der Nähe der Trümmer von Karthago. — In ihm erscheint der religiös=sittliche Sinn, im engsten Verbande mit dem Ritterthume seiner Zeit und seines Volkes, so scharf und vollständig ausgeprägt, daß wir der Entschuldigung überhoben zu sein glauben, so lange bei seinem Bilde verweilt zu haben; denn nur das recht Charakteristische füllt auch aus dem Bereiche des Menschenlebens und seiner Geschichte den geographischen Raum auf eine den Geist völlig befriedigende Weise.

Ludwig IX., welchen die dankbare Kirche gar bald unter die Zahl der Heiligen versetzte, steht in der Geschichte Frankreichs als einzig in seiner Art da; was als Mangel ihm anhängt, gehört seiner Zeit an, und hört auf ein solcher zu sein, sobald wir ihn eben nur in ihr uns denken; was ihn aber vorzugsweise, als Menschen wie als König, charakterisirt, die reinsittliche und streng=rechtliche Gesinnung, die auf einem festen religiösen Grunde ruhete, ist in keinem seiner Nachfolger wieder zu so klarer Erscheinung gekommen. Vielmehr verleugneten schon seine nächsten Nachfolger in der Regierung, namentlich Philipp IV., der Schöne, die weisen und wohlwollenden Grundsätze Ludwigs, welcher die Sache des Königs von der des Volkes nie und in keiner Weise von einander geschieden wissen wollte, und bezeichneten, in einseitiger Begünstigung des mächtigen Adels, ihr Verhältniß zu den Bürgern und Landbewohnern sehr häufig nur durch das Streben, immer neue Geldsummen zu erpressen, um dadurch die Mittel zu einem glänzenden Hofstaate und zu verschwenderischen Festen zu erhalten. Dazu kamen, seit 1295, die unglückseligen Kriege mit England; ein Kampf, dem Frankreich, obgleich weit größer an Umfang und reicher an Hülfsmitteln, doch nicht gewachsen war, weil Philipp VI. (der Dritte in unserm Bildersaal), der erste König aus dem Hause Valois (1328), und seine Nachfolger den Krieg fast nur mit Hülfe des Adels führen wollten, dessen Tapferkeit nicht durch Kriegszucht und Einsicht geregelt wurde, und der größte Theil der übrigen Franzosen dabei gleichgültig blieb; um so mehr, als man nur zu gut einsah, daß es sich einzig und allein um Thron= und

Kronrechte handele, während die Könige von England ihre Sache auch zur Sache des englischen Volkes zu machen wußten. (Schlacht bei Crecy 1346, Verlust von Calais 1347). Diese Kriege, denen sich die Zwietracht im Innern und zuletzt die Schwäche und Unthätigkeit eines jungen Königs — Karl VII. — als Verbündete zu Gunsten Englands beigesellten, brachten Frankreich in die äußerste Gefahr, die nur erst abgewandt wurde, als ein Landmädchen, Johanna d'Arc (geb. 1409 oder 1410 im Dorfe Domremy, in der Champagne), im festen und begeisterten Glauben an göttliche Eingebungen, die dem Könige getreuen Franzosen vor Orleans (1429) wieder zum langentbehrten Siege führte und ihnen und dem Könige das Selbstvertrauen zurück gab *). — Unser Schiller hat diese interessante Erscheinung in so schöner Weise verherrlicht, daß sie fast unser Eigenthum geworden ist, während sie ein französischer Dichter, der frivole Voltaire, in ihrem undankbaren Vaterlande gleichsam zum zweiten Male verbrannt hat. Fort und fort soll sie uns ein verkörperter Beweis sein, daß Gott auch in den Schwachen mächtig sei, und uns daran erinnern, wie oft durch reine Frauenhände Großes gewirkt worden ist, zu dessen Herstellung der Männer Muth und Kraft sich vergebens vereinigt hatten. Denn Thatsache ist und bleibt es, daß Karl VII. durch Johanna's Wort und Beispiel zum Gefühl seiner Würde und seiner Pflicht erhoben wurde, und unterstützt von erfahrnen Feldherren, begünstigt durch die steigende Abneigung der bisher den Engländern unterworfenen und verbündeten Franzosen gegen dieselben, die schon seit einiger Zeit sich kundgebende Schwäche der englischen Regierung mit größerer Thätigkeit benutzte, die Feinde fast gänzlich von französischem Boden vertrieb, den Krieg durch einen fünfjährigen Waffenstillstand (1444) endigte und darauf das Reich auch in seiner inneren Verwaltung wiederherstellte.

Unter den übrigen französischen Königen aus dem Hause Valois erinnert unsre Randzeichnung, mit Uebergehung des für Frankreichs innere Verhältnisse noch wichtigeren Ludwig XI., nur an Franz I. (1515 — 1547), den Zeitgenossen und politischen Gegner Karls V., den man nur zu oft als das Vorbild französi-

*) Schmidt a. a. O. Bd. II. S. 3 ff.

scher Ritterlichkeit (Chevalerie) genannt und aufgestellt findet, aber wahrlich nicht zum Ruhme der Nation; denn sein ganzes Wesen war nur ein äußeres. Darum mag es auch für unsern Zweck genügen, ihn uns so im Bilde zu vergegenwärtigen, wie er, in jugendlicher, eitler Kriegslust, die ihm vorzüglich eigenthümlich war, ohne jedoch im Stande zu sein, die Führung eines Krieges oder auch nur einer Schlacht auf erfolgreiche Weise zu leiten, — in der für ihn so verhängnißvollen Schlacht bei Pavia (1525) uns entgegentritt. „Als König Franz die Vortheile überblickte, welche das Geschick seiner Feldherren und die Herzhaftigkeit seiner Söldner ihm zugewandt, verdroß ihn der Gedanke, ohne seine persönliche Theilnahme den Sieg zu erringen, und er glaubte den Moment gekommen, wo er die schon weichenden Feinde mit „königlicher Lanze" zu Boden strecken müsse. Unverzüglich gab er seinen stürmisch-ungeduldigen Edelleuten den Befehl, unter Trompetenschall und mit flatternden Fahnen einzubrechen, und la Palice, der greise Marschall von Chavannes, in der Schlacht der jugendlichste Kriegsmann, war der Erste, welcher vom rechten Flügel gegen den Feind stürzte. Ihm folgte der König mit seinen Geschwadern: er ritt seinen muthigen, mit Narben bedeckten Streithengst, einen Fuchs; ein Waffenrock von Silberstoff umhüllte die glänzende Rüstung, auf seinem Helme erblickte man das Bild eines goldenen Salamanders im Feuer und die Devise: Ista vice et non plus (d. h. dieses Mal und nicht mehr); lange weiße Federbüsche flatterten von seinen Schultern. Zur linken Seite hielt sich der weibliche Alte, Galeas de St. Severin, Groß-Schildhalter (Grandescuyer) von Frankreich, bereit, die gegen den „„heiligen König"" geführten Streiche mit seinem vergoldeten Schwerte aufzufangen. Aber sein ritterlicher Herr trachtete vor Andern gesehen zu werden und ward es, denn er war wirklich königlich von Gestalt *)." Aber wie finden wir ihn wieder am Ende der Schlacht, nach kaum zweistündigem blutigen Kampfe, in welchem er allerdings glänzende Proben seiner persönlichen Tapferkeit, nicht aber seines Feldherrntalentes abgelegt hatte? — „Immer lichter wurde der Haufen, welcher um den König sich geschaart, immer edlere Männer, grau und mit

*) Barthold a. a. O. S. 312.

den Siegeszeichen vieler Jahre geschmückt, rafften die Kugeln der Deutschen (unter Frundsberg) und Spanier dahin. Der alte Grandescuyer, Galeas de St. Severin, welcher dem Könige manchen Streich weggefangen, ließ, seitwärts gedrängt von seinem Schützlinge, das reiche Schwert fallen, und schwankte, selbst todtwund, vom Pferde. Als Guillaume de Bellay den Fall des Groß-Schildhalters sah, sprang er vom Sattel, dem Alten beizustehen; aber zum Tode bereit rief ihm dieser zu: „„Laß mich sterben, mein Sohn! gedenke meiner im Gebete und eile den König zu beschützen."" So starb, von heroischer Trunkenheit gleichsam berauscht, der großmüthige Adel Frankreichs mit Freuden und wetteifernd um seinen Herrscher, ohne einmal den Lohn davon zu tragen, ihm die Schmach der Gefangenschaft zu ersparen. Denn als das Gewühl der Schlacht alle Getreuen von ihm abgedrängt, oder ihre Leiber, mit erstochenen Rossen vermischt, rings die Wahlstatt bedeckten ... da war König Franz in seiner glänzenden Waffenpracht hoch zu Roß der Einzige und Letzte, der nicht für sich, sondern für die Ehre seiner Krone mit unermüdlichem Arme stritt. Das Gesicht mit Blut bedeckt von einer Wunde am Backen, einen Schenkel durchbohrt, den Panzer von vielen abprallenden Kugeln eingebogen, gedachte er bei seinen Edelleuten im Tode zu bleiben; aber ein Gedränge von Reisigen mancherlei Volkes, das sich dem schimmernden hohen Letzling der Schlacht angehängt, oder ein später Entschluß, Rettung in der Flucht zu suchen, trieb sein treues Roß an ein Brücklein. Da kam Graf Nicolaus von Salm mit seiner Lanze hart an den Verzweifelten, verwundete ihm die Rechte und stach seinen Hengst, der schon eine Kugel im Leibe trug, unter ihm nieder, nicht ungerächt, denn der rheinische Graf empfing gleichfalls einen Lanzenstoß in den Schenkel. Die deutschen Reisigen, unbekümmert um den Gefangenen, den sie nicht kennen, führte andere Arbeit vorüber; aber Spanier und Volk zu Roß und zu Fuß eilten noch herzu und umringten den Liegenden, der selbst noch unter der Last des Thieres von seinem Schwerte tödtlichen Gebrauch machte. Ein Spanier ergreift ihn bei dem Helmbusche und will ihn vollends vom Pferde ziehen; zurücktaumelnd vom kräftigen Stoß behält er des Königs Federbusch und Aermel in der Hand. Die bewegliche Scene wechselt:

noch steht Franz nicht auf seinen Füßen, als ein spanischer Ritter von gewaltiger Stärke dem Unbeholfenen die Spitze der Lanze, dort wo Brust- und Rückenharnisch eine Fuge bilden, ansetzt und ihn toddrohend sich zu ergeben auffordert. Da merkt Franz, daß er göttlicher Schickung nicht widerstehen könne, und ruft auf französisch: „„Das Leben! Ich bin der König. Ich ergebe mich dem Kaiser!““ Der Spanier versteht ihn, will den Gefangenen in Sicherheit bringen; aber nahebei seinen Freund in Gefahr erblickend, eilt er diesem zu Hülfe. . . . Kaum hat er den Gefangenen, der noch immer mit einem Schenkel unter dem Pferde liegt, verlassen und ist dem treuen Waffenbruder beigesprungen, als ein andrer Reisiger aus Granada sich an ihn macht und ihn von Neuem zu Ergebung auffordert. Franz thut auch ihm sich kund, spricht: „„Ich bin des Kaisers!““ Fragt ihn der Spanier: „„Habt Ihr schon ein Pfand gegeben?““ und als er es verneint, verlangt jener ein Zeichen, und der Gedemüthigte reicht ihm sein blutiges Schwert und einen Eisenhandschuh. Wie er ihn unter dem Pferde vorhelfen will, springt ein Reisiger aus Galizien, Namens Pita, herbei und nimmt als Lohn für seinen Beistand die Kette des Michaelordens vom Halse, sechstausend Ducaten für den Königsschmuck verschmähend. Schon stand Franz auf den Füßen, als noch eine Rotte Hakenschützen, Spanier und Deutsche, ihn umringten und ihn tödten wollten, weil sie ihn nicht kannten und denen nicht glaubten, welche ihn für den König ausgaben. . . . . . Da gebot Franz mit Feldherrnstimme, den Vicekönig von Neapel zu suchen, um sich ihm zu ergeben. Bis dieser im Getümmel durch Umruf aufgefunden wurde, dauerte die bittere Prüfungsstunde eines so mächtigen Monarchen; denn die Spanier wollten jeder ein Andenken von so kostbarem Fange davontragen und umstanden mit gierigem Ungestüm den königlichen Gefangenen. Als ihm ein spanischer Officier den Helm vom Haupte genommen, daß er sich vom Schweiß und Blut reinige, griffen Andere zu und rissen sich um Federbusch und Helmdecke. Andere faßten den Waffenrock und schnitten ihn in Stücken; Andere schnallten ihm die Sporen ab oder nahmen die Schärpe, so daß in wenigen Minuten der reichgeschmückte Turnierheld aller Zier entblößt dastand *).“

*) Barthold a. a. O. S. 329 ff.

Und die Unterschrift unter dieses Bild? „Sic transit gloria mundi!“ d. h. das ist das Loos des Eitlen auf der Erde! — Doch damit man uns nicht der Einseitigkeit im Urtheil über den „ritterlichen König“ beschuldige, sei bemerkt, daß ihm, neben vielem Eitlen und Tadelnswerthen, auch Offenheit, Großmuth und edle Begierde nach Ruhm eigen war; daß er es wie Wenige verstand, seinem Benehmen eine feine, einnehmende Grazie zu geben, und daß er Achtung für Gelehrsamkeit und Liebe für Künste und Wissenschaften hegte, ohne jedoch selbst tiefe Kenntnisse zu besitzen *).

Neben dem Bilde Franz I. hängt das eines nicht minder ritterlichen, aber ungleich größeren französischen Königs, Heinrich's IV. von Navarra, mit welchem das Haus Bourbon den Thron von Frankreich besteigt (1589). Dieser König, den das Heer den „König der Tapferen“ (le roi des braves) und das Volk den „guten Heinrich“ nannte, ist noch jetzt der Abgott der Franzosen und fast zur mythischen, oder wenigstens zur poetischen Figur geworden, so daß sich mit seinem Namen die Vorstellungen von einem goldnen Zeitalter unwillkürlich verbinden. Und in der That finden sich auch in ihm fast alle die Eigenschaften, welche ihn in den Augen seines Volkes liebenswürdig machen konnten: Feldherrntalent und persönlicher Muth, Galanterie und Feinheit des Benehmens, Sinn und Bildung für Kunst und Wissenschaft, und zu allem dem eine wahre Herzensgüte, die gern Alle glücklich gemacht hätte, wenn es in seiner Hand gelegen. Daher ist er auch dem übrigen Europa lieb geworden und bekannter, als die meisten, wenn auch noch gewaltigeren und mächtigeren Könige, und wir können uns darauf beschränken, seinem Bilde nur eine kurze Unterschrift beizugeben. Den festen Grund seiner Erziehung legte die treue Liebe seiner protestantischen Mutter, Johanna von Navarra, einer der trefflichsten Frauen ihrer Zeit. „Außerdem war das Leben selbst seine Schule: er ward früh mit in das Kriegsgetümmel genommen, wie er denn von sich selber oft zu sagen pflegte, daß er im Lager und in den Waffen groß geworden sei. Im Reiten that es ihm Niemand gleich und in allen kriegerischen Uebungen war er Meister. Von früher Jugend auf zeigte er ein feuriges Ehrgefühl. Dies machte ihn tapfer,

*) Herrmann Franz I., König von Frankreich. S. 35.

wo es Tapferkeit galt, und großmüthig, wo die Großmuth seine Würde erhöhen konnte. Von Natur wäre er wohl nicht kriegerisch geworden, denn seiner Mutter liebevoller Charakter hätte auch seine Gefühle früh zur Sanftmuth und Theilnahme gestimmt, und sein Herz blieb sein Lebelang in mancher Beziehung allzu weich, ja fast schwach. Da indessen die schwierigen Umstände, unter denen er den Schauplatz seiner größeren politischen Wirksamkeit betrat, ihm Ernst und Strenge lehrten, so ward er vor der Erschlaffung und Verweichlichung verwahrt, in die ein träges und ruhiges Leben ihn vielleicht gestürzt haben würde. Eine herrliche Gesundheit und eine bewunderungswürdige Nervenkraft machten ihm alle Beschwerden leicht und erhielten ihn bei immer froher Laune. Eine hohe Stirn, ein klares Auge, eine Adlernase, eine frische, bräunliche Gesichtsfarbe und ein schön gekräuselter Bart machten seine Züge, die an sich schon Geist und Leben ausdrückten, noch anziehender. Dabei war er immer thätig, sah in Allem selbst nach, und in der Schlacht, wo er zu Pferde saß, verglichen seine Feinde selbst ihn mit dem Adler. Früh um vier Uhr stand er auf, und man sagte von ihm, daß er nicht so viel Zeit zum Schlafen brauche, als der Herzog von Mayenne, sein Gegner, zum Essen. Auch antwortete er selbst einmal Jemandem, der diesen einen einsichtsvollen Feldherrn nannte: „Das ist wahr, aber ich gewinne ihm doch alle Tage fünf volle Stunden ab.“ Solche Thätigkeit und Kraft war ihm aber auch nöthig, da er zum Kampfe geboren schien, indem sein Leben in eine Periode fiel, in welcher Frankreich sowohl von politischen, als von religiösen Partheiungen zerrissen wurde, so daß er, kaum 16 Jahr alt, schon an der Spitze eines Heeres stand, um nach der unglücklichen Schlacht bei Jarnac (1568) für die Gewissensfreiheit und die Sache seiner Glaubensgenossen, der Hugenotten, zu kämpfen. Was Wunder, wenn unter solchen Umständen das Leben des jungen Fürsten auch hin und wieder in innere Widersprüche verfiel, wenn er, sich flüchtend aus dem gräßlichen Ernste des Lebens, aus dem Blut- und Mordgewühle, welches die blutigste Denksäule unmittelbar nach seiner Hochzeit mit Margarete von Valois (pariser Bluthochzeit, in der Bartholomäusnacht vom 23. auf den 24. August 1572) aufrichtete, — wenn er aus ihnen sich in die Kreise und Zer-

streuungen des Leichtsinnes flüchtete, um auf Momente wenigstens die Greuel zu vergessen und seine Ansprüche auf einen Lebensgenuß, für welchen sein warmes Herz so empfänglich war, geltend zu machen!? — Was er aber gefehlt hat, sei es als Haupt seiner Religionsparthei, von der er sich äußerlich lossagte, sei es als König, oder als Mensch: — er hat es gesühnt, theils durch das Edict von Nantes (1598), durch welches er den Protestanten völlige Religionsfreiheit und politische Sicherheit gewährte, — theils durch seine treue, thatkräftige Liebe zu seinem Volke, durch die er es noch dahin zu bringen hoffte, „daß Sonntags jeder Bauer sein Huhn im Topfe habe", theils endlich durch seinen frühen Tod, den ihm die Meuchelmörderhand Ravaillac's bereitete (1610). „Wer ohne bedeutende Aussichten und durch alle Hindernisse hindurch auf einen der ersten Throne der Christenheit gelangt, mag ein glücklicher Fürst heißen; wer aber durch seine persönlichen Tugenden sich in dieser Stellung behauptet, einen tief zerrütteten Staat ordnet und zu einem glücklichen, wohlhabenden, geachteten und mächtigen umwandelt; wer statt 300 Millionen Livres Schulden einen gefüllten Schatz hinterläßt, ohne die Unterthanen gedrückt zu haben, nur indem er die verschütteten ursprünglichen Quellen des Nationalwohlstandes wieder aufgräbt; — wer sich als Fürst einen treuen Freund (Sully) zu wählen und zu bewahren weiß, — wer die allgemeine Liebe so gewinnt, daß er als ein wahrer Volkskönig erscheint und sein Andenken noch nach Jahrhunderten in Segen bleibt: dem darf die Geschichte bei allen seinen Mängeln und Fehlern *), nach dem Maßstabe, der unter Berücksichtigung der Größe und Schwierigkeit der Aufgabe nur ein menschlicher sein will, wohl den Beinamen des Großen geben **)." Mit diesem aber bezeichnet nicht nur das dankbare Frankreich, sondern ganz Europa in gerechter Anerkennung Heinrich IV., wie auch er nicht nur Frankreich, sondern ganz Europa in seinem großen Herzen trug, indem er den freilich chimärischen Plan entwarf zu einer allgemeinen europäischen Republik oder vielmehr Verbrüderung von 15 an Macht völlig gleichen und unter sich vereinigten Staaten, wovon ein ewiger Friede die Folge sein sollte.

*) Si l'on se tairait sur mes fautes, on ne croirait le reste," sagte er selbst.
**) Böttiger die Weltgesch. in Biogr. Bd. V. S. 332.

Eine ganz andere Größe, die allerdings auch gar gern, aber von ganz anderen Beweggründen getrieben, ganz Europa erfüllt und ihrem Einflusse unterworfen hätte, war die, an welche uns das nächste, stattliche Bild unserer Randzeichnung erinnert: Ludwig XIV. (1643). Es ist der König, der zuerst das frevelnde Wort aussprach: „L'etat, c'est moi, d. h. der Staat, das bin ich!" und damit die Selbstsucht und den Despotismus auf den Thron erheben wollte. Man könnte beim Betrachten seines Bildnisses versucht werden zu behaupten: sein Haar sei das Schönste an ihm; das aber ist falsch und demnach die Falschheit und Gleißnerei seine charakteristische Schönheit. Und die Geschichte seiner Zeit und Politik, deren Mittelpunkt er, leider, länger als 50 Jahre lang (von 1661—1715) war, liefert dazu die allbekannten Beweise. Auf keinen Fall sollte ein deutscher Mund den Verwüster der Pfalz und den Entweiher der Kaisergräber in Speier jemals den Großen nennen; so sehr man auch die Bestrebungen in Wissenschaft und Kunst bewundern mag, welche seine Zeit für Frankreich in dem Grade auszeichnen, daß man das ganze Jahrhundert nach ihm zu benennen beliebt hat. Was er sonst für seines großen Reiches innere Wohlfahrt gethan, hob er selbst zum großen Theil wieder auf durch die unglückselige Aufhebung des Edicts von Nantes (1685), dessen vollen Inhalt, wie ihn das Parlament ohne Widerrede annahm, wir statt jeder anderen Unterschrift oder Schilderung seinem Bilde beigeben: „Die Könige Heinrich IV. und Ludwig XIII. hegten immer den heilsamen Plan, die Einheit der Kirche herzustellen, wurden aber durch mancherlei Ursachen, besonders durch Krieg an der Ausführung desselben gehindert. Jetzt aber, in Zeiten der Ruhe und des Glückes und nach Abschließung des Waffenstillstandes von 1684, ist es uns um so mehr Pflicht, aus Dankbarkeit gegen Gott, jenes Vorhaben durchzusetzen, da die meisten Hugenotten bereits zur wahren Kirche übergetreten sind *). Das Gesetz von Nantes erscheint also unnöthig und wird aufgehoben, um jedes Andenken an frühere Unruhen, und um das Unheil einer falschen Religion ganz auszurotten. Demgemäß

*) Man zahlte dem Uebertretenden 6 Livres, aber man legte auch Dragoner in die Häuser der Widerspenstigen (Dragonaden), und bald kamen nicht mehr Priester, sondern Soldaten als Missionare: „Sterbt oder werdet katholisch!" war die Losung.

hört aller reformirte Gottesdienst im Reiche auf, und eben so wenig dürfen Versammlungen zu religiösen Zwecken in Bürgerhäusern stattfinden. Die Schulen werden geschlossen, die Kinder gleich denen der Katholiken erzogen, und Auswanderungen bei Strafe der Galeere und der Gütereinziehung untersagt. Angeber der Auswanderer erhalten die Hälfte dieser Güter. Geistliche, welche sich sogleich bekehren, beziehen ein Jahrgeld, um ein Drittel stärker, als ihre bisherigen Einnahmen; alle nichtbekehrte verlassen dagegen binnen vierzehn Tagen das Reich."

Als die Hugenotten die völlige Aufhebung des Gesetzes von Nantes erfuhren, stieg Jammer, Zorn und Begeisterung auf eine nicht gekannte und erwartete Höhe: Recht, Vertrag, Eid, Verstand, Weisheit, ja selbst der nächste und augenscheinlichste Vortheil verloren, dem blinden Fanatismus gegenüber, alle Bedeutung, und Ludwig wüthete gegen Mitchristen ärger, als die spanischen Philippe gegen Muhamedaner *). Unzähligen ward Vaterland, Beruf und Eigenthum entrissen, oder sie opferten dies Alles, um in freieren Ländern und unter milderen, namentlich deutschen Fürsten den Glauben zu erhalten, welchen sie wider ihre Ueberzeugung mit falschen Eiden abschwören sollten. An 100,000, nach Andern 400,000 Franzosen verließen allmählig ihr altes Vaterland und brachten dem neuen ihre Kenntnisse, ihr errettetes Vermögen und glühenden Haß gegen die Tyrannei ihres Drängers.

Das ist Ludwig XIV., „der allerchristlichste König", dessen Lob der fanatische Bischof Bossuet einst von der Kanzel mit folgenden Worten verkündigte: „Schütten wir unser Herz aus über die Frömmigkeit Ludwigs! Lassen wir unsern Beifall erschallen bis zum Himmel! Sagen wir diesem neuen Constantin, diesem neuen Theodosius, diesem neuen Karl den Großen, was die 630 Kirchenväter ehemals auf der Kirchenversammlung von Chalcedon sagten: **Du hast den Glauben befestigt, du hast die Ketzer ausgerottet, dies ist das würdigste Werk deiner Regierung, dies ist ihr eigenster Charakter. König des Himmels, erhalte den König der Erde! Das ist das Gebet der Kirche, das Gebet der Bischöfe!"** Und wenn dann in solchem Tone fortfahrend die französische **Geistlichkeit (!!!)** nach jenen Greuelscenen dem

*) Ludwig selbst hatte den Muhamedanern in Marseille Gottesdienst erlaubt.

Könige sagt: „Wenn Ihre früheren Thaten Ihren Namen bis zu den äußersten Grenzen der Erde hingetragen haben, so wird ihn diese That (die Aufhebung des Edicts von Nantes) bis zum Himmel erheben und Ihnen einen Ruhm erwerben, der noch fortdauern wird — — nach dem Untergange der Welt *)!" — wem fällt dann nicht das Wort der h. Schrift ein: „wenn das Licht Finsterniß wird, wie groß muß dann die Finsterniß sein?!"

Und in der That lag damals tiefe Nacht der Sittlichkeit und Irreligiosität auf der Mehrzahl des französischen Volkes, das einen frommen Fenelon und Pascal — Prediger in der Wüste! — wohl bewunderte, aber nicht hörte und beherzigte; bis die Zeit erfüllet war, und das Strafgericht, welches schon Ludwig XIV. verschuldet, über Frankreich hereinbrach in furchtbarem, Alles vor sich niederwerfenden Gewittersturme der gewaltigen, ganz Europa erschütternden Revolution (1789), die eine Epoche bildet in der Geschichte der Menschheit. Frankreich erscheint in dieser Zeit bald wie ein großes Parlamentshaus, bald als ein blutiges Schaffot, auf welchem selbst königliches Blut in Strömen floß (1793), bald als ein unübersehbares Lager, — nie aber als Gotteshaus, denn des Höchsten glaubte man entbehren zu können. Nur Menschenkraft, physische und geistige, herrscht und triumphirt, bald durch das Wort, wie in Mirabeau, bald durch die Guillotine, wie in Marat und Robespierre, bald durch das Kriegsschwert, wie in Napoleon Bonaparte, (geb. 1769 zu Ajaccio auf der Insel Corsica), an welchen uns das nächste Bild unsrer Randzeichnung erinnert; denn das launenhafte Glück des Krieges hat den im Mittelstande Gebornen zu den Königen erhoben, sein Haupt mit der alten Kaiserkrone Karls des Großen geschmückt (1804), hat Europa beinah zwanzig Jahre lang (1796 bis 1815) erfüllt mit seinem Ruhme wie mit seinen Schrecken, — um ihn endlich (1821) verbannt und einsam auf einem Felsen im Ocean sterben zu lassen. „Erscheint er uns solchergestalt in der ersten, größeren Hälfte seiner ungeheuren Laufbahn als ein ausgezeichneter Günstling des Glückes, und besteht dasjenige, was man im gewöhnlichen Leben Glück nennt, darin, daß der

*) v. Raumer Gesch. Europ. seit dem Ende des 15. Jahrh. Th. VI. S. 210.

rechte Mann zu rechter Zeit am rechten Orte sich findet, so hatte sich auf seltene Weise Alles vereinigt, um Napoleon zu einem solchen mit den passendsten Eigenschaften und Talenten ausgerüsteten Schooskinde des Glückes zu machen. Betrachten wir dagegen, nachdem er so den schwindelerregenden Gipfel der Macht erstiegen, seinen noch weit rascheren Sturz, so finden wir das Wort zur Enträthselung eines so ungeheuren Schicksals und die Ursache einer solchen Erscheinung am leichtesten und natürlichsten, wenn wir in Napoleon ein von der Vorsehung zu Ausführung ihrer stets das Beste des Menschengeschlechtes bezweckenden Absichten erkornes Werkzeug erkennen, das weggeworfen wird, sobald die ihm gewordene Mission vollzogen ist. Einem solchen mußte Alles gelingen, bis zu dem von höherer Macht gesteckten Ziele. Als er dieses jedoch überschreiten wollte, als er nach eigenem Willen zu handeln vermeinte, da brach seine Kraft zusammen und dann muß Napolen der Welt erscheinen als ein furchtbares Gewitter, aus dessen schnellem Vorüberzug, ungeachtet vieler und gewaltiger Zerstörungen, doch für das Ganze auch wohlthätige Folgen sich entwickeln sollten *)." Ihm selbst fehlte die sittliche Weihe und die Achtung vor dem Rechte und vor der Wahrheit. Alle seine seltenen Geistesgaben und Fähigkeiten gebrauchte er zu selbstsüchtigen Zwecken; und weil er diesen, vom Glücke begünstigt und verwöhnt, kein Ziel zu setzen wußte, so wurde er von der Gewalt der Verhältnisse, indem er nichts mehr für unmöglich hielt, immer weiter fortgerissen: von seinen ersten Siegen in Italien (bei Lodi, Arcole, 1796, b. Rivoli 1797), zu der Schlacht, die er im Angesicht der mehr als dreitausendjährigen Pyramiden an den Ufern des Nils schlug (1798), von dem blutigen Schlachtfelde bei Marengo (1800) zu der „Dreikaiserschlacht" bei Austerlitz (1805), zu dem siegreichen Kampfe mit Preußen und Rußland im Jahre 1806 und 1807, mit Spanien und Oestreich (1808 und 1809), bis endlich zu dem verhängnißvollen, in Plan und Ausführung riesenhaften Zuge nach Moskau (1812), auf welchem Gottes Hand ihn traf und ihn schlug, erst mit dem Flammenschwerte, dann mit dem Schnee und Eise eines ungewöhnlich frühen und

*) v. Rath, Napoleon Bonaparte ꝛc. (Stuttgart, 1843) Bd. II. S. 374.

strengen Winters. Zwar raffte sich der todeswunde, sinkende Titane noch einmal auf (1813, in den Schlachten bei Lützen, Bautzen und Dresden); allein seine Stunde war gekommen: auf den blutigen Ebenen von Leipzig (16. — 18. Octob. 1813) ward das gewaltige Zepter seiner Weltherrschaft zerbrochen, sein Thron aber ward als „ein nur mit Sammt überzogenes Holz" zertrümmert, und der Glanz seines kaiserlichen Diademes als ein falscher bezeichnet, als man sechs Monate später in Paris (den 30. Mai 1814) dem stolzen Frankreich die Friedensbedingungen diktirte, durch welche Deutschland, Italien, Holland und Belgien, Jonien, Spanien und Portugal wieder getrennt wurden von dem Coloß des französischen Kaiserreiches und der Rhein wieder „Deutschlands Strom nicht aber Deutschlands Grenze" ward. — Der eiserne Wille des gewaltigen Mannes, der eben noch Europa von der jenseitigen Grenze des europäischen Rußlands bis zur Meerenge von Gibraltar beherrscht und selbst stürzend erschüttert hatte, sollte an die Eisenfelsen der Insel Elba *) gefesselt werden; allein das hielt ihn nicht. Noch einmal brach er hervor, landete bei Cannes (am 1. März 1815), stellte sich noch einmal an die Spitze seiner treuen alten Garde, umgab sich noch einmal auf hundert Tage mit dem Prunke des Kaiserthumes, ritt noch einmal im grauen Ueberrock, den kleinen dreieckigen Hut auf dem Kopfe, den Degen von Austerlitz in der Hand, auf dem wohlbekannten Schimmel in die Schlacht, um den letzten Kampf der Verzweiflung zu kämpfen und in ihm zu erliegen (bei Waterloo, am 18. Juni 1815). Nun legte ihm das stolze England, sein ältester und erbittertster Feind, goldne Fesseln an, und schmiedete ihn an den traurigen Felsen von St. Helena, wo er am 5. Mai 1821 in Träumen von vergangener Größe und Herrlichkeit, und in Sehnsucht nach seinem Sohne und dem „schönen Frankreich" einsam starb, der gewaltigste, in Entwürfen und Erfolgen größte Mann seines Jahrtausends. Was hätte er der Welt werden können, wenn er eben ihr und nicht nur sich gelebt hätte, wenn das Phantom und Trugbild der äußeren Ehre und des Kriegsruhmes ihm nicht mehr werth gewesen wäre, als der zwar weniger blendende, aber dauernde Glanz der Wahrheit

*) Die Insel Elba im mittelländischen Meere hat einen außerordentlichen Reichthum an schönen, in herrlichen Farben glänzenden Eisenerzen.



und das stille Glück jener Fürstentugend, die ihre Größe nur in dem Wohle der Völker sucht!!! Jetzt ist er vorübergegangen am Himmel der Geschichte, nicht wie eine Sonne, sondern nur wie ein Meteor *), das auf kurze Zeit heller leuchtet als die übrigen Sterne, Staunen und Schrecken erregt bei denen, die es sehen, aber kaum erschienen auch schon wieder verschwunden ist. — Napoleon Bonaparte vollständig, namentlich auch als Gesetzgeber (Code Napoléon) und Administrator abzuspiegeln, dazu hat der Rahmen unserer „Geschichtsbilder" keinen Raum, eben so wenig wie für die Darstellung der Geschichte der Revolution, deren Sohn und Erbe er war **), gewiß aber gebührt ihm in beiden Beziehungen daß Bild eines der größten Herrscher aller Zeiten.

Auf den vom Sturmwinde der Ereignisse in den Jahren 1814 und 1815 geknickten Stamm des französischen Kaiserreiches pfropfte man wieder das Königsreis des älteren bourbonischen Zweiges (Restauration, den 2. Mai 1814 und 1815, in **Louis deux fois neuf**, d. h. dem zweimal Neuen); allein dem fehlte alle Triebkraft, er war verdorrt und ausgetrocknet und daher unfähig dem Baume die stolze Krone wieder zu geben, die er verloren hatte. Die Säfte stockten und trieben einen neuen, frischen Zweig — die Dynastie Orleans — zur neuen Krone, während das aufgedrungene Pfropfreis vom Blitzstrahl einer neuen, kurzen Revolution (am 27.—29. Juli 1830) her-

*) Er selbst hat uns zu diesem Vergleiche das volle Recht gegeben. Auf Raynals Vorschlag hatte nämlich die lyoner Akademie im Jahre 1791 die Preisfrage gestellt: „welches sind die Grundsätze und Institutionen, durch deren Vermittelung die Menschen den höchsten Grad von Glückseligkeit erreichen können?" Bonaparte erhielt als Ungenannter einen Preis für seine Arbeit, die übrigens ganz im damaligen Zeitgeiste geschrieben war. Er begann mit der Frage: „worin besteht das Glück?" und löste sie: „in dem vollkommensten Genuß des Lebens auf die, unsrer moralischen und physischen Organisation angemessenste Weise." In ihr sprach der damals noch unbekannte junge Artillerie-Officier unter andren auch folgenden Gedanken aus: „die großen Männer gleichen Meteoren, die glänzen und sich verzehren, um die Erde zu erleuchten." — Die kleine Schrift schien verloren zu sein; doch als Napoleon einst mit Talleyrand darüber sprach, brachte ihm der gewandte Hofmann nach wenigen Tagen den Original-Aufsatz, den er in den Archiven der lyoner Akademie hatte suchen lassen. Der Kaiser las einige Blätter und warf dann dies Erzeugniß seiner Jugend ins Feuer. (v. Rath a. a. O. I. S. 8.)

**) Wer ein solches treues und vollständiges Bild sucht, der findet es in Wachsmuth's trefflicher „Geschichte Frankreichs im Revolutionszeitalter (bis jetzt 4 Bände), ein ernstes Meisterwerk, welches nur sicher beglaubigte Thatsachen enthält."

abgeschlagen würde. Der Napoleon des Friedens, Louis Philipp, tritt auf, beschwichtigt die auf's Neue entfesselten Geister der Revolution, hält die Zügel der Regierung in fester, starker Hand, bewahrt den Frieden inmitten des Dranges der mächtigsten Leidenschaften und des lauten Geschreies einer großen, kriegslustigen Parthei, die fast zu gleichen Theilen aus den alten Kriegern der glorreichen „großen Armee", und einer thatendurstigen, durch die Erinnerung an vergangene Größe aufgeregten Jugend bestand, — und erzwingt sich dadurch wohl die Anerkennung, und die Achtung und Dankbarkeit von ganz Europa, nicht aber die seines Volkes, welches ihn im Jahre 1848 eben so schnell wieder stürzte, als es ihn im Jahre 1830 auf den Thron erhoben hatte.

Nach kurzem republikanischen Zwischenspiele (1848—1851) ist das Kaiserreich unter Napoleon III. — da man die Legitimität des Herzogs von Reichstadt als Napoleon II. in gleicher Weise sichern wollte, wie die Bourbonen die Ludwigs XVII. — wieder hergestellt worden. Ob dadurch Frankreich's und Europa's Ruhe dauernd gesichert sey, — wer will's zu hoffen wagen beim Rückblicke auf die Geschichte der letzten sechszig Jahre, wer aber möchte es nicht wünschen? — Daß aber solche Wünsche und Betrachtungen gerade an die Geschichte Frankreichs sich knüpfen, ja, durch sie veranlaßt werden, ist natürlich, weil Frankreich für ganz Europa das Princip der Unruhe und Beweglichkeit repräsentirt, so daß es seit Jahrhunderten in der Entscheidung über Krieg und Frieden eine der ersten Stimmen gehabt hat.

Frankreich's Ehrenlegion.

Als die Consularregierung im Jahre 1802 die Schuld von tausend Millionen, welche die Armee in Folge eines ihr schon im Jahre 1791 gegebenen Versprechens, daß diese Summe aus dem Ertrage der confiscirten Kirchen- und Emigranten-Güter zum Lohne des Verdienstes verwendet werden sollte — von Frankreich zu fordern hatte, endlich zu bezahlen beschloß, hielt man es, auf Bonaparte's Vorschlag, für das Zweckmäßigste, mit so bedeutenden Mitteln eine Anstalt zu stiften, durch welche man dem Geiste der Armee eine bestimmte Richtung zu geben und vor Allem ihn aufrecht zu erhalten im Stande wäre, indem man das System der Belohnung auf feste und klare Grundsätze zurückführe und damit den Anfang zu „einer neuen Organisation der Nation" mache. Bei den Verhandlungen des Staatsrathes über dieses neue und wichtige Institut sprach der erste Consul, als man dasselbe ausschließlich auf das Heer beschränken und den Bürgerstand davon ausschließen wollte, unter andern auch folgende denkwürdige Worte: „Was bildet seit der Erfindung des Schießpulvers die Ueberlegenheit des Heerführers? Seine geistigen Eigenschaften, sein Blick, Berechnung, schneller Entschluß, administrative Hülfsquellen, Beredtsamkeit, — nicht jene des Advocaten, sondern eine solche, wie sie der entscheidende Augenblick fordert, — endlich aber Menschenkenntniß; dies Alles aber gehört der bürgerlichen Ordnung der Dinge an. Es ist jetzt nicht ein Mann von sechs Fuß drei Zoll Höhe und von überwiegender Körperkraft, welcher die größten Thaten verrichtet. Wenn der Besitz von Körperkraft und Tapferkeit bei einem Feldherrn hinreichte, würde jeder Soldat den Oberbefehl übernehmen können. Der General, welcher die größten Thaten vollbringt, muß die oben bezeichneten Eigenschaften in hohem Grade besitzen. . . Allenthalben weicht die rohe Gewalt moralischen Eigenschaften! Das Bajonett neigt sich vor dem Priester,

der im Namen des Himmels spricht, so wie vor dem Manne, der Ueberlegenheit an Kenntniß und Einsicht beurkundet. Ich habe Officieren, die über diesen Gegenstand in Zweifel waren, wiederholt versichert, daß sich eine Militairregierung in Frankreich nie halten könne, außer die Nation wäre durch funfzig Jahre Unwissenheit verwildert. Alle Versuche dieser Art müssen mißlingen. . . . Nicht als Feldherr regiere ich, sondern weil das Volk glaubt, daß ich einige Civileigenschaften besitze, welche mich zum Lenker eines Staates fähig machen; wenn dies anders wäre, könnte die Regierung sich in keinem Falle halten. Ich wußte sehr wohl, was ich that, als ich an der Spitze des Heeres stehend den Titel eines Mitgliedes des Instituts*) annahm; ich war überzeugt, daß mich auch der geringste Tambour in der Armee nicht mißverstehen würde. . . . Wir sind dreißig Millionen Menschen stark, eng verbunden durch Wissen, Interesse, Handel und Sprache. Drei bis viermal hunderttausend Soldaten sind nichts gegen diese Masse. Und abgesehen davon, daß der Feldherr nur durch seine Civileigenschaften commandirt, kehrt er auch nach den vollendeten Diensten in die Civilordnung der Dinge zurück. Die Soldaten selbst sind Söhne von Bürgern und die Armee ist ein Theil der Nation. Wollte man bei den Soldaten von diesen Rücksichten abgehen, so würde man sich bald überzeugen, daß sie nichts anderes kennen, als die Gewalt, daß sie Alles auf dieselbe beziehen und nur sie im Auge haben. Der Bürger dagegen erkennt nur das allgemeine Beste an. Die charakteristische Eigenschaft des einseitigen Soldaten ist, daß er Alles auf eine despotische Weise will, während der Bürger Alles der Berathung, der Vernunft, der Wahrheit unterwirft. Zwar giebt es verschiedene Gründe für und gegen, und Irrthümer mischen sich ein; allein die Erörterung bringt doch zuletzt Licht. — Ich nehme daher keinen Anstand, es laut zu sagen, daß, wenn die Frage vom Vorrange erhoben wird, derselbe unbezweifelbar dem Civilstande gebührt. Wollten wir daher zwischen dem Militair und Civil einen Unterschied machen, so würden wir den Staat spalten, während es doch nur eine Nation giebt. Und wenn Ehrenbezeugungen nur dem Militair ertheilt würden, so wäre ein

*) Der vom Staate selbst gegründete und reich ausgestattete Verein von Gelehrten aller Wissenschaften: l'Institut de France.

solcher Vorzug das Allerschlimmste; denn dann würde die Nation gar nichts mehr sein *)." Diese Ansichten, mit ungewöhnlicher Kraft der Rede und strengster Schlußfolge vorgetragen, wurden von der Mehrheit des Staatsrathes getheilt und hatten in der That in dem Munde des Oberhauptes des Staates, des ersten Generals der Armee ein unermeßliches Gewicht. Er kannte seine Franzosen: er wußte, daß sie durch zwölf Revolutionsjahre nicht anders geworden, sondern noch immer, wie die alten Gallier, stolz und leichtsinnig seien, daß sie nur Ein Gefühl haben, die Ehre; und diesem Gefühle müsse man Nahrung, und daher den Einzelnen Auszeichnung geben **). Und so wurde denn „die Ehrenlegion" gegründet, welches alles Ausgezeichnete, was Frankreich an Männern in sich schließt, in sich vereinigen sollte, wie die Einleitung zu dem betreffenden Gesetzentwurf klar ausspricht: „Dies ist eine Einrichtung, welche allen Gesetzen der Republik zur Unterstützung dienen wird. Sie erkennt den Militair- und Civildiensten die Belohnung des Patriotismus zu, welche sie verdient haben. Sie umstrahlt sie mit einer und derselben Glorie, gleichwie die Nation sie nicht von einander unterscheidet. Durch eine gemeinsame Auszeichnung vereinigt sie Männer, welche durch ehrenvolle Erinnerungen ohnehin schon verbunden sind, und eröffnet einen freundschaftlichen Verkehr zwischen denjenigen, die ohnehin schon geneigt sind sich gegenseitig zu achten. Sie stellt die Gesetze zu Gunsten der Gleichheit, Freiheit und des Eigenthumes unter den Schutz ihrer Verantwortlichkeit und ihrer Eide. Sie löscht vollends alle aristokratischen Unterscheidungen, welche den erblichen Ruhm dem erworbenen, und die Abkömmlinge großer Männer großen Männern selbst vorzogen, aus. Sie ist eine moralische Unterscheidung, welche dem Hebel der Ehre, der in der französischen Nation so mächtig wirkt, noch mehr Kraft und Thätigkeit leiht. Sie ist eine politische Einrichtung, welche Mittelkörper schafft, durch welche die Handlungen der Regierung mit Treue und Aufrichtigkeit der öffentlichen Meinung kund gegeben werden, und durch welche dagegen diese emporsteigen und sich geltend machen kann, um die Regierung aufzuklären. Sie ist eine militairische Ein-

*) Hazlitt Gesch. Napoleons rc. Uebers. von Sporschill. S. 217 ff.
**) Wachsmuth a. a. O. Bd. III. S. 236.

richtung, welche dem Heere jenen Theil der Jünglinge des Vaterlandes zuführen wird, die durch nichts Anderes bewogen werden können, sich jenem Zustande der Indolenz, welcher die gewöhnliche Folge des Wohlstandes ist, zu entreißen. Endlich ist sie die Ausgabe einer neuen Art Geldes, das einen Werth hat, der sehr weit von dem verschieden ist, welches in der Münze ausgeprägt wird: ein Geld, dessen Werth nie verringert, dessen Menge nie erschöpft werden kann, weil sie aus der Nationalehre entspringt; ein Geld, welches allein als würdiges Aequivalent jener Handlungen betrachtet werden kann, die sonst über jede andere Belohnung erhaben sind *)."

Indem wir nun, veranlaßt durch die vorstehenden Actenstücke aus der Geschichte dieses wahrhaften National-Ordens, Alles was Frankreich im Bereiche seines Staatslebens, wie seiner Kunst und Literatur Großes zu allen Zeiten gehabt hat oder noch hat, unter dem allgemeinen Namen seiner Ehrenlegion zusammenfassen, so glauben wir eben sowohl der Entschuldigung wegen der Ueberschrift selbst, als auch wegen der weitläufigeren Darlegung der eigentlichen Bedeutung derselben, wie sie der staatskluge Gründer und Stifter selbst ihr gab, — uns überhoben zu achten. Ja, der wesentlichste Theil von Frankreich's innerem Leben beruht in seiner Ehrenlegion. — Die tapfere

Schaar der Helden

mag auch hier, wie in dem Ehrentempel unsers Vaterlandes, den Vortritt haben; denn sie ist ja der eigentliche Kern der französischen Ehrenlegion gewesen von den ältesten Zeiten an, in Jahrhunderten, wo Kunst und Wissenschaft noch nicht zu Ehren brachten, weil sie das Volk noch nicht begriff. Solcher Zeit aber gehört der Mann an, welcher in unserer Randzeichnung als der erste unter den Kriegshelden Frankreichs genannt wird: **Bertrand du Guesclin** (geb. 1313, gest. 1380), welcher, da er der Mann des Volkes war, das Uebertreibung und Fabelhaftes liebt, und die schlichte Wahrheit durch Erdichtung wunderbarer Abenteuer auszuschmücken und unterhaltender zu machen sucht, — der Sage fast eben so sehr angehört, als der Ge-

*) Hazlitt a. a. O. S. 422.

schichte, so nahe er auch unserer Zeit steht und so sicher auch das Wesentliche seiner großen Thaten begründet ist. „Bertrand du Guesclin stammte aus einer adligen bretagnischen Familie, welcher aber nur geringe Glücksgüter zu Theil geworden waren. Seine Gesichtsbildung war durch Häßlichkeit entstellt, aber in seinem kräftigen Körper wohnte ein eben so kräftiger Geist, eine edelmüthige Gesinnung und theilnehmendes Gefühl. Unempfänglich für geistige Bildung, so daß er nicht einmal lesen lernte, fand der Knabe seine größte Freude daran, seine Körperstärke gegen Altersgenossen zu messen und zu bewähren, bis der Jüngling sich mit ritterlichen Uebungen beschäftigte und die Kühnheit und Gewandtheit, mit welcher er in einem Turniere den Preis gewann, änderte zuerst die Meinung derer, die ihn kannten und bisher nur unbändige Rohheit an ihm bemerkt hatten. In dem Kriege über den Besitz der Bretagne zwischen Karl von Blois und Johann von Montfort ergriff er die Parthei des erstern, welcher seinem Vaterlande Frankreich treu blieb. So befand er sich unter den Vertheidigern von Rennes, als diese Stadt (1357) von dem Herzoge von Lancaster belagert und hart bedrängt wurde, und er bewährte damals seine Tapferkeit durch einen ehrenvollen Zweikampf mit einem sehr berühmten englischen Ritter *), und seine Verschlagenheit und Kühnheit durch einen Ueberfall des englischen Lagers, nachdem er den Herzog durch falsche Nachrichten getäuscht und verleitet hatte, dasselbe mit dem besten Theile seines Heeres zu verlassen. In zahlreichen kleinen Kämpfen bildete er sich zu einem Feldherrn aus, welcher seine Kampflust zu beherrschen wußte, und es nicht verschmähte, sich durch ruhige

---

*) Als er sich am Abend aus dem englischen Lager, wohin ihn der Herzog von Lancaster eingeladen hatte, um den Helden persönlich kennen zu lernen, — beurlauben wollte, hielt ihn noch ein übermüthiger englischer Ritter William Bembro, der für einen der Tapfersten gehalten wurde, auf, und bat ihn, drei Lanzen mit ihm zu brechen. „Lieber sechse, Capitain!" erwiederte du Guesclin freundlich. Der folgende Tag wurde zum Zweikampfe bestimmt. Ehe er anfing, ließ sich B. Brod bringen, brach drei Stücke davon, tauchte sie in ein Glas voll Wein und aß sie „zu Ehren der heiligen Dreieinigkeit." Nachdem er darauf das Pferd, das ihm der Herzog von Lancaster den Tag vorher geschenkt hatte, bestiegen, rannte er so heftig gegen den englischen Ritter an, daß derselbe gleich beim ersten Stoß in den Sand fiel und die übrigen Lanzen nicht weiter begehrte. Darauf verneigte sich der Sieger ehrerbietig gegen die englischen Herren, wandte sein Roß und ritt nach der Stadt zurück. S. Becker's Weltgesch. Th. 6. S. 110. (6. Ausg.) wo sich ausführliche Notizen über du Guesclin finden.

Erwartung des günstigen Augenblickes, durch geschickte Benutzung der Beschaffenheit des Schlachtfeldes und auch durch List und Täuschung den Sieg zu sichern. Ihm gebührt daher auch vornehmlich der Ruhm, den Engländern wieder entrissen zu haben, was ihnen durch den Vertrag von Bretigny (1360) abgetreten war *)." Der Mann aber, der dem Tode in so vielen Schlachten in's Auge geschaut, sollte von ihm auf dem Krankenbette überwunden werden, in der Belagerung des festen Platzes Chateau de Randau. Sterbend ermahnte er noch seine treuen Kriegsgenossen und Freunde zur Gerechtigkeit und Menschlichkeit, küßte sein Schwert, gab es dann mit Wehmuth von sich und erwartete unter frommen Gebeten den letzten Athemzug. Ganz Frankreich trauerte um ihn und sein Leichnam ward in der Gruft von St. Denis neben den Gebeinen der Könige niedergesetzt. Also wollte es sein dankbarer königlicher Herr, Karl V.

Nicht minder bekannt als du Guesclin ist der zweite in unserer Heldenschaar: Pierre du Terrail, gewöhnlich Bayard genannt, „der Ritter ohne Furcht und Tadel" (le chevalier sans peur et sans reproche), derselbe von dem sein eigner König, der ritterliche Franz I. nach der siegreichen Schlacht bei Marignano (1515) sich den Ritterschlag erbat, indem er sprach: „Ich kenne Keinen in dem Heere, der so allgemein geschätzt würde, als dieser Ritter; ich will die öffentliche Stimme in ihm ehren. Ja Bayard, lieber Freund, von Eurer Hand will ich heute zum Ritter geschlagen werden, weil derjenige, der sich in so vielen Schlachten und Stürmen immer als ein vollkommener Ritter gezeigt hat, am meisten dazu berechtigt ist, Andere dazu zu machen." Bescheiden blickte Bayard auf die anwesenden Fürsten und Herren und erwiederte, eine solche Ehre komme nur ihnen zu, und er werde es nie wagen, sie in ihrer Gegenwart anzunehmen. Umsonst; sie munterten ihn selbst dazu auf. Noch immer zögerte er beschämt, meinend, ein König sei ja ohnehin schon ein geborner Ritter. „Nichts, nichts, Bayard, — rief der König — ich verlange es!" „Nun wohlan denn, Sire, entgegnete Jener, wenn es mit Einem Male nicht genug wäre, so würde ich's tausendmal thun, um nicht dem unumschränkten

*) Schmidt a. a. O. II. S. 110.

Willen meines Herrn zu widerstreben." Hierauf kniete der König nieder, Bayard zog sein Schwert, schlug ihn mit der flachen Klinge sanft auf den Nacken und sagte dazu ganz unvorbereitet: „Sire, es sei so gut, als ob es Roland wäre, oder Oliver, Gottfried, oder Balduin, sein Bruder. Wahrlich, Ihr seid der erste Fürst, den ich zum Ritter schlage. Der Himmel gebe, daß Ihr im Kriege nie die Flucht nehmet!" Bei diesen Worten stürzten Thränen aus seinen Augen; dann blickte er mit kindlicher Freude auf sein Schwert und rief in herzlichem Tone: „Du, mein lieber Degen, du bist wohl recht glücklich, einem so tugendreichen und mächtigen Könige heute den Ritterschlag gegeben zu haben! Dafür will ich dich auch als Reliquie aufheben und vor allen Schwertern ehren; nie will ich dich anders führen, als gegen Saracenen und Mauren." — Er fiel in einem Gefechte in Italien: schwer verwundet, das Gesicht gegen den Feind gerichtet, den Griff seines Schwertes wie ein Kreuz vor sich haltend, erwartete er im Gebete als Christ und Krieger den Tod, und starb acht und vierzig Jahre alt, ein ächter Ritter, vielleicht der letzte so vollkommener Art *).

Der dritte Name, der uns auf unserer Ehrentafel entgegenglänzt, nennt uns den „großen Condé" (Louis II. de Bourbon, Prinz von C., später Herzog von Enghien), welcher freilich mit dem französischen Maßstabe der Größe gemessen werden muß, um seinen Beinamen ganz zu rechtfertigen. Er ward den 7. Septbr. 1621 geboren. „Nachdem er gute Kenntnisse in der Jesuitenschule zu Bourges und durch Privatlehrer erworben, auch seinen Körper sorgfältig ausgebildet hatte, wohnte er 1640 unter dem Marschall Meillerave zuerst einem Feldzuge bei und befehligte drei Jahre nachher schon selbst mit solchem Erfolge, daß er am 19. Mai 1643 die Schlacht bei Rocroy gewann und Freiburg eroberte. Der Tod seines Vaters, wodurch er große Güter und Würden erwarb, mäßigte eine Zeitlang seine steigenden Ansprüche. Condé war nicht groß, aber gut gewachsen; blaue, lebhafte Augen, eine Habichtsnase, ein großer Mund, das Gesicht überhaupt nicht schön, aber kühn und, wie Einige behaupten, einem Adler ähnlich. Sein Aeußeres vernachlässigte er. — Er

*) v. Raumer a. a. O. I. S. 299.

war ein geborner Feldherr; und wenn Turenne besonnener und sorgfältiger Alles erwog, so drang C.'s Kühnheit bisweilen auf dem kürzesten Wege zum Ziele. Seine Zeitgenossen gaben ihm den Beinamen des großen, und er verdient ihn im Vergleich mit seinen Umgebungen und den meisten Mitbewerbern; um aber die Bestätigung solches Beiwortes für alle Zeiten zu erringen und ihn etwa mit gleichbenannten auf eine Stufe zu stellen, hätte er Kraft des Geistes, feste Haltung und edle Mäßigung in höheren Maße besitzen müssen. Trotz eines guten Herzens beging er Ungerechtigkeiten, trotz vielen Verstandes Thorheiten, und nie kam seine Natur zu einer vollen harmonischen Ausbildung. Seine Offenheit und Aufrichtigkeit gingen in Härte und Grobheit über, sein Stolz verachtete jeden guten Rath, und seine Begeisterung erschien getrübt von ungeduldigen Leidenschaften. Bisweilen vernachlässigte er seine Freunde, wie seine Feinde; nie kümmerte er sich um die ächte Liebe des Volkes und vergaß, daß Tapferkeit und persönliche Tüchtigkeit nicht immer zur Ausführung großer Plane hinreichen *)." Am wenigsten können wir es mit wahrer Größe vereinbar finden, daß er wegen persönlicher Kränkungen, die er von Mazarin erfahren, selbst gegen sein Vaterland die Waffen trug (1652).

Weit reiner erscheint in dieser Beziehung sein großer Zeitgenosse und Nebenbuhler, der berühmte Marschall Turenne (Henry de la Tour d'Auvergne, Vicomte de T. geb. 1611), nur daß es einem Deutschen nicht zukommen will, seine „wunderbaren Thaten" zu rühmen; denn leider behauptet er unter den Verheerern unsers Vaterlandes, besonders der Pfalz, eine der ersten Stellen. Doch sollen darum seine guten und großen Eigenschaften nicht verschwiegen werden. „Schon in der Jugend zeichnete sich T. durch Mäßigkeit und Wahrheitsliebe aus und bildete unter Moritz und Friedrich Heinrich von Oranien seine Anlagen zum Heerführer so schnell und tüchtig aus, daß er bereits im Jahre 1643 Marschall wurde. Seitdem verband er Vorsicht mit Entschlossenheit, und Sorgfalt für die Soldaten — deren Vertrauen zu ihm gränzenlos war — mit Uneigennützigkeit. Seine großen Anlagen für den Krieg machten ihn dem

*) v. Raumer a. a. O. IV. S. 156.

Frieden nicht abgeneigt und auch im Rathe wußte er, wenn es galt, das Beste aufzufinden; wogegen ihm — und das ist ein Lob! — die bewegliche Verschlagenheit eines Partheihauptes mangelte und er in seiner Einfachheit um so weniger dem Scheine glänzender Eigenschaften nachjagte, da ihm wahre Tugenden von Natur eingepflanzt schienen *)." Er fiel bei Saßbach, im Badischen, am 27. Juli 1675, wo ihn Moreau ein Denkmal errichten ließ, welches die franz. Regierung im Jahre 1829 erneuerte und verschönte.

Der dritte große Feldherr Ludwigs XIV. war Condé's Freund und Nachfolger, der Herzog von Luxemburg. „Er war ein Mann von großem Muthe, richtigem Blicke und rasch in der Ausführung wohl überlegter Plane. Seine Vorliebe für Spiel und sinnliche Genüsse hinderte ihn aber, seine Kenntnisse genügend zu erweitern und den Gang eines ganzen Feldzuges mit steter Aufmerksamkeit zu leiten. Daher verstand er auch besser zu siegen, als den Sieg zu benutzen **)." Er starb am 4. Januar 1695.

Wir eilen auf den Flügeln der Gedanken an den übrigen großen Kriegshelden Ludwigs XIV., einen Vendome, Berwick, Boufflers und den Meister in der Befestigungskunst, Vauban vorüber und versetzen uns in die große Kriegsschule, welche die Revolution (1789) bildete, aus welcher so viele und so große Helden und Feldherren hervorgingen, daß nur das Zeitalter Alexander's des Großen damit verglichen werden kann. Man könnte sagen: damals wuchsen die Generale wild d. h. ohne besondere künstliche Pflege, einzig und allein getrieben von der eigenen Kraft und gehoben von den begünstigenden Umständen der Zeit. Europa hat sie kennen lernen; denn da ist kein Land, das nicht Einer von ihnen wenigstens einmal betreten oder doch bedrängt hätte; und wohin der Krieg nicht drang mit seinen Schrecken, dahin führten die Verhandlungen des Friedens, welche Einen derselben, und zwar der Edelsten Einen, im hohen Norden auf einen Thron erhoben, damit er glänzendes Zeugniß ablege, daß die Schule des Krieges auch für die Künste des Friedens erziehen, und ein wahrer Held auch ein weiser Herrscher und Gesetzgeber, ein Vater seines Volkes, nicht bloß seiner Soldaten sein kann,

*) v. Raumer a. a. O. IV. S. 157.
**) v. Raumer a. a. O. VI. S. 127.

wenn der Kern der rechte ist: Gottesfurcht und Menschenachtung. Wo Eins von Beiden fehlt, da ist die Heldengröße vergänglich; das lehrt die Geschichte der Generale der französischen Revolution laut und eindringlich. Wir wählen aus ihrer großen Zahl nur einige Wenige, als Vertreter der Uebrigen! — Einer der ersten Heldensöhne Frankreichs aus jener Zeit des Kampfes Aller gegen Alle ist Jean Victor **Moreau** (geb. 1763 zu Morlair), der schon als junger Advocat — denn ein solcher hatte er wieder seinen Willen werden müssen — sich den Generalstitel (Général du Parlement) durch seinen aufregenden Einfluß auf die Jugend der Stadt Rennes erwarb, den er später auf blutigern Schlachtfeldern sich erkämpfte, so daß er bald für den gefährlichen Nebenbuhler Bonaparte's angesehen und von diesem selbst gefürchtet wurde; denn der Sieg bei Hohenlinden (den 5. December 1800) drohte den Glanz des Sieges bei Marengo (den 14. Juni 1800) zu verdunkeln. Bekannt ist es, wie bald ein Vorwand gefunden wurde, den Sieger in so vielen Schlachten, den Retter so mancher französischen Armee, den Freund Pichegru's aus Frankreich nach Amerika zu verbannen, von wo er nur nach Europa zurückkehrte, um der letzten gewonnenen Schlacht seines großen politischen Nebenbuhlers durch seinen Fall noch größere Bedeutung zu geben; denn er ward in der Schlacht bei Dresden an der Seite des Kaisers von Rußland (d. 26. Aug. 1813) zum Tode verwundet und starb bald darauf. Sein Charakter war offen und gerade, sein Betragen bescheiden, edel und brav; als Soldat war er tapfer und menschenfreundlich zugleich, und daher von den Seinigen, von den Officieren wie von den Gemeinen fast angebetet. Zum Staatsmann fehlte ihm die Festigkeit, so daß er selbst dazu mitwirkte, Napoleon zu seinem Herrn zu machen. Daß er im Kampfe gegen sein Vaterland gefallen, haben ihm die Franzosen noch nicht vergeben.

Glücklicher ist darin ein zweites Kriegskind der Revolution gewesen: **Louis Charles Antoine Desair de Voygour** (geb. 1768 in der Auvergne), vielleicht die reinste Erscheinung im grausigen Gewühlr jener Zeit; denn ein früher Heldentod (bei Marengo, 1800) hat ihm die Siegeskrone unbefleckt erhalten für alle Zeiten. Desair war groß und gut gebaut; seine Züge waren regelmäßig; sein Blick verrieth eine sanfte Melancholie, die durch

die Blässe seines Gesichtes etwas Rührendes und Schwärmerisches gewann. Wenn aber eine große Erinnerung, oder ein erhabner Gedanke, ein edles Gefühl in seiner Seele auftauchte, oder die Schönheit in der Natur oder in der Kunst ihm nahete, oder endlich wenn das Signal zur Schlacht ertönte von der ehernen Zunge: da flammte das sonst so sanfte Auge hell auf, und verrieth die reichen Schätze eines tiefen, schönen Innern. Seinem Muthe war nur seine Uneigennützigkeit gleich: nachdem er als Sieger mehrere der reichsten Provinzen Deutschlands durchzogen, mußte er in Neu-Breisach bei einem Freunde sechs Louis-d'or borgen, um nur nach Frankreich zurückkommen zu können. Geschenke, die ihm von einzelnen Großen und ganzen Gemeinden so oft geboten wurden, nahm er nie an, indem er sagte, „was Andern erlaubt ist, ist es einem General nicht." Als einstmals die Kriegskasse eines deutschen Reichsfürsten in seine Hände fiel, ließ er sie sofort wieder aufpacken und an den Kriegszahlmeister der Armee schicken; die Soldaten aber, welche beim Aufladen die schwere Last wieder zurückfallen ließen, scherzten: es wolle die reiche Beute nicht gern wieder aus seinen Händen, darum mache sie sich so schwer. — Als D. eines Tages einen Soldaten bemerkte, der einen alten Mann mißhandelte, ging er raschen Schrittes auf ihn zu und sprach: „Was thust du hier, Elender? Hast du keinen Vater?" — Darum nannten ihn selbst die Türken während seines Aufenthaltes in Egypten nur den „gerechten Sultan," während ihn die Gelehrten, welche diese Expedition begleiteten, als ihren eigentlichen Beschützer ansahen. Sein Erscheinen bei Marengo entriß den Oestreichern den schon gesichert scheinenden Sieg, der Sieger selbst aber fiel, vielleicht der Letzte, der da glaubte für die Freiheit seines Vaterlandes zu sterben. Denn unter dem Kanonendonner jenes Tages ward für Frankreich ein Herr und Kaiser geboren; den edlen Desaix aber preisen wir glücklich, daß er Solches nicht erlebte. So ist für den Braven der Tod in mehr als einer Beziehung ein Glück, wie er es — um nur noch an Einen, aber der Würdigsten Einen zu erinnern — für Lannes war, den „Hektor der französischen Armee" und napoleonischen Marschallgarde, der bei Wagram **(1809)** den Heldentod fand!

Alexander Berthier, Prinz von Neufchatel und Wagram,

eröffnet die lange, glänzende Reihe der kaiserlichen Marschälle. Er war der stete Begleiter und Berather Napoleons, dessen rechte Hand, wenn es galt, die riesenhaften Pläne und kühnen Entwürfe desselben in Worte zu fassen und schriftlich auszuarbeiten. Die ersten Notizen dazu erhielt und machte er gewöhnlich im Wagen des Kaisers unterwegs; wenn dann am Abend Andre ruhten, dann arbeitete der unermüdliche und gewissenhafte Berthier die flüchtigen Skizzen bis in die kleinsten Details aus, expedirte Depeschen, entsendete Couriere und Ordonanzen, gab Befehle und traf Anordnungen, daß der Kaiser, wenn er am Morgen in sein Cabinet trat, oder das Schlachtroß bestieg, Alles besorgt fand, was der Tag forderte. Daher besaß auch B. das vollste Vertrauen desselben, wie er dagegen eine wahre und ungeheuchelte Anhänglichkeit und Zuneigung für ihn hegte. Er war der Marschall des kaiserlichen Cabinets, die anordnende, bewegende Kraft für die Marschälle auf dem Schlachtfelde, wo auch er wohl gezeigt hatte, daß er nicht nur die Feder zu führen verstehe. — Ein Sturz aus dem Fenster des Schlosses, zu Bamberg (1815) — ob Zufall oder Selbstmord? — machte seinem Leben ein Ende.

Ihm nach tritt der kalte, ruhig berechnende Massena, Prinz von Eßlingen, (geb. zu Nizza, 1758) der entschiedene Gegensatz Berthier's, im Aeußeren wie im Innern. Er war ganz der Mann der That! M. war von kräftiger und fester Constitution, unermüdlich Tag und Nacht zu Pferde, besonders wenn es galt, durch unwegsame Gebirge und Schluchten dem Siege nachzugehen und durch einen gefährlichen Marsch den Feind zu überraschen: — dann war er in seinem Elemente. Er war schnell entschlossen, tapfer, unerschrocken und ehrgeizig; die hervorstechenden Züge in seinem Charakter aber waren unbeugsame Beharrlichkeit (opiniatreté), die nie den Muth verlor, und Geiz. Beide machten ihn bei den Soldaten wenig beliebt. Und doch war er ein ausgezeichneter General; denn so einsilbig und trocken wie er sonst war, so lebendig, heiter und mittheilend wurde er, sobald der erste Kannonenschuß ertönte und blieb es inmitten des dicksten Kugelregens. Wenn Alles rings um ihn fiel, blieb Massena immer sich gleich, und geschlagen war er immer sogleich wieder bereit, den Kampf fortzusetzen, ganz als wäre er der Sieger. Kurz, er war einer von den kräftigsten und tüchtigsten

der hundert Arme des französischen Schlachtenriesen. Aber er griff nicht nur gern nach dem Schwerte, sondern nach Allem, was ihm gefiel; denn sein Geiz war unersättlich. Napoleon selbst nennt ihn den größten Spitzbuben (pillard) und Geldjäger der ganzen Armee, und auch in Deutschland kann gewiß manche Stadt dafür Zeugniß beibringen; denn nicht alle französischen Generale waren dem edlen Desaix ähnlich! — Massena starb 1817.

Der dritte und letzte Marschall, der Napoleons Ehrenlegion vertreten soll, ist der erst im J. 1852 verstorbene, bis in sein hohes Alter rüstige Soult, Herzog von Dalmatien (als der Sohn eines Ackerbauers geb. zu St. Amans, Dep. du Tarn, 1769), schon seit Jahren im Cabinette Louis Philipp's geschäftig, nachdem er seine Lorbeern auf den Schlachtfeldern der Revolution (bei Altenkirchen, Zürich und bei Marengo) und des Kaiserreiches (bei Austerlitz *), Jena, Eylau, Corunna, Oporto, Lyon, Bautzen und Toulouse) gesammelt hatte. Er war mit Marmont (Herzog Ragusa), der am längsten Ueberlebende aus der großen Zahl derer, deren Bildnisse jetzt den Marschallsaal der Tuilerien schmücken: Lannes, Ney, Kellermann, Davoust, Duroc, Bessières, Augereau, Junot, Mortier, St. Cyr u. A. als die Elite der militärischen Ehrenlegion von Frankreich.

Wenden wir uns jetzt zu einer zweiten Abtheilung jener Legion großer Männer, welche den Ruhm und die Ehre Frankreichs begründet haben, zu seinen

Staatsmännern und Gelehrten;

denn mehr als in irgend einem andern Lande gehen diese beide mit einander, da, besonders seit der Revolution, der Franzose gewohnt ist, sich bei allen seinen, auch den strengsten wissenschaftlichen Bestrebungen im Bewußtsein seines Verhältnisses zum Staate und seiner Verpflichtungen gegen denselben zu erhalten. Daher führen die beiden Ehrentafeln, rechts und links über den Namen der großen Feldherren, eine Reihe von Namen auf, für welche wir

*) Durch die Einnahme der nahen Höhen entschied er den Erfolg dieser Schlacht und Napoleon rief ihm auf dem Schlachtfelde entgegen: „Marschall, Sie sind der erste Manövrist in Europa."

die Männer theils im Rathe des Königs, theils auf den Tribünen der Pairs- und Deputirtenkammer, theils in den Sälen des Instituts, theils auf den Lehrstühlen der Universität suchen müssen. So sehr ist dort Wissenschaft und Leben verwachsen! — Die Reihe eröffnet der Vater der neuen französischen Politik, der Cardinal Richelieu. Setzen wir zu seinem Namen sein Bild, als wenn wir zu ihm hineinträten in sein Cabinet, in welchem er in einem ungeheuren Lehnsessel mit großen Armen, der zu jeder Jahreszeit nahe an dem Feuer eines immer brennenden Kamines stand, — sitzt und mit gellender Stimme, oft durch Husten unterbrochen, seinen zahlreich um ihm herum sitzenden Secretären dictirt. „Er hatte eine hohe Stirne und sehr dünnes schneeweißes Haar, große, sanfte Augen, ein blasses, abgezehrtes Gesicht, dem ein kleiner Spitzbart das Ansehen von Schlauheit gab, welches man auf allen Bildnissen aus dem Zeitalter Ludwig's XIII. findet. Ein fast lippenloser, zusammengekniffener Mund war von zwei kleinen, grauen Knebelbärten und einem Royal eingefaßt, einer damaligen, wie ein Komma geformten Modezier. Dieser Greis hatte auf dem Kopfe ein rothes Käppchen, war in einen weiten Schlafrock gehüllt, trug rothseidene Strümpfe und war also Niemand Anderes, als Armand du Plessis, Cardinal von Richelieu, in seinem 56. Lebensjahre*);" denn die übergroße Anstrengung des Geistes und die tiefen Bewegungen des Gemüthes hatten seinen ohnehin schwächlichen Körper vor der Zeit alt gemacht, so daß er bereits in seinem 57. Lebensjahre (1642) starb. In seinem Leben war er der vollendetste Staatsmann; sein Hauptgrundsatz war: Stetigkeit und Festigkeit in der Verfolgung einmal gefaßter Pläne. Dieser prägte sich in allen seinen Handlungen, bis auf die kleinsten herab, so wie in seinen Umgebungen und in seinem Verhalten gegen sie scharf aus. Ja, selbst in den Bildern und Symbolen, welche zur Ausschmückung seines prachtvollen Hauses in Richelieu dienten, zeigte sich derselbe Sinn. Man sah dort das Firmament mit der Inschrift: „in der Bewegung unbewegt"; einen Löwen, der anbellende Hunde verachtet: „die einzige Rache des Stärkeren"; zwei Hände, die einen Todtenkopf halten: „bis

*) Alfr. de Vigny in seinem trefflichen Cinqmars. I. c. 7.

zum Tode"; einen Bienenschwarm: „in Allen Ein Geist." In der Revolution, die kein Andenken früherer Zeiten achtete, ist auch dieses große Schloß für einen Spottpreis verkauft und Alles darin zerstreut und zerstört worden *). Es kann hier nicht unsere Absicht sein, ein vollständiges Bild seines politischen Lebens zu geben; so viel aber darf man behaupten: Frankreich strebte unter Richelieu's Verwaltung aufwärts in jeder Beziehung, während Deutschland, Spanien und England schlechter beherrscht wurden und täglich in größeres Elend hinabsanken. Und doch kann er nicht freigesprochen werden von dem Vorwurfe, das später über Frankreich hereinbrechende Verderben mit verschuldet zu haben, weil er im Gefühle seiner allerdings großen Kraft des Geistes und des Willens alle und jede Mitwirkung von Seiten Anderer nur als eine schädliche Störung ansah, nicht daran denkend, daß auch der Größte und Edelste des Raths und des Beistandes bedarf, und „daß ein Staat, dessen Dasein und Erhaltung lediglich auf einem ausgezeichneten Regenten beruht, immerdar den größten Gefahren ausgesetzt ist; denn große Männer folgen sehr selten schnell auf einander **)." Wenn sie aber auch bald sich folgen, so sind sie doch gewöhnlich Größen verschiedener Art, wie Richelieu's Schüler, Gehülfe und Nachfolger, Julius Mazarini oder Mazarin (geb. 1602 in Italien), der in Rom erzogen, in Alcala (in Spanien) die Rechte studirte, als Hauptmann im päpstlichen Heere diente, darauf päpstlicher Vicelegat von Avignon und Botschafter in Paris wurde, und endlich (1639) in französische Dienste trat und mit dem Cardinalshute geschmückt wurde. „Obgleich Richelieu und Mazarin gegenseitig ihre Verdienste anerkannten, waren sie doch wesentlich von einander verschieden. Die überlegene Kraft des Geistes und Charakters, welche den erstern offen und kühn seinen großen Zwecken gerade entgegenschreiten, alle Hindernisse siegreich zu Boden werfen ließ und auch den Widerspänstigen Gehorsam aufzwang, war nicht in Mazarin; seine Natur trieb ihn in ganz entgegengesetzte Bahnen. An seiner Geschicklichkeit zu intriguiren, auszuhorchen, zu schweigen, Zeit zu gewinnen, durch Zweideutigkeiten

*) v. Raumer a. a. O. IV. S. 140.

**) v. Raumer a. a. O. IV. S. 142.

und halbe Worte zu täuschen oder für Entschuldigungen und neue Auslegungen Raum zu behalten, — erkennt man die italienische Schule seiner Politik.... Da er die Geister nicht durch große Thaten unterwerfen konnte, wollte er durch sogenannte Menschenkenntniß und Vorsicht zum Ziele kommen; weil aber Charakter und Gemüth mit dem Verstande nicht gleichen Schritt hielten und er Jedem mißtrauete, trauete man ihm auch nicht, und weil er sich Keinem herzlich hingab, hatte er auch keine wahren Freunde. Richelieu ward mehr geliebt und mehr gehaßt als Mazarin, aber nie verachtet wie dieser.... Durch großen Fleiß, Geduld, Gewandtheit und Kaltblütigkeit siegte Mazarin zuletzt selbst über talentvollere Gegner, und wieviel auch gegen seine Verwaltungsweise zu sagen ist, so haben ihn doch seine Gegner, sich selbst entschuldigend, bisweilen zu tief in Schatten gestellt, oder nicht genügend hervorgehoben, daß er unwandelbar auch da milden Grundsätzen treu blieb, wo Richelieu, vielleicht zu schnellerer Beseitigung des Uebels, zweifelsohne die Schuldigen dem Richterschwerte preisgegeben hätte *)."

Der dritte Name auf unsrer Tafel nennt den größten Finanzminister Ludwig's XIV., Colbert, der einen geschichtlichen Ruhm erworben und verdient hat; denn seit Sully hatte Frankreich einen tüchtigeren seines Faches nicht gehabt; daher verdient er es wohl, daß wir auch sein Bild etwas mehr ausführen. „Colbert ward 1625 geboren und von seinem Vater, einem Kaufmanne, zu demselben Stande bestimmt. Statt dessen trat er, durch Verhältnisse bewogen, in die Dienste Mazarin's. Dieser empfahl ihn dem Könige. C. hatte durch Unterricht nur wenig wissenschaftliche Bildung erworben, obgleich er sich in späteren Jahren dafür ungemein thätig zeigte. Er besaß ein so ernstes, ja rauhes Wesen, daß er fast niemals lachte, und an geselligen Zerstreuungen keinen Gefallen fand. Andrerseits besaß er Scharfsinn, ein starkes Gedächtniß und eine unerschöpfliche Kraft zur anstrengendsten Arbeit. Es war ihm nicht gegeben, plötzlich und wie durch höhere Eingebung die Dinge zu erkennen und zu durchdringen; sondern er kam nur langsam, durch Nachdenken, großen Fleiß und genaue Betrachtung aller Thatsachen

*) v. Raumer a. a. O. S. 160 ff.

und Verhältnisse, zu Klarheit und gründlicher Einsicht. Dann aber verfolgte er sein Ziel mit fester Hand, ja, mit der Kühnheit einer starken Seele. Immer blieb er vorzugsweise ein Mann der That, nicht der Wissenschaft, und die Verbesserungen, die man ihm verdankt, gingen mehr aus der Kraft seines Charakters und Willens hervor, als daß die rechten Grundsätze ans Licht gestellt, entwickelt und verwirklicht wurden. Daher auch die Klage, daß er nicht selten mit zu großem Eigensinne an gewissen vorgefaßten Meinungen festgehalten habe. Noch öfters hinderte ihn jedoch der ehrgeizige verschwenderische König, so wie der kriegslustige Louvois, an der Ausführung mancher für das Innere vortheilhaften Pläne. Gegen das Ende seiner Laufbahn verlor er an Einfluß und büßte die Gunst seines, gegen Widersprüche ungeduldigen Herrn fast ganz ein. Kurz vor seinem Tode (er starb 1683) äußerte er, eingedenk mancher erlittenen Kränkungen: „„Ich will von dem Könige nichts mehr hören! Hätte ich für Gott so viel gethan, wie für diesen Menschen, würde ich zweimal selig; — so weiß ich nicht was mir bevorsteht."" — Vom Volke ward er — wegen seines Steuersystems — dergestalt gehaßt, daß man ihn, um Beschimpfungen zu vermeiden, heimlich in der Nacht begrub *)." Colbert's große Verdienste um die bessere Ordnung der Finanzen, um die Förderung des Handels und der Gewerbe, um eine festere Gestaltung des Zollwesens, um Errichtung von Handelsgesellschaften und Anlagen von Landstraßen und Kanälen (Kanal von Languedoc) sind eben so unbestreitbar, als sein Ruhm, die Künste und Wissenschaften gefördert zu haben, namentlich durch Errichtung von Akademieen, Veranlassung zu wissenschaftlichen Reisen rc. Daß aber alle seine Anstrengungen und die consequenteste Durchführung seines Systemes und seiner Pläne Frankreich doch nicht seinem Glücke entgegenführen konnten, das mußte der redliche Mann erfahren, der nicht nur Colbert's Lob geschrieben, sondern auch in dessen Ideen eingedrungen und für ihre weitere Durchführung begeistert war: Jacques Necker (geb. in Genf 1732). Dreimal Finanzminister (Generaldirector der Finanzen) Ludwigs XVI. versuchte er es durch Anleihen, Reformen und Einschränkungen — allein

*) v. Raumer a. a. O. VI. S. 137.

an den Tafelausgaben des Hofes wurden unter seiner ersten Verwaltung jährlich 600,000 Thaler gespart — das immer drohender herannahende Verderben von Frankreich abzuwenden; aber vergebens. Vielmehr war es ihm beschieden, ohne daß er selbst es ahnete, das letzte Zauberwort zu sprechen, die Einberufung der Stände (Etats généraux), durch welches (1788) der schon längst darauf harrende Dämon der Revolution herauf beschworen wurde. In solcher schwierigen und stürmischen Zeit, wie sie jetzt anbrach, war Necker nicht mehr der Mann, das Staatsschiff zu lenken; seine Gesinnung und Handlungsweise ermangelte der Entschlossenheit und Energie, die das ungestüme Fortschreiten der Volkspartei hätte aufhalten können, namentlich seit auch Graf Mirabeau (Honoré Gabriel Riquetti Graf M., geb. 1749 in Bignon, bei Nemours) sich zum Angriffe gegen ihn wandte. In diesem gewaltigen Manne bekam die Revolution die Sprache und zwar eine dem Donner ähnliche, die da widerhallte von einem Ende Europa's bis zum andern. „Mirabeau, der Herkules der Revolution genannt, der furchtbarste Gegner des Hofes und der höheren Stände, bis deren Kraft gebrochen war, von seinem Stande abtrünnig, ohne die Gunst hoher Geburt aufgeben zu wollen, Demagog, doch nie gemeint, das Volk herrschen zu lassen, Kämpfer für die Freiheit mit dem Streben, an das Ruder der Regierung zu kommen, in Opposition gegen die bisherige Macht, um selbst Machthaber zu werden, keiner Partei angehörig, allen überlegen, als Redner in Kraft und Feuer unvergleichbar *), als Volksrepräsen-

*) Meisterhaft schildert ihn als Redner Paganel mit folgenden Worten: „Quand il monte à la tribune, l'intrigant pâlit et l'ennemi de la patria frisonne. Nnus l'avons vu dejnuant les plans des intrigues les plus adroitement onrdies par un de ces mnts terribles qui tombaient de la tribune, comme la foudre tombe du sein de la nue; fixant de snn oeil d'aigle l'intrigant seditieux, tendant vers lui un bras qui déjà semble l'atteindre et lui arracher le masque dont il veut se cnuvrir, après ce coup de tempête, ramenant le calme dans l'assemblée, et renouant sans effort le fil d'una savante et profonde discussion.“ Und diese Gewalt der Rede behielt selbst noch auf seinem Sterbebette, bis ihm die Zunge den Dienst versagte, ihren großartigen Charakter. „Eine unzählige Menge Menschen — erzählt Wachsmuth (a. a. O. I. S. 309.) — füllte während seines Krankenlagers die Straße vor seiner Wohnung und doch herrschte die feierlichste Stille. Mirabeau's Schmerzen wurden unerträglich, die Sprache verging ihm; er schrieb auf einen Zettel seinem Arzte Cabanis, er möge ihn doch nicht auf dem Rade sterben lassen, und das Wort „schlafen.“ In dem

tant überhaupt auf einer Höhe, wo die Erinnerungen an sein früheres, durch den Sturm der Leidenschaften bewegtes Leben und die ihm anhaftenden sittlichen Makel sich verwischten. Was ihm an Sachkenntniß zur Erörterung wichtiger Fragen, die dergleichen begehrten, abging, verstand er meisterlich von Andern abzugewinnen; dazu, wie zur Erforschung fremder Ansichten überhaupt, diente ihm besonders das Gespräch bei Gastmahlen *)." —

Bald forderte indeß die Revolution in ihrem raschen Fortgange andere Waffen, als die des Wortes: Kanonendonner sollte an die Stelle des donnernden Wortes treten, ganz Frankreich zum Feldlager werden. Der Mann aber, welcher solches bewirkte, war Carnot (Lazare Nicolas Margarite Graf C., geb. zu Nollay, in der Burgogne, 1753), nach Napoleons Urtheil der redlichste Mann von Allen, die in der Revolution eine große Rolle gespielt haben. Vergegenwärtigen wir ihn uns in der Glanzperiode seines Lebens und Wirkens! „Das Aufgebot in Masse hatte die gesammte waffenfähige junge Mannschaft für das Heer in Anspruch genommen; während der zweiten Hälfte des Jahres 1793 war die Uebung derselben ungemein fortgeschritten: in Waffen standen zu Anfange des Jahres 1794 gegen 760,000 Mann; unaufhörlich zogen dem Heere neue Bataillone zu; im Julius 1794 war die Zahl der gesammten Kriegsmannschaft auf 972,000 Mann gestiegen. Kriegsbedarf ward während dieser Zeit in ungeheuren Vorräthen beschafft; die Chemie und Physik bot dem Vaterlande ihre schaffende Hand: Chaptal, Fourcroy, Guyton = Morveau wetteiferten mit einander; das Gewerbe bekam neue Bahnen zur Production für den Staat, die Kräfte und die Anstalten zu ihrer Benutzung vervielfältigten sich. Dies zeigte sich am meisten in der Production des Materials zur Bewaffnung: in Zeit von neun Monaten wurden gewonnen 12 Millionen Pfund Salpeter, vorher kaum eine Million; die Pulverfabrik von Grenelle lieferte täglich 3500 Pfund Pulver; es entstanden 15 Stückgießereien für Bronze, die 7000 Kanonen,

Augenblicke, wo er mit einer Geberde des Unwillens dem Arzte den Zettel zureichte, kehrte ihm die Sprache wieder; er redete an zehn Minuten lang mit so lebhaftem und rührendem Ausdrucke, daß von Aller Augen die Thränen herabflossen; ein Krampf machte der Rede und zugleich dem Leben ein Ende. Der 2. April 1791 war der Todestag. Mirabeau war 42 Jahre alt geworden."

*) Wachsmuth a. a. O. I S. 156.

30 für Eisen, die 13,000 Kanonen jährlich liefern konnten; vor dem Kriege hatte es der ersteren nur zwei, der letzteren vier gegeben; für blanke Waffen (Säbel ꝛc.) wurden, statt einer bisherigen, 20 Fabriken errichtet; die pariser Gewehrfabrik lieferte allein binnen einem Jahre 140,000 Flinten, geringere gab es in mehrern Departements; zur Reparatur von Waffen waren 188 Werkstätten bereit; eine Carabiner=Fabrik wurde als etwas Neues eingerichtet; das Institut zu Meudon lieferte Brandkugeln von ungewöhnlich furchtbarer Wirkung; eben da wurden Häute in ungewöhnlich kurzer Zeit zu Leder zugerichtet. Der Luftballon und der von Chappe im Jahre 1792 erfundene Telegraph, dessen Gebrauch am 26. Juli 1792 auf Lakanal's Bericht der Nationalconvent angeordnet hatte, wurden zu Werkzeugen für die Kriegsoperationen gemacht. . . . Die Einübung der jungen Mannschaft ward, besonders von Pichegru, während des Winters mit großem Eifer betrieben und das Tirailliren namentlich zur großen Virtuosität ausgebildet. Die neugebildeten Bataillone sogenannter Freiwilligen, nun mit den Soldaten der Linie in Halbbrigaden von drei Bataillonen zusammengestellt, lernten von jenen den Ton des Lagers, die Vertrautheit mit den Waffen und der Gefahr, und die Gewöhnung an Zucht. Zur Begeisterung aber wirkten vaterländische Gesänge und dramatische Darstellungen. (Chant de depart von Chenier, 1794). Für die Organisation des Heeres erfolgten mehre Verordnungen, die Errichtung von Militärhospitälern, den Sold, das Avancement, die Versorgung der Hinterlassenen gefallener Vaterlandsvertheidiger u. m. A. betreffend. Und bei diesem Allen war Carnot der bewegende Geist; der Wohlfahrtsausschuß, seine hohe Tüchtigkeit anerkennend, überließ ihm die Leitung des Heerwesens fast ausschließlich; von ungemeinem Nutzen ward das auch von ihm eingerichtete historische und topographische Bureau *)." Während der Kaiserzeit lebte C. in der Zurückgezogenheit, fast vergessen; erst als er im Jahre 1813 sein Vaterland bedroht sah, trat er wieder hervor als Vertheidiger von Antwerpen. Während der hundert Tage war er Minister des Innern, ward deßhalb nach der zweiten Rückkehr der Bourbons verbannt, und starb 1823 in Magdeburg allgemein geachtet.

*) Wachsmuth a. a. O. Bd. I. S. 350 ff.

Der nächste Name auf unsrer Ehrentafel nennt einen Mann ganz andrer Art, der auch ein treuer Freund seines Vaterlandes war, der es aber mit ganz andern Waffen vertheidigte: Charles Maurice de Perigord, Fürst Talleyrand (geb. in Paris, 1754), welcher Frankreich durch alle Phasen und Perioden der Revolution, des Kaiserreiches und der Restauration hindurchgeführt hat, der schlaueste Staatsmann nicht nur der neuesten Zeit. Für ein auch nur einigermaßen vollständiges Bild seines diplomatischen Lebens fehlt uns der Raum, besonders da auf demselben noch gar manches Geheimniß ruht. „So große Talente er auch besaß, so gehört er doch zu denjenigen Menschen, welche das Leben durch mancherlei wechselnde Bestrebungen am Ende nur zu deutlicher, in allen ihren Handlungen scharf ausgeprägter Selbstsucht führte. Das wahre Gefühl für bürgerliche Freiheit, das ihn in früherer Zeit beseelte, war nicht stark genug, um nicht den Begebenheiten zu weichen; eben so wenig Stand hielt das Vorbild vaterländischer Größe, das ihm unter Napoleons Herrschaft seine Diensthätigkeit veredeln sollte; es blieb ihm zuletzt keine Triebfeder mehr, als sein persönlicher Nutzen; so ward er für diesen Zweck ein Diener der Bourbons, wie er vorher ein Diener Napoleon's gewesen war. Je mehr er früher den Druck der Armuth gefühlt hatte, desto entschiedener bestimmte jetzt die Sucht nach Geld die Hauptrichtung seines Handelns. Im Umgange zeigte er Entschlossenheit, ruhige Verstellung, schweren Ernst, ohne geistreiche, gesellige Leichtigkeit, wie alles dies bei Leuten gewöhnlich ist, deren innerer Ueberlegenheit das äußere Auftreten ihrer Person nicht entspricht. Als Diplomat war er einsylbig, an treffenden Stachelworten reich, und in seiner wahren Meinung unergründlich.... Die umfassende, ruhige Uebersicht seines Geistes, die Richtigkeit seines Blickes und die kundige Erfahrenheit im großen Gange der Geschäfte würden ihn, besonders in den letzten Zeiten, bedeutender gemacht haben, wenn nicht sein verschlossenes Wesen, seine anscheinende Gleichgültigkeit und seine Ränkesucht ihm die Achtung der Vaterlandsfreunde entzogen, und sein früheres Leben ihn selbst den Bourbonen, die ihm übrigens viel zu danken haben, zweideutig gemacht hätte. Er arbeitete wenig und ungern; sein größtes Talent bestand darin, Andere arbeiten zu machen; selbst bedeutende Män-

ner wußte er in dieser Hinsicht seinen Zwecken unterzuordnen, wie er überhaupt Schriftsteller und Gelehrte unter allen Umständen für sich zu gewinnen wußte. Als kalter Beobachter ließ er sich in seinem scharfen Urtheile durch nichts irren, keine Leidenschaftlichkeit störte ihn, auch kein Haß, keine Rachsucht, die ihn ganz fremd schien; keine Eigenschaft imponirte ihm. Man kannte nur zwei schwache Seiten an ihm: die Scheu vor der Entscheidung durch die Waffen und die Liebe zum Gelde. — Als Staatsmann und Minister kann Fürst T. weder mit Sully noch mit Richelieu, noch mit irgend einem berühmten Staatsmanne verglichen werden. Er ist einzig in seiner Kraft, wie in seiner Kunst. Besaß Napoleon das Genie des Sieges, so hatte T. das Genie der Staatskunst; beide vereinigt, zügelten und vernichteten die Revolution. Talleyrand gab wohl die äußere Macht aus seinen Händen, aber ihm blieb die doppelte höhere Macht des Goldes und des Verstandes. Mitten im Wechsel so vieler Erschütterungen schwebte er, selbst unantastbar, wie das Schicksal, ungesehen über den Ereignissen, die er vorbereitete und lenkte. Fein, schlau und scharf in den letzten Grund der Verhältnisse eindringend, wußte er durch Klugheit Alles zu beherrschen; fruchtbar an kurzen Schlagworten *) und schneidenden Bemerkungen im feinsten Tone, entwickelte er lichtvoll und gründlich das Verworrene und Dunkle, indem er leicht darüber hinstreifte; dennoch sah man nie auf seinem Gesichte was er wollte **). . . . Das Geschehene, das Vollbrachte sah er als das Ding an, das nun einmal ist und hielt sich nicht für berufen, es ungeschehen zu machen: Victrix causa placuit. — So handelte dieser Kronos der Revolution stets im Sinne der Zeit, nie aber im Sinne des Augenblickes und der Leidenschaft. Napoleon sagte von ihm, er sei in fortwährendem Verrathe begriffen gewesen. Dem ehrlichen und offenen Deutschen wird er wohl immer eine räthselhafte und halb unbegreifliche Erscheinung bleiben. T. starb 1842.

*) Als der Herzog von Orleans im Juli 1830 zwischen der Krone und der Generallieutenantsstelle ungewiß schwankte, und die neue Charte an die ihm angetragene Volkskrone geknüpft wurde, da fragte er den Fürsten um Rath, und Talleyrand's Wort: „il faut accepter!" entschied das Schicksal Frankreichs.

**) „Le visage de T. est tellement impassible, qu'on ne saurait jamais y lire; aussi Lannes et Murat disaient-ils plaisamment de lui, que si en vous parlant son derrière venait à recevoir un coup de pied, sa figure ne vous en dirait rien." Napoleon, in dem Memorial de St. Helèna.

Der nächste Name erinnert uns an einen Ehrenmann, welcher früher auf dem Schlachtfelde, — er rettete die französische Armee nach der Schlacht bei Vittoria — später aber weit mehr dauernden und glänzenden Ruhm auf der Rednerbühne erntete im Kampfe für die Freiheit seines Vaterlandes: General Foy (Maximilian Sebastian Foy, geb. zu Ham, 1775). Ihm gebührt aber hier schon deswegen ein Platz, weil er die glänzendste Probe seiner parlamentarischen Beredtsamkeit in der Vertheidigung der Ehrenlegion ablegte. Als Mensch und Staatsbürger hochgeachtet starb er an den Folgen von 15 Wunden und übergroßen Anstrengungen in Erfüllung seiner Pflichten als Deputirter schon im Jahre 1825. Mehr als 50,000 Menschen begleiteten seine sterblichen Ueberreste zum Grabe, und bestätigten es, wenn es dessen noch bedurfte, daß er der Bürgerkrone würdig war, die ihm die Stadt Bordeaux erst wenige Monate vor seinem Tode überreichte. — Wir haben nur Weniges über Foy zu sagen, aber das ist auch nur Gutes und Großes. —

Nicht ganz so kurz werden wir in der Schilderung seines Nachbarn auf unsrer Randzeichnung sein können; denn Chateaubriand (François August Vicomte de Ch., geb. zu St. Malo, 1769), Dichter, Historiker, Philosoph, Publicist, praktischer Staatsmann, Minister, Diplomat, Pair und Parteihaupt ist in der That mehr als ein Individuum, er ist das Abbild seiner ganzen Zeit, des ganzen neueren Frankreichs; und wenn die Franzosen ihre politische und Culturgeschichte der letzten funfzig Jahre verkörpert sehen wollen, so haben sie nur auf Chateaubriand zu blicken. „C. ist der Vater der jungen französischen Literatur, indem er zu den Ersten gehört, die den Schild gegen die alte Poesie und Philosophie erhoben und ein neues glänzendes Panier aufgepflanzt haben; dann aber ist er auch Zuschauer und Mitspieler in der großen politischen und socialen Tragödie der neuern Zeit gewesen. Er hat das alte Regime gesehen, und in den königlichen Wagen steigen dürfen: er hat mit Mirabeau gespeist und vor Danton's schrecklichen Worten gebebt; nachdem er vom Niagara bis nach Louisiana geschweift, ist er nach Europa geeilt, um den Emigrantenkrieg mitzumachen, und darauf hat er auf fremdem Boden sein Brod mit Thränen gegessen; er hat den ersten Consul wie die Bourbons

als Gesandter vertreten, und von der Tribune wie vom königlichen Cabinette aus auf die öffentliche Meinung wie auf die Geschichte seiner Zeit mächtig eingewirkt; er hat dem jungen Europa gegenüber die Vertheidigung des Katholicismus und der Monarchie übernommen und dem alten von der Freiheit gesprochen; er ist von den verblendeten Bourbons, denen er, wie Beranger singt, „sein Talent als Almosen dargebracht", als lästige Kassandra verstoßen, von dem siegreichen Volke auf nervigen Armen im Triumphe getragen worden (1830); er hat fast mit allen Männern verkehrt, die in neuerer Zeit eine bedeutende Rolle gespielt haben, von Washington bis auf Napoleon, von Pius VI. bis auf Gregor XVI., von Mirabeau, Pitt, Fox und Burke bis auf Benjamin Constant, Canning und Metternich, von Bolivar bis auf Mehmed von Aegypten; er hat die Meere der alten und neuen Welt durchsegelt und auf dem Boden von vier Erdtheilen gewandelt, Rom und Athen, Memphis und Karthago, Granada und Jerusalem gesehen, und in der Hütte des Huronen wie im Zelte des Arabers geruht; er hat Belagerungen und Hoffesten, Congressen und Conclaven beigewohnt, und weiß, wie man Könige und Päpste macht; er hat in der Fülle des Reichthums gelebt und vor Kälte und Hunger gezittert; er kann seine Brust mit den stolzesten Orden bedecken und hat unter dem Bürgerkönigthume das Gefängniß kennen gelernt; mit einem Worte: keine Phantasie kann einen Roman erdenken, der dieser Wirklichkeit zu vergleichen ist *)." Wie gern ihn die Partei des Herzogs von Bordeaux (Heinrich's V., wie sie ihn nennt) zu ihrem Mittelpunkte machen möchte, hat dieselbe namentlich noch im J. 1843 bei der so unklugen Wallfahrt nach London bewiesen, wo der gute, alte Mann noch einmal in der Rolle des treuen Dieners figuriren mußte, um durch seine moralische Würde der ganzen Comödie doch wenigstens einige Haltung zu geben. — Chateaubriand erreichte ein hohes Alter und starb in Paris bald nach Vollendung seiner Memoiren.

Von Lafayette (Gilbert Mortier, Vicomte de L., geb. 1757 zu Chavagnac in der Auvergne), dem nächstfolgenden, welchen unsre Tafel nennt, könnte man sagen: sein Leben habe nur

*) S. Conversat. Lex. der neuern Zeit, Bd. I. S. 326 ff.

einen Anfang und ein Ende gehabt. Denn als zwanzigjähriger Jüngling — obgleich schon vier Jahre verheirathet — kämpfte er, gleich bei seiner Landung (1777) zum General ernannt, aus freiem, edlem Enthusiasmus für die Freiheit der Nordamerikanischen Freistaaten mit einem Muthe und einer Ausdauer, die der höchsten Bewunderung würdig sind, und kehrte nicht eher zurück, als bis die Unabhängigkeit der jungen Republik gesichert war. Kaum dreißig Jahre alt zog ihn der Strudel der Revolution in seine Fluthen; aber obgleich Republikaner mit Leib und Seele, war er doch der muthigste Vertheidiger Ludwigs XVI., so oft die Volkswuth sein und der Seinigen Leben bedrohte; denn er wollte nicht nur die Freiheit, sondern auch die öffentliche Sicherheit und Ordnung; darum rief er auch das für Frankreich so wichtig gewordene Institut der Nationalgarde ins Leben (1789), indem er sich in Paris an ihre Spitze stellte. Bald aber verdrängten ihn Undank und Partheisucht vom Schauplatze seines Ruhmes in den Kerker (1792), aus welchem er erst durch den Frieden von Campo Formio wieder befreit wurde. Aber nur sein Schatten schien der Freiheit wiedergegeben worden zu sein; Niemand sprach, Wenige nur wußten noch etwas von Lafayette; — nur sein Triumphzug durch die Amerikanischen Freistaaten (im Jahre 1824 — 25) erinnerte noch einmal an ihn. Da brachen die Julitage des Jahres 1830 an: wiederum bewaffnete sich das Volk für die Ideen von 1789, und der mehr als siebenzigjährige Lafayette erwachte wie aus einem Traume, und griff wieder nach dem Degen, den er sich aus einem Riegel der Bastille hatte fertigen lassen, und stellte sich wiederum an die Spitze der Nationalgarde und vertheidigte wiederum „Freiheit und öffentliche Ordnung.“ Doch er paßte nicht mehr in die Zeit, und starb zu spät für seinen Ruhm im Jahre 1834, aber ungebeugt in seinem edlen Willen. — Dagegen starb nach menschlichem Dafürhalten viel zu früh für Frankreichs Wohl der treffliche Casimir Perier (geb. zu Grenoble, 1777, gest. in Paris 1832) eine der reinsten und achtungswürdigsten Erscheinungen der Julirevolution, der Schöpfer des daraus hervorgehenden ruhigeren Regierungssystemes, dessen Hauptgrundsatz war: „Erhaltung (der für das Vaterland bereits errungenen Güter) durch Widerstand“ (gegen die weiteren Fortschritte der Revolution);

daher seine Losung: „Die Charte und der Friede!“ Und dieses Ziel verfolgte P. mit Kühnheit und Festigkeit im Cabinet des Königs, wie auf der Rednerbühne, und erhielt das Gesetz in Kraft, so oft auch die mächtige Partei seiner Gegner ihre Versuche erneuten, das Bestehende wieder umzustürzen. Er stand mit dem Flammenschwerte an den Pforten der constitutionellen Monarchie Frankreichs und wehrte der Anarchie wie dem Absolutismus den Eingang, ein wahrer Schutzengel seines Vaterlandes, das seine Verdienste erst ganz erkannte, als die Cholera ihn, leider, schon im Jahre 1832 hinwegraffte. „Ordnung war das leitende Princip Perier's, — sprach Royer-Collard an seinem Grabe — pflanzen wir die Fahne der guten Ordnung an seinem Grabe auf!“ — So haben Frankreich zu keiner Zeit tüchtige Männer gefehlt, welche das Schiff des Staates bald mit kühner Hand hindurchführten durch die oft so furchtbare und drohende Brandung der Zeit in den sichern Hafen der bürgerlichen Ordnung, wenn auch nicht immer zum langen Verweilen daselbst; und auch die Gegenwart hat dafür ihre Zeugen, von welchen unsre Tafel nur die beiden politischen Nebenbuhler und Wettkämpfer auf dem Gebiete der historischen Wissenschaft, wie im Cabinette und auf der Rednerbühne, nennt: Thiers (Louis Adolphe Th. geb. zu Marseille, von armen Eltern, im Jahre 1797), der kleine, nimmer rastende Mann, dessen Adlerblick eben so klar die Vergangenheit durchschaut, wie das ganze Gebiet der Gegenwart, der Südfranzose, der in seinem Feuer gern die Rheingrenze für Frankreich wiedergewinnen möchte, selbst auf die Gefahr eines europäischen Krieges hin (1840), der aus dem Kampfe der parlamentarischen Verhandlungen, in welchen er als Redner ersten Ranges glänzt, zu dem Schreibtische zurückkehrt, um seine Geschichte des Kaiserreiches zu vollenden, ein würdiges Seitenstück zu seiner Geschichte der französischen Revolution; — und François Guizot (von protestantischen Eltern geb. zu Nismes 1784), der klare und besonnene, geniale und dabei doch gründlich wissenschaftlich gebildete Geschichtsschreiber und Staatsmann, der mit seiner dialektischen Schärfe Alles überwindende Redner, der kluge und charakterfeste Minister, in dessen Hand so manches Jahr bis zum Februar 1848 das Geschick Frankreichs ruhte, dessen sichere Grundlage er weniger in Kriegsruhm als in

einer durchgreifend verbesserten Volksbildung suchte. — Mit diesen beiden Namen mag die lange Reihe der französischen Staatsmänner schließen, durch welche wir zugleich eine der Hauptseiten im Charakterbilde des ganzen Volkes darstellen wollten; denn offenbar zeigt sich gerade in ihnen das eigenthümliche Verhältniß Frankreich's zu dem übrigen Europa, welches alle Ursache hat auf seiner Hut zu sein, daß es nicht überrascht werde von der überwiegenden Staatskunst, die von Paris aus ihr Netz gern nach allen Seiten hin ausspannen möchte, wie die Geschichte sattsam deutlich und eindringlich lehrt.

Wenden wir uns nun zu der großen Menge der Philosophen und Gelehrten, so tritt uns zunächst ein ernster tiefdenkender, scharfsinniger Mathematiker entgegen, dessen Name weit über Frankreichs Grenzen hinaus genannt und gerühmt wird: René Descartes (Cartesius, geb. 1596 zu La Haye, in der Touraine, gest. 1650 in Stockholm), der siegreiche Bekämpfer der alten scholastischen (aristotelischen) Philosophie, der aus sich selbst ein durchaus neues System entwickelte, das er auf den einfachen Grundsatz zurückführte und bauete: „Cogito ergo sum, d. h. ich denke, darum bin ich." Als den Weg zur Wahrheit bezeichnet er ganz folgerecht den Zweifel, indem er lehrt: man müsse Alles bezweifeln, weil die Wahrheit erst ein Product, ein Ergebniß des Gedankens sei. Mögen Andere über den Werth seiner Philosophie entscheiden, die allerdings den Menschen ganz sich selbst überläßt und den Glauben völlig entbehrlich zu machen scheint; in unsre Bildersammlung paßt solch' eine Untersuchung nicht. — Nach Descartes nennt unsre Ehrentafel den gleichfalls allbekannten Montesquieu (Charles Baron de la Brède und von M., geb. auf dem Schlosse Brède b. Bordeaux, 1689, gest. 1755), von dem Voltaire sagte: „die Menschheit hatte ihre Rechtsansprüche verloren, Montesquieu hat sie wiedergefunden und sie ihr wiedergegeben *)," nämlich durch sein weltberühmtes Werk „der Geist der Gesetzgebung (l'Esprit des lois)," (1748) dem ein nicht minder treffliches über die römische Geschichte (Les causes de la grandeur et de la décadence des Romains) vorausgegangen war. M. ist einer der ausgezeichnet-

*) „Le genre humain avait perdu ses titres, Montesquieu les a retrouvés et les lui a rendus."

sten Schüler des griechischen und römischen Alterthums und vielleicht der größte Philosoph der Geschichte aller Zeiten. Darum war er auch der unversöhnlichste Feind der Jesuiten und ihres Anhangs, was er noch kurz vor seinem Tode, als man ihn mit ihnen versöhnen wollte, mit den Worten aussprach: „Der Vernunft und der Religion will ich Alles opfern, Nichts aber den Jesuiten." Daß seine Schriften zur Gestaltung der neuen Zeit in und außer Frankreich wesentlich mitwirkten, ist außer allem Zweifel; und doch war er im hohen Grade eifersüchtig auf seine Adelsrechte. England und Deutschland haben ihn früher gewürdigt, als sein eignes Vaterland. — Ganz anders als Montesquieu faßte sein Zeitgenosse und Nachbar in unsrer Reihe die Geschichte auf: der berühmte Bischof von Meaux, Bossuet (geb. zu Dijon 1627, gest. 1704), der seinem königlichen Schüler als Frucht der ganzen Weltbetrachtung am Schlusse seiner Geschichtsvorträge die Lehre giebt *): „Wenden Sie alle ihre Macht an, Jegliches was sich von der Kirche getrennt hat, zu ihr zurückzubringen, und ihr Gehör zu verschaffen, da der heilige Geist durch sie seine Orakel ausspricht." Und doch ist die Kraft und Lebhaftigkeit seines Geistes, die Festigkeit seines Willens, der Umfang seiner Kenntnisse und ganz besonders und namentlich die Macht seiner Beredtsamkeit von zahlreichen Verehrern aufs Höchste gepriesen worden; indessen ergiebt eine unbefangene Prüfung, daß seine Beredtsamkeit nur zu oft der unentbehrlichsten Grundlage, der Wahrheit ermangelte und diese durch schwülstige und zugleich frostige Uebertreibungen zu ersetzen suchte. Seine Kenntnisse hatten schon deßhalb manche Lücken, weil er seine Forschungen meist zu Parteizwecken anstellte und anwandte; die Lebhaftigkeit seines Geistes trieb ihn mehre Male über die Grenzen der Milde und der Mäßigung hinaus, und wenn man ihn der Kraft des Charakters und Willens halber, welche er in mancher Kirchenstreitigkeit bewies, einen gebornen Kirchenfürsten nennen möchte, so war er doch, zwar nicht in allen, aber doch in den meisten Fällen, dem Willen des Königs gegenüber, ein Achselträger, ja ein schmeichelnder Knecht **)."

Den entscheidendsten und allgemeinsten, noch bis jetzt fortdauern=

*) Discours I. p. 382.

**) v. Raumer a. a. O. VI. S. 170. Vergl. oben S. 000.

den Einfluß auf Frankreichs Literatur und auf die Geistesrichtung seines ganzen Zeitalters hatte Marie François Arouet de Voltaire (geb. 1694 zu Chatenay, gest. 1778 zu Ferney) „l'enfant gâté du monde, qu'il gâta“, wie ein geistreicher jüngerer Zeitgenosse von ihm sagt, — ein Zögling der Jesuiten, welcher, ausgestattet mit seltenen Naturgaben, reich an mannigfaltigem Wissen und an vielseitigen Erfahrungen, das Glänzende und Ergreifende der nächsten Vergangenheit und der durch diese gestalteten Gegenwart, die Fülle des Nationalsinnes in sich aufnahm und durch die eigentlich in ihm am sichtbarsten gewordene Macht des Wortes über die Weltansichten und gesellschaftlichen Verhältnisse eine in neueren Zeiten fast beispiellose Herrschaft ausübte. Sein Charakter war schwankend und voll inneren Widerspruches, abhängig von Aeußerlichkeiten, Launen, Versuchungen eines Alles überwältigenden Witzes, der leidenschaftlichsten Selbstsucht und einer unbegrenzten Eitelkeit, welche die Huldigungen der Großen (unter andern auch Friedrich's II.) und der lärmende Beifall der Menge nährten und steigerten. Er war ein oft die Rollen wechselnder Schauspieler auf der Bühne des Lebens, Alles für den Augenblick: sittlich fromm oder streng rechtlich oder würdevoll, und ruchlos, oder ungezügelt und schmutzig sinnlich, gleich empfänglich für das Erhabene und geneigt zur Possenreißerei, wenn sie sich durch Witz empfehlen läßt, kindlich in muthwilliger Heiterkeit und verwundend mit schneidender Bitterkeit, begeistert-kräftiger Sprecher für die Rechte der Menschheit oder als Anwalt unterdrückter Unschuld (J. Calas), und höhnischer Spötter über das, was Millionen heilig ist und durch die gläubige Achtung des Volkes gegen fratzenhafte Verzerrung geschirmt sein sollte. Bei bewunderungswürdiger Mannigfaltigkeit des Wissens und überraschender Neuheit der Ansicht und Betrachtung werden Gründlichkeit und Tiefe, bei rastloser Geschäftigkeit wird männlich-ernste Ausdauer, bei fast immer gleicher geistiger Gewandheit oft welt-bürgerliche Klugheit, noch öfter sittliche Besonnenheit in ihm vermißt. Er trieb mit der Welt ein bald ernstes, bald muthwilliges Spiel, verscherzte in Tändeleien das Feierliche und brütete altklug über Kleinigkeiten, rügte eifrig mancherlei Ungebühr und verlachte die Schwermuth derer, die in dem Leben der Menschheit mehr als ein Gaukelwerk haben wollten, strafte Pedanterei

und witzelte über Leichtsinn, und ging auf Belehrung der Großen und Bürger, der Weiber und Zunftgelehrten aus. Ohne Schonung bekämpfte er Aberglauben und Vorurtheile . . . enthüllte die Blößen und Schmutzflecken in der gesellschaftlichen Ordnung seines Vaterlandes, sprach die Forderungen einer geistig erstarkten, aber von vielgestaltigem Egoismus geleiteten Zeit rücksichtslos aus und rief eine Wechselwirkung zwischen Leben und Literatur hervor, wie sie seit dem 16. Jahrhundert nirgends stattgefunden hatte. So haben V.'s literarische Leistungen an Verschiedenartigkeit und tiefeingreifender Wirksamkeit kaum ihres Gleichen *); — aber, leider, ist der nachtheilige Einfluß stets überwiegend gewesen. Darum beneiden wir Deutsche die Franzosen nicht um ihren „großen Voltaire." — Mehr Sympathieen erweckt sein Nachbar: Jean Jacques Rousseau (geb. zu Genf 1712, gest. 1778), der „Märtyrer schwärmerischer Sehnsucht nach gesellschaftlicher Weltverbesserung, deren feindselige Hindernisse er entdeckt zu haben und zu deren Bekämpfung er sich berufen glaubte. Verzweifelnd an der Menschheit, und doch sie mit Liebe umfassend und ihre Rettung nicht aufgebend, strömte er die Gefühle seines Herzens, die Schöpfungen seiner nie versiegenden Einbildungskraft, Hoffnungen und Rügen, Belehrungen und Bestreitungen, in begeisterten Darstellungen aus, und hat wie Keiner die Zauberkraft der Sprache geübt **)." Wir nennen von seinen Werken nur seinen „Emil", womit er die Umgestaltung des gesammten Erziehungswesens begann, und welches daher noch jetzt Aufmerksamkeit verdient, wenn auch unsere Zeit höhere Menschenbildung aus noch andern und besseren Quellen ableitet. — Ihm folgt auf unserer Ehrentafel ein kühner Seefahrer, den sein spurloses Verschwinden fast zur poetischen Person gemacht hat: Jean François Galaup de Lapérouse (geb. zu Alby 1741, im Schiffbruch umgekommen 1788 [?]), ein Mann, der nicht nur durch sein Ende, sondern durch sein ganzes, der Wissenschaft mit Begeisterung gewidmetes Leben unsere Achtung verdient und einem Columbus, Cabral, Cook u. a. dgl. m. beigesellt zu werden verdient. Er mag daher die große Zahl tüch-

*) s. Wachler's Handbuch der Literaturgeschichte. III. S. 207 ff., wo sich eine ausführliche treffende Charakteristik des Mannes befindet.
**) Wachler a. a. O. III. S. 268.

tiger, die geographischen Wissenschaften fördernder französischer Seefahrer repräsentiren, von denen mehrere seine Spur verfolgten, ohne sichere Kunde von ihm zurückzubringen; denn erst in unserer Zeit sollte es dem trefflichen, vielseitig gebildeten Capitain Dumont d'Urville (im Jahre 1828) gelingen mit Zuverlässigkeit es nachzuweisen, daß Lapérouse in den Klippen gescheitert und umgekommen ist, welche die Insel Vanicoro (eine der Neu-Hebriden) umgeben.

Was aber die kühnen Reisenden des vorigen Jahrhunderts sammelten und zurückbrachten an Schätzen der Natur, das sichtete, ordnete und beschrieb daheim Buffon (Georges Louis Leclerc Graf von B., geb. 1707 zu Montbar, in der Bourgogne, gest. 1788), der klassische Schöpfer der Naturbeschreibung unter den Neueren. Vor ihm hatte man nur größtentheils falsche und verworrene Begriffe, besonders von den ausländischen Thieren; er zuerst faßte den Plan, jede Art besonders zu beschreiben, und seine eben so wahren als lebendigen und frischen Schilderungen, namentlich der Säugethiere, sind die Vorbilder geworden für Alles, was man auf diesem Gebiete der Naturwissenschaften gethan hat; denn Scharfsinn und Geschmack wirken in ihnen gleichmäßig, um den Gedanken und Beobachtungen des fleißigen Forschers die schönste und beste Form zu geben. Für den Riesenplan, den er in seiner Begeisterung für die Wissenschaft entworfen hatte, die ganze Natur so gleichsam abzuspiegeln, reichte ein, wenn auch noch so langes Menschenleben nicht zu; daher hinterließ auch B. Vieles unvollendet, dessen Vollendung zunächst Lacepede unternahm und nach ihm viele Andere, Keiner aber kam ihn in der Herrlichkeit des Styles gleich. Frankreich ist mit Recht stolz auf ihn, wie er es selbst auf seinen Grafentitel war; sein einziger Sohn aber starb während der Revolution auf dem Blutgerüste, obgleich er beim Hinaufgehen mit lauter Stimme ausrief: „Bürger, ich heiße Buffon!" —

Die Reihe der Wissenschaftsmänner auf unserer zweiten Tafel eröffnet der scharfsinnige La Place (Pierre Simon, Marquis de la P., geb. 1749 zu Beaumont en Auge, Dpt. Calvados, gest. 1827 in Paris), der den Gesetzen der Mechanik in der Bewegung des Weltalls nachforschte und die Wahrscheinlichkeitsrechnung zur wirklichen Wissenschaft erhob, — gleich groß als

beobachtender Astronom und als rechnender Mathematiker. Zugleich beginnt mit ihm die Reihe der politischen Gelehrten Frankreichs, d. h. Derer, die durch eigenen Willen, oder durch den Drang der Verhältnisse getrieben auch an der Verwaltung des Staates sich betheiligten, bald mit mehr, bald mit weniger Eifer und Geschick. La Place war in der Mechanik des Himmels und im Studienzimmer mehr zu Hause als in der Staatswirthschaft und auf dem glatten Boden des kaiserlichen Cabinets. Ein wesentliches Verdienst erwarb er sich um die Reorganisation der berühmten polytechnischen Schule zu Paris (1816). — Ihm zur Seite steht sein würdiger Zeit- und Strebegenosse Gaspard Monge (geb. 1747 zu Beaume, gest. 1818 in Paris), einer der größten Mathematiker Frankreichs, das doch so sehr reich ist an ausgezeichneten Männern dieser Wissenschaft. Besonders gebührt ihm das Verdienst der unmittelbaren Anwendung der tiefsten Resultate der mathematischen Forschung auf das Leben und die Bedürfnisse der menschlichen Gesellschaft, wozu seine Stellung als Hauptgründer und erster Director der polytechnischen Schule seinem Scharfsinn die erwünschte Veranlassung gab; so daß der nicht minder berühmte und große Lagrange einst in einer Aufwallung der wissenschaftlichen Eifersucht ausrief: „Mit seiner analytischen Geometrie wird dieser Teufelsmensch unsterblich werden!" Und in der That ist M.'s größtes Verdienst die Anwendung der Analysis auf die Geometrie, wodurch er der Schöpfer eines neuen, höchst eleganten Zweiges dieser Wissenschaft geworden ist. Nicht minder achtungswerth war er als Mensch und Staatsmann, als letzterer treu dem Kaiser ergeben, der ihn dagegen auch bei jeder Gelegenheit auszeichnete.

Einen Mann ersten Ranges in der Gelehrtenwelt nennt der nächste Name: Georg Cuvier (G. L. Chr. D. Baron v. C., geb. 1769 zu Mömpelgard, gest. 1832 in Paris), im Besitze aller Eigenschaften, die einem großen Naturforscher nöthig sind, sowie vieler derjenigen, welche ein Staatsmann nicht entbehren kann, während er auch an den Tugenden, die das Leben eines rechtschaffenen Mannes schmücken, reich war; aus der Vereinigung aller aber geht eben seine wahre Größe hervor. Als Naturhistoriker ist er sicherlich der größte und scharfsinnigste seit Aristoteles (um 350 v. Chr.), der würdig ergänzende Dritte im

Bunde mit Linné und Büffon. Er ist der Schöpfer der neuen, wirklich wissenschaftlichen Systematik der Thierwelt, die sein scharfes Auge bis in ihre geheimsten Tiefen durchschauete, während sein klarer, ordnender Verstand jedem Organismus die rechte Stelle anwies, damit das Ganze als der lückenlose, lebendige Abglanz einer großen, göttlichen Idee erscheine. Für solchen Zweck eröffnete seinem Zauberworte die Erde selbst ihre Gräber, die seit Jahrtausenden geschlossen waren, damit sie Zeugniß gäben von der Schöpfung der Vorwelt, indem sein Scharfsinn nach einzelnen Knochen das riesige Mammuth construirte, wie die winzige Maus. Er war ein Mann der seltensten Art, dessen klarer Geist die ganze Natur in sich abspiegelte, und zwar nicht etwa in hypothetischen Träumereien, sondern in bestimmter Auffassung, Betrachtung und Zusammenstellung des Wirklichen. Darum legte er seine großen, bewunderungswürdigen Sammlungen für vergleichende Anatomie an, welche bis jetzt nicht ihres Gleichen haben, und die nicht minder Zeugen seines Fleißes sind, als seine zahlreichen Schriften, in welchen er das System der Zoologie auf dem einzig sichern Grunde der Anatomie aufführte. Dabei benutzte ihn Napoleon, der ein zu guter Menschenkenner war, als daß er die eminenten Fähigkeiten C.'s nicht hätte wahrnehmen sollen, — zu einer durchgreifenden Reform des öffentlichen Unterrichtes, des höheren wie des niederen, und zwar nicht nur in Frankreich, sondern auch in Italien und Holland, und auch die Bourbonen brauchten und ehrten den Mann, der überall, wo sein ordnender Geist waltete, Licht schaffte und die Grundbedingungen des Lebens erkennen ließ, mochte er eine Lehranstalt oder eine Thierklasse ordnen, oder in beredten Vorträgen im Collège de France die Geschichte der Naturwissenschaften auf ihren geheimsten Pfaden belauschen. Von dieser seiner Thätigkeit als Lehrer berichtet sein Biograph, Baron Pasquier: „Er entwickelte eine Ruhe und Richtigkeit der Auffassung, verbunden mit einer Tiefe und einem Ernste des Gedankens, daß seine Zuhörer an jenes Buch, welches von der Erschaffung der ersten Menschen spricht, unwillkürlich denken mußten. Doch war dies mehr Folge seiner Ideen als seiner Ausdrücke; denn in seinem freien Vortrage athmete Alles das Gefühl der Allmacht einer höchsten Ursache und einer unendlichen Weisheit; er schien gleichsam durch die Untersuchung

der sichtbaren Welt an die Pforten der unsichtbaren geführt zu werden, und die Untersuchung des Erschaffenen erinnerte bei ihm stets an den Schöpfer." Und wie er groß war als Gelehrter, so war er achtungswerth und liebenswürdig als Mensch, als Sohn, als Gatte, als Vater und Freund, so daß man Frankreich um ihn beneiden könnte, wenn eben solch ein Mann einem Lande und Volke allein und ausschließlich angehören könnte. Große Geister sind Sonnen, die vielen Planeten zugleich leuchten; eine solche Sonne im Reiche des Geistes war und ist Cuvier.

Der nächstfolgende Name führt uns wieder in das ernste Gebiet der mathematischen Studien, die ein höchst charakteristisches Element in dem wissenschaftlichen Leben Frankreichs bilden: Sylvstre François Lacroix (geb. zu Paris 1765), im lebendigen Worte und in zahlreichen Schriften der größte Lehrer der Mathematik für ganz Frankreich, das schon seit 1786 sein Schüler ist, — ein Ruhm mit welchem L. sich begnügte; denn nie strebte er nach einem andern, indem er sich, allen Verlockungen zu Trotz, fern hielt von allen politischen Bestrebungen und Bewegungen. Unter den rechnenden Mathematikern ist er einer der Allerausgezeichnetsten. — Jean Antoine Chaptal, Graf von Chanteloup, (geb. zu Nozaret, Dpt. de Lozère, 1756, gest. 1832 in Paris) mag in der französischen Ehrenlegion die glänzende Reihe der wissenschaftlichen Chemiker vertreten, da er der erste war, welcher seine Wissenschaft zum Dienste des Vaterlandes anwandte in höchst kritischem Momente (s. oben S. 146), und in seinen Bestrebungen die hohe Bedeutung der Chemie ahnen ließ, welche sie in unsren Tagen erlangt hat. Feurige Liebe zum Vaterlande und lebendiger Eifer für die Wissenschaft durchdrangen sich in Ch. auf das Innigste. — Gleiches darf von den beiden großen Physikern gesagt werden, welche diese Abtheilung der französischen Ehrenlegion auf unsrer Tafel schließen: Jean Baptiste Biot (geb. in Paris 1774) und dessen Freund und Mitarbeiter, der feurige Südfranzose Dominic François Arago (geb. 1786 zu Estagel, bei Perpignan). Biot's politisches Leben fällt jedoch mehr in die ersten Jahre seines männlichen Alters; — denn er war es vorzüglich, welcher durch seine beredte Freiheitsliebe das Institut im Jahre 1804 dazu bewog, gegen die Ernennung Bonapartes zum Kaiser zu stim-

men —; später wandte er sich fast ganz ausschließlich seinen physikalischen, astronomischen und mathematisch-geographischen Studien zu, und leistete für die Gradmessung, für die Lehre vom Lichte und für eine geistvolle, klare Behandlung der Physik als Wissenschaft Ausgezeichnetes; — während Arago erst später, namentlich seit der Julirevolution in den Strudel der politischen Parteiungen und Kämpfe sich stürzte, in welchen er sich seitdem durch eine fast unausgesetzte, heftige Opposition gegen die ministeriellen Maßregeln bemerklich gemacht hat, ohne jedoch darum seinen vielseitigen Studien entfremdet zu werden; denn neben seiner Würde als Deputirter und Obrist der Nationalgarde bekleidete und verwaltete A. noch folgende, zum Theil sehr geschäftsreiche Aemter mit gewissenhafter Treue: das eines beständigen Secretärs der Akademie der Wissenschaften, eines Vorstehers der Sternwarte und des Längenbüreaus, eines Mitgliedes des obersten Rathes der polytechnischen Schule, des Generalconseil's der Seine und des Gesundheits-Comité's in Paris; und außer der Politik beschäftigte sich dieser unermüdlich thätige Mann mit den gründlichsten Forschungen in der Chemie, Physik, Mechanik, Astronomie, Naturgeschichte, Philosophie und Literatur, stand in regelmäßigen Briefwechsel mit den größten Gelehrten dieser Fächer in halb Europa, und unterstützte mit seinem Rathe die Anstalten des Staates und selbst die Privatindustrie, denn nichts ließ ihn kalt und theilnahmelos, was die wahren Interessen der Menschheit angeht. Seine wichtigsten Forschungen erweiterten das Gebiet der Optik und des Electromagnetismus; durch seine Schriften aber verbreitete er die Resultate der Wissenschaft im weiten Kreise der Gebildeten. A. starb 1853 *).

Die dritte Schaar in der Ehrenlegion Frankreichs bilden dessen

Dichter,

deren Repäsentanten, geschmückt mit dem immergrünenden Lorbeer, unsre Randzeichnung uns vor die Seele ruft. Das Wesen der französischen Poesie ist Klarheit, das in ihr überwiegend vor-

*) Recht interessante Notizen über das Leben, den Charakter und die Wirksamkeit Arago's finden sich in der Zeitschrift „die Grenzboten" Jahrgang 1844. S. 79 ff. u. im „Magazin d. Auslandes" 1853. N. 135.

waltende Element der Verstand, dem „das Talent der leichtesten Fassung, Abbildung und Ausdrückung alles Geschaueten, Empfundenen und Gedachten in klarer, netter Sprache, die gleich glatten Kieseln, durch unaufhörlichen Gebrauch geschliffen, leicht über die Zunge dahin gleitet und fortlispelt in streng logischer Gesetzmäßigkeit und regelrecht geordnetem Falle" — schmückend und fördernd als Mittel dient. Und wie die französische Sprache die Mitte hält zwischen dem Süden und dem Norden, und den Einfluß des südlichen Elementes auf sich durch ein nordisches, den Einfluß des nordischen durch ein südliches Element temperirt: so hält auch die französische Poesie die Mitte zwischen der leidenschaftlichen Gluth der spanischen und der mehr gemüthlichen, gar oft vergebens nach dem rechten Worte suchenden nordischen, namentlich auch der deutschen Poesie, welcher daraus keineswegs ein Vorwurf erwachsen soll. Der französische Dichter ist um das Wort nie verlegen, so wie er für dasselbe auch stets den rechten Platz findet, nach den für die französische Sprache und Verskunst bestehenden bis auf die neueste Zeit allgemein gültigen Gesetzen. — Doch es ist hier nicht an der Zeit, uns in allgemeinen Reflexionen zu ergehen, sondern nur zu den berühmtesten Dichternamen des französischen Volkes, die dazu gehörigen Bilder zu fügen in leichten Umrissen. An der Spitze steht nach der Zeitordnung der alte, kernige, derbe Franz **Rabelais** (geb. zu Chinon in der Touraine, 1483 [?] gest. 1553), der Meister in der Satyre, überaus reich an verschiedenartigen gelehrten Kenntnissen, noch reicher an gesundem Mutterwitz und an fruchtbarer, frohsinniger Laune, unübertrefflich in wunderbarer Mischung des Ernstes und des Scherzes, überströmend von Lustigkeit in der Weltansicht, und dabei die richtige Würdigung des Wahren im Leben nicht versäumend. Er geißelt die Mönche, die Pedanterei der gelehrten Zunftmenschen, die Gaukelhaftigkeit, Windsucht und Leichtgläubigkeit des großen Haufens, die Prahlereien der Großen, in oft zügelloser Weise, über die Sprache, die ihm sehr viel verdankt, schaltend ganz nach freiem Belieben *). In Deutschland hat er schon in dem geistesverwandten Fischart (im 16. Jahrh.) einen Bearbeiter und freien Nachahmer gefunden. —

*) S. Wachler a. a. O. III. S. 145.

Auf den zügellosen Rabelais folgt der regelrechte Peter Corneille (geb. zu Rouen, 1606, gest. 1684; auch sein Bruder Thomas C. geb. 1625, zeichnete sich durch Vielseitigkeit der Bildung, so wie als Lustspieldichter aus), der Vater des mustergültigen französischen Kunststyles der Tragödie, der vielgepriesene Dichter des Cid, des Oedipus, des Cinna und des Rodogüne, in welchen er sich in Erhabenheit der Gedanken und in männlicher Würde der Sprache seinen Vorbildern — den Spaniern und allen classischen tragischen Dichtern des griechischen und römischen Alterthumes — nicht unwürdig anreiht. Bald theilte jedoch ein Zweiter die Bewunderung und Gunst des französischen Volkes mit ihm: Jean Racine (geb. 1639 in Ferté-Milon, gest. 1699 in Paris), welcher auf dem von Corneille eingeschlagenen Wege fortging, noch ausschließlicher aber an die Alten sich anschloß und Dichtungen schuf, welche die Franzosen noch jetzt zu bewundern nicht müde werden, wie Phädra, Britannicus, Mithridat und Athalie u. m. a. Und in der That ist er in der idealen und doch psychologisch richtigen Auffassung und Entwickelung der Charaktere, in der Kenntniß des menschlichen Herzens und vor Allem in der Erhabenheit und dem Wohllaute der Sprache ausgezeichnet, und daher oft von ergreifender Wirkung auf das Gemüth. Als Mensch war er eben so liebenswürdig als achtungswerth, nur sehr empfindlich gegen den Tadel. — Der dritte im berühmten Dreigestirn der französischen dramatischen Literatur und leichtlich der größte und genialste ist Jean Baptiste Poquelin, genannt Molière (geb. in Paris 1622, gest. das. 1673), das räumt selbst der strenge Kritiker Boileau ein; denn als ihn eines Tages Ludwig XIV. fragte: welcher von allen den großen Schriftstellern seiner Zeit wohl der ausgezeichnetste und ruhmwürdigste sei? antwortete er ohne langes Besinnen: „Molière.“ Es offenbart sich in seinen zahlreichen Lustspielen — unter denen Tartüffe, der Geizige, George Dandin und der Misanthrop die berühmtesten sind, — eine reiche Kenntniß des gesellschaftlichen Lebens, besonders in den untern Volksclassen, und die Thorheiten der Zeit werden von ihm nach dem Leben in scharfgezeichneten Charakterbildern geschildert. Meisterhaft ist besonders die Darstellung des Niedrigkomischen, in welchem man den Bewunderer Rabelais nicht verkennen kann. Der Dialog ist in der Regel

Digitized by Google

unübertrefflich und die Sprache lebendig, rein und reich ohne Ueberladung und Bombast, woran selbst Corneille und Racine so oft leiden. — Nicht minder groß in seiner Dichtungsart ist der Zeitgenosse der beiden großen Dramatiker: Jean de la Fontaine (geb. in Chateau-Thierry 1621, gest. 1695 in Paris), der liebenswürdigste Fabeldichter aller Zeiten und Völker, und zugleich — wie man aus seinen Fabeln schon im Voraus zu schließen sich gedrungen fühlt — der trefflichste Mensch. Und doch entging er nicht dem Neide, und der strenge Kritiker, dessen Namen wir neben dem seinigen erblicken, Boileau (Nicolas B. Despréaux, geb. 1636, gest. 1711 in Paris) würdigte ihn nicht einmal der Nennung seines Namens in seiner Anleitung zur Dichtkunst (Art poetique). Boileau selbst erwarb freilich seinen Ruhm als Dichter auf einem ganz andern, dem harmlosen, wenn auch witzig-ironischen Lafontaine ganz fremden Gebiete, auf dem der Satyre, worin er Ausgezeichnetes geleistet hat. Größer noch war jedoch sein Einfluß als Kunstrichter und poetischer Gesetzgeber, ein Einfluß, der zum Theil, namentlich in der sogenannten classischen Schule der französischen Dichter, noch heute vorherrschend ist und die poetische Literatur des 17. und 18. Jahrhunderts in Frankreich charakterisirt. Dessen ist auch der liebliche Dichter Zeuge, dessen Name in unserm Lorbeerkranze neben dem Lafontaine's steht: Delille (Jacques Montanier D., geb. in Aigueperse 1738, gest. in Paris 1813), der classische Uebersetzer Virgil's und Milton's, ein edler Mensch und sinnvoller Dichter von ausgebreiteter Gelehrsamkeit, welcher dem Verstande und Gefühle gleiche Rechte angedeihen ließ. Seine Meisterschaft in Beschreibungen und ländlichen Gemälden, in Correctheit der Sprache, wie im Wohlklang der Versbildung ist allgemein anerkannt. Er hat im Lehrgedichte wenige seines Gleichen. — D. hat uns zugleich den Weg zu den Dichtern der neueren und neuesten Zeit gebahnt, wo uns zuerst die Verfasserin der Corinne, Frau von Staël (Anna Louise Germaine Necker, Baronne de St.-Holstein, geb. 1766, gest. 1817 in Paris) entgegentritt; denn wir sind der Meinung, daß das ebengenannte Werk — ein in den brillantesten Farben ausgeführtes poetisches Gemälde — der berühmten Frau weit mehr zum dauernden Ruhme gereicht, als alle ihre übrigen litterarhistorischen (namentlich ihr Werk „über

Deutschland") und politischen Schriften. Sie mag auch die ganze zahlreiche Schaar der dichtenden und schriftstellernden Frauen Frankreich's, von der Clotilde de Valon Chalys (im 15. Jahrhunderte) bis auf die noch lebende famöse Madame Düdevant (George Sand) vertreten. — Die letzten Namen, die wir zu erläutern haben, gehören der Gegenwart an: Alfonse de Lamartine (geb. zu Macon 1792), der ernsteste und tiefsinnigste lyrische Dichter Frankreichs, der durch seine „Meditations poétiques" auch in Deutschland gar viele Sympathien gefunden hat, da die ernste, religiöse Lebensanschauung in ihnen vorherrschend ist, — den aber in den letzten Jahren die Politik in ihre Strudel gezogen hat. Eine von ihm durchaus verschiedene Natur ist der Letzte, den wir zu nennen haben: Victor Hugo (geb. 1802 in Besançon), der geniale Führer und Repräsentant der sogenannten romantischen Schule der französischen Poesie, welche die Fesseln Boileau's und der Akademie abzustreifen sich bemüht, und die Forderung der freiesten Bewegung in Form und Inhalt ihrer dichterischen Erzeugnisse für sich geltend macht. Er ist rastlos thätig eine Umwälzung in der französischen Poesie durch Lehre und Beispiel zu bewirken; denn er ist, wie Boileau, Kritiker und Dichter zugleich. Er hat sich des Geistes der Romantik bemächtigt, um seine Nation der freieren Poesie zuzuführen: „pour briser tous ces fils d'araignée dont les milices de Liliput ont cru enchaîner le drame dans son sommeil." Nicht Racine und Corneille, sondern Shakespear und Byron, Göthe und Schiller sind seine Vorbilder, denen er jedoch in vollster Selbstständigkeit und Freiheit nachstrebt. Sein Styl weicht von der herkömmlichen Diction bedeutend ab, und er weiß aus der französischen Sprache poetische Elemente hervorzuzaubern, die man vor ihm darin kaum gesucht. Seine Hauptthätigkeit hat er dem Drama und dem Roman zugewendet; doch ist er auch als lyrischer Dichter (in seinen lieblichen „Orientales") den besten seiner Nation beizuzählen. Mit ihm streben de la Vigne, Alfred de Vigny, Merrimée, Mery und Barthelemy u. v. A. in ziemlich gleichem Sinne; und noch hat der Kampf nicht geendet, in welchem allerdings auf der Seite der Romantiker nur zu oft Leidenschaftlichkeit und Maßlosigkeit sich kund giebt, so daß Göthe nicht ganz mit Unrecht die Literatur des „jungen Frankreich" die Poesie

Digitized by Google

der Verzweiflung genannt hat. Jedenfalls aber sind auch hierin die Keime des Bessern nicht zu verkennen, und es ist die ganze Erscheinung ein neuer glänzender Beweis für die Wahrheit, daß in der Literatur eines Volkes sein Geist sich am klarsten abspiegele, und daß die großen politischen Veränderungen nicht ohne rückwirkenden Einfluß auf Sprache und Schrift bleiben können.

Fanden wir selbst in den Lorbeerhainen der Dichtkunst den Kampf, so hat doch die französische Ehrenlegion auch ihre

Friedensklasse,

mit deren Hauptvertretern uns die letzte Namenreihe unserer Randzeichnung bekannt machen soll. Es sind die

Männer der schönen Kunst, des nützlichen Gewerbes und der wahren Menschenliebe.

Sie wurzeln nur in Frankreich, gehören aber eigentlich der ganzen civilisirten Menschheit an. Der erste unter den Künstlern, welcher hier zu nennen ist, erinnert an die höchsten Leistungen der Malerei: Claude Gelée, gewöhnlich Claude Lorrain (geb. 1600 in dem lothringischen Schlosse Champagne von armen Eltern, gest. 1682 in Rom) genannt, der Meister, welcher in seinen Landschaften Morgen- und Abendhimmel hinzaubert auf die Leinwand, und sie belebt durch den Hauch der Poesie, wie Keiner vor oder nach ihm, und dabei so fleißig, daß man ihn den „Hofmaler von ganz Europa" zu nennen pflegte. — Der nächste Name, Vernet, erinnert an eine ganze Familie, in welcher das Malertalent erblich war bis auf die neuesten Zeiten: Anton Vernet (am Ende des 17. und Anfang des 18. Jahrh.) war ein guter Maler zu Avignon; sein Sohn war Claude Joseph V. (geb. 1714) der erste Marinemaler seiner Zeit. Von ihm erzählt man sich die Anecdote, daß er sich während eines Sturmes an den Mast habe binden lassen und ruhig gezeichnet habe, ein Act, welchen sein großer Enkel zum Gegenstande eines seiner besten Gemälde gemacht hat. Sein Sohn Carl V. (geb. 1758, gest. 1836) war Historienmaler und besonders seiner Reitergefechte wegen berühmt, ward aber beiweitem von seinem Sohne Horace V. (geb. 1789) dem berühmtesten und letzten der Familie

— denn er hat nur eine Tochter — übertroffen; „er ist der größte und glänzendste Improvisator unter den Malern Europa's.“ Er vertritt zugleich auch am würdigsten die jetzige französische Malerschule, welche zum Studium der Natur zurückkehrte, an dessen Stelle David (Jacques Louis D., geb. zu Paris 1748, gest. in der Verbannung zu Brüssel 1825), der große Maler der Revolution und des Kaiserreiches, die Nachahmung der Antike gesetzt hatte, welche seine Schüler bis zur widerlich kalten Manier übertrieben. Seiner würdig ist sein Namensverwandter Pierre Jean David (geb. 1789 zu Angers) der ausgezeichnetste und gefeiertste der jetztlebenden Bildhauer Frankreichs, der auch Deutschlands Dichterheroen, Göthe und Tieck durch seinen Meißel verherrlichte. — Desnoyers (Ludwig Augustin Boucher D., geb. zu Paris 1779) endlich mag die große Zahl der ausgezeichneten Kupferstecher vertreten, welche seit den Zeiten Edelinks, der Audrans und Drevet bis auf unsere Tage ihre Kunst in so ausgezeichneter und glänzender Weise in Frankreich verherrlicht haben.

Die zweite Abtheilung unserer Friedensklasse der französischen Ehrenlegion mögen die Helden der Industrie oder Gewerbthätigkeit bilden, worin Frankreich schon längst mit England gewettelfert hat. An der Spitze der hieher bezüglichen Namen steht der Mongolfier's, welcher an ein Brüderpaar (Jacques Etienne M., geb. 1745 zu Annonai, gest. 1799, und Joseph Michel M., geb. 1740 ebendas., gest. 1810) erinnern soll, von welchem der jüngere als der Erfinder des Luftballons und der Luftschifffahrt, der ältere, als der des hydraulischen Widders oder der Wasserschraube berühmt geworden; beide gemeinschaftlich erwarben sich große Verdienste um die Verbesserung der Papierfabrikation, besonders durch die erste Herstellung des sogenannten Velinpapiers. — Der Name Didot erinnert an eine ganze große Familie, welche sich um Papierfabrikation und Buchhandel und noch mehr um die Verbesseruug der Buchdruckerkunst die größten Verdienste erworben hat: der Vater Franz Ambrosius und die beiden Brüder Pierre (geb. 1761) und Firmin D. (geb. 1764) von denen der ältere eine Reihe von Prachtausgaben classischer Schriften — wir nennen hier nur Denon's großes Werk über Egypten — mit allem Glanze der Typographie und allem Schmucke der zeichnenden Künste ausstattete, der jüngere aber

die Schriftgießerei zu einer bis dahin nicht erreichten Höhe brachte. Namentlich aber gebührt ihm das Verdienst der Erfindung, mit festverbundenen Lettern, die er Stereotypen nannte, zu drucken. Im Schneiden und in der Herstellung neuer und schöner Schriften unterstützte ihn bald sein Sohn Henri D., welcher auch (1806) ein neues vollkommneres und zeitsparendes Instrument zum Schriftgießen erfand. — Was die Didots für die Typographie, das waren und sind die Breguets, namentlich Abraham Louis B. (geb. 1747 zu Neufchatel) für die Mechanik und besonders für die Uhrmacherkunst. Ihr Name hat einen mehr als europäischen Ruhm und wird selbst im stolzen England mit größter Achtung genannt. — Einer der bedeutendsten Begründer der neueren französischen Industrie war Ternaux (Guillaume Louis, Baron v. T., geb. 1763 zu Sedan, gest. 1833 zu St. Ouen). Vielleicht ist es ohne Beispiel, daß ein Einziger so viele Manufacturen und Fabriken begründete, wie T. Die Mechanik verdankt ihm die sinnreichsten Erfindungen, unter andern auch eine Presse, durch welche hydraulische Maschinen zur Appretur der Tücher anwendbar werden, und eine kreisförmige Klöppelmaschine, welche in zwölf Minuten einen wollenen Unterrock webt. Er war der Erste, der in Frankreich Spinnmaschinen einführte, der die Schaafzucht verbesserte, den Versuch machte, die Kaschmirziegen in Frankreich einzuführen und heimisch zu machen, und der Getreidemagazine in Gruben (Silos) anlegte; auch war er Begründer oder Mitglied vieler wohlthätigen Institute und erhielt bei allen Ausstellungen der Nationalindustrie die ersten Preise. — Eine der glänzendsten Erfindungen der neuesten Zeit verdankt jedoch Frankreich oder vielmehr das ganze webende Europa einem armen Strohhutfabrikanten in Lyon: Joseph Maria Jacquard (geb. 1752, gest. 1834 zu Dullnis, bei Lyon), dem Erfinder einer höchst einfach und sinnreich construirten Garnspinn-Maschine und des unter seinem Namen bekannten Webstuhles für die mannichfaltigst gemusterten Zeuge, — Erfindungen, durch welche J. der Schöpfer der neuen Seidenweberei in Lyon geworden ist.

Die letzte Abtheilung unserer Ehrenlegion mögen die Männer des stillen Verdienstes bilden, die es nicht lieben, rühmend genannt zu werden, sondern sich mit dem Bewußtsein begnügen, der Menschheit zum Segen gelebt zu haben in ächt christlicher

Liebe. Auch Frankreich hat solcher Männer nicht wenige, wenn wir sie auch nur durch vier vertreten lassen. Der erste unter diesen ist der wahrhaft fromme, aber eben darum vom Fanatismus — namentlich Bossuet's — verketzerte Fenelon (François de Salignac de la Motte F., geb. 1651 auf dem Schloß Fenelon, in Perigord, gest. 1715 in Cambrai), ein Mann nach dem Herzen Gottes, der des Lebens Bedeutung nach der Weisung des Evangeliums in der Liebe suchte, und für diese seine Ueberzeugung und Lehre die Herzen seiner Zeitgenossen zu gewinnen wußte durch Wort und That, als Prinzenlehrer wie als Bischof und Hirt des Volkes, welcher die verlornen Schaafe suchte und der Mühseligen und Beladenen sich annahm, wie es sich in hundert Erzählungen von Munde zu Munde fortgepflanzt hat. Dadurch ist er dem Volke gleichsam ein Heiliger geworden, wenn ihn auch die Kirche nicht canonisirt hat. Im Auslande ist er besonders durch seinen „Telemach", welchen er für seinen fürstlichen Zögling schrieb, bei Jung und Alt bekannt. — Valentin Hauy (geb. 1745, gest. 1822 zu Paris, ein Bruder des noch berühmteren Mineralogen und Krystallographen René Just. H.) widmete fast sein ganzes Leben der Erziehung und dem Unterrichte der Blinden, für welche er eine eigene erhabene Schrift erfand, die das Lesen durch das Gefühl der Fingerspitzen möglich macht. Man darf ihn als den eigentlichen Schöpfer der Blindenanstalten ansehen, obgleich ihm selbst die vollkommene Herstellung derselben nicht gelang, weder in Paris noch in Petersburg. Doch soll dies seinen Ruhm ihm nicht schmälern; denn nicht der Erfolg richtet den Menschen! — Ein anderes wandelndes Evangelium der Liebe war der liebenswürdige, menschenfreundliche Abbé l'Epée (Charles Michel de l'E., geb. 1712 zu Versailles, gest. 1789 in Paris), der unermüdliche Lehrer der Taubstummen, dieser redenden Zeugen der Wahrheit der Schrift, daß an solchen Unglücklichen „die Werke Gottes sollen offenbar werden." Zur Charakteristik des Mannes wird eine einzige Anekdote hinreichen, da ohnehin zu Weitereu der Raum uns versagt ist: „Im Jahre 1780 kam der russische Gesandte im Auftrage der Kaiserin Katharine II. zu l'Epée, um ihm in deren Namen ein bedeutendes Geschenk als Anerkennung seines menschenfreundlichen Strebens zu überreichen. L'E. aber lehnte es eben so bescheiden als uneigennützig

ab, indem er antwortete: „Sagen Sie Ihrer erhabnen Kaiserin, daß ich ihr Geld nicht annehmen kann; allein wenn meine Wirksamkeit einigen Anspruch auf ihre Anerkennung machen darf, so erlaube sie mir die Bitte, mir aus ihrem großen Reiche einen taubstumm Gebornen zu schicken, um ihn zu erziehen und zu bilden." Was er angefangen in solchem Sinne, setzte sein gleichgesinnter Freund, der Abbé Sicard, mit noch glücklicherem Erfolge fort, der unter andern auch eine „Grammatik der Zeichensprache" für Taubstumme schrieb. — Der Letzte, den wir aus der Klasse der Menschenfreunde nennen, ist der Baron v. Montyon (geb. 1733, gest. 1820). „Erbe eines reichen Vermögens wendete er dessen Besitz unablässig zur Förderung der Wissenschaften und Unterstützung junger, talentvoller Männer an, wobei er aber stets das strengste Geheimniß beobachtete. So stiftete er 1782, außer einem großen Preise (10,000 Frcs.) für das beste in jedem Jahre erscheinende französische Werk, einen andern von **3000** Frcs. jährlich zur Belohnung für eine im Stillen verübte tugendhafte That, beide nach dem Erkenntniß der französischen Akademie zu vertheilen. Durch sein Testament aber, wonach seine Stiftungen sich in dem Maße, wie sein Nachlaß angewachsen sein würde, ebenfalls vermehren sollten, verzweigten sie sich noch weit mehr, und vielfach werden nun Anerkennung und Tugendpreise jährlich in feierlicher Weise öffentlich in Paris vertheilt. Eine solche Vertheilung ist stets ein Nationalfest, und die dazu bestimmte akademische Versammlung vereinigt die angesehensten Männer und Frauen der Hauptstadt.

Und so beenden wir auch dieses unser Geschichtsbild mit der frohen und festen Ueberzeugung, daß die Liebe keine politischen Grenzen kennt, sondern vielmehr überall waltet, wo die Menschheit zu höherer Civilisation sich entwickelt, namentlich auf dem Wege des Christenthumes, dessen eigentlicher Geist und innerster Kern sie ist.

Großbritannien und Irland.

Großbritannien, das nordwestliche Land von Europa, gleicht in seinen äußeren Umrissen, wie sie die Landkarte uns darstellt, auf merkwürdige Weise dem südöstlichsten, dem Lande der Hellenen: hier, wie dort eine große Küsten-Entfaltung, Meerbusen, tief einschneidend, zwischen vorgebirgsartig in die See hinausragenden Halbinseln; hier, wie dort Felsenküsten und Riffe, rings umher ein Schwarm kleiner Inseln von ähnlicher Gestaltung; eine Fülle von sichern Buchten, guten Häfen; hier, wie dort also ein größerer Theil des Bodens der See genähert, — zuerst fremde Seefahrer einzuladen, bald die Kinder des Landes hinauszulocken zu Handel und Seeraub, zu Uebersiedelung nach fernen Küsten, zu Bekriegung und Unterwerfung der insularen Nachbarn und der gegenüberliegenden Küsten. So weit also auch entsprechende Schicksale. — Wie aber diese Aehnlichkeit bei näherer Betrachtung der historischen Entwickelungen bald zurücktritt, so zeigt sich auch in der Gestaltung beider Länder, sobald wir nicht mehr blos auf die Küstenumrisse blicken, sondern den Gebirgsbau, das Verhältniß von Höhen und Tiefen ins Auge fassen, eine große Verschiedenheit, ja ein entschiedener Gegensatz: die beiden an einander hängenden Halbinseln Griechenlands bauen sich aus einer Menge von Parallelketten, die im Innern des Landes in Knotenpunkten mit einander zusammenwachsen, Gebirgslandschaften bilden, hochgelegene Thäler, kleine Tafelländer einschließen, nach der Küste zu sich aber mehr und mehr von einander sondern, endlich Meerbusen, und weiter nach innen reiche Thalgründe in sich aufnehmen. — So bildet sich eine Menge von isolirten Gauen, auf zwei Seiten durch Felsgebirge geschützt, deren Vorgebirge Akropolen (Hochstädte) tragen, während die dritte, seebespülte Seite sichere Häfen bietet; Land=

schaften, auf deren Boden sich alle Blüthen hellenischen Lebens in Staat und Kunst, Dichtung und Wissenschaft entfaltet haben; so die Thalgegenden von Lakedämon, Argos, Elis, Attika u. a. Sie umgeben peripherisch den Kern des Landes, jene innern Gebirgsgauen, in denen sich lange die älteste Bevölkerung, und bis heute, durch alle Jahrhunderte, alterthümliche Sitte und Lebensweise in ihrer Rohheit und Einfachheit erhalten hat, — wie bei den Hirtenvölkern von Arkadien. Ausgedehnte, tief gelegene Ebenen finden sich nirgends innerhalb der Halbinsel, sondern erst im barbarischen Norden, jenseits ihrer Grenzen. — Ganz anders gestaltet sich der britische Boden. Auch hier zwar Gebirgsauen und ebenere Striche, aber in ganz anderm örtlichem und organischem Verhältniß zu einander, so wie zu der umgebenden Welt. Eine Linie, welche die Halbinsel von Cornwallis abschneidet, nach dem innersten Winkel des Bristoler Meerbusens und von da weiter, mit einer schwachen Wölbung nach Osten, an die Küste der Nordsee zur schottischen Grenze läuft, läßt zu ihrer Linken Alles liegen, was Großbritannien von Gebirgsland umschließt, — mit Ausnahme einer kleinen isolirten Gruppe an der Ostküste in Yorkshire —; dagegen bleibt zu ihrer Rechten der südöstliche Theil, die größere Hälfte des eigentlichen Englands ein ebenes oder hügliches Land von geringerer Erhebung, hoch genug, um, von den Meereswogen unterspült, kühne Felsklippen zu bilden, von den Küstenflüssen durchschnitten, anmuthige, romantische Thäler zwischen grünen, hie und da felsigen Gehängen zu beherbergen, um mitunter einem Küstenschloß, oder alten Burgmauern eine überragende, schwer ersteigliche Grundlage zu verschaffen; aber die Rücken sind alle flach, und mit wenigen Ausnahmen wohl angebaut; kaum irgendwo ist ein bedeutender klimatischer Unterschied, durch höhere Lage bedingt, zu bemerken, durchaus nichts Gebirgsartiges. Diese ebene Hälfte von England liegt den europäischen Küsten gegenüber, während von der griechischen Halbinsel gerade die gegliederteren, gebirgigeren Theile der asiatischen Culturwelt zugewandt sind. Eine entscheidende Verschiedenheit! — Gehört nun alles Land im Südosten England's von der oben gezogenen Linie der Ebene an, so zeigt sich der Nordwesten auch keineswegs durch ein zusammenhängendes Gebirgsland erfüllt. Wir finden im Gegentheile mehrere, durch

tief einschneidende Meerbusen und ebene Striche ganz von einander getrennte Gruppen. Solche Gebirgsgruppen sind es, welche die von Süd nach Nord über einander liegenden westlichen Halbinseln von Cornwallis, Wales und Cumberland bilden. Der Meerbusen von Bristol und das irische Meer schneiden hindurch bis auf das niedrige Lande welches von der Südküste ohne Unterbrechung von der Mündung der Severne, von da nach Norden an der Ostgrenze von Wales hin zur Mündung der Mersey und dann weiter durch Lancashire zieht. An diesen ebenen Landstrich erscheinen die gebirgigen Halbinseln wie vorspringende Bollwerke angesetzt. — Eine andere Reihe von Gebirgsgruppen fügt sich zu einer binnenländischen Bergkette zusammen, welche von der schottischen Grenze nach Süden bis etwa in die Mitte des Landes hinabzieht, im Osten die große Ebene begrenzt, im Westen durch ebenes Land, — einem von jener ausgehenden Arm, — von der Küste der irischen See, sowie von den gebirgigen Halbinseln geschieden wird.... In Schottland wiederholt sich dieselbe Eintheilung in ein ebeneres südöstliches und ein gebirgiges nordwestliches Gebiet, welche sich uns in England dargeboten hat. Nur ist das Verhältniß zwischen beiden Hälften verändert: das Gebirgsland ist dem Umfange nach gewachsen, durch Zusammenhang stark; in demselben Maße ist die Ebene vereinzelter, beschränkter. In der ganzen schottischen Geschichte zeigt sich der vorwaltende Einfluß dieser natürlichen Gestaltung.... Noch schärfer zeigt sich der charakteristische Stempel Großbritanniens im Boden von Irland ausgeprägt. Die Form der Ebenen ist hier noch weit entschiedener vorwaltend. Der wagrechte oder leichthügelige Boden wird nur von ganz kleinen zerstreuten Berggruppen unterbrochen, die zum Theil ziemlich hoch, aber leicht ersteiglich und bis weit hinauf angebaut sind. Die Mitte des Landes nimmt eine große wagrechte Ebene ein von See zu See, von der Küste zu Dublin bis zur Bucht von Galway. An den Küsten, besonders im Westen und Südwesten, drängen sich die Berge dichter an einander, doch, obgleich fast überall Berggruppen am Horizont in einer Entfernung von wenigen Meilen erscheinen, ist nirgends auf der Insel etwas, was einer zusammenhängenden Gebirgslandschaft ähnlich sähe *).

*) Mendelssohn a. a. O. S. 29 ff. Der ganze Abschnitt (S. 27—114) ist

Fragen wir nun nach dem Menschenleben, welches in dieser Räumlichkeit, unter dem Einflusse eines oceanischen d. h. feuchten, trüben und milden, zwar langsam zur Reife fördernden, aber darum doch dem Feldbau und vor Allem der Viehzucht gedeihlichen Klima's *), sich entwickelt hat, so finden wir heute in dem meerumflossenen Britannien ein deutsches Volk, welches mit andern Volksstämmen nicht mehr vermischt ist, als in den meisten Landschaften von Deutschland selbst. Auch seine Sprache ist, dem Grundelemente nach, deutsch geblieben; aber aus der Heimath auf einen fremden, ganz verschieden gelegenen und gestalteten Boden versetzt, war es zu einer eigenthümlichen Entwickelung, zu einer ganz andern, in die Ferne reichenden Wirksamkeit berufen. Als ein oceanisches Rom sollte England durch die Herrschaft der Meere das Band zwischen allen Welttheilen und Zonen der Erde knüpfen und erhalten. — Solche Größe konnte aber nicht im Fluge gewonnen werden, so wenig, wie die römische. Es bedurfte einer langen, mühsamen Vorbereitung in heftigen, wechselvollen Kämpfen, im Inneren wie im Auslande. Damals, als der Schleier aufgehoben wurde, welcher die neue Welt verbarg, da war England schon mächtig, stark, in gesunder Fülle eigenthümlicher Ausbildung in Staat und Kirche, Haus und Gemeinde; das geistige Leben trieb so herrliche Blüthen, wie seitdem nie wieder. Darauf kamen thatenreiche, vielbewegte Tage, wie des Jünglings, der aus der Schule in die Welt zu seinem Berufe entlassen wird, vor dem sich eine neue große Laufbahn öffnet; — andre, die schon voraus waren, mußten überholt, Wetteifernde besiegt werden. Als nun in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts die Herrschaft über das Meer und den Welthandel ihm kaum mehr bestritten wurde, da hatte England doch noch eine andere Art von Größe zu erreichen, mit jener in genauem Zusammenhange, sie stützend, wie von ihr getragen, aber doch von andern Elementen abhängig und keineswegs immer ver-

---

eine meisterhafte geographisch-historische Skizze, eins der gehaltvollsten Capitel des trefflichen, nicht genug zu empfehlenden Buches. Ihm verdanken wir die Hauptzüge zu diesem unserm Bilde.

*) Wie es schon Tacitus treffend und erschöpfend in dem Leben des Agricola C. 12. schildert: Solum, praeter oleam vitemque et caetera, calidioribus terris oriri sueta, patiens frugum, foecundum; tarde mitescunt, cito proveniunt, eademque utriusque rei causa multus humor terrarum coelique.

bunden; die industrielle Größe. — War es schon vorher Stapelort, so wurde es nun auch die große Werkstatt für Europa, wie für alle Länder der Erde. Der über jede Voraussicht raschen und mächtigen Entwickelung auf diesem Gebiete verdanken es die Engländer vor Allem, wenn sie zu der Zeit, wo die Klugen des Landes die letzten Kräfte für erschöpft, den unausbleiblichen Untergang vor der Thür glaubten, zu derselben Zeit den schwersten, längsten, furchtbarsten Kampf (gegen Napoleons Riesenmacht) durchzukämpfen vermochten, den sie je zu bestehen gehabt, und zuletzt siegreich, mit unglaublich vermehrter Machtfülle daraus hervorzugehen.

„So wären in der Geschichte des britischen Reiches drei große, jedoch keineswegs scharf gesonderte Perioden zu unterscheiden, deren jede sich durch eine herrschende eigenthümliche Entfaltung auszeichnet, so daß der ersten — etwa bis Elisabeth — die Ausbildung der innern Verhältnisse, die Ausprägung der Sprache, die Blüthe der Poesie angehört, — der zweiten die erkämpfte Obmacht im Gebiete des Weltverkehrs, — der dritten die industrielle Größe, die erworbene Herrschaft über den rohen Stoff *).“ Zur näheren Betrachtung dieser drei Entwickelungsstufen werden uns die verschiedenen Elemente unsrer Randzeichnung hinreichende Veranlassung geben; denn die Bestandtheile der sie bildenden Arabeske erinnern ja, theils durch das Bild, theils durch das Wort und die Zahl an Alles, was zur Herstellung eines vollständigen Begriffes von der hohen Bedeutung des „gekrönten Inselreiches“ dienen kann. Da schlingt sich die Krapppflanze (Rubia tinctorum) als bedeutsamer und charakteristischer Vertreter der Bodencultur, welche England zu so hohem Ruhme gereicht, symbolisch hindurch, zugleich erinnernd an die Verbindung des Ackerbaues mit Handel, Schifffahrt und Industrie; während immergrünender Epheu — das schöne, freundliche Kleid von Englands herrlichen Bäumen, Häusern und Ruinen — und die sinnbildliche Rose, an langen blutigen Kampf und endlichen Frieden zugleich erinnernd — die Fürstenbilder umrankt. Unter diesen letzteren nimmt Egbert's des Großen Bildniß den ersten Platz ein; und gewiß verdienter

*) Mendelssohn a. a. O. S. 28.

Maßen, nicht nur deshalb, weil er dem Lande auch den Stempel des Namens (Anglia, England) von dem (seit 449) eingewanderten germanischen, angelsächsischen Volksstamme aufdrückte, sondern weil er (827) ein angelsächsisches Reich gegründet hat, wie es an Umfang und an Kraft früher nicht bestanden hatte, und welches durch Einheit und größere innere Ruhe die geistige Ausbildung und Entwickelung der Landes = und Gerichtsverfassungen wesentlich förderte. Seine Thaten waren die Saat, aus denen die goldnen Früchte entsprossen, welche seine Nachfolger zeitigten und deren Erinnerung die „Nachwelt mit dem großen Namen Alfred's zu verknüpfen sich gewöhnt hat *)."
Egbert (Degenglanz) hatte am Hofe Karls d. Gr. einen Theil seiner Jugend im Elende verleben müssen und scheint von diesem großen Herrscher und vom Unglücke, welches meistens der beste Erzieher der Menschen und Fürsten ist, viel gelernt zu haben. „Im Jahre 800, gerade im Anfange des Jahrhunderts, wurde er als Kerdik's einziger Sprößling auf den Thron von Westsex berufen. Es bestand damals in England fast eine Dreiherrschaft: Kent, Essex und Ostangeln waren schon Mercia's Trabanten geworden; Northumberland scheint schon häufig von den Skandinaven (Normännern) erschüttert und aufgewühlt worden zu sein, und ward zwischen verwegenen, kriegerischen Königen und meuterischen Häuptlingen hin und her geworfen. Westsex war durch die Einverleibung von Sussex und durch kluge und weise Herrscher gewachsen. Mercia konnte dem Umfange nach das bedeutendste Reich der Angelsachsen heißen, und sein weiser, tapferer König hatte im Bunde der Reiche die erste Rolle unter den Fürsten gespielt. Aber nach seinem Tode ging Mord und Aufruhr durch sein Haus und das Reich ward durch unaufhörliche, wilde Wechsel und Getümmel geschwächt. Da reifte die Erndte für Egbert und er riß ein Stück des Reiches nach dem andern an sich; und im Jahre 827 mußte König Wiglaff ihm als Vasall huldigen. In demselben Jahre mußte auch Ennered von Northumberland ihn als Oberherrn anerkennen. Auch Wales demüthigte er in mehrern Schlachten. Doch hatte er schon harte Stöße mit den Skandinaven zu bestehen; denn die englischen Jahrbücher erwähnen die ersten normännischen Landungen schon im Jahre

*) Lappenberg Gesch. v. England Bd. I. S. 279.

787. — Mit diesem Könige Egbert, der 36 Jahre regierte, beginnt die Rechnung der englischen Gesammtmonarchie, da bis auf ihn nur immer einzelne große Degen eine Art Erstigkeit im ganzen Volke behauptet hatten *)." — Die Regierung seines Sohnes Ethelwulf war ein fortwährender Kampf mit den Normannen (Dänen) mit wechselnden, aber immer gleich verderblichen Siegen und Niederlagen. So sind auch die Namen seiner drei ältesten Enkel mit Blutschrift in die Jahrbücher der englischen Geschichte eingetragen, und erst dem großen Aelfred (871 — 901) war es vorbehalten, den Ruhm seines Stammes wieder herzustellen und das Glück seines Volkes durch ehrenvollen Frieden zu befestigen. Darum verdient auch sein Bildniß eine längere Unterschrift, obgleich wir uns wohl hüten werden, darin Allbekanntes aus seinem äußern Heldenleben zu wiederholen. Unbestreitbar gehört er zu den hellst leuchtenden Sternen an dem Himmel der Geschichte der Menschheit **), als Held, Gesetzgeber, Weiser und Gelehrter der erste seiner Zeit und zugleich ein Vorbild allen folgenden; „denn so glänzend auch Aelfreds Charakter ist, so hat er doch das seltene und eigenthümliche Glück, von Allen nachgeahmt werden zu können. Er ist nicht der eines blutigen Kriegers, auf dessen ehrgeizigen Befehl Nationen verschwinden, auch nicht das Genie eines Homer oder Newton, dessen wissenschaftliche Combinationen die Bewunderung und Verzweiflung der Menschen erregen; solcher Männer Leben können wir nicht alle zum Muster unsres eignen machen, wir können nicht unser Benehmen in den Schwierigkeiten menschlicher Dinge nach den aus ihrer Erfahrung gewonnenen Lehren regeln. Aelfred dagegen war ein Mann, dem wir in mannigfaltigen Verdiensten nacheifern können. Wir können seinem Muster fast in jedem Falle folgen und werden ihn selten nachahmen, ohne unsern Charakter zu veredeln und unsern Ruhm zu vergrößern, wenn etwa die Musik des Ruhmes unserm Ohre angenehm sein sollte ***)." So

*) Arndt Vers. in vergleich. Völkergeschichte. S. 248.

**) So nennt ihn Herder in seinen „Ideen zur Gesch. der Menschheit;" Voltaire aber, von dem gewiß Niemand Parteilichkeit für England erwarten wird, sagt von ihm: „Je ne sais, s'il y a jamais eu sur la terre un homme plus digne du respect de la posterité qu' Alfred le Grand etc. Essais sur le moeurs etc. c. 26.

***) Turner hist. of the Anglosax. u. Lorentz Geschichte Alfreds d. Gr. S. 138.

vielseitig Aelfred's Thätigkeit, so umfassend sein Blick auch zu jeder Zeit seines Lebens war, so erscheint doch die Periode nach den Siegen über die Dänen als das wahre Fest seiner Regierung, die höchste Feier seines Lebens. „War Aelfred unerschütterlich und unermüdlich in den Kämpfen gegen die Feinde gewesen, so war er jetzt so einsichtsvoll besonnen, als rastlos in der Wiederherstellung und Verbesserung des Wiedererrungenen und Erhaltenen. Die zerstörten Burgen wurden neu und fester erbaut, verfallene Städte und Landstraßen hergestellt und viele neue angelegt. Während andere angelsächsische Könige die Zerstörung der Klöster durch die Dänen benutzt hatten, um die Besitzungen derselben an sich und ihre Dienstmannen zu reißen, war er beschäftigt, die begründeten Rechte der Geistlichkeit zu schützen und ihre Verhältnisse besser zu ordnen. Unter den neuen geistlichen Stiftungen, welche er errichtete, werden Klöster bei Shaftesbury und Winchester genannt und ein anderes bei Aetheling-Ey (Insel der Edeln, in Sommersetshire), dem Zufluchtsorte, welcher ihn als Flüchtling seinem Vaterlande erhalten hatte. Die Stadt London, welche durch die Gefechte der Normannen innerhalb ihrer Mauern und den häufigen Brand ein unbewohnter Schutthaufen geworden war, ließ er wieder aufräumen und wohnlich und glänzend wieder herstellen. In seinen eignen Königsburgen und Landsitzen gab er selbst das Muster dauerhafterer und schönerer Bauten, als die Angelsachsen selbst bisher errichtet hatten, wobei die jugendlichen Eindrücke, welche er auf Reisen jenseits der Alpen aufgefaßt hatte, ihn in spätern Jahren noch leiteten. Daß ein Mann von seinem Geiste und seiner Regsamkeit auch im Technischen hier gediegene Kenntnisse besaß, und seinen Unterthanen auch hierin Lehrer wurde, wird nicht als wunderbar erscheinen, wenngleich seine Zeitgenossen, wenig vertraut mit der damals durch so viele seltsame und schädliche Mysterien verhüllten Kunst, einer faßlichen Berichterstattung sich nicht gewachsen gezeigt haben. — Wichtiger noch, als Aelfreds Verdienste um die Baukunst, auf dem festen Lande, erscheint, was er für den Schiffsbau leistete. Bedeutender, als jene, wird diesen nennen, wer theils die nur der Wichtigkeit desselben vergleichbare Langsamkeit erwägt, mit welcher das ganze See- und Schiffswesen sich von jeher ausgebildet hat, theils darin den ersten, wenngleich mehrere folgende

Jahrhunderte hindurch wenig entwickelten Keim der Größe Britanniens erkennt. Der Bau seiner Schiffe war aber durch keine Nachahmung fremder Schiffe veranlaßt, sondern ganz Aelfreds eigene Schöpfung. Diese neuen Schiffe hatten sechszig Ruder und mehrere werden als noch einmal so lang, höher, schneller und weniger schwankend als die früheren beschrieben. Seiner Landsleute scheint er zur Handhabung derselben sich nicht haben bedienen zu können, sondern Friesen, die erfahrensten Seeleute des Mittelalters, von denen noch der nordische Aelfred, Peter der Große, lernte, zu diesem Zwecke herbeigezogen zu haben. . . Aelfreds eifrigstes Bestreben war, sein Volk zu einem rechtlichen Zustande zurückzuführen und solchen gegen Willkür und Neuerungen zu schützen. Zu diesem Zwecke veranstaltete er eine Sammlung der Gesetze der drei vorzüglichsten ihm unterworfenen Stämme, der Kenter, Mercier und Westsachsen, welche deren Könige Ethelbert, Offa und Ina einst hatten niederschreiben lassen, und änderte einige derselben mit dem Rathe seiner Rechtskundigen (Witan) ab. Doch wagte er es nicht, wie er selbst sagt, eigner Satzungen viele niederschreiben zu lassen, da er nicht voraussehen könne, wie diese denen, die nach ihm kommen würden, gefallen möchten. Unermüdlich war er in der Handhabung der Gesetze. Die Armen hatten kaum einen andern Freund, als ihn; denn die Macht und Willkür des Adels war in den unruhigen Kriegsjahren sehr gesteigert und die Gerichte wurden durch deren Einfluß unterdrückt. Unter den Richtern und Geschwornen herrschte bei ihrer großen Unwissenheit stets Zwiespalt und die meisten Streitigkeiten mußten zur endlichen Entscheidung vor die Bank des Königs selbst gebracht werden. Selbst bei Angelegenheiten, welche in den untern Gerichtshöfen entschieden wurden, war er unablässig bemüht, die Gründe der gefällten Urtheile zu vernehmen und zu untersuchen, wodurch er häufig Anlaß fand, die Richter besser zu belehren und sie auf die Nothwendigkeit des Erlernens der in frühern Jahren versäumten Rechtskunde und andrer Kenntnisse hinzuweisen, so wie auch zuweilen die strengste Ahndung selbst, in nicht weniger als 44 auf uns gekommenen Fällen, Todesstrafe dem ungerechten und übereilten Spruche folgte. . . . Durch Verbesserungen in der Gerichtsverfassung überhaupt brachte Aelfred seinem Reiche solche Sicherheit, daß erzählt wird, daß der Reisende, welcher seine

Digitized by Google

Börse auf der Landstraße verlor, ohne Zweifel diese nach Monatsfrist unberührt wiederfinden konnte, und goldne Armbänder, am Scheidewege aufgehängt, kein Vorübergehender wegzunehmen wagte.... Wenn aber die Verdienste des braven Kriegers, des einsichtsvollen thätigen Staatsmannes, so ausgezeichnet sie waren, so sehr sie den Königsnamen verherrlichten, an dem stets sich ausdehnenden Horizonte der Geschichte nach einigen Jahrhunderten oder Jahrtausenden doch zuletzt in der Masse bedeutungsloser werden und vor anderm, helleren Lichte erbleichen: so wird doch Aelfreds Stern nur mit Britanniens Namen untergehen können, da seine Verdienste um die Förderung der Sprache und geistiger Bildung nur mit den germanischen Sprachen selbst vergessen werden könnten. Das Christenthum hatte bereits einen bedeutenden Einfluß auf die wissenschaftliche Bildung des Landes geäußert, und die scotische wie die römische Geistlichkeit würdige Genossen unter den Angelsachsen gefunden. Doch blieb die Bildung auf die Geistlichen beschränkt; und als nach so vielen inneren Kriegen die Dänen das Land verheerten, so viele Klöster mit ihren Bibliotheken und Schätzen niederbrannten, da verschwand die Zahl älterer gelehrter Geistlichen, und jüngere konnten nicht herangezogen werden. So begab es sich bald, daß in Beda's und Alcuin's Vaterlande zur Zeit, als Aelfred seine Regierung antrat, sehr Wenige südlich vom Humber, südlich von der Themse aber Niemand gefunden wurde, welcher ein lateinisches Werk übersetzen konnte. Da half der König selbst, theils durch Unterstützung der im Lande noch vorfindlichen, theils durch Herbeiziehung ausländischer Gelehrter.... Eine angelegentliche Sorge und liebe Beschäftigung war es ihm, seitdem er die lateinische Sprache in seinem sechs und dreißigsten Jahre erlernt hatte, aus dieser Sprache viele Werke in seine Muttersprache zu übersetzen und dadurch zum Gemeingute seines Volkes zu machen, welches er dadurch ausbildete und bereicherte. Das wichtigste derselben ist wohl das Buch des Boethius (aus dem 6. Jahrh. n. Chr.) von den Tröstungen der Philosophie, da er der Uebersetzung an vielen Stellen seine eignen gediegenen und glücklich ausgedrückten Gedanken und poetische Ausschmückungen eingeschaltet hat.... Symbolisch bedeutsam für die spätere Entwickelung des englischen Handelsstaates ist die Gesandtschaft, welche Aelfred, nach hinlänglich beglaubigten Berichten, nach Indien schickte, um

den dortigen christlichen Kirchen Weihgeschenke zu bringen, deren er so häufig nach Rom zu schicken pflegte. . . . Es darf wohl unsere Aufmerksamkeit erregen, wie unter so vielen ungünstigen Umständen Aelfred die Zeit und die Mittel erhielt, so Vieles und so Großes durchzusetzen. Wir erhalten durch die Darstellung von Aelfreds Freund und Biographen, den gelehrten Bischof Asser, eine ähnliche Antwort, wie Karl d. Gr. oder Benjamin Franklin sie ertheilt haben würde: die größte Sparsamkeit und Ordnung im Gebrauche der Zeit wie der Einkünfte bringen bei irgend zweckmäßigen Plänen Unglaubliches hervor. Der genannte Freund und Biograph A.'s theilt uns nämlich mit: „Eine Hälfte seiner Einnahme war für weltliche, die andere für geistliche Zwecke bestimmt. Die erstere zerfiel wiederum in drei Abtheilungen, deren erste er jährlich an seine Krieger austheilte, so wie an edle Dienstmannen, welche er abwechselnd einen Monat im Vierteljahre den Dienst verrichten und dann auf zwei Monate den eignen Geschäften nachgehen ließ. Das zweite Sechstel war für die zahlreichen Bauleute und Künstler bestimmt, welche er aus vielen Völkern um sich her versammelt hatte und zur Verschönerung seiner eigenen Besitzungen, wie seines Reiches überhaupt gebrauchte. Das dritte Sechstel gehörte der Gastfreundschaft und Unterstützung der Fremden, welche aus der Nähe und der Ferne, mit und ohne Anliegen, ihn aufsuchten. Die andere Hälfte seiner Gesammteinnahme hatte er seinen Säckelmeistern geboten vierfach zu vertheilen. Ein Viertel derselben war für die Armen jeglicher Nation bestimmt, das zweite für die beiden Klöster, welche er selbst gestiftet, das dritte für die Schule, welche er für den jungen Adel seines Volkes mühsam begründet hatte, das letzte endlich für alle benachbarten Klöster, Kirchen und deren Diener in seinen sächsischen Landen oder Mercien, und zuweilen auch abwechselnd für die bei den Altbriten und in Cornwales, Gallien, Armorica, Northumbrien, am seltensten in Irland *)." — Ebenso gewissenhaft, wie seine Einkünfte, vertheilte er den Dienst seines Körpers und Geistes zwischen der Erde und dem Himmel. Zur besseren und genaueren Benutzung der flüchtigen Zeit, besonders in der Nacht, erfand er sich einen Zeitmesser, der aus

*) Lappenberg a. a. O. I. S. 330 ff.

sechs gleichgroßen Wachskerzen bestand, jede 12 Zoll lang, und in eben so viele Theile eingetheilt. Diese Kerzen brannten, in einer gut verschlossenen Kapsel von durchsichtigem Horn, eine jede vier, zusammen vier und zwanzig Stunden, und folglich bezeichnete jeder Zoll den Abläuf von zwanzig Minuten. Durch dieses Mittel, welches freilich unsere Schlag- und Taschenuhren fast lächerlich erscheinen lassen, erhielt er, was er verlangte, eine genaue Messung des Ablaufes der Zeit. — Seine Kinder erzog Aelfred mit der Sorgfalt eines treuen Vaters, und gewöhnte sie, sich mit kindlichem Gehorsam gegen ihren Vater, und mit Milde und Herablassung gegen Andere, sie mochten Fremde oder Einheimische sein, zu benehmen. Dabei wurden sie angehalten, ihren Geist durch die Wissenschaften, die man damals erlernen konnte, zu bilden, und alle wurden im Sächsischen und Lateinischen gründlich unterrichtet, ohne jedoch die nöthige Uebung und Ausbildung der Körperkraft darüber zu versäumen. Einige von den letzten Anweisungen Aelfreds an seinen Sohn und Nachfolger haben sich durch Volksüberlieferung erhalten, und sie verdienen wegen ihrer erhabenen Einfalt, ihrer politischen Weisheit und als Beweis von des Königs Sorge für die Wohlfahrt seiner Unterthanen hier angeführt zu werden, ein würdiges Gegenstück zu dem Testamente Ludwigs des Frommen, welches wir oben (S. 111) mittheilten: „So, mein lieber Sohn, — sagte Aelfred, — setze dich nun neben mich, ich will dir die wahren Lehren geben. Mein Sohn, ich fühle es, daß meine Stunde nahet; mein Gesicht ist bleich, meine Tage sind fast hin; wir müssen nun bald scheiden. Ich werde nach einer andern Welt gehen, und du wirst allein im Besitze von aller meiner Macht zurückbleiben. Ich bitte dich, denn du bist mein liebes Kind, strebe deinem Volke ein Vater und Herr zu sein. Sei du der Waisen Vater und der Wittwen Freund. Tröste den Armen und schütze den Schwachen, und mit aller deiner Macht mache recht, was unrecht ist. Und, mein Sohn, richte dich selbst nach dem Gesetz! dann wird dich der Herr lieben, und Gott vor allen Dingen deine Belohnung sein. Wende dich an ihn um Rath in aller deiner Noth, und er wird dir helfen, das, was du willst, besser zu erreichen. . . . Ohne Weisheit ist Reichthum wenig werth; hätte auch ein Mann hundert und siebenzig Morgen

Landes mit Gold besäet, und wüchse Alles, wie Korn, so wäre doch all dieser Reichthum nichts werth, wenn ihn nicht Einer aus einem Feinde zu seinem Freunde machen könnte. Denn wodurch unterscheidet sich Geld von einem Steine, als durch verständige Benutzung rc.?" *) — Aelfred starb am 28. October des Jahres 901, nachdem er neunundzwanzig Jahre und sechs Monate regiert, und drei und funfzig Jahre gelebt hatte. „Ohne die Macht Karl's des Großen und anderer Weltherrscher zu besitzen, wirkte er für Europa nicht weniger durch Kampf und Sieg gegen die Feinde der damaligen civilisirten Welt und die gefürchtetsten Anführer derselben, sowie, wenn das Schwert zu wirken aufgehört hatte, durch den geräuschlosen, aber sichern Sieg der Bekehrung zum Christenthume. Doch würde es ein Wahn sein, den König vom Menschen trennen zu wollen, und den großen Ruhm Aelfreds oder anderer großen Herrscher in anderer, als der hervorragendsten Persönlichkeit zu suchen, unter Berücksichtigung der Umstände, unter welchen diese gebildet ward, und durch welche sie so oft hat hervortreten können. Daher dürfen wir glauben, daß die Lehren der Weisen der Vorwelt und der Rath älterer Freunde, daß die schmerzhafte, aber eine Natur, wie die seinige, zum Nachsinnen weckende Krankheit, an welcher er fast sein ganzes Leben hindurch litt, — daß endlich die Tage des Unglücks seinem Charakter eine nie, oder doch wenigstens nur selten erreichte Vereinigung des Helden und des Weisen gegeben haben. So haben bald tausend Jahre geurtheilt, und wenn Beobachtung und Kunde menschlicher Empfindung uns die Gabe der Empfindung verleihen, werden noch viele Weltalter also urtheilen. Nie kann der Held von Athelingsey vergessen werden, der ächte Königssprosse, der verlassene Flüchtling, in welchem das Wohl des ganzen christlichen Britanniens verborgen war; der glücklicher, als jener verschollene Sebastian von Portugal, als der von den Sagen der mittelalterlichen Poesie verherrlichte König Arthur, wiederkehrte, und die reiche Erndte dem kurzen Winter folgen sah. Selbst die normannischen Unterdrücker haben Aelfred nicht feindlich betrachtet und den Ruhm eines solchen Königs, als den eines ihrer eigenen Vorfahren, sich gern angeeignet. Doch

*) Turner l. c. bei Lorentz a. a. O. S. 205.

wie mußte erst eine solche Erinnerung, ein so schöner Trost später bei dem angelsächsischen Stamme fortwirken! Kein Glanz ist so groß, als der aus der Krippe oder aus dem Bettlermantel hervorstrahlt, und kein Andenken so wohl bewahrt, als bei den Unterdrückten. Die gegenwärtige Zeit aber wird am liebsten den Weisen ehren, den Gesetzgeber und Bildner seines Volkes, und zwar um so mehr, als die Erinnerung an ihn mit keinem jener späteren Auswüchse und Mißbräuche der Verfassung und Bildung verknüpft ist, welche die Streitaxt nur noch im Richtbeil, das Recht in den Abgaben und Gebühren, die Kirche in den Zehnten erkennen. Wenn aber Männer, wie Aelfred, jedem Volke und jeder Zeit angehören, so darf dennoch, den britischen Nachkommen zunächst, der Deutsche, dessen Sprache und Bildung noch viele goldne Früchte, die Aelfred säete, durch fernere Forschungen gewinnen werden, mit frohem Stolze sagen: Der Mann gehört uns an *)!"

Der Segen von Aelfreds Namen und Streben blieb auch nach seinem Tode vierzig Jahre lang bei seinem Volke, und sein Enkel Athelstan (924—941) steht in jeder Hinsicht ebenbürtig und würdig neben ihm in den Jahrbüchern der englischen Geschichte. Aber die Schrecken und Gefahren der Normänner blieben, ja sie wuchsen; nicht so die Kraft und der Muth der Nachfolger Athelstans; und als endlich der unselige Ethelred der Unfertige — von seiner Unfähigkeit und Faulheit so genannt — den Thron bestieg und 38 Jahre inne hatte (978—1016), und den nordischen Eindringlingen (unter Sven) Gold statt Eisen entgegenhielt, da erblaßte der Stern der Angelsachsen, und der der Dänen ging auf, und Knut, der Große genannt, „weil er die Geistlichen hochgeehrt und beschenkt und eine prächtige Pilgerfahrt nach Rom gemacht hat" — gründete auf Blut und Mord seinen mächtigen Thron in England (bis 1035), den später (1042) der milde Edward der Bekenner zum Glücke des Landes bestieg. Sein Tod gab jedoch die Losung zu neuen Kämpfen, in welchen namentlich Wilhelm der Eroberer, Herzog der Normandie, (das dritte Bild unserer Randzeichnung) seine Rechte durch die Gewalt der Waffen in der Schlacht bei Hastings (1066) sieg-

*) Lappenberg a. a. O. I. S. 349 ff.

reich geltend machte, und die alte angelsächsische Verfassung, „die auf edler germanischer Freiheit gegründet war, sammt der Sprache (durch die Beimischung des normannischen Elementes) und Art des Volkes brach, so weit sie sich brechen und von den fremden überwinden ließen. Er theilte nach dem Siege das englische Land unter seine Ritter und Mannen, indem er 60,000 Kriegerlehen vergab *); und er und seine Ritter führten über die Besiegten ein strenges Regiment **).“ Vergegenwärtigen wir uns sein persönliches Bild, wie glaubwürdige Geschichtschreiber ihn uns schildern: „Wilhelm war von der Natur mit außerordentlichen Körperkräften begabt, und er ward dadurch das, ohne welches kein Eroberer lange gegolten und gesiegt hat, vornemlich in Zeiten, wo die beste Taktik das ermuthigende Beispiel der eigenen Tapferkeit war, seiner Krieger Erster, des Heeres Vorfechter, selbst durch Zweikampf mit den edelsten und muthigsten Feinden die Entscheidung der Schlacht suchend. Den Bogen, welchen kein Anderer stehend zu handhaben vermochte, spannte er, von dem flüchtigen Rosse getragen. So konnte sich die in seinem Zeitalter gewöhnliche Jagdlust in ihm zur Leidenschaft gestalten, welche so rücksichtslos kaum wieder erschienen ist. Die vielen Wälder der Normandie und Englands genügten ihm nicht. Einen District von 17,000 Acres mit mehr, als sechszig Kirchspielen im wohlhäbigsten Theile Englands, von Winchester nach der Seeseite zu gelegen, bestimmte er zur Ausdehnung eines neues Waldes (Ytene) und zu einem neuen Forst (New Forest), und schonungslos ließ der königliche Jäger Kirchen und Dörfer in diesem Umkreise niederbrennen. Seine Jagd- und Forstgesetze — welche zum Theil noch jetzt in England gelten — waren sehr hart: Eber und sogar Hasen zu tödten, verbot er, und wer einen Hirsch oder eine Hindin erschlug, wurde geblendet. Er liebte — sagten seine Zeitgenossen — das Hochwild, als sei er dessen

*) Ganz England wurde in 700 Lehns-Baronien für die normannischen Großen, als unmittelbare Vasallen, und 60,215 Ritterlehen (Knight-fees) getheilt, von welchen letztern jedoch der König 1400 als Kammergut für sich behielt, von den übrigen aber die Lehnspflichten forderte und annahm. Nur wenige Freie kamen mit einem bloßen Erbzinse davon. Ueberdem mußten auch alle Untervasallen nicht bloß ihren Lehnsobern, sondern auch dem Könige als Oberlehnsherrn huldigen. Damit hing auch die Besteuerung zusammen, die W. auf einen wahrhaft enormen Grad zu bringen wußte, weil er die Macht des Geldes wohl erkannt hatte.

**) Arndt a. a. O. S. 252.



Vater.“ — Ein Lob, sehr selten unter den Fürsten seiner Familie, welches Wilhelm gebührt, ist das der Keuschheit, indem selbst seine Lästerer es nicht gewagt haben, sein Familienleben in dieser Hinsicht zu verdächtigen. Was ihn aber als Herrscher vor allen ähnlichen Charakteren auszeichnet, ist die Sicherheit, welche er seinen Erwerbungen verschaffte, da doch die Mittel, deren er sich dazu bediente, ihm bei seinem Adel wie unter dem Volke stets neue Feinde schufen. Die Strenge, welche er gegen seine Barone und nächsten Angehörigen ausübte, mußte ihn diesen oft nicht minder hassenswerth erscheinen lassen, als nur je den unglücklichen besiegten Sachsen. Sein größter Triumph lag in der lediglich durch seinen Wunsch bestimmten Erbfolge, welche auch nach seinem Tode unangefochten blieb. So sehr war die angelsächsische Kraft gebrochen *).“ — Was die Angelsachsen mit dem Degen weggeräumt hatten, das romanische Element, das brachte der normännische Degen wieder, und das ist als ein fremdartiges in dieses rein germanische Volk gekommen, und wuchert fort und fort bis auf den heutigen Tag. Die Lehnsfesseln haben freilich die Angelsachsen tragen müssen, wie die meisten Völker Europa's, nur der höchste germanische Norden nicht; einige dieser Fesseln hat auch der freie, trotzige Sinn des englischen Volkes zu brechen, alle etwas zu lösen verstanden; aber seine alte Sprache ist unrettbar untergegangen, und in eine sonderbare Mischsprache übergegangen, die meistens mit germanischem Zuschnitte und Gefühle, aber, wo der Gedanke vorherrscht, mehr mit romanischem Ausdrucke auftritt. Man kann sagen, das Gemeinste und Sinnlichste, nebst dem, was zur Bezeichnung der Herrschaft und Dienerschaft gehört, so wie hinwiederum das Höchste des Gedankens ist wälsch-romanisch: nämlich, was den Bauch und die Kehle angeht, und was zur Küche gehört, und was um die Vorzimmer der Großen und die Stuben der Lakaien schwebt, und wieder, womit ein Baco nnd Newton und Burke (s. unten) ihr geistiges Leben kundthun müssen. — So siegte die wälsche Form, nicht die wälsche Art, das Angelsächsische und Germanische in dem Hauptorgane des Daseins des Volkes, in der Sprache, sehr nieder; aber der angelsächsische, skandinavische Geist ward nicht erdrückt, sondern

*) Lappenberg a. a. O. II. S. 160.

erhob sich von Jahrhundert zu Jahrhundert wieder zu einer zwar ganz andern, als die alte gewesen, aber doch zu einer frischen, stolzen und diesem Lande und Volke eigenthümlichen Freiheit*)."

Als die feste Grundlage dieser Freiheit sieht das englische Volk gewöhnlich die bekannte Magna Charta an, jenen großen Freiheitsbrief, welchen die mächtigen Barone und Bischöfe von dem erbärmlichen Könige Johann im Jahre 1215 (am 19. Juni) erzwangen, obgleich die darin ertheilten Vorrechte und gemachten Bewilligungen und Versprechungen bereits von Heinrich I. gegeben worden waren, und anderes Wesentliches in der Verfassung und Gesetzgebung erst die Frucht späterer Kämpfe war. Denn viele heftigen und blutigen Kämpfe nach Innen, wie nach Außen, hatte England zu bestehen, ehe es die Höhe erreichte, auf welcher wir es jetzt erblicken. Nach Außen war es besonders Frankreich, von welchem sich frei zu machen, es mehr als vierhundertjährige Kriege kostete, und in welchen die glänzendsten Siege von englischen Waffen erfochten wurden. Als den ruhmvollsten und folgereichsten derselben bezeichnet man allgemein den bei Crecy im Jahre 1346, von dem damals erst funfzehnjährigen Prinzen von Wales, von seiner Rüstung der schwarze Prinz genannt, dem Sohne Eduards III., über Philipp IV. errungen durch Besonnenheit und heldenmüthige Tapferkeit, in Folge dessen Calais in die Hände der Engländer fiel, in welchen es — „ein immer offenes Thor nach Frankreich" — bis zum Jahre 1558 verblieb. Ganz gleichzeitig wurde das Land im Innern von den furchtbarsten Parteiungen in höchst bedauerlicher Weise zerrissen, zuletzt namentlich durch die Bürgerkriege, welche die beiden mächtigen Familien Lancaster und York gegen einander in unversöhnlicher Erbitterung führten, und welche in der Geschichte unter dem poetischen Namen des Krieges der weißen und rothen Rose bekannt sind; denn Lancasters Partei, oder die des Hofes, führte eine rothe Rose im Wappen, eine weiße aber war das Zeichen der Yorker. Dreißig Jahre wüthete dieser Kampf, dessen Ende als der eigentliche Abschluß des Mittelalters angesehen werden kann; denn mit Heinrich VII., dem Sieger Richard's III. bei Bosworth (1483), besteigt nicht nur eine neue Dynastie, die der Tudors, den englischen Thron, in welcher durch H.'s Verhei-

*) Arndt a. a. O. S. 253.

rathung mit Elisabeth von York die beiden Rosen vereinigt erscheinen, sondern es beginnt in der That eine ganz neue Zeit für das durch so lange und so blutige Kriege und innere Zerwürfnisse erschöpfte und zerrüttete Reich. Darum mußte auch Heinrich's VII. Bildniß einen Platz in unsrer Randzeichnung erhalten, wenn wir ihn auch nicht unbedingt den großen Fürsten zuzählen mögen. Vielmehr war er nur ein staatskluger Regent, der aber eben durch diese Staatsklugheit den langjährigen Bürgerkriegen, die sein Vaterland zerrütteten, ein Ende machte, die übergroße Macht des Adels demüthigte, und in die rechten Schranken zurückwies, und dadurch Ordnung und Ruhe wieder zurückführte. Er war tapfer, ohne jedoch unternehmend zu sein, sehr besonnen und berechnend in Allem, was er that, glücklich in allen seinen Geschäften. Seine vorherrschende Leidenschaft war die Begierde, Geld aufzuhäufen; sie hatte auf alle seine Handlungen einen entscheidenden Einfluß und überwog selbst seinen Ehrgeiz; denn er hielt die Macht des Reichthumes für die allein sichere, welche zu vermehren er kein Mittel scheuete, wenn sie ihm nur Vortheil brachten. Dabei unterstützte ihn sein einschmeichelndes und schlaues Wesen gar sehr, und ließ gar manche Maßregel als eine für das allgemeine Beste getroffene erscheinen, die doch nur auf seinen eignen Nutzen berechnet war. Daher kann es auch nicht befremden, daß er Niemanden vertraute, und überhaupt keinen eigentlichen Freund hatte. Als Gesetzgeber verdient er Lob: er stellte eine Menge grober Mißbräuche in der Verwaltung des Rechtes ab, und steuerte der Willkür der Großen, seinen absoluten Willen durchführend; denn er herrschte fast ganz ohne das Parlament und unumschränkter, als irgend ein König von England seit der Magna Charta. Auch um die festere Begründung und zweckmäßige Erweiterung des englischen Handels hat er große Verdienste sich erworben, wie er auch zuerst den Grund zu einer achtbaren Seemacht seines Reiches legte, und den venetianischen Seefahrer Johann Cabot (im Jahre 1496) aussandte, um sich an den Entdeckungen und Eroberungen in der neuen Welt zu betheiligen. Alles das zusammen giebt der Person und der vier und zwanzigjährigen Regierung Heinrich's VII. für die geschichtliche Entwickelung des britischen Reiches eine besondere Bedeutung. Er starb im Jahre 1509, erst zwei und

funfzig Jahre alt. — Nach ihm trugen zwei Könige (Heinrich VIII. und Eduard VI.) und zwei Königinnen (Maria und Elisabeth) aus dem Hause Tudor die Krone Englands, welche nach ihnen im Jahre 1603 an die Familie der Stuarts überging, so daß Jacob I. zuerst die Herrschaft beider Länder Großbritanniens in seiner Person vereinigte, obgleich deren Verhältnisse und Verfassungen in keinerlei Weise zusammen gezogen und verschmolzen werden konnten. Daher ist auch sein Bildniß das nächste, zu dessen Betrachtung uns der Verlauf der Geschichte auffordert. „Jakob — der Sohn der allbekannten unglücklichen Maria Stuart — war in seinen Neigungen und Ansichten Despot, aber sein Herz war so klein und sein Muth so kurz, daß er seine Lieblingsentwürfe und Ansichten nicht durchsetzen, noch geltend machen konnte. Er hatte die Lehre von einem mystischen, innerlichen Geheimnisse der königlichen Macht, von einem göttlichen Ursprunge der Majestät des Herrschers ganz zu der seinigen gemacht, eine Lehre, welche dem stolzen Engländer und aufrührerischen Schotten kaum im halben Lichte enthüllt werden durfte. Ihm war die demokratische presbyterianische Kirche und Kirchenzucht von den Erinnerungen seiner Kindheit her ein Abscheu und Greuel. Seine Mutter war gewissermaßen als Opfer des Geistes gefallen, der jene Kirche belebte und gründete; er selbst war als Knabe und Jüngling zwischen den politischen Rollen und Kirchenparteien oft mit Gefahr seines Lebens hin und her geworfen worden. Er mochte Schottland nicht, und noch weniger mochte er die schottische Kirche. Ihn zog vielmehr dieser frühgefaßte Widerwille gegen die schottischen Presbyterianer und alle seine königliche Ueberzeugung von der Majestät des Herrschers und der Kirche zu den Anglikanern und Bischöflichen in dem Maße hin, daß er in Verdacht gerieth, er neige sich zum Papstthume und zu den Katholiken hin. — Jakob hatte von der Elisabeth eine große Zeit und große Männer geerbt. Das Zeitalter hatte diese große Königin zwar nicht gemacht, aber sie verstand es zu gebrauchen, und so sah es oft fast so aus, als sei sie die Schöpferin desselben. Mitschöpferin desselben darf sie allerdings heißen. Jener Kampf der politischen und religiösen Meinungen und Lehren, welche damals die meisten Länder bewegten, und einige zerrissen und zersplitterten, welche den englischen Küsten gegenüber die

Empörung der Niederländer gegen Philipp den Zweiten von Spanien entflammten, welche in Frankreich Bürgerkriege und Rotten, in Schottland unaufhörlichen Wechsel und Getümmel erzeugten, hatte auch Alt=England und seine Geister bis in ihre untersten und innersten Tiefen erregt, und es sprangen neben der großen Königin außerordentliche Männer hervor, welche durch die außerordentlichen Gefahren, Thaten und Siege, wodurch Elisabeth's Regierung verherrlicht ward, gegen den Ausgang des sechszehnten Jahrhunderts einen Glanz um sie verbreiteten, wie er seit den Tagen von Crecy und Azincourt über England nicht geleuchtet hatte: Helden, Weltentdecker und Weltumsegler, wie Howard, Drake, Forbisher, Walter Raleigh u. a., Dichter, wie Shakespeare, Gelehrte, wie Baco von Verulam. Dieser Glanz fiel noch auf die ersten Jahre Jakob's mit hinüber, besonders das prächtigste Gestirn Shakespeare. Aber Jakob war kein König, der das Große gebrauchen und pflegen konnte. Er war kleinlich, engherzig und kurzsichtig in allen seinen Geschäften und Verhandlungen, und England verlor in dem Frieden (welchen er um jeden Preis zu erhalten suchte) das Ansehen und Gewicht, welche es unter Elisabeth's Regierung gewonnen hatte; und während Jacob griechische und lateinische Verse Dutzendweise aufsagen und lateinische Bücher zusammen schreiben konnte, verstand er weder sein Volk, noch seine Zeit, und legte durch seine gefährliche Lehre von der königlichen Gewalt, in welcher er seine Kinder erzog, den Grund zur Zerrüttung seiner Reiche und zum Untergange seines Hauses. Durch seinen Widerwillen gegen den Presbyterianismus, dessen er nicht Hehl hatte, durch seine blinde Begünstigung der vornehmen englischen Hierarchie, durch sein buhlendes, seinem Volke verhaßtes und verächtliches Spiel mit den beiden katholischen Hauptmächten, nämlich mit Spanien=Habsburg und mit dem Papste in Rom, durch seine wiederholten und endlich doch mißlungenen Versuche, die schottischen Presbyterianer zu der englischen bischöflichen Kirche herbeizuziehen, ja hineinzuzwingen, wenn er dazu den Muth gehabt hätte, regte er in Kirche und Staat republikanische und demokratische Rotten auf, deren geheime und leise Wurmgänge schon in seinen Tagen unterminirend unter der Erde fortliefen *).“ Das ist Jakob I. als

*) Arndt a. a. O. S. 263 ff.

Regent und Staatsmann! Ein sprechendes Bild dieses seines Charakters aber war seine äußere Erscheinung, wenn wir im Geiste in sein Cabinet treten, um ihm ein seltenes alchemistisches Buch oder ein schönes Silbergeschirr, oder sonst irgend eine Rarität zum Kaufe anzubieten: „Man sah viele kostbare Gemälde und prächtige Zierrathen, aber sie waren nachlässig geordnet, mit Staub bedeckt, und verloren die Hälfte ihrer Wirkung durch die Art und Weise, wie sie sich dem Auge darstellten. Der Tisch war mit großen, dicken Folianten bedeckt, zwischen denen Vademecums und andre leichtfertige Schriften umherlagen, nebst Anmerkungen zu ungemein langen Predigten, Versuchen über Regierungskunst, schlechten Rundgesängen und Balladen, — lauter Erzeugnissen des „königlichen Lehrlings in der Dichtkunst", wie J. sich selbst nannte, — Plänen zur Begründung eines allgemeinen Friedens in Europa, und — einer Namensliste der Jagdhunde des Königs nebst Recepten gegen die Hundswuth. Der König selbst war in grünen Sammt gekleidet, der so dick gesteppt war, daß kein Dolch durchdringen konnte, wodurch die ganze Figur ein plumpes, seltsames Ansehen erhielt; und da noch überdies nicht selten sein Wamms schief zugeknöpft war, so konnte man leicht glauben, er sei geschwollen und schief gewachsen. Ueber seinem grünen Wammse trug er einen dunkelfarbigen Schlafrock, aus dessen Tasche sein Hifthorn hervorragte. Sein hoher grauer Hut, mit einem Stirnbande von großen Rubinen geschmückt, lag staubbedeckt auf dem Fußboden. Des Königs Haupt deckte eine blausammtne Nachtmütze, auf welcher die Feder eines Reihers prangte, der von einem Lieblingsfalken, und zwar in einem gefahrvollen Augenblicke der Flucht des Königs, zu deren Andenken er diese ihm sehr werthe Feder trug, gefangen worden war. Diese Sonderbarkeiten im Anzuge und der Einrichtung und Umgebung des Monarchen waren Sinnbilder der Eigenheiten seines Charakters, der seinen Zeitgenossen ein Räthsel *) war, dessen Lösung sie künftigen Geschichtschreibern als Vermächtniß hinterlassen **)." Eben so wechselnd aber, als sein Charakter, waren die Schicksale dieses seltsamen Fürsten; denn er, unbe-

*) Sully sagte von ihm: „Jakob I. sei der weiseste Thor in der ganzen Christenheit".

**) Walter Scott in Nigels Schicksalen. I. Cap. 5.

streitbar der unfähigste unter den Stuarts, bestieg friedlich den Thron jenes Reiches, gegen dessen Macht seine Vorgänger mit so großer Schwierigkeit ihren heimischen Thron vertheidigt hatten, und hat während seiner Regierung, wiewohl diese ganz darauf berechnet zu sein schien, Großbritannien dauernde Ruhe und innern Frieden zu sichern, die Saat jener Zwistigkeiten ausgestreut, die, gleich den Drachenzähnen im Mythus, mit einem allgemeinen blutigen Bürgerkriege endigten, unter dessen Schrecknissen das edle Königshaupt Karl's I. (1649) fiel, und der alte Königsthron Englands als ein unnützes Möbel, wenigstens auf einige Zeit, bei Seite geschoben wurde; denn der kirchliche und politische Fanatismus siegte im Kampfe der Parteien, und dessen Sprecher und Führer, Oliver Cromwell trat als „Protector" an die Spitze der neuen Republik (Commonwealth) und faßte für zehn Jahre (1648—1658) die Zügel der Herrschaft mit fester, eiserner Hand. Cromwell bildet in jeder Beziehung den entschiedensten Gegensatz zu dem Bilde, welches wir so eben von Jakob I. aufstellten; denn an ihm ist Alles fest und unbeugsam, nichts unbestimmt und schwankend; selbst seine äußere Gestalt trägt das Gepräge eisernen Willens und des Trotzes: eine kräftige untersetzte Figur mit zwei Säulenbeinen und einem ehrnen Kopfe, dessen ernst männliches Antlitz zwar kalt, aber doch nicht unangenehm ist, obgleich alles eigentlich Edle ihm abgeht. In seinem Anzuge war er absichtlich einfach, ohne jedoch nachlässig und auffallend zu sein, wie sein Gegensatz Jakob Stuart. In seinem Leben und Wirken aber gehört er unstreitig zu den wunderbarsten Erscheinungen in der großen Bildergallerie der allgemeinen Weltgeschichte. „Aus niederm Stande zur höchsten Gewalt gelangen, inmitten so vieler wildentbrannten Secten den Weg zur ersten Stelle finden, aller Parteien sich bedienen und sie vernichten, sobald sie in den Weg traten: — das waren freilich wunderbare Erscheinungen, die Staunen erregen, die klarsehendsten Menschen blenden und selbst dem Hasse ein Gefühl unwillkürlicher Anerkennung beimischen mußten. Das Bemerkenswertheste dabei bleibt indessen immer, daß ein und dasselbe Individuum diese Laufbahn hat durchmessen können. Es scheint sonst, ein einzelner Mensch genüge nicht für alle die Phasen einer großen Staatsumwälzung; jede hat in der Regel ihre besondern

Helden, und diese Geburten einer bewegten Zeit drängen und verdrängen sich. Cromwell aber tritt allenthalben hervor, und fesselt den Blick. Er kommt nicht zuletzt, der müden Nation Ruhe zu bieten um den Preis der Knechtschaft, — er ist nicht der Erbe des sterbenden Freistaates. Er allein giebt allen Abschnitten der englischen Revolution den historischen Haltpunkt: er sieht ihr Entstehen, befördert sie, begleitet sie in allen ihren Wendungen, setzt ihr ein Ziel und läßt sie in seiner Alleingewalt aufgehen. Die ihm persönlichen Nachtheile, unvermögend, sein Steigen zu hindern, setzen nicht minder in Erstaunen, als die großen Eigenschaften, welche er entwickelte, um auf die Höhe zu gelangen. Durch Waffen und Rede herrschend, war er doch bis zum zwei und vierzigsten Jahre seines Lebens dem Kriegswesen fremd geblieben, hatte er in sich keins der gewöhnlichen Mittel, die Menge zu gewinnen, und durch Beredtsamkeit nach seinem Willen zu lenken. Aber in seiner Seele lag Kraft und Ideenfülle für jede günstige Wendung des Geschickes verborgen: nach einander glänzt er als Streittheolog, Feldherr, Staatsmann, Gesetzgeber, Selbstherrscher, — in jeder dieser Stellungen das Talent, die Untugend entwickelnd, die ihm gerade nöthig schien. Er flößte der Nation begeisterte Vaterlandsliebe ein, ließ sie den Druck über dem Ruhme vergessen, zwang das Ausland, sie zu achten, und wußte sie um so fester in seinen Banden zu halten. Für seine Gesandten verlangte er Rücksichten, wie man sie früher den Botschaftern der Könige nicht eingeräumt hatte. Der politische Grund, den er dafür anführte, schmeichelte der eingebildeten Volkssouveränetät; er hatte die Freiheit zerstört, legte aber, wo es in seine Pläne paßte, ein stolzes Nationalgefühl an den Tag, das wohl geeignet war, den Usurpator in ihm übersehen zu lassen: „„Die Würde der Krone — pflegte er zu sagen, — gehört der Nation, und da die Nation noch dieselbe ist, so müssen meine Abgeordneten eben so, wie die von Königen, geehrt werden."" In Sprache und Gesinnung nahm er den Ton des Glückes an. Sonst von gemeinen Manieren, wußte er, als seine Stellung es forderte, gebieterischen Ernst zu zeigen. Ein Royalist von Stand, dem Cromwell, bei seinem ersten Auftreten im Parlamente, durch plumpes Benehmen und nachlässige Tracht aufgefallen war, schrieb einige Jahre später:

„„Ich erlebte es, daß derselbe Mensch, nachdem er im Felde glücklich gewesen und zu wirklicher, obschon usurpirter, Macht gelangt war, sich einen bessern Schneider anschaffte, die gute Gesellschaft nicht mehr mied, und sich im Whitehallpalaste mit feiner Sitte und edlem Anstande benahm.““ Jene Würde jedoch, die dem Emporkömmlinge so leicht anfliegt, die man in ihm, sollte sie auch fehlen, nicht vermißt, war bei Cromwell nicht so fest gewurzelt, daß er nicht zuweilen aus seiner Rolle gefallen wäre, und seinen seltsamen Eigenheiten Spielraum gelassen hätte. Sorgenbeladen und von Natur schon düsterernst, ließ er sich mitunter zu alltäglichen Possen herab, gleich als verachte er sein glänzendes Loos, eben so wie die Menschen. Cowely bemerkt darüber treffend genug: „„Er scherzte nur mit unsern Leiden, und machte sich ein Spiel daraus, fanatisches, ja sinnloses Zeug zu treiben, — Alles nur, um zu zeigen, ihm stehe frei, nach der Laune des Augenblicks zu handeln.““ *) — Die schärfsten Tadler, ja die erklärten Feinde Cromwell's haben ihm viel Genie, bewundernswerthe Klugheit, und unerschrockene Festigkeit zugestanden. Aber die mächtigste Springfeder seiner Erhöhung war, — neben ungemeiner Kühnheit, — Menschenkenntniß, und richtiges Auffassen des Zeitgeistes. Sein durchdringender Blick belehrte ihn, was Alles er aus der Schwärmerei, die damals in den Köpfen spukte, für seine Zwecke gewinnen könne, und daraus erklärt sich auch die verschmitzte Heuchelei, welche ihm die Geschichte Schuld geben muß, die man nicht in Zweifel ziehen kann, ohne der Idee von seinem Genie etwas zu nehmen, indem man gewohnt ist, einen Fanatiker, der es aufrichtig meint, weniger hoch zu stellen, als einen Ehrgeizigen, der die Kunst versteht, Andere zum Irrwahne zu verleiten. Cromwell wußte die Menschen bei ihrer schwachen Seite zu greifen. Ihm flößte Ehrsucht Verbrechen ein, die er durch fremden Fanatismus begehen ließ.

*) „Unter allem dem Gewirre der Leidenschaft, welches die Hinrichtung Karls I. begleitete, sehen wir einen Mann stets gleich aufgeweckt, ja selbst zum Muthwillen aufgelegt. Das ist Oliver Cromwell. Als er das Todesurtheil, er der dritte in der Ordnung, unterschrieben hatte, spritzte er seinem Nachbar die Tinte aus der Feder ins Gesicht. — Des Königs Kopf war gefallen, die Leiche lag schon im Sarge; da bestieg C. das Schaffot, verlangte den Körper zu sehen. Er nahm den Kopf in seine Hände und sagte: „„Das ist ein Körper von gesundem Baue, der ein langes Leben versprach.““ Dahlmann Gesch. der engl. Revolution. (Leipzig, 1844.) S. 334.

Wo es seine Macht nicht galt, zeigte er sich billig, hierin dem Geiste seines Jahrhunderts folgend, der im Ganzen der sittlichen Würde huldigte. Er hatte zu viel Verstand, um unduldsam zu sein. Seine Nebenbuhler, seine Feinde, durften seine Rache nicht fürchten; ihm genügte, sie unterworfen zu haben. Sein Verhalten im Privatleben war rein und streng. In den wenigen Jahren seiner Herrschaft kam England auf die höchste Stufe von Größe, die es erreicht hat, bevor sich die Wohlthaten seiner Verfassung ganz entfalten konnten. Nur die volle Freiheit konnte eine noch größere Blüthe hervorlocken, als Cromwells gehässige Willkürherrschaft. — Daß er ein Mann von ausgezeichnetem Genie war, bewährte sich sogar in dem Mißlingen seiner Versuche, die in seiner Hand ruhende Gewalt durch Parlamente fest zu begründen; denn er blieb ja dennoch bis zur letzten Lebensstunde unerschütterlich im vollen Besitze seines stets bestrittenen Ansehens. Ja, er war so mächtig, daß selbst nach seinem Tode sein Name noch eine Zeitlang unter dem schwachen Richard fortherrschte. Mehre englische Geschichtschreiber haben Cromwell'n übertrieben gelobt, — mehr, als sie wohl vor dem Richterstuhle der Moral würden verantworten können. Sein Andenken trübt aber immer der Vorwurf zweier großen Vergehen, die sich überdem wechselseitig erschweren: des Königsmordes und der Tyrannei *)." Die letztere erfuhr namentlich Irland in einem so hohen Grade, daß es fast auf die Vertilgung seiner Bewohner, — welche zu Tausenden in die Colonien der neuen Welt übergesiedelt wurden, um die Kraft des Volkes zu brechen, — abgesehen zu sein schien. — Das größte Verdienst aber, welches sich C. um England erworben hat, ist in der Navigationsacte (1652) beruhend, der Quelle, aus welcher Großbritanniens Handelsgröße floß. Sie schrieb in ihren Hauptbestimmungen vor, daß keine Erzeugnisse Afrika's, Asia's und Amerika's auf fremden Schiffen nach England eingeführt, auch die Natur- und Kunstproducte europäischer Länder nur in englischen Fahrzeugen, oder auf denen des Landes, wo die Gegenstände erzeugt worden, zugelassen werden sollen. Die auf Umgehung der Schifffahrtsacte

*) Villemain Gesch. Cromwell's. Nach den gleichz. Denkschriften und parlamentarischen Sammlungen. Aus dem Franz. übersetzt v. Berly. (Leipzig 1830.) S. 418 ff.

gesetzte Strafe bestand in der Confiscation von Schiff und Ladung, und zwar fiel die Hälfte des Werthes der Republik, die andere den Angebern zu.

Der Zauber von Cromwell's Geist und Namen wirkte, wie gesagt, selbst nach seinem Tode noch einige Jahre fort, und machte es möglich, daß sein schwacher Sohn Richard an seine Stelle treten konnte, wenn auch nur auf kurze Zeit; denn schon im Jahre 1660 erfolgte bekanntlich die Wiederherstellung des Hauses Stuart, und Karl II. bestieg, merkwürdig genug, fast ohne allen Kampf den Thron seiner Väter, auf dem er 25 Jahre saß. Das Volk war der Partelungen müde und satt: die alte Ordnung der Dinge ward wieder hergestellt, nur daß hinfort ein englischer König nicht willkürlich ohne Parlament regieren durfte, und Oberhaus und bischöfliche Kirche leuchteten wieder als die glänzenden Gipfel des Staates. Nachdem jedoch das Volk in zwölf Jahren sich wieder etwas von seiner Ermattung erholt hatte, begannen auch die lebendigen politischen Parteikämpfe wieder, welche aber immer eine religiöse Färbung annahmen. Denn „weil seines Vaters Thron vom Religionsfanatismus gestürzt worden war, so glaubte Karl II., eine Religion, welche den blinden Gehorsam predigte, würde den seinigen sicher begründen *).“ Daher seine offenbare Hinneigung zum Katholicismus, den endlich sein ehrlicherer, aber auch geistesschwächerer Bruder und Nachfolger Jakob II. öffentlich bekannte, und in Folge dessen er im vierten Jahre seiner Regierung (1689), vom Throne gestürzt, aus dem Lande fliehen mußte. „Nun schieden sich die Parteien, und stellten sich in ihre natürlichen Verhältnisse: England blieb episkopalisch und republikanisch, Schottland kehrte größtentheils zum Presbyterianismus zurück, und Irland — ward allmälig eine Wüste **).“ —

Das nächste Doppelbild unseres Bildersaales erinnert uns an das königliche Paar, welches von dem besten Willen beseelt war, die vielen Wunden, welche dem Lande seit den Zeiten der großen Elisabeth geschlagen worden waren, wieder zu heilen: Marie, die Tochter des vertriebenen Stuart, und ihr edler Gemahl, Wilhelm III., aus dem Hause Oranien, dessen Bildniß der deutsche Dichter Wernike in folgenden Zügen hergestellt zu wissen wünschte:

*) Russel Gesch. d. engl. Reg. und Verf. Deutsch v. Kritz. S. 78.
**) Arndt a. a. O. S. 270.

„Mal' Irland unterthan und Flandern hergestellt,
Wenn Wilhelm seinen Degen zückt;
Mal' England's Parlament verjüngt, sein Volk beglückt,
Wenn Wilhelm spricht; — mal' eine Welt,
Worin sich Recht und Friede küßt,
Wenn Wilhelm in Gedanken ist!"

Doch war Wilhelm III. zu ernst, zu bedeutend, allem übertriebenen Lobe und selbst dem Scheine der Schmeichelei zu entschieden abhold, als daß wir ihn nur im Epigramme schildern möchten; darum fügen wir zu seinem Bilde noch einige sicher historische Züge, damit es Geist und Leben gewinne. „Am 11. April 1689, an demselben Tage, wo man Wilhelm und Marie in Schottland als Könige anerkannte, wurden sie in London von dem Bischofe dieser Hauptstadt gekrönt. Als Wilhelm im Krönungseide die Worte fand: er solle die Ketzer ausrotten, hielt er inne, und sagte: „„„Es ist nicht meine Absicht, Jemanden seiner Religion wegen zu verfolgen."'' Auf die Antwort: so sei es auch nicht gemeint, fuhr er fort: „„„und nur in diesem Sinne leiste ich den Eid"'' *). Er endete das, was die Engländer vorzugsweise ihre Revolution nennen, und ward in vieler Beziehung der eigentliche Gründer der bürgerlichen Freiheit, unter deren segnendem Einflusse Großbritannien seit jener Zeit zu einem Weltreiche, nicht blos politisch, sondern auch moralisch und geistig, sich entwickelt, und ausgebildet hat. „Cromwells verwegner Bau stürzte dicht hinter ihm zusammen, Wilhelms Werk dagegen ward und wird von allen höher schlagenden Herzen des Welttheiles vertheidigt. Zum Throne nicht geboren trug er das königlichste Lob davon. Denn ihm verdankt England seine Freiheit, so weit Freiheit verliehen werden kann, und Wilhelm hat die größte von allen Staatsfragen, die von der politischen Freiheit der Völker, so mächtig in den ganzen Welttheil mit ihrer scharfen Ecke hineingerückt, daß, wer in ihrer Nähe blos die Augen schaudernd zuzudrücken, und allenfalls ein Kreuz zu schlagen weiß, sich früher oder später daran den Kopf einrennen muß **)." Und diese Freiheit, von den altsächsischen Vätern ererbt, durch den Protestantismus zur vollen

*) Raumer Gesch. Europa's ꝛc. Bd. VI. S. 411.
**) Dahlmann a. a. O. S. 393.

Entwickelung geführt, hat in Großbritannien Bestand behalten, weil sie auf dem Grunde des Gesetzes ruht; sie blieb dem Volke auch in den Stürmen eines neuen Dynastien-Wechsels, welcher das Haus Hannover (1714) in der Person Georg's I. auf den Thron des britischen Reiches rief, in einer Zeit, in welcher fast im ganzen übrigen Europa, namentlich aber im nachbarlichen Frankreich, der Despotismus in seiner vollendetsten Form herrschte. „Daß das Haus Hannover den Thron dieser Königreiche so ruhig bestieg, — sagt Lord John Russel *) — ist eins der größten Wunder in unsrer Geschichte. Der Königin Anna Ministerium, ein großer Theil der Kirche, und zumeist alle Land-Edelleute (country-gentlemen) wollten nicht zugeben, daß alle legitimen Grundsätze verläugnet würden, blos, um die bürgerliche und religiöse Freiheit des Landes aufrecht zu erhalten. Es war der Sieg weniger Aufgeklärten über die Bigotterie von Millionen. „Georg I. (s. das achte und letzte Bild in unsrer Randzeichnung) bestieg den englischen Thron in einem Alter, in welchem die Menschen mehr geneigt sind, in dem früher eingeschlagenen Wege zu beharren, als neue, und vielleicht gefährliche Versuche zu machen. In seinem ganzen Wesen, in seinen Neigungen, wie in seiner äußern Erscheinung war er höchst einfach, ganz und gar deutsch und England fremd. Denn er war weder mit der Verfassung, Sprache, und den Sitten seiner neuen Unterthanen bekannt, noch kümmerte er sich je darum, es zu werden. Seine natürliche Neigung zog ihn in die stille Abgeschlossenheit und Ruhe des Lebens eines wohlhäbigen, ehrlichen Privatmannes. Als Kurfürst von Hannover hatte er sich den Ruhm eines gerechten und umsichtigen Fürsten erworben, der das Wohl des Ganzen mit seinem eigenen persönlichen Vortheile wohl zu vereinigen verstand, und gewiß gern in dieser kleinen Sphäre einer ruhigen Regierung verblieben wäre, wenn nicht der Ehrgeiz Anderer mächtiger gewesen wäre, als der seinige. Pünktlich gewissenhaft in seinen Geschäften, war er fast pedantisch; und die schlichte Ehrlichkeit seines Charakters, verbunden mit den engen Begriffen seiner Erziehung, ließen ihn in der Annahme der Krone eine Art von Usurpation sehen, welche ihn sein ganzes Leben hin-

*) A. a. O. S. 152.

Digitized by Google

durch beunruhigte. Er hatte keinen Geschmack an der Literatur oder der Kunst; eine kleine lustige Gesellschaft bei der dampfenden Punschbowle war ihm das Liebste. Obgleich sehr sparsam und genau, war doch der Geiz nicht eigentlich so vorherrschend in ihm, daß er nicht sein Geld zu höhern Staatszwecken hergegeben hätte." — Mit Georg I. beginnt die englische Regierung, wesentlich auf dem Gegensatze der Parteiungen der Whigs und Tories zu ruhen, welche bis dahin gar oft die Regierungsgewalt unter sich getheilt hatten, und dieser Gegensatz charakterisirt die Geschichte dieses Reiches seit jener Periode bis auf unsere Zeit, vorzüglich aber seit der des ältern Pitt — um die Mitte des vorigen Jahrhunderts — unter dessen Verwaltung England zuerst wieder seiner Stärke sich bewußt ward, wiederum glänzend auftrat, und entscheidend eingriff in die Angelegenheiten Europa's durch Betheiligung an dem siebenjährigen Kriege. Zwar ward diese Größe noch einmal in den Jahren 1770 — 1780 verdunkelt durch den langen und schwerrn Kampf mit den zum Gefühle ihrer Mündigkeit und Selbständigkeit erwachten Colonien in Nordamerika, aus welchem diese als ein unabhängiger Freistaat hervorgingen; allein was hier verloren wurde, das ward in reicherem Maße in Ostindien wiedergewonnen; und es fehlte so viel daran, daß die britische Macht durch jenen Verlust erschüttert, oder gar erschöpft gewesen wäre, daß sie vielmehr schon zehn Jahre danach einen neuen, viel gewaltigeren und blutigeren Kampf, nämlich den gegen Frankreichs Uebermacht und Bonaparte's welterobernde Pläne, beginnen konnte, den es über zwanzig Jahre ununterbrochen fortführte, und im Jahre 1815 durch die Theilnahme an dem entscheidenden Siege bei Waterloo endigte. Möge Deutschland nie vergessen, daß es für diesen beharrlichen Widerstand England zu Danke verpflichtet ist und bleibt; denn ohne diese Beihülfe wäre die drohende Gefahr des Verlustes deutscher Freiheit und Volksthümlichkeit wohl schwerlich so bald und so nachdrücklich abgewendet worden. Damals haben die Engländer ihr deutsches Blut besser und nachdrücklicher bewährt, als gar mancher Stamm in den altväterlichen Gauen, und „bewundert und glänzend von Ruhm und Siegen, aber auch aus tausend Wunden blutend", ist die Heldin Britannia aus diesem Riesenkampfe geschieden. Blutend aus tausend Wunden, sage ich; denn Groß-

britannien hatte alle seine Kräfte bis zu der äußersten Spitze anstrengen müssen, und hatte sein Volk mit einigen tausend Millionen Thalern Schulden belastet. Doch stand es da, und steht es noch als das entscheidendste, mächtigste und gefürchtetste Volk Europa's, und als das am weitesten und herrlichsten gebietende. Viele haben ihm schon in den Jahren 1790 und den folgenden den Untergang geweissagt, Viele weissagen seine Erniedrigung noch in diesen Jahren, in welchen wir leben. Ich kann mit diesen Weissagern weder gleich sehen, noch gleich stimmen; ich muß anders und mit andern Augen sehen, als sie, und muß das gewaltige Volk selbst unter seinen Wunden und Lasten bewundern, wie es stolz und aufgerichtet einherschreitet. Ich sage mir nämlich: haben Wenige früher so Großes und Mächtiges thun, und leiden können, und sind doch nicht untergegangen, wie sollten die Vielen, die Vereinigten, die Gewachsenen und Gestärkten nicht muthig und hoffnungsvoll mitten durch die dunklen Wetter, die eben am Horizonte dräuen, in die Zukunft schauen'' *)? — Hat es doch erst noch vor wenig Jahren (1842) den Namen seiner jungen Königin als das Losungswort von den Wällen von Canton, von den Pforten des Kaiserpalastes des unermeßlichen chinesischen Reiches ertönen lassen, daß er wiederhallt durch alle Welttheile, eine frohe Botschaft, daß abermals eine Schranke der höheren Civilisation gefallen, und dem freien Menschenverkehre, der Ausbreitung des Christenthumes, und allen den Segnungen, die in dessen Gefolge sind, ein weites Thor und ein reiches Feld der Hoffnungen und Bestrebungen geöffnet sei.

Victoria!!!

---

*) Arndt a. a. O. S. 274.

Die königliche Gesellschaft von Großbritannien und Irland.

„Es soll der Weise mit dem König gehn."

Wie wir die Gesammtheit der großen Männer Frankreichs zusammenfaßten unter der Benennung der Ehrenlegion, weil die ursprüngliche Tendenz dieses Nationalordens dazu berechtigt, so knüpfen wir die Erinnerung an die großen Männer (Standardmen) des britischen Reiches an den Namen der „Königlichen Gesellschaft" (Royal Society), deren Mitglieder (Fellows of the Royal Society, abgekürzt: F. R. S.) eine in jeder Hinsicht hochachtbare, für Förderung aller nützlichen Wissenschaft höchst bedeutend gewordenen Genossenschaft bilden; daß wir aber auch den Beinamen des „Königlichen" unserm Kreise beilegen, mag Goethe's Wort entschuldigen, daß die Könige „besonders dadurch die Herren der Erde sind, daß sie, wie im Kriege die Tapfersten und Entschlossensten, so im Frieden die Weisesten und Gerechtesten um sich versammeln können." Diese Wahrheit erkannte selbst der sonst so schwache Karl II., als er im Jahre 1662 die Statuten jener Gesellschaft und ihren Namen bestätigte, ihr die ersten, freilich nur geringen Mittel verlieh, zur Förderung der Wissenschaften, namentlich der mathematischen und der Naturwissenschaften, thatkräftig mitwirken zu können, und so (im Jahre 1663) der eigentliche Stifter dieser in der Allgemeinheit ihrer Zwecke ersten Akademie der neueren Zeit *), deren Mitglied zu

*) Nach zuverlässigen Nachrichten entwickelten sich 1645 die ersten Keime zu dieser Gesellschaft, welche es sich zum Zwecke gesetzt hatte, die Resultate der neueren Wissenschaft sich gegenseitig mitzutheilen und gemeinnütziger zu machen, vorzüglich auf Anregung eines in London wohnenden Deutschen, Haake, was ein Deutscher nicht verschweigen soll. — Die Königl. Akademie der Wissenschaften in Paris wurde erst im Jahre 1666, auf Colbert's Betrieb, von Ludwig XIV. gestiftet, nachdem die Academie Française, welche jedoch nur die Ueberwachung der Sprache zum Zwecke hatte, schon im Jahre 1635 war errichtet worden. Die ältesten Institute dieser Art hat Italien, namentlich Rom, aufzuweisen.

sein selbst die Prinzen vom Hause für eine Ehre schätzten, wie der erst vor Kurzem verstorbene Herzog von Sussex kein Bedenken trug, den Präsidentenstuhl einzunehmen, auf dem hundert Jahre vor ihm ein Newton, und später ein Banks, Humphry Davy u. A. gesessen haben. — Wir halten uns daher für hinlänglich berechtigt, Alles, was Großbritannien an edlen Geistern, hervorragenden Talenten und großen, der menschlichen Gesellschaft wahren Segen bringenden Männern gehabt hat, soweit der freilich beschränkte Rahmen unsers Gemäldes es zu fassen vermag, unter jenem Gesammtnamen zu vereinigen, wenn auch die Statuten der wirklichen Gesellschaft, von welcher wir ihn entnehmen, die Politik und die Theologie ausdrücklich ausschließen. Unsere Königliche Gesellschaft erkennt solche Beschränkungen nicht an, sondern ertheilt vielmehr einem Jeden, sei er Engländer, Schottländer, oder Irländer, die Ehrenrechte der Mitgliedschaft, der für Vaterland, oder die Menschheit, auf dem Schlachtfelde, oder auf der See, oder in Wissenschaft und Kunst irgend etwas Großes gethan.

Die Klasse der Seefahrer

mag aber den Vortritt haben, weil sie die eigentlichen Vermittler der wahren Größe Englands geworden sind, und wir wagen es, diese Rangordnung aufzustellen, selbst auf die Gefahr hin, mit einem Namen anfangen zu müssen, welcher England nicht ursprünglich angehört, wie Columbus nicht Spanier war. Denn John Cabot, der erste Name, welchen unsere Ehrentafel nennt, gehört einer venetianischen Familie (Caboto oder Gabotto) an, obgleich er mit seinen Söhnen, Sebastian, Ludwig und Sanzio, im Leben und Streben ganz Engländer war.

Der Name der Familie Cabot in Bristol ist auf's innigste mit der Geschichte der Entdeckung von Amerika verwebt; denn auf den Vater und seine drei Söhne, unter welchen bald Sebastian als der bedeutendste, ja als der allein genannte sich auszeichnete, — lautete der Auftrag Heinrich's VII. vom Jahre 1496, eine Entdeckungsfahrt in fremde Meere zu unternehmen, dessen Frucht die Entdeckung des Festlandes von Nordamerika war. Die Entdecker nannten das Land — wahrscheinlich das heutige Labrador — Prima vista, d. h. das Erstgesehene; erst späterhin wurde wahrscheinlich Neufundland von denselben kühnen See-

fahrern entdeckt, welches man gewöhnlich als das zuerst Betretene in jenem Welttheile ansieht. Auch um die Erweiterung der geographischen Kunde von Südamerika erwarb sich Sebastian C. große Verdienste, namentlich durch die Erforschung des la Plata-Stromes und seines Gebietes. Endlich war er es auch, der zuerst die Handelsverbindungen Englands mit Rußland einleitete, welche bald so bedeutend wurden. Kurz, in der Geschichte der englischen Seefahrer nimmt der Name Cabot sicherlich eine der ersten und ehrenvollsten Stellen ein. — An der Fackel des Ruhmes dieser Männer entzündete sich das thatenlustige Gemüth des ersten englischen Weltumseglers, Franz Drake (geb. 1546 in einer Hütte an den Ufern des Tavy in Devonshire, gest. 1595 auf der Höhe von Porto Bello, wo er das nasse Grab eines ächten Seemannes fand), der zugleich als Seeheld die alte und die neue Welt mit dem Schrecken seines Namens erfüllte; unter andern nahm er auch an der Zerstörung der spanischen Armada (1588) thätigen und wesentlichen Antheil. Daß man ihm die Entdeckung der Kartoffeln und ihre Verpflanzung nach Europa, sowie die erste Bekanntschaft mit dem Tabacke zuschreibt, ist bekannt; doch hat sein großer Zeitgenosse Sir Walter Raleigh weit größere Ansprüche auf diesen Ruhm, als Sir Francis Drake. — Der Heros aller englischen Entdecker aber ist James Cook (geb. zu Marton, in Yorkshire, 1728, ermordet auf Owaihi, einer von den Sandwichsinseln, 1779), „der in beide Polarkreise, und zwar in den südlichen, den Niemand vor ihm besucht hatte, dreimal eingedrungen ist, und dem wir zuerst zuverlässige Nachrichten über die Südsee und Südindien, so wie unzählige Entdeckungen in der Astronomie, Botanik, Menschen- und Völkerkunde verdanken. Mit einem glücklichen Verstande verband er rastlose Thätigkeit, ausharrenden Muth und lebhafte Theilnahme an der Noth seiner Gefährten. Indeß verleitete ihn seine vernachlässigte Erziehung zur Verachtung aller Gelehrsamkeit, und machte ihn habsüchtig, mürrisch und ungesellig. Was er war, war er ganz allein durch sich selbst.“ Nächst seinen zahlreichen Entdeckungen in der Südsee, denen wir eigentlich den fünften Welttheil, Oceanien oder Australien, verdanken, ist es besonders die Auffindung und Erforschung der Meerenge zwischen Nord-Amerika und Asien (1776), welche

seinen Namen in der Geschichte der Geographie unsterblich macht. Er darf als der Lehrer und das Vorbild der meisten Entdecker der neueren Zeit angesehen werden. — Was ihm an Gelehrsamkeit fehlte, das ersetzten seine wissenschaftlichen Begleiter, der Deutsche G. Forster und der große englische Naturforscher Sir Joseph Banks (geb. 1743 zu London, gest. 1820 ebendas.), der langjährige überaus thätige Präsident der Königl. Gesellschaft, der unermüdliche, scharfsinnige Förderer der Wissenschaft, namentlich der Botanik, — worin sein Freund, Dr. Solander (gest. 1782), ihn unterstützte — und der Zoologie. Forster und Banks waren gleichsam die naturforschenden Augen und sammelnden Hände der Cook'schen Entdeckungsreisen; was sie aber in der Ferne gefunden, und von dort zurückgebracht, das ordneten und beschrieben sie daheim zum Nutzen der Wissenschaft und der Menschheit. Namentlich darf dieses von Banks gerühmt werden, welcher sein ganzes langes Leben hindurch dem Streben nach einem und demselben Ziele: klare Feststellung und Verallgemeinerung der Resultate der Naturwissenschaften, namentlich der Naturgeschichte, — mit allen ihm zu Gebote stehenden Kräften diente. Daher stand auch sein gastfreundliches Haus, wie seine Börse, einem Jeden offen, der gleiches oder ähnliches Ziel verfolgte, so daß er lange Zeit hindurch der eigentliche Mittelpunkt alles naturwissenschaftlichen Lebens in Großbritannien war; alle Entdeckungsreisen aber, welche das britische Gouvernement in den letzten dreißig Jahren Sir Joseph's veranstaltete, wurden entweder von ihm angegeben und gerathen, oder doch unterstützt und gebilligt. Er gab die Mittel und Wege an, den Brodfruchtbaum von Otaheiti nach Westindien zu verpflanzen, wie den Mangobaum aus Bengalen. Eben so brachte er viele Culturfrüchte aus Persien und Ceylon nach Westindien und Europa, und versuchte ihren Anbau daselbst nicht ohne Glück. Die erste Idee zu einer Colonie in Botany Bay ging ursprünglich von ihm aus, so wie die Gründung des eben so menschenfreundlichen, als für die Zwecke der Wissenschaft wichtig gewordenen Afrikanischen Vereines (African Association), in dessen Diensten auch der edle Mungo Park sein Leben zum Opfer brachte. Kurz, Sir Joseph Banks ist der würdigste Präsident und Repräsentant der Königlichen Gesellschaft, sofern sie nicht nur die

Ehre der Wissenschaft, sondern auch das Wohl der Menschheit sich zum Ziele gesetzt hat; darum glänzt er auch, ein Stern des hellsten und reinsten Lichtes, an dem Himmel des Ruhmes von Großbritannien.

Die nächste Klasse unserer königlichen Gesellschaft bilden

die Staatsmänner Großbritanniens.

Mit Uebergehung der älteren, unter denen besonders der mächtige Minister Heinrich's VIII., der Cardinal Wolsey, hervorragt, nennt unsere Ehrentafel zunächst einen Doppelnamen, Pitt, der sofort in das Gebiet der neueren Staatskunst einführt, — was wohl kaum der Entschuldigung bedarf, da erst seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts England den bedeutenden Platz in der Reihe der europäischen Staaten eingenommen hat, den es noch bis diesen Augenblick behauptet. Es hat aber der ältere der beiden unter jenem Namen Begriffenen, William Pitt, Graf (Earl) von Chatham (geb. 1708 in Boconnoc, in Cornwall, gest. 1778 in London) einen nicht geringen Antheil an dieser politischen Erhebung Großbritanniens. Denn in die Zeit seiner Verwaltung (1757—60) fällt die Stiftung des großen britischen Reiches in Ostindien, sowie die Theilnahme an dem siebenjährigen Kriege, welche als der Moment des Eintritts Englands in die Reihe der europäischen Großmächte angesehen werden kann. Unter allem Wechsel der Verhältnisse aber zeigte sich Pitt als einen wahrhaft treuen Sohn seines Vaterlandes, dessen Wohl ihm jede andere Rücksicht vergessen ließ. Ihm opferte er gern und willig auch seine Meinung, und trat ohne Bitterkeit und Zögerung von den höchsten Ehren- und Verwaltungsstellen ab, sobald er glaubte, das Beste des Landes nicht mehr so fördern zu können, wie er wollte. In den Nordamerikanischen Angelegenheiten erhob er mehreremal seine warnende Stimme, jedoch ohne durchzudringen. Als Redner war es besonders die äußere Beredtsamkeit, die Gewalt seiner Stimme, das Feuer seines Auges, die edle Lebhaftigkeit seiner Gebehrden, die ihn auszeichnete, wogegen er in Tiefe und Neuheit der Gedanken und Consequenz der Folgerungen, sowie selbst in dem Glanze der Färbung von vielen der frühern und spätern übertroffen wird. Allein er sprach für den gemeinen Menschenverstand, und daher ward er der Volksliebling, wozu

die Reinheit seines sittlichen Lebens, im bürgerlichen wie im Familienkreise, nicht wenig beitrug; und wenn ihn auch Ehrgeiz bei vielen seiner Schritte leitete, so war es doch nie jener gemeine, welcher nur persönliche Ehre sucht, ohne die Mittel genau abzuwägen, durch welche sie erlangt wird. Daß er redend im Hause der Lords dem Tode in die Arme sank, ist bekannt. Doch was ihn wahrhaft auszeichnete, das starb nicht mit ihm, sondern erbte fort auf seinen zweiten Sohn, William Pitt (geb. 1759 zu Hayes, in Kent, gest. 1806 in London), dessen Leben und Wirken noch die Ereignisse der neuesten Zeit berührte. Seinem Vater ähnlich in warmer Liebe für sein Vaterland, so wie im ehrgeizigen Streben, seinem Willen und seiner Kraft einen überwiegenden Einfluß auf das Wohl desselben zu verschaffen, war er doch kälter und zurückhaltender, als jener, im Handeln, feuriger und beißender dagegen in seiner Rede. Gemeines war nicht in seinem Charakter. Das Charakteristische in seinem Wirken als Staatsmann und Minister ist sein Kampf gegen Revolutions-Principe, welche von Frankreich aus sich über ganz Europa verbreiteten, weshalb ihn auch der Nationalconvent feierlich für „einen Feind des menschlichen Geschlechts" erklärte, während daheim die demokratische Partei der Whigs sein parlamentarisches Leben zum fortdauernden heftigen Kampfe machte, ohne jedoch seine Ansichten ändern zu können. Er sah in dem revolutionären Frankreich, auch nachdem es sich als Kaiserreich gestaltet, nur den Feind der wahren, freien Entwickelung Europa's und das entschiedene Hinderniß des Friedens; daher brachen auch die Siege Napoleons über Oestreich und der preßburger Friede sein edles Herz. Erst der wiener Friede, der in demselben Jahre geschlossen wurde, in welchem man sein Monument in der Westminster-Abtei enthüllte, sollte seine heißen Wünsche erfüllen, und seine vielbekämpften Ideen verwirklichen.

Durch das politische Leben der beiden Pitts, namentlich aber des jüngeren, zieht sich der Kampf mit einem ausgezeichneten Gegner, Charles James Fox (geb. 1749, gest. 1806 in London), dem Sohne des Lord Holland, des Nebenbuhlers des Grafen Chatham. Darum mögen sie auch hier bei einander stehen, wie sie im Leben, obgleich oft ganz entgegengesetzter Meinung, doch bei einander standen, wann und wo es galt,

das Wohl des Vaterlandes zu fördern. Denn das zeichnet die britischen Staatsmänner vorzugsweise aus, daß, welcher Partei, ob der der Tories oder der Whigs, sie auch angehören, ob der conservativen oder der radicalen, sie stets ihr Vaterland über Alles lieben, dem sie gern jedes Opfer bringen, selbst ihre persönliche Neigung oder Abneigung, wie auch Pitt in Zeit der Gefahr (1803) den Eintritt seines politischen Gegners Fox in das von ihm zu bildende Ministerium wünschte, aber an dem persönlichen Widerwillen des Königs gegen F. scheiterte. — Fox war vom Anfange bis zum Ende seiner politischen Laufbahn ein Ehrenmann, wenn auch nicht immer ganz consequent in seiner Ansicht und Handlungsweise. Von der französischen Revolution hegte er allzu sanguinische Hoffnungen. Als Redner gehört er zu den ausgezeichnetsten aller Zeiten, und nicht mit Unrecht nennt ihn Sir James Makintosh den „demosthenischsten Redner seit Demosthenes" (the most demosthenean speaker since the days of Demosthenes); denn es fand sich in ihm klarer Verstand, hohe Einfachheit und eine nach den Umständen bis zur Heftigkeit sich steigernde Wärme so harmonisch vereinigt, wie in wenigen vor oder nach ihm, wenn ihm auch die philosophische Tiefe und Schärfe seines großen Zeitgenossen und langjährigen Freundes Burke fehlte. — Edmund Burke (geb. zu Dublin 1730, gest. in Beaconsfield, Buckinghamshire, 1797) ist einer der reinsten und edelsten Charaktere in der Geschichte der Staatskunst, ein wahrer Volksfreund, obgleich ihn die Volksgunst — ihrem Wesen nach der unsicherste und wandelbarste Lohn des wahren Verdienstes — keineswegs immer begleitete auf seiner Laufbahn. Oeffentliche Freiheit ohne Willkür, Oeffentlichkeit in der Handhabung des Rechts und der Gesetze, Erziehung des Volkes zu politischer Mündigkeit, und endlich religiöse Duldung ohne Gleichgültigkeit und Lauheit: — das war der eigentliche Kern seiner Staatsweisheit, das der Geist, der in seinen Reden sich kund giebt, die für alle Zeiten Meisterstücke bleiben werden. Hätte man ihn in Sachen der nordamerikanischen Colonien gehört, so wären sie vielleicht noch heute mit dem Mutterlande verbunden. Leider zog man den Krieg vor. Die französische Revolution fand in ihm von ihrem Anfange an einen entschiedenen Gegner, eben weil er nur die wahre Volksfreiheit liebte, und den Königsmord

dem französischen Volke nicht verzeihen konnte. („Fly from the french constitution!") Mit Fox verband ihn die innigste Freundschaft bis zum Jahre 1791, wo eine Parlaments-Debatte sie für den Rest ihres Lebens trennte, obwohl F. selbst unter Thränen den Bruch auszugleichen sich bemühte. Seine zahlreichen Flugschriften sind Muster in ihrer Art, wie er überhaupt einer der ausgezeichnetsten, correctesten und geistreichsten Prosaisten der englischen Literatur ist. — Den folgenden Platz auf unserer Ehrentafel nimmt George Canning ein (geb. 1770 zu London, gest. 1827 zu Chiswick bei London), wiederum ein Mann, bei dessen Betrachtung man gern verweilt, weil ihn nicht nur der Glanz und Ruhm des mächtigen Ministers, von dessen Worte Krieg und Frieden einer halben Welt abhängt, — verherrlicht, sondern der noch weit größere des edlen Menschen und treuen Vaterlandsfreundes. C. war der Freund des jüngern Pitt und Burke, und, wie diese Beiden, demnach auch der warme Freund und Vertheidiger vernünftiger, gesetzlicher Freiheit. „Wo auch die Flagge Großbritanniens erscheinen möge, — so sprach er noch kurz vor seinem allzu frühen Tode — da müsse sie sich zum Schutze des Rechts und der Freiheit entfalten!" Darum trat er als Anwalt aller Unterdrückten auf: sprach für die Emancipation der Katholiken, wie für die Aufhebung der Sclaverei, nahm sich des hart bedrohten Spaniens (1809) und Portugals (1827) und des zur Freiheit wiedererwachten Griechenlands thätig an, ohne darum den europäischen Frieden leichtsinnig zu gefährden; endlich aber war er es auch, der die alten Fesseln des englischen Handels brach, indem er zuerst die Strenge des Prohibitiv-Systems milderte, welches man bis dahin für die Grundbedingung der englischen Handelsgröße anzusehen gewohnt gewesen war. Ein einziger Flecken haftet auf seinem Namen: das Bombardement von Kopenhagen, und die Wegnahme der dänischen Flotte mitten in tiefem Frieden. Wie viel Ruhm aber gehört dazu, den Flecken auch nur einer einzigen übereilten Handlung dieser Art abzuwaschen und auszutilgen!! Möchte auch in dieser Hinsicht die Geschichte nicht ungehört sprechen! — Der letzte Staatsmann, den wir zu nennen haben, ist Sir Robert Peel (geb. 1788 zu Tamworth, gest. 1850 in London), welcher mehrmals am Ruder des großen englischen Staatsschiffes saß, ein

Schüler Pitt's, und der talentvollste Vertreter der Partei der Hochtories, des eigentlichen Kernes der englischen Aristokratie. Allein obschon er zunächst die Erhaltung des Bestehenden sich zum Ziele seines politischen Strebens gesetzt hatte, war er doch zeitgemäßen Fortschritten nicht abgeneigt, wie sein Festhalten an der Reformbill, als einmal bestehendem Landesgesetz, und seine Modification der Getreidegesetze sattsam beweisen. Im Besitze eines unermeßlichen Reichthumes — denn sein gewerbthätiger Vater, der ausgedehnte Baumwollenmanufacturen besaß, hinterließ ihm ein Vermögen von mehr als $2^1/_2$ Millionen Pfund Sterling —, einer tüchtigen wissenschaftlichen Bildung und eines nicht gewöhnlichen Rednertalentes, war er zugleich ein ehrenwerther Charakter, der auch in seinem Privatleben die allgemeinste Achtung sich zu erwerben gewußt hat. — So lange es England nicht an solchen Staatsmännern fehlt, wird es auch die größten politischen Stürme glücklich bestehen können; denn wo es das wahre Wohl des Vaterlandes gilt, da schwindet der Unterschied der Whigs und Tories, und Alle einigen sich zum Schutze des Ganzen. Dann aber fehlen auch die

Feldherren

nicht, welche die Heere und Flotten zum Siege führen. Unsere Ehrentafeln nennen zwar nur drei; allein sie vertreten eine lange, glänzende Reihe. Der erste dieses Triumvirates ist der merkwürdigerweise selbst durch ein Volkslied seiner Feinde, der Franzosen, verherrlichte Marlborough *) (John Churchhill, Herzog von M., geb. 1650 zu Ashe, Devonshire, gest. 1722 zu London). Eine Schilderung und Würdigung seiner großen Verdienste als Krieger, besonders als Kampfgenosse und Freund des großen Prinzen Eugen von Savoyen, während des spanischen Erdfolgekrieges, liegt außer unserm Zwecke, für welchen es vielmehr genügen muß, nur ein Charakterbild zu seinem Namen zu setzen. „Der Herzog von Marlborough war mit so wenig Sorgfalt erzogen und gebildet worden, daß er weder englisch richtig schrieb, noch fremde Sprachen geläufig reden lernte. Diese Mängel wurden jedoch durch andere, selten vereinigte Eigenschaften mehr als ersetzt: Marlborough war nämlich zu gleicher Zeit der schönste,

*) Sprich: Malbro.

feinste, witzigste, gewandteste Hofmann, und der kühnste, siegreichste Feldherr seiner Zeit. Das Bedenken, ob jene Virtuosität in Kleinigkeiten sich mit einem wahrhaft großen Charakter vertrage, würde man gern zur Seite geschoben, wenn nur nicht glaubhafte Zeugnisse erwiesen, daß der Herzog zwar nie den Feinden seines Vaterlandes gegenüber zum Verräther ward, wohl aber seine großen Thaten überall durch Geiz und Habsucht verunreinigte und in Schatten stellte. Sein Benehmen gegen Jakob II. und Wilhelm III. — er ward Beiden untreu — ja selbst gegen Anna unterliegt schon insofern gerechtem Tadel, als es großentheils aus Egoismus hervorging. Deshalb sagt ein sonst sehr billig urtheilender Geschichtschreiber *): „„Marlborough's Leben bietet ein solches Gemälde von Niedrigkeit und Betrügerei (treachery), daß man Verdienste im Kriege sehr hoch anschlagen muß, um vor seinem Andenken irgend Achtung zu behalten **).““ — Ein andrer seiner Biographen sagt von ihm, daß er „zu den größten und gemeinsten (meanest) Menschen“ zugleich gerechnet werden müsse, rühmt aber dabei sein menschenfreundliches Wesen, seine Moralität als Gatte und Familienhaupt und — was freilich zu glauben schwer fällt — seine strenge Religiosität, aus welcher auch seine Ruhe und sein persönlicher Muth als Soldat abzuleiten sei. Mag das Kirchlichkeit und äußerer Glaube gewesen sein; christliche Religiosität kann es nicht genannt werden, denn diese ist Eins mit dem ganzen Leben, und weiht nicht nur einzelne Beziehungen desselben. Wie ganz anders erscheint ihm gegenüber sein Kriegscamerad, Prinz Eugen! —

Auch der zweite Name, den wir zu nennen haben, ist kein fleckenloser, so groß und berühmt auch der Mann ist, dem er angehört: wir meinen den Admiral, Lord Nelson (Horatio N., geb. zu Norfolk 1758, geblieben in der Schlacht bei Trafalgar den 18. Sept. 1805), unstreitig einer der ausgezeichnetsten Seehelden der neueren Zeit und, mit Ausnahme seines sittlichen Wesens, der charakteristische Repräsentant seines Volkes, dem er mit alles Andre ausschließender Liebe anhing. Namentlich war er ein geschworner Feind der Franzosen: „Ich hasse die Franzosen alle, — pflegte er zu sagen, — mögen sie Royalisten oder

*) Hallam Hist. of the brit. Const. III. 169 u. 298.
**) Raumer Gesch. Europa's 2c. VI. 527.

Republikaner sein, sie sind mir alle ein Abscheu!" Daß das aber nicht eitle Worte waren, das hat die französische Marine bei Abukir (1798) und bei Trafalgar (1805) erfahren, kleinerer Vorfälle nicht zu gedenken. Er hat den Sieg Englands über Bonaparte begründet, welchen Wellington zehn Jahre später vollendete. Er war ein offener und gerader Charakter, wie er dem Seemanne eigenthümlich ist, doch viel weicher, als die meisten seines Standes. Daher war er leicht entflammt für eine Idee, aber eben so leicht auch den Verirrungen seines Gefühles preisgegeben, so sehr auch in seinem Berufsleben ein ruhiger, klarer Verstand ihn auszeichnete und ihn zu den Thaten befähigte, die er vollbracht hat; denn in dem Augenblicke der Gefahr, mitten unter dem Donner der Kanonen und in die Luft gesprengter Schiffe, blieb er der unbewegte Mittelpunkt, immer dahin wirkend mit sicherem Takte, wo es nöthig war. Im Reden war er kurz und bestimmt: „England erwartet, daß Jedermann seine Schuldigkeit thue! (England exspects every man to do his duty!)" war sein Tagesbefehl vor der Schlacht bei Trafalgar. Der Ruhm war sein Abgott, ihm opferte er Alles. Die Flecken seines Namens sind: das Bombardement von Kopenhagen, das er ausführte, die Hinrichtung des greisen Caraccioli in Neapel, dem er selbst die Vergünstigung des ehrlichen Todes versagte, und endlich sein sittenloses Privatleben. „La gloire efface tout — tout, excepté le crime *)."

Reiner in vielen Beziehungen steht der dritte unserer Triumviren da: Wellington (Arthur Cowley Wellesley, Herzog von W., Fürst von Waterloo, geb. 1769 zu Dungan-Castle in Irland), und vor vielen Andern nennt ihn Deutschland mit Achtung, weil er sich mitbetheiligte an dem großen, heiligen Kampfe für seine Freiheit und Selbstständigkeit. Zwei Welttheile, Asien und Europa, dort Indien, hier vorzugsweise die pyrenäische Halbinsel und die Niederlande, waren der Schauplatz seiner glänzenden Waffenthaten: dort kämpfte er gegen Tippo Saib, (Eroberung von Seringapatam, am 4. Mai 1799) hier gegen Napoleon Bonaparte (Schlacht bei Talavera 1810, Eroberung von Ciudad Rodrigo und Schlacht bei Salamanca 1812,

*) Lamartine, Bonaparte.

bei Vittoria 1813, und endlich die Schlacht bei Waterloo den 18. Juni 1815). Vom Schlachtfelde aber mit Lorbeern, Titeln, kostbaren Ehrengeschenken und Reichthümern reich beladen zurückgekehrt, begann er den nicht minder schwierigen Kampf auf dem Gebiete der parlamentarischen Verhandlungen und der Staatsverwaltung. Zu den Lorbeern des Krieges wollte er auch die des Friedens sammeln, und bald ward er die Seele aller wichtigern Verhandlungen im In- und Auslande, und stand an der Spitze der Tories, die ihn bis an sein Ende als ihr Haupt und ihren Ehrensenior ansahen, selbst als ihn die Schwäche des Alters an angestrengter Thätigkeit hinderte. Das Bedeutendste, was seine ministerielle Wirksamkeit in der Geschichte von Großbritannien auszeichnet, ist die Emancipation der Katholiken (1829), die er freilich nur erst dann unterstützte und wider den Willen seiner strengeren Freunde durchsetzte, als er sah, daß sie nicht mehr zu hindern sei. „Das Mißverhältniß der irländischen, größtentheils katholischen Uebervölkerung (7 Mill. auf 1500 □ Meilen) zu den großen Besitzungen und Berechtigungen der anglikanischen Kirche hatte in diesem Lande eine ungeheuere Masse von Druck und Elend erzeugt. Diejenigen, welche keine Mittel besaßen, den eigenen Cultus zu bezahlen, waren noch mit Abgaben und Verpflichtungen an eine ihnen fremde Kirche belastet. Der Gährungsstoff, welcher einen Ausweg suchte, warf sich daher auf diese krankhafte Stelle, und Emancipation oder Einsetzung der Katholischen in die vollen Rechte des englischen Bürgerthumes wurde das Feldgeschrei des irischen Volkes, welches unter diesem Worte Befreiung von den hohen Pachtgeldern und Abgaben verstand, die es an die anglikanische Geistlichkeit zu erlegen hatte, während der wirklichen Emancipation nur noch übrig blieb, die Beschränkung der Katholischen hinsichtlich der höheren Staatsämter und des Zutritts zum Parlamente aufzuheben. Ein wilder Parteigeist theilte die Bewohner der Insel zu einem Kampfe, der dem Anscheine nach ein Kampf des unterdrückten Cultus gegen den herrschenden, in Wahrheit aber ein Kampf der Demokratie gegen die Aristokratie war. Ein angesehener und muthvoller Katholik, Daniel O'Connel, trat an die Spitze seiner Glaubensgenossen und wagte, was seit einem Jahrhunderte Niemanden eingefallen war, sich um die erledigte Stelle eines

Parlamentsmitgliedes für die irische Grafschaft Clare zu bewerben. Einer der mächtigsten Protestanten, Fitz Gerald, ein Minister des Königs, war sein Mitbewerber, unterstützt von allen Beamten der Regierung, von allen Angesehenen der Provinz, sie mochten Liberale oder Unliberale, Freunde oder Gegner der Emancipation sein, ja selbst von vielen Katholischen, die mehr auf Erhaltung ihrer Besitzungen, als auf Vermehrung ihrer politischen Rechte bedacht waren. Dagegen erblickte man auf O'Connel's Seite nicht wenige Protestanten. Am 7. Juli 1828 ward O'Connel gewählt. Da erklärte er, daß kein Gesetz ihn abhalte, im Parlamente zu sitzen, daß nur der schändliche Test-Eid — durch welchen alle Dissenters und Katholiken vom Eintritte ins Parlament ausgeschlossen sind, wenn sie das Abendmahl nicht nach englischem Ritus empfangen und nicht schwören wollen, daß die Messe eine Gotteslästerung und Abgötterei sei — ihn ausschließe; daß er aber nach London gehen, im Unterhause seinen Platz nehmen, und, wenn man ihn hindern und jenen Eid ihm abfordern wolle, das Parlament nöthigen werde, vor den Augen Europa's Grundsätze zu vertheidigen, die es kaum erörtern könnte, ohne sich der Barbarei der traurigsten Jahrhunderte des Menschengeschlechtes auf ewig unterworfen zu erklären. Die Parlamentssitzung von 1824 wurde aber dieser gewaltsamen Wendung dadurch überhoben, daß es der Herzog von Wellington selbst für rathsam befand, dem Hause eine Bill zur Aufhebung aller auf den Katholiken der drei Königreiche lastenden Beschränkungen vorzulegen, und diesen Entschluß gegen den Widerstand der anglikanischen Hierarchie und der unter dem Namen des Protestantismus mit ihr verbündeten Partei, als deren Wortführer einer der Brüder des Königs, der Herzog von Cumberland (nachmals König von Hannover), auftrat, durchsetzte. Am 30. März ging die Emancipationsbill im Unterhause, am 10. April im Oberhause durch, und erhielt am 13. desselben Monats die königliche Bestätigung *)." Auch an der Vertheidigung von Peel's Kornbill (1846) betheiligte er sich. — So begleitete der Sieg den tapfern Herzog auf dem Schlachtfelde und im Parlamente gerade in den wichtigsten Momenten. Er starb 1852. In seinem

*) K. A. Menzel in der Fortsetzung von Beckers Weltgeschichte Bd. XIII. S. 202.

Aeußern war W. ein Mann von etwas mehr, als mittler Größe, von starkem und kräftigem Körperbau, doch mehr mager, als dick; sein langes Gesicht zeichnete eine Adlernase aus, welche zu seinen übrigen, scharf markirten Zügen paßte.

Die Männer der Wissenschaften

mögen den Kriegshelden folgen; kämpfen sie doch auch, wenngleich mit andern Waffen und auf anderm Felde, für die höchsten Güter der Menschheit, wie diese. Und wohl darf Großbritannien sich rühmen, solche Kämpfer für die Wahrheit und Weisheit von jeher gehabt zu haben *), und zwar in größerer Zahl, als gar manches andere Land Europa's, so daß es früh schon Lehrer aussenden konnte, — wir erinnern nur an Winfried oder Bonifacius, (im 8. Jahrhundert) und an Alcuin, den Freund und Lehrer Karl's des Großen — und schon seit Jahrhunderten einen der ersten Plätze in der Geschichte der Wissenschaften eingenommen hat. Ernst und gründlicher Fleiß in der Forschung zeichnet auch hier den Briten aus; das mag sogleich der Erste, der die Reihe der Philosophen und Gelehrten in unserer Randzeichnung eröffnet, beweisen! Der Name Baco oder Bacon erinnert nämlich an zwei Männer zugleich, beide ausgezeichnet für ihre Zeit und hochachtbar in ihren Bestrebungen: Roger Baco (geb. um das Jahr 1214 zu Ilchester, Sommersetshire, gest. 1292 in Oxford) war seinen Zeitgenossen weit vorausgeeilt, und darum ein Gegenstand der Anfeindung und Verfolgung von Seiten derer, die das Licht scheuen, und deshalb es hemmen möchten in seiner Weiterverbreitung. Von ihnen der Ketzerei angeklagt, obgleich er stets den Dogmen der Kirche treu blieb, und nur die Sitten-

*) „Die englische Literatur ist reich an allen Schätzen der Wahrheit und Bildung; sie darf sich rühmen den Fürsten aller Dichter (Shakespear) und den Fürsten aller Philosophen (Baco) zu besitzen; sie hat auf die Menschheit mächtigeren Einfluß geübt, als selbst unser Handel und unsere Waffen; sie hat Frankreich die Grundsätze der Freiheit gelehrt und ist für Deutschland ein Muster geworden; sie hat das Gemeinwesen im Missisippithale näher mit dem Mutterlande verknüpft, als es durch die Bande des Blutes geschehen kann; vor ihr verschwindet ein frevelhafter, grausamer Aberglaube an den Gestaden des Ganges, und noch in künftigen Jahrhunderten wird sie noch ungeborne Millionen belehren und erheitern, welche dann mit ihren Städten und Gärten die jetzigen Wüsten Australasiens und des Caffernlandes bedeckt haben werden. Ja, ein Hoch! der Literatur Britanniens! Und wo immer dieselbe sich ausbreitet, möge auch britische Tugend und britische Freiheit im Gefolge wandeln." Macauley in seiner Rede in der Philosoph. Institution in Edinburg 1846.

losigkeit und Unwissenheit der Geistlichkeit, besonders der Mönche, bekämpfte, mußte er einen großen Theil seines Lebens im Kerker verbringen. Doch dem strebsamen Geiste konnte keine Menschengewalt Fesseln anlegen: er strebte auch im Gefängnisse dem Ziele der höchsten Erkenntniß nach, und forschte nach der Lösung der schwersten Räthsel der Natur auf andern Wegen, als dem durch die scholastische Philosophie seiner Zeitgenossen. Vorzugsweise beschäftigte ihn das Studium der Mathematik und Physik, und führte ihn auf Entdeckungen, die man gewöhnlich erst späteren Zeiten zu danken pflegt, weil seine Arbeiten durch die Ungunst der Verhältnisse und die Bosheit und den Aberglauben seiner Feinde erst später bekannt und gewürdigt wurden: wir meinen namentlich die Aufstellung der richtigen Theorie des Teleskopes, die Entdeckung des Schießpulvers und die Vorschläge zur Verbesserung des Julianischen Kalenders. Daß er dabei nicht ganz frei blieb von den Schwächen seines Zeitalters, beweisen seine alchymistischen Bestrebungen, mit denen damals die Experimentalphysik fast unvermeidlich zusammen zu fallen pflegte. Ein treues Lebensbild von ihm läßt ihn als den Strebegenossen und Geistesverwandten Dr. Faust's und des Theophrastus Paracelsus (im 16. Jahrhundert) erscheinen; jedenfalls aber gehört er zu den ausgezeichneten Geistern seines Volkes, besonders wenn wir erwägen, zu welcher Zeit er lebte. Bringen wir dieses seinem vollen Werthe nach in Rechnung, so überwiegt Roger Baco auch seinen berühmteren Nachkommen und Nebenbuhler auf dem Felde der Philosophie und Naturforschung, den großen Kanzler Francis Bacon von Verulam (geb. 1561 in London, gest. 1626 in Highgate bei London). Eben so mächtig bewegt vom Ehrgeiz, wie von der Liebe zur Wissenschaft, strebte Franz Baco nach dem höchsten Einfluß auf die Staatsverwaltung, um sie nach seinen Ansichten zu ordnen, wie er gleichzeitig, überzeugt von der Mangelhaftigkeit des bisherigen wissenschaftlichen Lebens, das Gesammtgebiet des menschlichen Wissens mit hellem Blicke aufzufassen suchte, die darin vorgefundenen Gebrechen zu rügen, und die höheren Forderungen zu begründen und geltend zu machen. Wissenschaft und Leben auf's Innigste zu vereinigen und in steter Beziehung zu einander zu erhalten, war das Ziel, das er verfolgte, indem er die Bestimmung der erstern zunächst darein

setzte, das letztere durch nützliche Erfindungen zu bereichern, und ihm neue Quellen der Wohlfahrt und des Glückes zu eröffnen *). Die Mittel, diesen Zweck zu erreichen, suchte er vorzugsweise in dem Studium der Natur auf dem Wege einer genauen Beobachtung. Wie diese aber kunstmäßig und der Eigenthümlichkeit des menschlichen Geistes entsprechend zu leiten, und wie durch sie die Natur zu befragen sei, hat er in seiner neuen Wissenschaftslehre (Novum Organum) in trefflicher Weise auseinander gesetzt, und ist dadurch der eigentliche Schöpfer der neuen englischen Philosophie geworden. Seine Zeitgenossen, wenigstens seine Landsleute, begriffen ihn freilich noch nicht, weshalb er auch in seinem Testamente sagte: „Meinen Namen und mein Andenken vermache ich den Nationen des Auslandes und meinen eigenen Mitbürgern, wann einige Zeit verflossen sein wird." Jakob I., sein königlicher Herr und Beschützer, sagte von seinen philosophischen Werken: sie seien mit dem Frieden Gottes vergleichbar, „der höher ist, als alle Vernunft" (Philipp. 4., V. 7.). Richtiger würdigte ihn hundert Jahre später Horace Walpole, der ihn „den Propheten der Wahrheiten nannte, welche Newton späterhin der Menschheit offenbart habe." Sicherlich wird er immer einen der ersten Plätze in der Geschichte der Wissenschaft einnehmen, in deren Dienste er auch — in Folge der Explosion einer Retorte — starb, nachdem sein Ehrgeiz auf der glänzenden Bahn seines amtlichen Lebens die tiefste Demüthigung — Absetzung und Kerker — erfahren hatte.

Nächst dem Doppelnamen Baco steht auf unserer Ehrentafel der Name **Wicliffe** (John W., geb. 1324 zu Richmond, Yorkshire, gest. in Lutterworth, Leicester, 1384). Das war der Luther Englands, der große Vorbote der Reformation, der freimüthige Bekämpfer der unumschränkten Papstmacht oder Hierarchie und des Ablasses, der unversöhnliche Feind der Bettelmönche, der Erste, welcher klar und bestimmt den Gebrauch der Bibel auch für die Laien forderte, wie er selbst seinen Glauben ausschließlich auf sie gründete, und sie in das Englische übersetzte! Durch diese Arbeit aber ward er einer der einflußreichsten Begründer der jetzigen englischen Sprache, gerade wie es Luther durch seine

*) Organum Lib. I. aphorism. 81.

Bibelübersetzung für die Deutschen geworden ist. Auch in der Abendmahlslehre scheint er mit unserm großen Reformator im Wesentlichen übereingestimmt zu haben; wenigstens verwarf er die Lehre von der Brodverwandlung, und verlangte den Kelch auch für die Laien. Alles dieses verwickelte ihn sein ganzes Leben hindurch in schwere Kämpfe, welche er jedoch ritterlich und siegreich bestand, so daß seine Feinde erst an seiner Asche ihren Zorn auslassen konnten (1428). Welchen Einfluß W.'s Lehren auf Huß, und durch diesen auf die Reformation des 16. Jahrhunderts ausgeübt, ist hinlänglich bekannt. — In ganz andere Zeiten versetzt uns Newton (Isaak N., geb. 1642 zu Woolsthorpe, Lincolnshire, gest. 1727 in London), der größte und berühmteste aller Präsidenten der „königlichen Gesellschaft" (seit 1703), und einer der größten Männer aller Zeiten, durch welchen die Vorsehung die Welt für den Verlust Galilei's — der in demselben Jahre starb, in welchem N. geboren wurde — entschädigen zu wollen schien, obgleich er selbst von sich in liebenswürdiger Bescheidenheit kurz vor seinem Tode sagte: „Ich weiß nicht, was die Welt von mir denkt und sagt; mir selbst aber komme ich jetzt vor, wie ein Kind, das an dem Strande des Meeres spielte, und sich freuete, wenn es einmal einen glatteren Kiesel, eine schönere Muschel als Andere fand, während doch der große Ocean der Wahrheit unerforscht vor mir lag." — Wer aber so Vieles für die Wahrheit gethan hat, wie Newton, wer das Gebiet der Physik und Mathematik so sehr erweitert hat, wie er, der Entdecker der Rechnung mit unendlichen Größen (Infinitesimal-Rechnung), der Gesetze der Schwere und des Lichtes, und der wissenschaftliche Begründer der physischen Astronomie, — der ist wahrlich nicht am Ufer geblieben, wenn er auch sich selbst nicht genug gethan, eben weil er das Höchste, das Ganze anstrebte. — Gleichzeitig mit N. forschte John Locke (geb. zu Wrington bei Bristol 1632, gest. zu Oates 1704) auf dem sicheren Wege der Erfahrung nach der Wahrheit und dem letzten Grunde alles Seins, und gewann durch seine anspruchslos gefällige, leicht faßliche Darstellungsweise ein sehr großes Publikum. — Einen dem Locke'schen Systeme ganz entgegengesetzten Weg der philosophischen Forschungen schlug ein anderer tiefer Denker, David Hume (geb. in Edinburg 1711, gest.

ebendaſelbſt 1776) ein, indem er alles Wiſſen, mit einziger Ausnahme des mathematiſchen, für ungewiß und zufällig erklärte, und die Sittenlehre einzig und allein auf den Trieb des Wohlwollens, als letztes Princip, gründete, wobei ihn ſeine reiche und tiefe Menſchenkenntniß gar ſehr unterſtützte. „In der Reife des männlichen Alters unternahm er die pſychologiſch-pragmatiſche Bearbeitung der vaterländiſchen Geſchichte, ſtrenge Gewiſſenhaftigkeit in der Forſchung, und unbeſtechliche Gerechtigkeit und ruhigen Gleichmuth in der Darſtellung als höchſte Pflicht anerkennend, deren treue Erfüllung durch Anfeindung aller Parteien ihm bezeugt wurde. Er faßt das Streben der Menſchen unabhängig vom Erfolge, die Sittlichkeit der Handlungsweiſe, oft verdunkelt in der Erſcheinung und entſtellt in mißdeutenden Meinnugen, demnächſt Staatsverfaſſung und bürgerliches Leben in's Auge, beherrſcht mit großem Geiſte den Stoff, und bleibt ſich in kalter Vernunftmäßigkelt und prüfender Zweifelhaftigkeit faſt unwandelbar gleich; und dieſe Gemüthſtimmung ſpiegelt ſich auch in milder Einfachheit der Sprache ab. Die Geſchichte der Stuart'ſchen Periode iſt in Hinſicht des Kunſtones der gelungenſte Theil, die der Tudor'ſchen der freimüthigſte und die der älteren Zeit der dürftigſte *)." — Noch vollendeter in der Form und tiefer in der Auffaſſung iſt Edward Gibbon (geb. zu Putney, Surrey, 1737, geſt. in London 1794), der Verfaſſer des berühmten claſſiſchen Werkes: „Der Verfall und Untergang des römiſchen Reiches" von Trajan bis zum Jahre **1453**, in welchem dreizehn der wichtigſten und ereignißreichſten Jahrhunderte der Weltgeſchichte auf eine höchſt anziehende Weiſe abgehandelt werden. Denn der Verfaſſer beſchränkt ſich nicht auf das eigentliche Römerreich, ſondern zieht alle Völker des Oſtens und des Weſtens, welche irgend wann und wie auf jenes einwirkten, in den Kreis ſeiner Beſprechung, wodurch ſein Werk allerdings hie und da an innerem Halte und ſtrengem Zuſammenhange verliert, wie ihm auch die eingemiſchten bittern und harten Urtheile über chriſtliche Lehren und Einrichtungen zum gerechten Vorwurfe gereichen und Vorſicht in Benutzung ſeines Werkes nöthig machen. Dagegen ſind die Einzelnheiten deſſelben, nament-

*) Wachler a. a. O. III. S. 331.

lich die Charakterschilderungen einzelner Männer oder Völker oft wahre Meisterstücke in vollendet schöner Form. — Die Reihe der ausgezeichneten Wissenschaftsmänner Großbritanniens mag der große Naturforscher, Sir Humphry Davy (geb. in Pensance, Cornwall, 1778, gest. 1829 auf einer Reise in Genf) schließen, einer der letzten Präsidenten der königlichen Gesellschaft, obgleich er auf unsern Ehrentafeln seinen Platz mitten unter den Erfindern und Gewerbtreibenden gewonnen hat. Seine Verdienste um Erweiterung der physikalischen Wissenschaften durch seine Entdeckungen auf dem Gebiete des Galvanismus u. m. a., sowie sein unablässiges und erfolgreiches Bemühen, das Menschenleben in seiner industriellen Thätigkeit zu veredeln und zu sichern, wie er es durch seine Vorlesungen über die Anwendung der Chemie auf den Ackerbau, durch die Erfindung der Sicherheitslampe und dgl. m. dargelegt, und endlich sein reiner und edler Charakter, welchen er in allen Verhältnissen seines Lebens bewiesen hat, — werden sein Andenken auch bei den spätesten Geschlechtern in Ehren erhalten. Zugleich aber mag er uns den Uebergang bilden zur

Klasse der Gewerbtreibenden,

welche in der königlichen Gesellschaft von Großbritannien nicht fehlen kann, und daher auch in unserer Bilderreihe ihre Vertreter finden muß, wenn auch nur in einigen Wenigen. Der erste unter ihnen ist Arkwright *) (Sir Richard A., geb. in Preston 1732, gest. zu Cromford, Derbyshire, 1792), ein Mann, der im siegreichen Kampfe mit den Hindernissen einer mangelhaften Erziehung Zeugniß giebt für die gewaltige Kraft des Menschengeistes, sobald einmal eine Idee in ihm zur Entwickelung und Aeußerung lebendig geworden ist. Durch die in ihren Folgen unermeßlich wichtige Erfindung, oder doch wenigstens erste vollständige Herstellung der Spinnmaschine für Baumwollen-Garn ist A. der Schöpfer einer ganz neuen Industrie geworden, ja, man kann ohne Uebertreibung sagen, daß in ihr eine der Grundbedingungen der augenblicklichen Größe Englands beruhend ist **). Hängt doch der Wohlstand von einem großen Theile auch anderer Länder Europa's, unser Deutschland nicht ausgenommen,

*) Sprich Arkreit.

**) Vgl. Vogel's Naturbilder, S. 309 ff. der 3ten Auflage.

an dem Baumwollenfädchen *), welches Arkwright gesponnen, so daß wir noch bis diesen Augenblick gerade in dieser Beziehung England zinsbar sind! Der Sohn armer Eltern und zum Barbiergehilfen erzogen, starb A. im Besitze eines Vermögens von mehr als drei Millionen Thalern; ein bei weitem größeres Erbe aber hinterließ er der civilisirten Menschheit, welche durch die Erfindung jeder Maschine einen neuen Triumph feiert und eine höhere Stufe ihrer Würde ersteigt; denn was eine Maschine fertigen kann, dazu ist eine Menschenhand, das Werkzeug des denkenden Geistes, zu gut. Der Menschenthätigkeit ist ein höherer Beruf geworden, als der, welcher durch eine Maschine erfüllt werden kann. Darum Ehre Männern, wie Arkwright! Auch sie sind Zeugen der göttlichen Vorsehung. — Ein würdiger Nachbar A.'s ist James Watt (geb. zu Greenock in Schottland 1736, gest. in Heathfield bei Birmingham 1819); denn wie jener der eigentliche Hersteller der Spinnmaschine, so ist dieser der Verbesserer und zweite Schöpfer der Dampfmaschine, welche er durch Vereinfachung in ihrer Einrichtung so bedeutend für die Industrie unserer Zeit gemacht hat, wie seit der Erfindung der Buchdruckerkunst keine andere Erscheinung im Gebiete der Mechanik geworden ist. Durch James Watt erlangte Englands Fabrikenwesen die große Ueberlegenheit über alle Staaten der civilisirten Welt; und weil er in seiner Dampfmaschine die Macht des Menschen über die materielle Welt feststellte und darthat, wird er vom Ganges bis zum Missisippi als ein Wohlthäter der Menschheit verehrt, und sein Monument steht mit vollem Rechte in der Westminster-Abtei neben dem der Könige in Macht, Wissenschaft und Kunst; denn solche Männer sind solcher Ehre werth, und Alt-England versagt sie Keinem. — Dieselbe Kraft des Dampfes, welche Watt

---

*) Nach der Schätzung des gewissenhaften Baines, welche M'Kulloch in seinem trefflichen Werke: A Statistical account of the British Empire etc. Vol. II. p. 77. mittheilt, belief sich schon vor ungefähr zwanzig Jahren der Werth der jährlichen Baumwollenfabrikation in Großbritannien und Irland auf dreißig bis vier und dreißig Millionen Pf. Sterling, und die Zahl der dadurch beschäftigten Menschen auf mindestens anderthalb Millionen. Das in den Spinnereien und Maschinen angelegte Kapital schlägt Kennedy zu jener Zeit auf etwa 7,000,000 Pf. Sterling an, das Arbeitslohn für die verschiedenen Manipulationen, wie Weben, Bleichen rc. aber auf 8,000,000. Doch dürfte diese Schätzung eher zu niedrig, als zu hoch gegriffen sein, da schon damals in den vereinigten Königreichen weit über neun Millionen (9,330,000) Spindeln arbeiteten.

zur Verfolgung so segensreicher Zwecke benutzte, wandte der Anglo-Amerikaner Perkins (1827) zur Herstellung eines Dampfgeschützes an, um in $1\frac{1}{2}$ Stunde zweitausendfünfhundert und zwanzig Kugeln gegen ein 660 Fuß entferntes Ziel mit der Kraft von 57 Atmosphären abzufeuern; während sie ein andrer seiner Landsleute, Fulton, schon früher (1807) zur Beflüglung der Schifffahrt bei Erbauung, oder doch zweckmäßigerer Einrichtung der Dampfschiffe benutzt hatte. Um die Erfindung der Dampfwagen hat sich besonders der noch lebende Ingenieur Stephenson in Newcastle am Tyne die größten Verdienste erworben. — Eins der größten Wunderwerke des kühnsten Unternehmungsgeistes der neuern Zeit schuf der französische, aber in England eingebürgerte Ingenieur Brunel, welcher seit 1825 den schon früher gefaßten Plan, durch einen Weg unter der Themse weg — Tunnel — die beiden Theile von London zu verbinden, ohne eine neue, bei der Breite des Flusses und der lebhaften Schifffahrt schwierige Ueberbrückung nöthig zu haben, auszuführen begann. Seit zwölf Jahren (1842) ist dieses Riesenwerk vollendet, ein laut redendes Zeugniß der Willenskraft des Menschen, ein neues, charakteristisches Feld im Wappenschilde von Alt-England. — Von solch einem kühnen Unternehmen aber ist's nur ein Schritt zur Poesie; darum reihen wir an die glänzende Reihe der Namen der Gewerbtreibenden und großen Erfinder sofort die der vorzüglichsten

Dichter Großbritanniens,

so viele unsere Ehrentafel deren nennt. An der Spitze steht der britische oder gaelische Homer, der halbmythische Ossian oder Oisian, der Sohn des irischen Helden Fingal (Fionnghal), König von Morven. Er besang die Thaten und Leiden seines Vaters und der vaterländischen Helden, welche den Kampf gegen mächtige, kühne Fremdlinge, wahrscheinlich Normannische Baykönige oder Wickinger (850 nach Chr.?) bestanden hatten. Seine im Munde des Volkes fortlebenden Gesänge, voll großartiger Gefühle bei kindlicher Einfalt, kräftig und zart, rührend mild und erschütternd, wurden erst im vorigen Jahrhunderte, am vollständigsten von J. Macpherson, gesammelt und in's Englische übersetzt; doch ist ihre Aechtheit noch bis diesen Tag nicht ohne Wider-

spruch anerkannt worden, was uns aber den Genuß derselben eben so wenig verkümmern soll, als der bekannte Streit über den Ursprung und die Einheit der homerischen Gesänge uns stört in der Lesung der Ilias und Odyssee. Das wahrhaft Schöne braucht kein Ursprungs-Certificat. — Eben so wenig bedarf der folgende Name auf unsrer Ehrentafel noch unsrer Erläuterung oder Verherrlichung; denn William Shakspear oder Shakspere (geb. zu Stratford am Avon 1564, gest. ebendaselbst 1616) ist bekannt und anerkannt als einer der größten und genialsten dramatischen Dichter, welche jemals das Gemüth des Menschen in Schmerz oder Freude zum Gefühl eines höheren Daseins verklärt haben.

„Ein Halbgott ist er, der die alten Sagen
Verwirklicht von der Sänger heil'gem Zauber
Und ihrer Macht, der Menschen bebend Herz
Zu rühren, und die Felsen zu erweichen.
Es blühen keine Palmen auf der Welt,
Die würdig sind, dem Göttlichen zu lohnen,
Der seines Busens wundervolle Himmel
Dem dürft'gen Aug' der Sterblichen erschließt,
Und ihres Lebens ärmliche Gestalten
In seiner Seele reinem Feuer läutert."
(Michael Beer.)

Kein unwürdiger Nachbar folgt ihm, wenn er ihn auch nicht, weder an Gesinnung, noch an Talent, erreicht: John Milton (geb. in London 1608, gest. ebendas. 1674), der hochgefeierte Dichter des „verlornen Paradieses" (Paradise lost). Es ist diese Epopoe, der man die ursprüngliche dramatische Form, die der Dichter für sein Werk gewählt hatte, wohl ansieht, eine der großartigsten und künstlerisch vollendetsten Schöpfungen des Menschengeistes, namentlich der Phantasie eines Menschen; und dennoch bleibt es wahr, was schon der scharfe Kritiker Johnson davon sagte: es ist eins von den Büchern, welche der Leser bewundert und — weglegt, und vergißt, es je wieder in die Hand zu nehmen. Er war das Vorbild unsres Klopstock's. — Der nächste Vertreter der zahlreichen englischen Dichterschaar ist Jonathan Swift (geb. zu Dublin 1667, gest. ebendas. 1745), obgleich er, nach Walt. Scotts Urtheil *), eigentlich mehr in die Reihe der eng-

*) Lebensbeschreibung berühmeer englischer Dichter und Prosaisten von W. S. Bearbeitee von H. Döring. (Leipzig, 1826.) S. 160.

lischen Staatsmänner und Patrioten gehört, da die Werke, welche ihn in die Klasse der Dichter stellten, — das Mährchen von der Tonne und Gulliver's Reisen — eher zu den politischen Romanen gezählt werden müssen, als zu den leichten Schöpfungen der Phantasie. Gleichwohl haben Gulliver's Reisen, blos als Werk der Einbildungskraft betrachtet, so viel Anziehendes, daß der Verfasser desselben in der Reihe der britischen Dichter nicht fehlen darf, besonders da der Humor und die Satyre eine so bedeutende Rolle in der poetischen Literatur Englands spielen. Als Mensch war Swift mehr als zweideutig. — Die Zeiten und den Ruhm Cowper's, Thomson's und Goldsmith's übergehend, versetzen wir uns sofort in das rege dichterische Treiben, welches mit den ersten Decennien des neunzehnten Jahrhunderts in England sich regte, und in welchem Byron (George Gordon Noel, Lord B., geb. in Schottland 1788, gest. in Misolunghi 1824) als ein Meteor vom hellsten, blendendsten Lichtglanze erscheint und verschwindet, ein Räthsel für den Psychologen, wie für den Kritiker, ein Gemisch des Verschiedenartigsten, des Erhabensten und des Gemeinsten, der cynische, spöttische, sarkastische Geist unserer Zeit, der Dichter des Zweifels und des Unglaubens. Die edelsten Fähigkeiten waren ihm angeboren: seine Einbildungskraft kannte keine Grenze, sein Verstand war hell und kräftig, seine Thätigkeit unermüdlich; ein leidenschaftlich reizbares Gemüth und reges Gefühl, kurz, alle jene kostbaren Eigenschaften waren sein, welche den kühnsten Aufschwung des Dichters begünstigen. Allein es gilt fast von allen seinen Dichtungen, was einer seiner Landsleute *) von seinem Don Juan sagt: „Byron scheint zwischen Engeln des Lichts und der Finsterniß gesessen zu haben, wenn er schrieb, aber nur aller zehn Strophen für die Eingebungen der ersteren empfänglich gewesen zu sein"; so sehr wechselt das Herrlichste mit dem Düstersten. B. ist ein Bild der Glaubensleere, der Zerrissenheit und maßlosen Genußsucht, wie des rastlosen Strebens und Jagens nach dem höchsten Ziele der kühnsten Wünsche, wie er sich in seinem „Manfred" — dem Zwillingsbruder des Faust — selbst conterfeiet hat.

*) Allan Cunningham biograph. und krit. Gesch. der engl. Literatur. Aus d. Engl. übersetzt von Kaiser. (Leipzig, 1834). S. 92.

„Die seligen Gewalten,
Die durch die Schmerzen rein'gen und belohnen,
Sind fremd dem Manne, dessen Zauberworte,
Den Vorhang heben von dem Zauberorte,
Wo die Verdammniß und das Laster wohnen!
Und nirgends blinkt ein Strahl vom Friedenslichte,
Und Höll' ist nur, kein Himmel im Gedichte! *)

Seine Sprache ist übergewaltig, reich, volltönend und fließend. — Daß er es versuchte, die erloschene Flamme der Freiheit in Italien wieder anzufachen, und wie er, einen spartanischen Helm auf dem Haupte, hinsegelte, um unter den Griechen einen neuen Heroismus zu erwecken, wie seine Absichten fehlschlugen, und er selbst erlag, ist weltbekannt. Er starb in Misolunghi, und ward in Newstead — dem Landsitze seiner Väter — begraben, nachdem seiner Asche die Aufnahme in die Westminster-Abtei verweigert worden war. — Der letzte Dichter Großbritanniens, den wir zur Charakteristik der Literatur seines Volkes nennen, ist Sir Walter Scott (geb. in Edinburg 1771, gest. zu Abbotsford 1832), lange Zeit „der große Unbekannte," dessen historische Romane nicht nur in seinem Vaterlande, sondern überall, wo sie nur bekannt wurden, mit fast beispiellosem Enthusiasmus begrüßt und gelesen wurden, ohne das man ahnete, daß der Dichter des „Gesanges des letzten Minnesängers" (Lay of the last Minstrel), der „Jungfrau vom See" (Lady of the Lake), des „Rokeby" u. m. a. ihr Verfasser sei. Wer kennt sie nicht? — Darum setzen wir statt jeder weiteren Charakteristik nur das Schlußurtheil seines zuverlässigsten Biographen zu seinem Namen:

„Er war ein großer und ein guter Mann!"

Auch die Vertreter der

schönen Künste

dürfen in unsrer „Königlichen Gesellschaft" nicht ganz fehlen, obgleich die Stärke und Ueberlegenheit der Engländer nicht in diesen, sondern mehr in der Mechanik beruhend ist. Darum haben auch nur drei Namen in unsrer Randzeichnung einen Platz gefunden. — Sir Christopher Wren (geb. 1632 zu East Knoyle, Wiltshire, gest. in London 1723) mehrjähriger

*) Zedlitz in den „Todtenkränzen."

Präsident der Königl. Akademie, mag als der größte die großen Baumeister repräsentiren, welche Großbritannien und Irland mit so vielen prachtvollen und großartigen Bauwerken verschönert haben, so daß man versucht wird, zu behaupten, es sei die Architektur die eigentliche Nationalkunst dieses Volkes, in welchem sich die Talente für die übrigen Schwesterkünste nur sehr sparsam vertheilt finden. Schon die ältesten Baudenkmale verkünden einen ernsten Sinn für erhabene einfache Schönheit der architektonischen Verhältnisse, und die Kathedralen von York, Winchester, Salisbury, Westminster u. v. a. dürfen sich einer Vergleichung mit den größten Meisterwerken des Mittelalters in Italien, Frankreich, Spanien und Deutschland nicht schämen. An ihrem Anschauen und Studium erstarkte auch das ausgezeichnete Talent Wren's, so daß er Werke schuf, die in Plan und Ausführung ihm die Unsterblichkeit sichern. Das größte derselben — er hat deren über 60 ausgeführt — ist die St. Pauls-Kirche in London, in welcher er auch begraben liegt. Die bekannte lakonische Inschrift: „Si monumentum quaeris — circumspice! d. h. Suchst Du sein Denkmal — so blicke um dich her!" — bezeichnet sein Grab. Er war als Mensch nicht weniger groß, denn als Künstler; das vollendet erst sein Lob, wie seine Weihe zur Kunst. — In der Malerei stehen die Briten den kunstsinnigen Völkern des Festlandes bedeutend nach, selbst wenn man Italien nicht mit in den Vergleich ziehen will. Wir wählen zum Vertreter derselben den volksthümlichsten, wenn er auch durch einige der späteren, namentlich durch den erst vor wenigen Jahren verstorbenen Wilkie, weit übertroffen worden ist: William Hogarth (geb. in London 1697, gest. in Chiswick 1764) ist durchaus Original; er steht mit seiner Kunst — er malte und radirte — im Dienste der Wahrheit und der Sittlichkeit, indem seine größeren Compositionen wirkliche Sittengemälde zu rein moralischen Zwecken sind. Lichtenberg's meisterhafte Erklärung hat sie auch zu unserm Eigenthume gemacht. Auch wo H. mehr dem Scherze dient, verfällt er nie in das Gemeine. Dabei ist das Technische seiner Malerei einfach, wie es scheint, doch höchst bewunderungswürdig, namentlich in seinen Fleischtönen und in der harmonischen Wirkung der Farben *). Als Charakter-Zeichner

*) Waagen, Kunst und Künstler in Engl. Bd. I. S. 238.

ist er vielleicht noch unübertroffen. — Der letzte Name, welchen diese Abtheilung nennt, gehört einem Schauspieler, dessen Kunst an ihm und durch ihn selbst das Bild des Lebens abspiegelt, und daher wohl ohne Entschuldigung den bildenden Künsten zugezählt werden mag: David Garrick (geb. 1716 in Herford, gest. 1779 in London, wo er in der Westminster-Abtei begraben liegt), von dem einst Pope sagte: „dieser junge Mann hatte nie seines Gleichen, und wird niemals einen Nebenbuhler haben." Und noch heute ist sein Ruhm durch keinen andern dramatischen Künstler verdunkelt, was wir um so lieber verkünden, als auch er das Lob eines guten Menschen mit in's Grab genommen hat. Auch ihn hat unsers Lichtenberg's Feder meisterhaft geschildert, und ihn dadurch bei uns fast eingebürgert. Rührend, aber zugleich auch charakteristisch für seine Auffassung der dramatischen Kunst war seine Verehrung für Shakspear, dessen Helden — namentlich Hamlet und Richard III. — seine Lieblingsrollen waren.

Die letzte Klasse der „Königlichen Gesellschaft" mögen auch hier, wie in unsern beiden vorigen Schilderungen, die Männer bilden, deren stilles Walten mit seinen Blüthen und Früchten hinüber ragt in's Reich der ewigen Liebe: wir meinen

die Menschenfreunde,

deren England eine so große Menge in den Jahrbüchern seiner Geschichte verzeichnet hat, daß wir uns fast schämen, von ihnen nur vier zu nennen; indeß unser Bild ist kein Panorama, wo man Alles sieht, sondern nur ein eng eingerahmtes Charakterbild.

Der erste, den wir als Vertreter dieser ehrenwerthen Genossenschaft zu nennen haben, ist der Arzt Dr. Edward Jenner (geb. 1749 in Berkeley, gest. 1823 ebendaselbst), der Entdecker und Verbreiter der Kuhpocken-Impfung, durch die er dem Würgengel der natürlichen Blattern Einhalt that, und das Leben von Millionen rettete. Das erste Kind ward von ihm am 14. Mai 1796 geimpft, nachdem er schon seit mehrern Jahren die angestrengtesten und genauesten Beobachtungen angestellt hatte. Durchdrungen von dem Bewußtsein der Wichtigkeit seiner Entdeckung für die leidende Menschheit, scheute Jenner keine Mühe und keine Kosten, sie so bekannt und gemeinnützig zu machen, als

nur irgend möglich war; und das eben macht ihn der Ehrenkrone werth; obgleich ein Deutscher es nicht verschweigen darf, daß schon fünf Jahre vorher ein Schullehrer im Holsteinischen, Namens Plett, die Entdeckung gemacht, ohne daß jedoch J. etwas davon erfahren hatte. — Der Anglo-Amerikaner Rumford (Benjamin Thompson, Graf v. R., geb. 1752 in Nordamerika, gest. zu Auteuil in Frankreich 1814) hat sein unstätes Leben durch unvergängliche Bestrebungen wahrer Menschenliebe bezeichnet, indem er sowohl in seinem Vaterlande, als auch in England, Frankreich und namentlich in Deutschland (in München bis zum Jahre 1799) persönlich thätig war, nützliche Künste und Gewerbe zu fördern, der Verarmung zu steuern und die Armen möglichst wohlfeil und zweckmäßig zu versorgen und zu nähren. Die nach ihm benannte nahrhafte Suppe hat durch solchen Sinn eine für ihn höchst ehrenvolle Bedeutung gewonnen. — Nicht minder ehrenwerth und der Auszeichnung würdig ist der Mann, welchen der nächste Name unsrer Ehrentafel nennt, John Howard (geb. in London 1727, gest. auf einer Reise in der Krimm 1790), einer der uneigennützigsten, thätigsten und wärmsten Menschenfreunde, welche die Geschichte der Menschheit aufzuweisen hat. Seine Liebe entzündete sich an den unterirdischen Feuern und der furchtbaren Noth des Erdbebens von Lissabon, und leuchtete seitdem in unverändertem Glanze und mit ungeschwächter Wärme, namentlich den Unglücklichen, die in der Nacht der Kerker schmachteten. Ihr trauriges Loos durch eine bessere Einrichtung der öffentlichen Gefängnisse erträglicher zu machen, und die sittliche Kraft der Gefangenen wieder zu heben, war das edle, erhabne Ziel, welchem er mit Aufopferung aller Annehmlichkeiten und Bequemlichkeiten, ja endlich des Lebens selbst nachstrebte, ein treuer Jünger dessen, der da sprach: „Kommt her zu mir, die ihr mühselig und beladen seid, ich will Euch erquicken!" Fast ganz Europa ist Zeuge seiner thatkräftigen Menschenliebe gewesen, und die in der neuesten Zeit mit so großem und löblichem Eifer geförderte Sache der Verbesserung des physischen und moralischen Zustandes der Gefangenen ist noch immer eine Nachwirkung der von Howard ausgegangenen Anregung. Darum soll auch Deutschland seinen Namen und sein Andenken ehrend bewahren. — Der letzte unter den wandelnden Zeugen

des Evangeliums, welche wir zur Ehre Großbritanniens nennen, ist der edle, unermüdliche Anwalt der armen Negersclaven: William Wilberforce (geb. zu Hull 1750, gest. zu London 1833). „Wer kennt und ehrt nicht auch unter uns den Mann, der an die Bekämpfung jenes empörenden Menschenhandels mit den Unglücklichen in Afrika zur Bereicherung christlicher Plantagenbesitzer sein Leben gesetzt hat?! Zwar hatte schon Pitt die erste Vorstellung, welche die Universität Cambridge über diesen Gegenstand an das Parlament richtete, kräftig unterstützt; aber Niemand faßte dies lebendiger auf, als der damals junge Wilberforce. Auch war Keiner beharrlicher, als er, und erst nach langem und hartem Kampf und Widerspruch gelang es ihm, daß wenigstens im Jahre 1801 der Sclavenhandel in allen englischen Besitzungen gänzlich aufgehoben wurde. . . Stets hat er die Würdigsten des Ober- und Unterhauses auf seiner Seite gehabt, auch solche, die, vielleicht ruhiger noch, als es ihm die Begeisterung für die Sache zuließ, sich die Schwierigkeiten nicht verbargen, und ihn vor Uebereilungen warnten. Sein Aeußeres kündigte nichts weniger, als einen so muthigen Kämpfer an: weder seine korperliche Haltung, noch seine schwache Stimme, noch seine gesuchte rhetorische Kunst hat seinen Reden die siegende Kraft über die Gemüther verschafft, wenn er die schrecklichen Gräuel zur Sprache brachte, welche die Sclaverei der Neger herbeiführte, und die Unmenschlichkeiten, an welche sich sogar Frauen und Kinder der reichen Pflanzer gewöhnten, und seine Leibeignen als eine niedere Gattung von Wesen betrachten ließ. Alles, was er sprach, beruhete auf Thatsachen, und strömte aus dem unerschöpflichen Quell eines von Gottes- und Menschenliebe durchdrungenen Herzens. Man nennt wohl seine Frömmigkeit etwas überstreng und methodistisch; .... Heil aber allen Methodisten, bei denen der Glaube so durch die Liebe thätig wird *)."

Das ist — um unsere Schilderung des hochinteressanten britischen Inselreiches mit den Worten seines größten Dichters zu schließen — das ist

*) Niemeyer Beobachtungen auf Reisen. 2. Th. S. 410. Eine treffliche Charakterschilderung des edlen Mannes hat uns auch der franz. Dichter Lamartine gegeben, in einer Rede gegen den Sclavenhandel. Sie findet sich ihrem wesentlichen Inhalte nach in der Augsburger allgemeinen Zeitung vom J. 1842. No. 78.

— — — — — das gekrönte Eiland,
Dies Land der Majestät, der Sitz des Mars,
Dies zweite Eden, halbe Paradies,
Dies Bollwerk, das Natur sich hier erbaut,
Der Ansteckung und Hand des Kriegs zu trotzen,
Dies Volk des Sieges, diese kleine Welt,
Dies Kleinod, in die Silbersee gefaßt,
Die ihr den Dienst von einer Mauer leistet,
Von einem Graben, der das Haus vertheidigt
Vor weniger-beglückter Länder Neid;
Der segensvolle Fleck, dies Engelland,
Die Amm' und Mutter vieler Könige,
Furchtbar durch ihr Geschlecht, hoch von Geburt,
So weit vom Hauſ' berühmt durch ihre Thaten
Für Christendienst und ächte Ritterschaft;
Dies theuere, theuere Land so theu'rer Seelen,
Durch seinen Ruf in aller Welt so theuer *).

*) Shakspear, Richard II. Act 2, Scene 2.

Digitized by Google

Die Niederlande oder Holland.

Der nächste Blick in unsern historischen Bildersaal erinnert uns an jenes merkwürdige, räumlich so kleine und in seinen Bestrebungen und Erfolgen so große Reich, welches an den Mündungen von drei aus Deutschland und Frankreich kommenden Strömen, des Rheines, der Maas und der Schelde gelegen: die Niederlande oder Holland. Es ist dies Land „ein Geschenk des Rheins" und die Brücke nach England, wie die dänischen Inseln die nach Skandinavien. „Wo der Rhein Andernachs Basaltklippen verläßt und aus dem Siebengebirge hervortritt, dehnt sich zu seinen beiden Seiten, doch vorzüglich zur Linken, eine weite fruchtbare Ebene aus. Die einzeln stehenden Hügel, der klevische und der Hünenberg zur linken, der Eltenberg zur Rechten, deren Fuß er bespült, sind gleichsam das Thor zu den Niederlanden. Jetzt spaltet er sich in zwei Arme, die Waal und den Rhein, welche eine reiche und fruchtbare Landschaft, die Betuwe, umfassen. Im Norden erhebt sich der Boden wieder in malerischen Höhen, hinter welchem ein dürrer Sandboden die Fortsetzung der Haideländer bildet, die sich von der Spitze von Jütland bis an den Ausfluß der Schelde erstrecken. Westwärts vom Rhein kömmt die Maas aus dem hohen Ardennenwalde, strömt zwischen den felsigen Hügeln der Provinzen Namur und Lüttich in die weite niederländische Ebene, nimmt die Waal auf und fließt kaum merkbar in einem stundenbreiten Bette bei Helvoetsluys dem Meere zu. Weiter gegen Mittag und Abend aber breiten sich reichbegabte Ebenen aus, von den Ebenen des nördlichen Frankreichs durch keine Naturgrenze geschieden *)." Das Wasser ist das herrschende Element in den Niederlanden, wie es durch Anschwemmungen deren Schöpfer geworden ist. Daher beschränkt

*) Van Kampen Gesch. der Niederl. I. S. 4.

Digitized by Google

es sich auch nicht nur auf die zahlreichen Flüsse, Meerbusen und Landseen, sondern verbreitet sich, zur Förderung des Handels und des persönlichen Verkehres, in zahlreichen, zum Theil sehr bedeutenden Kanälen durch das ganze Land, während kunstreiche und kostspielige Dämme oder Deiche es gegen Mißbrauch seiner Gewalt zügeln, soweit Solches Menschen möglich ist. „Wer nach Holland kommt aus andern deutschen Landen — denn deutsch ist jetzt ganz Niederland in seiner Bevölkerung, die aus dem friesischen und sächsischen Stamme gemischt ist — wenn er die Menschen und ihre Art und ihr Leben sieht, ihre Flüsse, Kanäle, Gräben, Schleußen, Deiche, ihre mächtigen Häfen, Werfte, Landstraßen, Städte, Festen, Schlösser und Thürme, die Tüchtigkeit, Kühnheit, Zweckmäßigkeit, Nettigkeit, Sauberkeit, Klarheit in Allem, steht er still und staunt und wundert sich. Wenn er es länger gesehen und ruhiger betrachtet, und nach Ursachen und Wirkungen und nach den Arbeiten und Werken der Menschen sich näher und genauer erkundigt und unterrichtet hat; wenn er vollends die Geschichte dieser Menschen etwas öfter aufgeschlagen und durchgeblättert hat, steht er still und lobt und bewundert. Alles dies, dieses reiche Land, diese prächtigen Städte, diese blanken, freundlichen, städtegleichen Dörfer hat der denkende und arbeitsame Mensch aus dem Schlamme hervorgehoben und zum Theil den Wogen des Meeres abgewonnen. Hier ist nun am meisten von den Provinzen Holland und Seeland die Rede, weil diese dem Lande und dem Bewohner desselben das eigentliche Gepräge aufgedrückt haben. Daher müssen sie es sich gefallen lassen, bei dem Fremden alle Holländer zu heißen. — Aber diesen Holländer, wie soll man ihn beschreiben? Etwa, wie ihn so Manche aus dem Binnenlande ausschreien und schildern: ein Kerl mit Froschblut, mehr Wasser als Blut in den Adern, langsam, klotzig, steif, kalt, pedantisch und förmlich, kurz, nichts als Langweiligkeit, Steifheit und Förmlichkeit? So ist der Schein, und so ist das erste Aufgreifen und Aussprechen des Gefühls, welches er bei Fremden erweckt; aber du mußt tiefer hineinbohren, länger und aufmerksamer betrachten, und du wirst die erste thörichte Rede ausspeien, und anders sprechen müssen. Denn wer darf wohl so hinfahren über ein Volk, das ein solches Land gemacht, einen solchen Zustand geschaffen hat, das eine so große Geschichte hat, so große Leiden und Freuden durchgekämpft

hat, als diese stillen, oft so unscheinbaren und oft auch wirklich so langweiligen und steifen Holländer?! Aber trotz Allem dem, wie sehr man Diejenigen auch zurückweisen muß, welche von den Holländern als von einer nur wunderlichen oder gar lächerlichen Erscheinung reden möchten, sitzt und steckt in der holländischen Art etwas Unbeschreibliches. Man muß sie sehen und viel sehen, um sie von innen heraus verstehen zu lernen. Wenn man so in die holländischen Städte und Dörfer kommt, oder in die einzelnen Häuser tritt, und die Menschen so still und langsam und doch so nett und reinlich, als hätten sie mit Arbeit und Mühe sich nur leicht zu befassen, einhergehen sieht; wenn der Bauer langsam und bedächtig, wie ein Storch, in seinen hohen Holzschuhen einherschreitet und mit wohlbehaglicher Miene und langsamer, breiter Rede dir begegnet: so könnte dir einfallen, ein so stilles, bequemes Geschlecht könne dieses Land nicht gemacht, diese gewaltigen herrlichen Werke nicht geschaffen haben; die alten Cyclopen, welche diese Mauern, Thürme, Wälle und Deiche aufgethürmt, seien lange ausgestorben, und ein schlechteres, matteres Geschlecht habe ihre Stelle eingenommen. Aber tiefer auf den Grund der Dinge gestiegen, wirst du Alles von einer andern Seite ansehen lernen. Der Holländer, der jetzige Holländer, steht da im Bewußtsein der Wohlhabigkeit und Behaglichkeit, eben daß er der Schöpfer und Herr dieses Landes ist, wo nur Frösche, Möven und Rohrdommel ihre heiseren Stimmen tönen lassen würden, wenn der Mensch nicht hinzugetreten wäre, und mit Spaten, Schaufel und Ruder in der Hand, sein Werde! gerufen hätte. Es ist der stille, zahme Seelöwe, der sich im Gefühl des Behagens auf die trockenen Klippen an die Sonne gelegt hat. Wenn man diesen Menschen sieht, wie nett seine Kleider, seine Schuhe, wie wohlgesetzt seine Perücke, wie mit Blumen und Kräutern mancherlei Art seine Flur, sein Vorhaus in zierlichsten Schnörkelchen und Bildchen geschmückt ist, zwischen welchen er wochenlang herumspazieren kann, ohne ein Spierchen zu verrücken; wenn man seine Gärten sieht, wie Alles verziert, ausgeschmückt, mit bunten Muscheln und Steinen ausgelegt und zu hundert und tausend verschiedensten Gestalten, wie in einer mystischen symbolischen Zauberei, gedreht, geschnitzt, gewendet ist; wenn man auf seine Dreschtenne, in seinen Kuhstall tritt, so

reinlich und nett gefegt und gebohnt, daß eine Prinzessin mit ihrem Schleppkleide darüber ziehen könnte, ohne daß sich etwas Ungebührliches daran hängte: dann begreift man den Inhalt des holländischen Wortes Moje *), des Inbegriffs alles Zierlichen, Bequemen und Lustigen in holländischer Sprache. Dieses weiche Wort drückt gleichsam durch seinen Laut schon das gewöhnliche holländische Wesen aus. Aber störe diesen Seelöwen auf, und jage ihn von den Klippen der stillen sonnigen Lage in's Wasser: — da siehst du ihn spielen und plätschern, da hörst du ihn brausen, da bläst er das Wasser aus seinen Nüstern himmelan, da brüllt sein Zorn auch wohl mitunter auf, daß dir die Haare vor Grausen auf dem Kopfe sausen. Ja, am Ruder und auf den Mastspitzen muß man den Holländer sehen, auf dem Wasser muß man ihn schalten sehen, wo der auch auf jenem wilden Elemente stille und ruhige Mensch mit ganz anderem Blicke, und mit viel geschwinderer Hand und Fuß den Wellen gebietet. Freilich ist er ruhig, besonnen und behaglich, aber in seinem Innern steht eine Hartnäckigkeit und Entschlossenheit, eine Trotzigkeit und Festigkeit des Willens, die der Teufel nicht beugen kann; und wie sehr in Vielem auch eine gewisse, stumme Trockenheit, eine gewisse, oft langweilige Einerleiheit erscheinen mag, — jeder Holländer ist doch sehr ein Mensch für sich, nicht allein mit eignem Willen, sondern mit Eigenwillen, und zwar nicht blos mit dem Eigenwillen eines Pedanten. . . . Rühre ihn nur an, wo sein Leben sitzt, und wo er dieses Leben bedroht fühlt, und du wirst sehen, mit welchen Zornflammen er auflodert, und wie der geweckte Aufruhr seiner Natur Alles um sich her aufschrecken und niederwerfen will. Geh' hin und erinnere dich nicht blos der Geschichte von Alba's Tagen, oder als die Olden Barnevelde und de Witte als Opfer fielen, sondern durchblättere die Geschichte von Brügge, Gent, Antwerpen, Dordrecht, Leyden u. s. w. durch das ganze Mittelalter, und du wirst an den Küsten dieser Seelande die ähnliche Erscheinung finden: es ist das Ungestüme und Unbändige, wo dieser friesische Mann seine Art und seine Freiheit in Gefahr glaubt; es ist das Feste und Stille, wo die gewöhnlichen Zustände eintreten. Wie gesagt, er hat das Gefühl, —.

*) Sprich: moi.

und wer wagt, es ihm zu bestreiten? — daß dieses Land im eigensten Sinne sein Land ist, daß er es sich geschaffen hat. Er hat im Kampfe und in der Arbeit dieser großen Schöpfung Alles, was Muth, Besonnenheit und Verstand heißt, zusammen nehmen müssen; Zucht, Ordnung, Klarheit des Urtheils, Nüchternheit der Ueberlegung sind auf diese Weise sein Wesen geworden; er will und muß in seinen Gedanken und Werken Ordnung und Folgerichtigkeit haben; er haßt alles Schwimmende, Unbestimmte, Uebertriebene in Gefühlen und Gedanken *)."

Wenden wir uns nach dieser treffenden und klaren Charakter-Schilderung des edlen, von so Vielen nur oberflächlich gekannten und darum so oft falsch beurtheilten, aus Sachsen und Friesen gemischten holländischen Volksstammes zur Betrachtung seiner Geschichte, so weit unsere Randzeichnungen uns dazu Veranlassung geben: so finden wir darin, wie schon oben bemerkt wurde, eben diesen Charakter auf's Bestimmteste wiederum ausgeprägt. Wir begegnen dort überall einem aus klarem Bewußtsein und Willen hervorgegangenen Festhalten des einmal als gut und eigen Erkannten und Besessenen, sei es Sache oder Recht, in der Politik, wie in Kunst und Wissenschaft, im Staate, wie in der Kirche, wobei es freilich nicht immer ohne Eigensinn und je zuweilen Rohheit und Parteiwuth, Intoleranz und Fanatismus abgehen konnte. Auf dem fruchtbarsten Boden wächst nur zu oft neben der segnenden Palme der tödtliche Giftbaum. Allein das Edle und Reinmenschliche überwiegt wenigstens in der Geschichte der protestantischen Niederlande; und wo es nicht so scheint, da wolle man erwägen, „daß Noth kein Gebot kennt", und nicht vergessen, daß der Angriff von den Herrschenden ausging, und protestantische Obrigkeiten nie diese Missethaten billigten oder gar leiteten, wie Herzog Alba und seine Blutrichter. „Uebermüthige Verfolger, so wie alle diejenigen, welche Andern in irgend einer Weise Unrecht zufügen, sind überhaupt nicht allein Schuld an dem Uebel, welches sie selbst begehen, sondern auch an dem Verderbniß, welches sie hierdurch in den Gemüthern der Verletzten hervorbringen **)."

Der Glanzpunkt in der Geschichte der Niederlande ist der Kampf, den sie im 16. Jahrhunderte kämpften für die heiligsten

*) Arndt Versuch in vergl. Völkergeschichte. S. 358 ff.
**) v. Raumer Gesch. Europa's seit dem Ende des 15. Jahrh. III. S. 96.

Besitzthümer und höchsten Güter des Menschenlebens, für Freiheit, Wahrheit und Recht. Im 15. und 16. Jahrhunderte nämlich, als der Stern der belgischen und flandrischen Städte vor der immer heller und heißer strahlenden Sonne der Fürstengewalt zu erbleichen anfing, da nahm das nördliche Niederland, besser, als jene, durch seine natürlichen Grenzen vertheidigt und geschützt, die Erbschaft des damaligen europäischen Handels und zum Theil der Industrie von Flandern und Brabant ein, während ihm von der andern Seite die Handels- und Seeherrschaft im östlichen und nördlichen Europa zufielen, welche die deutschen Hansestädte, noch mehr vereinzelt, als die flandrischen, nicht länger behaupten konnten. „Es erweiterte den europäischen Handel zu einem Welthandel, und das in Stadtmauern eingeschlossene Leben zu einem freien, aber festen Bunde verschiedenartiger Elemente, in welchem Handel und Gewerbe wohl die erste, aber keineswegs die einzige Stimme hatten, — die Vaterstadt zu einem Vaterlande. Es erwarb sich eine eigene Literatur, und bildete seine deutsche Mundart zu einer eigenthümlichen Sprache aus. Es wurde die Heimath religiöser Duldsamkeit, geordneter bürgerlicher Freiheit, allgemein verbreiteten Volksunterrichts. Die Wissenschaft fand hier warmen Empfang und treue Pflege. Man soll es nie vergessen, wie die holländischen Hochschulen inmitten der wildesten Kämpfe eines wüthenden Krieges bei noch sehr schwankender Entscheidung gegründet wurden, — die leydener unmittelbar nach einer Belagerung, welche fast die Hälfte der Einwohner durch Hunger oder Pest hingerafft hatte*)." Der Mann aber, der alle diese glorreichen Erinnerungen an seinen Namen knüpft, der Felsen mitten im bewegten Meere, es war Wilhelm von Oranien, zu dessen Bildniß wir eine kurze Charakterschilderung hinzuzufügen haben; denn wir müssen diesen Mann, der eine Hauptrolle in der Geschichte der Niederlande spielte, und sein Haus näher kennen lernen. „Das Haus Nassau stand schon längst mit den Niederländern in enger Beziehung. Ohne jetzt von der fabelhaften Herkunft der Grafen von Geldern aus diesem Hause zu reden, so erwarb Otto, der Stammvater einer der nassauischen Hauptlinien, schon im Jahre

*) Mendelssohn a. a. O. S. 266.

1311 durch Heirath die Grafschaft Vianden im Luxemburgischen, und dessen Enkel Engelbert die ansehnliche Erbschaft von Polanen, wozu auch die Stadt Breda gehörte. Dessen Sohn Johann war unter Karl dem Kühnen Statthalter von Brabant; er hinterließ den berühmten Engelbert II., einen der besten Feldherren Maximilian's von Oestreich, dem er den Sieg bei Guinegate erfocht. Maximilian vertrauete ihm im Jahre 1480 bei seiner Reise nach Deutschland die allgemeine Statthalterschaft der Niederlande, und nach dem Frieden mit Frankreich, wozu er viel beitrug, die Statthalterschaft über Flandern an. Er war es, dem das stolze Brügge sich endlich unterwarf. Im Jahre 1501 trug Philipp der Schöne ihm zum zweiten Male die allgemeine Statthalterschaft der Niederlande auf. Er starb ohne Kinder im Jahre 1504. Sein Bruder Johann, der ihn beerbte, hinterließ zwei Söhne, Wilhelm und Heinrich. Jener erhielt die deutschen, dieser die schon sehr ansehnlichen niederländischen Herrschaften. Er trug sehr viel zur Kaiserwahl Karl's V. bei, und diente ihm im Felde wie im Cabinette. Durch seine Heirath mit der Erbtochter von Oranien kam dieses Fürstenthum an sein Haus, und sein Sohn Renatus war also der erste Prinz von Nassau-Oranien und ein berühmter Krieger. Karl V. übertrug ihm die Statthalterschaft von Holland, Seeland, Utrecht und Geldern; er blieb bei der Belagerung von Dizier. Da er unverehelicht war, ernannte er seinen Vetter Wilhelm, Sohn des Fürsten Wilhelm von Nassau-Dillenburg, zu seinem Erben. Dieser vereinigte also wieder die nassauischen Güter in Deutschland und in den Niederlanden. Karl V., der diesem Hause so sehr verbunden war, ließ den eilfjährigen Knaben — er war im Jahre 1533 zu Dillenburg geboren *) — an seinen Hof kommen und erkannte ihn, auf die Vorstellungen seines Kanzlers Nicolas Perenot von Granvella, als Erbe des Fürstenthums Oranien an. Auch ward der Prinz, dessen große Fähigkeiten sich früh entwickelten, dem Kaiser sehr werth, und er lernte die Politik in dieser trefflichen Schule; nur die Religionsverfolgung blieb ihm stets ein Gräuel. Als Kind in der evangelischen Religion erzogen, die seine Eltern be-

*) Seine Mutter war Juliane, geborne Gräfin von Stolberg, welche bei ihrem Tode, im 77. Jahre ihres Alters, 160 Kinder und Nachkommen zählte. Raumer a. a. O. III. S. 30.

kannten, mußte er freilich an Karl's Hofe dem katholischen Cultus huldigen; doch niemals huldigte er der Intoleranz desselben. Vielleicht mag die Mäßigung der Königin Maria von Ungarn, Schwester des Kaisers, die er sehr hochschätzte, auch wohl etwas zu dieser Denkart des Prinzen mitgewirkt haben. Auch die Klugheit des jungen Fürsten, seine Sanftmuth, mit Kraft gepaart, sein heller Blick in die politischen Angelegenheiten Europa's, und die Gabe, sich beliebt zu machen, gewannen ihm die Achtung der Statthalterin und ihres Bruders *)." Daher stellte dieser auch im Jahre 1555 den zwei und zwanzigjährigen Jüngling, mit Zurücksetzung aller mächtigeren Nebenbuhler, an die Spitze seines Heeres: und Wilhelm zeigte sich der schweren Aufgabe vollkommen gewachsen. Das Vertrauen seines kaiserlichen Herrn aber lohnte er durch die treueste Anhänglichkeit an ihn, so daß er, als man ihn in Paris, wo er allgemeinen Beifall, selbst als Tänzer, erhielt, durch große Anerbietungen für Frankreich gewinnen wollte, zur Antwort gab: „lieber will ich sterben, als meinen Kaiser verlassen." Ihm ward das wehmüthige Geschäft zu Theil, dessen Krone Ferdinand dem Ersten zu überbringen; und auf Wilhelm's Schultern gestützt nahm Karl rührenden Abschied von seinen flandrischen Unterthanen. — Wie heilsam wäre es gewesen, wenn Philipp II., seines Vaters Rath befolgend, sich auch fernerhin auf Oranien gestützt hätte! Wie viel Blutvergießen wäre dann vermieden worden. Aber die zuletzt allerdings blos scheinbare Aehnlichkeit ihrer Naturen wirkte nur so weit, daß Oranien den König ganz durchschauete, dieser den höher Begabten haßte. Philipp's berechnender, zersetzender Verstand, welcher sich und sein Werk in Nichts auflöset, war in Wilhelm zu erzeugender, lebendiger Weisheit verklärt; statt tückischen Argwohns zeigte er scharfsinnige Vorsicht; statt willkürlichen Eigensinnes standhafte Beharrlichkeit; statt kalter Gleichgültigkeit unvertilgbare Seelenruhe; statt unfruchtbaren Abmühens zweckmäßige unermüdliche Thätigkeit. Sein Wahlspruch: „Ruhig in stürmenden Wogen" (Saevis tranquillus in undis) war nicht angekünstelt, um Eindruck zu machen, sondern ging naturgemäß aus einer großen Seele hervor, die jeder Lage, jedem

*) v. Kampen a. a. O. I. S. 333 ff.

Berufe gewachsen war. Gegenwart, wie Zukunft, lag klar vor seinen Augen, und indem er nie die Herrschaft über sich selbst verlor, ward er Herr der Umstände. Er war ernst, denn er verstand die Bedeutung seiner Zeit und die Aufgabe seines Lebens; aber er war auch heiter, denn er fühlte sich ihr gewachsen. Seine stete Herablassung und Milde wirkte bezaubernd auf alle Herzen, denn sie ging vom Herzen; doch verlor er hierbei nie an Würde und Achtung, und ließ in seinen kurzen, festen Reden — man nannte ihn den „Schweigsamen" —, die er mit lieblicher, aber auch, wo es erforderlich war, mit gewaltiger Stimme aussprach, deutlich fühlen, daß Allen mindestens so viel am Befolgen, als ihm am Rathen liegen müsse. Seinen großen Reichthum verwandte er Anfangs zu edler Geselligkeit und fast königlicher Pracht; später opferte er Alles dem Vaterlande. Sein Hauswesen war prächtig; der Glanz einer zahlreichen Dienerschaft, die Menge und das Ansehen derer, die seine Person umgaben, machten seinen Wohnsitz einem souveränen Fürstenhofe gleich. Eine glänzende Gastfreiheit, das große Zaubermittel der Staatsmänner, war die Göttin seines Palastes. Fremde Prinzen und Gesandten fanden hier eine Aufnahme und Bewirthung, die Alles übertraf, was das üppige Belgien ihnen anbieten konnte. Aber während Wilhelm sein Gold verschwendete, geizte er mit Secunden. Die Stunde der Tafel war seine einzige Feierstunde, aber diese gehörte seinem Herzen auch ganz, seiner Familie und der Freundschaft, — ein bescheidener Abzug, den er dem Vaterlande machte. Hier verklärte sich seine Stirne beim Weine und dem Klange der Becher, welche ihm fröhlicher Muth und Enthaltsamkeit würzten und kränzten, und die ernsteste Sorge mußte hier der harmlosen Freude und dem lachenden Scherze weichen. Wenige begreifen, wie die edelste Heiterkeit und der edelste Ernst aus derselben Quelle fließen können; daher haben Viele Oraniens harmonische Natur erst willkürlich gleichsam in Stücke zerbrochen, und dann zu einem verdrießlichen Zerrbilde wieder zusammengesetzt. Mit demselben Unverstande behaupten Andere, er habe keine Religion gehabt, weil er die Bilderstürmerei der Calvinisten, wie die Blutgerüste der Katholiken gleichmäßig verwarf, und alle Verfolgungswuth in Religionssachen für unchristlich erklärte. Gegen die spanische Tyrannei vertheidigte er mehr die Menschen-

rechte der Protestanten, als ihre Meinungen und Streitsätze, so daß man wohl behaupten konnte, nicht ihr Glaube, sondern ihre Leiden haben ihn zu ihrem Bruder gemacht *).

Haben wir im Vorstehenden das Charakterbild Wilhelm's des Schweigsamen zum Bilde unserer Randzeichnung hinzuzufügen versucht, so bleibt uns nur noch übrig, mit wenigen Worten — denn wem wäre es unbekannt? — daran zu erinnern, was er für sein Volk gethan. Wilhelm von Oranien war das Werkzeug in der Hand der göttlichen Vorsehung und Gerechtigkeit, die fanatischen, menschenfeindlichen Pläne Philipp's II. von Spanien und seiner Helfershelfer zu vereiteln; denn nicht er hat die Empörung veranlaßt, sondern der fanatische König selbst. Das blutige Zeichen zum Ausbruch aber gab die Ankunft des Herzogs von Alba (1567), der das Henkerhandwerk in wahrhaft colossalem Style betrieb. „Bald wurde das Schaffot nicht mehr trocken; alle Bäume und Thürpfosten trugen Leichen. Achtzehntausend Häupter sandte Alba in sechs Jahren denen von Egmont und Horn nach. Mit Recht aber frug Philipp's Rath, der schlaue Spanier Granvella, bei diesen Nachrichten sogleich: ob man auch Oranien habe? „Hat Alba den Schweigenden nicht, so taugt der ganze Fischzug nichts.“ Der aber ist geborgen, nach des Himmels Rath, und beginnt (1572) den Kampf gegen die Tyrannei und ruht nicht, bis die sämmtlichen Provinzen von Alt-Niederland durch einen heiligen Bund zu Utrecht (1579) Eins geworden sind, und das Joch der spanischen Herrschaft zertrümmert ist. So erringt er den Ruhm, sein Vaterland befreit zu haben, und so lange man der Befreier unterdrückter Nationen gedenkt, wird auch sein Name dankbar genannt werden. — Aber die Früchte seines höchst arbeitsvollen Lebens sollte er nicht genießen: der unversöhnliche Haß der katholischen Partei vergab es ihm nicht, daß er zum evangelischen Glauben sich bekannte, und für dessen Rechte gekämpft hatte, und es gelang den Jesuiten **), die schon mehr als ein Mal den Königsmord mit ihrer Moral verträglich gefunden, auch ihn in der

*) Nach Schiller's Geschichte des Abfalls der verein. Niederlande und v. Raumer a. a. O. III. S. 29 ff.

**) Den Beweis dafür giebt Hontheim in s. Chron. Trevirens. bei Niemeyer Beob. auf Reisen rc. III. Beil. V.

vollen Kraft seines Lebens hinzuopfern. „Vater Wilhelm" — wie ihn das Volk nannte — fiel, von Balthasar Gerard's Mörderhand tödtlich verwundet, in seinem Palast zu Delft (den 10. Juli 1584) und starb mit den Worten: „Gott erbarme dich meiner und meines armen Volkes!" Philipp II. gab dem unter furchtbaren Qualen hingerichteten Mörder und dessen Nachkommen — den Adel *). Was aber Oranien etwa im Leben gefehlt, es ward sicherlich durch seinen frühen Tod gesühnt, wenn's noch der Sühne bedarf, wie Manche in allzu großer Strenge des sittlichen und politischen Gefühles und Urtheiles meinen; denn „wenn unbedingter Gehorsam gegen eine Obrigkeit, die göttliches und menschliches Recht, natürliche und positive Gesetze frech übertritt, auf eidliche Zusicherungen und Versprechungen nicht die mindeste Rücksicht nimmt, Warnungen verachtet, Bitten bestraft; — wenn unbedingter Gehorsam gegen einen Alba und Philipp höchste Pflicht wäre, so würde das menschliche Geschlecht bald zu thierischem Dasein hinabsinken, oder ganz ausgerottet werden. Wer den Prinzen von Oranien verdammt, daß er endlich dem lauten Flehen der Bedrohten, Vertriebenen, Hingeopferten Gehör gab und die Hand an's Schwert legte, um sein Vaterland zu erretten, der hat kein Herz im Busen. Denn auf Wilhelms Seite standen Herkommen, urkundliches Gesetz, beschworner Vertrag; und der König nebst seinem Feldherrn waren die Revolutionäre, welche vom Rechte wichen und jeden legitimen Weg verschmähten **)."

Nicht immer im Sonnenschein der Ruhe und des Friedens, sondern vielmehr unter häufigen und heftigen Stürmen blutiger Kämpfe nach Außen und gewaltiger Parteiungen im Innern entwickelte sich der Baum der Freiheit, welchen Wilhelm von Oranien in den „vereinigten Niederlanden" gepflanzt hatte; allein die Vorsehung schützte ihn in allen Gefahren, die ihn bedrohten; und immer war's wieder ein Oranien, der das Werk der Rettung vollendete, so sehr auch die sogenannte patriotische Partei, welche in dem Rathspensionair Jan de Witt ihren Führer hatte, um

*) In gleichem Sinne schenkte Papst Pius der fünfte dem Herzog Alba „für seine Rechtspflege (?!!) in den Niederlanden und seine großen Verdienste um die allein seligmachende Kirche" ein geweihtes Schwert und einen geweihten Hut. v. Raumer a. a. O. III. S. 82

**) v. Raumer a. a. O. III. S. 82.

die Mitte und in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts sich bemühte, das Ansehen und die Macht des Statthalters als unverträglich mit der wahren Freiheit des Staates darzustellen. Zunächst setzte Moritz als Staatsmann und Feldherr das Werk seines großen Vaters mit folgerechter Entschiedenheit fort, obgleich ihm die religiöse Duldsamkeit fehlte, welche jenen auszeichnete. Vergeblich waren alle Versuche der Spanier, den neuen Freistaat in seiner weiteren Entwickelung, namentlich in seinem Handel, zu hemmen. Der Tag des Ruhmes war angebrochen: der „kühne Seelöwe" machte seine Herrschaft auf den Wellen geltend, und bald war Hollands Seemacht die erste der Welt, und seine Admirale Heemskerk, de With, Tromp, Evertsen, van Galen *) und Ruiter (sprich Reiter), um nur die größten zu nennen, verdunkelten durch ihre an das Fabelhafte grenzenden Heldenthaten den Ruhm aller ihrer Zeitgenossen und begründeten zum zweiten Male die Freiheit ihres früher in dieser Beziehung kaum beachteten Vaterlandes. Darum mußte auch wenigstens Einer von ihnen, als Vertreter der übrigen, einen Ehrenplatz in unserer Randzeichnung erhalten, weil Holland ohne seine Seehelden gar nicht gedacht werden kann. Michael Andriansſohn de Ruiter ward im Jahre 1607 geboren, der Sohn eines armen Handwerkers, welcher seine zwölf Kinder kümmerlich nährte. Der Knabe war zum Seilmachen bestimmt und arbeitete einige Jahre für einen sehr geringen Lohn; doch seine Neigung zog ihn nur zu dem Seedienst. Dies war sein Ruf und seine Bestimmung. Schon im eilften Jahre ging er zu Schiffe und stieg nachher vom Matrosen bis zum Admiral empor. Dies war die Gleichheit, deren sich die niederländischen Republikaner erfreuten, nicht die zügellose, für Religion, Ordnung und Wohlfahrt tödtliche und zur Tyrannei führende des französischen Revolutionswesens, wo auch der Ungeschickteste regieren will. Schon

---

*) Johann van Galen war zu Essen im Kleoischen im Jahre 1600 geboren. Aus einer verarmten adlichen Familie herstammend, hatte er sich im holländischen Seedienste vom Matrosen bis zum Commandeur emporgeschwungen und der Republik gar manchen Sieg erfochten; den letzten, bei Livorno, (1653) bezahlte er mit seinem Leben: er ward tödtlich am Beine verwundet; während ihm das Bein abgelöst wurde, trank er ein Glas Wein, warf es vor sich hin und rief: „Die englischen Königsmörder müssen doch Alles bezahlen." Schon sterbend aber sprach er: „Leicht fällt der Tod für's Vaterland beim Siege!"

als Kauffahrteiſchiffer zeigte de Ruiter bei mehreren Gelegenheiten ſeinen feſten Sinn, ſeine Menſchlichkeit und ſeine Rechtlichkeit. Die damaligen Kauffahrer, wenigſtens die nach andern Welttheilen ſegelnden, waren nämlich bewaffnet. Mit einem kleinen Schiffe bohrte de R. ein großes ſpaniſches in den Grund, doch rettete er, was damals, leider, ungewöhnlich war, die Mannſchaft und auch den Capitän mit dem größten Eifer. Dieſen fragte er hernach, ob er ihn und die Seinigen im Falle eines Sieges wohl eben ſo gnädig behandelt haben würde? „Mein Vorhaben war, — erwiederte der ſtolze Caſtilier — euch Alle zu erſäufen.“ Um ihm dieſen Stolz abzugewöhnen, ließ de R. Vorbereitungen machen, die ganze Mannſchaft über Bord zu werfen; doch auf Bitten des Spaniers gab er bald Gegenbefehl. Ein andres Mal ward er an den Küſten der Berberei von einem franzöſiſchen Schiffe angehalten, weil Marocco mit Frankreich im Kriege begriffen ſei. Alle Gegenvorſtellungen de Ruiter's, der ſich an Bord des Kapers bringen ließ, waren vergebens. Endlich bot ihm der Capitän etwas zu trinken, Wein oder Waſſer nach ſeinem Belieben. „Wenn ich ein Gefangener bin, — verſetzte de R., — ſo gieb mir Waſſer; bin ich ein freier Mann, ſo gieb mir Wein.“ Dieſe Antwort gefiel dem Franzoſen ſo wohl, daß er ihm mit einem Glaſe Wein die Freiheit für ſich und ſein Schiff kredenzte. — Zu Saleh, im Maroccaniſchen, bot er einſt ein Stück Tuch zum Verkauf an, welches der Stadtvogt zu kaufen wünſchte, doch weit unter dem Preiſe. De Ruiter weigerte ſich; der Vogt drohte, worauf de R. es ihm umſonſt anbot; denn dies könne er verantworten, nicht aber die Herabſetzung des Preiſes. Der ſtolze Türke verlangte aber kein Geſchenk und ſagte: „Weißt du wohl, daß ich dich, deine Waare und dein Schiff behalten kann?“ „Ich weiß es, — ſagte der Holländer, — aber ich weiß auch, daß ſodann Niemand deinem Worte mehr trauen würde.“ Der Muſelmann erneuerte ſeine Drohungen, worauf de R. ſagte: „Du würdeſt und ſollteſt mir nicht ſo drohen, wäre ich in meinem Schiffe!“ Da wandte ſich der Stadtvogt zähneknirſchend zu den Seinigen und ſagte: „Iſt es nicht Schade, daß dieſer Mann ein Chriſt iſt? Seht ſeine Treue, die er ſeinem Gebieter erzeigt! Möchtet ihr mir Alle ſo treu ſein!“ Und von nun an erzeigte er de Ruitern die größte Freundſchaft und ver-

ließ sich in Allem auf ihn. — In solcher Schule erwachsen und erprobt ward de R. im Kriege gegen Portugal (1641) als Contre-Admiral (Schout by Nacht) angestellt und focht tapfer in der Seeschlacht bei Cap St. Vincent. Nachher fuhr er wieder mehrere Jahre als Kauffahrteischiffer, ward aber dann (1645) zum Befehlshaber einer zweiten Flotte gegen die Engländer ernannt. In allen Verhältnissen seines Lebens diente er seinem Vaterlande mit unverbrüchlicher Treue, und zwar ohne leidenschaftliche Ruhmbegierde; denn seine ganze Seele war nur von ungeheuchelter Religiosität und reinstem Pflichtgefühle erfüllt, welches jede Leidenschaft ausschloß. Eine seiner glänzendsten Waffenthaten war sein Sieg über die Engländer im Junius 1666. Vier Tage währte die Schlacht, vielleicht die blutigste der neuern Zeit, in welcher die Engländer unter Albemarle (Monk) standen. Der erste Tag entschied nichts, obgleich die Holländer die meisten Schiffe genommen hatten. Doch am zweiten und dritten Tage ward Albemarle völlig geschlagen und wich schon nach den englischen Küsten, als ihm am vierten Tage der Prinz Robert mit 25 Schiffen zu Hülfe kam. Jetzt ward die Schlacht fürchterlich, doch zweimal brach de Ruiter durch die feindliche Linie, und die Engländer nahmen die Flucht. Noch sechs Tage nach dieser furchtbaren Schlacht fand ein aus Indien zurückkehrendes Schiff das Meer von 40 bis 43 Grad nördlicher Breite ganz mit Wracken und Trümmern der kämpfenden Flotten bedeckt. Die Engländer verloren 6000 Todte, 3000 Gefangene und 23 Schiffe, wovon sechs nach Holland aufgebracht, die übrigen versenkt und verbrannt wurden, unter andern auch das des Admirals Ascue von 100 Kanonen; der Admiral selbst ward gefangen. Von holländischer Seite hatte man vier Schiffe verloren, und 2000 Todte und Verwundete; unter den ersteren war auch der tapfere Admirallieutenant Cornelius Evertsen. Der Admiral Tromp, der sich in dieser Riesenschlacht besonders ausgezeichnet, aber zu weit in die Feinde sich gewagt hatte, verdankte seine Rettung aus drohender Gefahr einzig und allein seinem tapfern und besonnenen Kampfgenossen de Ruiter, dem daher von allen Seiten der Preis dieser blutigen Tage zuerkannt ward. Das gab dem tapferen Seemanne, in Einverständniß und mit Gutheißen des damaligen Machthabers, des Rathspensionairs Jan de Witt, den

Muth, noch Größeres zu verſuchen und England in ſeinem eigentlichen Herzen anzugreifen. „Den 6. Junius 1667 ſegelte de Ruiter mit der holländiſchen Flotte, bei welcher ſich Cornelius de Witt, Bruder des Rathspenſionärs, als Deputirter der Staaten befand, nach der engliſchen Küſte und wagte eine kühne That. Er ſchickte den Admirallieutenant Baron von Gent mit 17 Schiffen voraus und ſtieß bald nebſt de Witt zu ihm; ſie ſegeln die Themſe hinauf, nehmen und ſchleifen Sheerneß, fahren alsdann in die Medway; der wegen eines Fehlers gegen die Disciplin verhaftete Capitän van Brackel erbietet ſich, für ſeine Freiheit eine Kette, die quer über den Fluß geſpannt war, zu ſprengen und hält ſein Wort. Nun folgen die andern Schiffe, auch die Brander; fünf große engliſche Kriegsſchiffe, worunter der Royal Charles, auf welchem der König Karl II. im Jahre 1660 aus Holland zurückgekommen war, werden bei Chatham genommen oder verbrannt. Dann entſchließen ſich de R. und de Witt, noch weiter den Fluß bis Rocheſter hinauf zu ſegeln und auch da die engliſche Flotte zu vernichten; beim Schloſſe Upnore verbrennt man noch drei große Kriegsſchiffe, jedes von 90 Kanonen *). Weiter aber wagten ſie ſich nicht hinauf, einer ſeichten Stelle im Fluſſe wegen. — So war dieſe kühne Unternehmung vollbracht, wobei die Engländer acht ihrer beſten Schiffe verloren, wovon zwei in die Hände der Holländer fielen, die dabei nur etwa 50 Todte und 100 Verwundete hatten. „„„Siegreich — ſagt ein Engländer und Augenzeuge — lag die holländiſche Flotte in der Mündung der Themſe vor North Foreland und Margate bis an die Nore, eine ewig unvertilgbare Schande!"" " Hätten die Franzoſen ſich damals mit den Holländern vereinigt, ſo würde man die Britten wohl zu ſehr erniedrigenden Bedingungen haben nöthigen, ja, ihre ganze Seemacht ganz vernichten können **)." Man nutzte jedoch den glorreichen Zug nur zum Frieden, welcher die unmittelbare Folge davon war, durch welchen namentlich die Handelsmacht Hollands, durch den geſicherten Beſitz von Surinam, die Erweiterung und Befeſtigung ihres Colonialſyſtems in Oſtindien und einen ehren=

---

*) Ein Douglas, Befehlshaber eines dieſer Schiffe, fand ſeinen Tod in den Flammen. Er hätte ſich retten können, aber er ſagte: „Noch nie hat ein Douglas ohne Befehl ſeinen Poſten verlaſſen!"

**) Van Kampen a. a. O. II. S. 198.

vollen Handelstractat, für alle Zeiten fest begründet wurde.“ Uebergehen wir die Erzählung der übrigen Siege de Ruiter's (bei Soulsbay über die vereinigte englische und französische Flotte, 1672) und begleiten ihn im Geiste zu dem letzten Acte seines edlen, thatenreichen Lebens. „Im Jahre 1674 war de R. nach Westindien gesegelt; allein der König von Spanien, der den Aufstand in Sicilien nicht mit eigenen Kräften zu dämpfen vermochte, rief jetzt seine alten Feinde zu Hülfe, und gern verliehen die Generalstaaten ihm die gewünschte Unterstützung. Doch für die Ehre ihrer Waffen und des großen Mannes — de Ruiters — den sie auf Spaniens ausdrückliches Verlangen an die Spitze stellten, hätte diese Ausrüstung stärker sein müssen, als 24 Schiffe, worunter nur 10 Linienschiffe. Er klagte über diese dem wichtigen Zwecke wenig entsprechende Macht bei der Admiralität: doch bekam er die Antwort: „man hoffe, daß er in seinen alten Tagen den Muth nicht verliere.“ — „Ich schätze — war die Antwort des würdigen Mannes — mein Leben gering für den Staat; doch thut es mir leid, daß die Herren die Flagge des Staats so gering schätzen.“ Er ahnete sein Schicksal und nahm von einigen seiner Freunde ein ewiges Lebewohl. Es war schon merkbar, daß die Revolution von 1672, welche die früher versäumte Landmacht gehoben, die unter de Witt so blühende Seemacht vernachlässigte. Dabei verließ man sich zu sehr auf Spanien, und meinte, nur eine Hülfsflotte senden zu müssen, da doch auf die jämmerliche spanische Seemacht kaum gerechnet werden konnte. Nach langem Warten vor Barcelona segelte man endlich nach Sicilien, und es war hier, wo de R. noch Zeit hatte, einige unglückliche protestantische Geistliche aus Ungarn, die zu Palermo auf die Galeeren geschmiedet waren, durch seine Fürsprache zu befreien. In einer Seeschlacht bei den liparischen Inseln, worin die Franzosen viel stärker waren, als die Verbündeten, blieb der Sieg unentschieden; der Admiral, dessen Flotte nur für sechs Monate zur Hülfe der Spanier bestimmt war, wollte zurückkehren; doch ließ er sich von dem Vicekönige von Sicilien erbitten, seine Abreise noch zu verzögern. Bald darauf gab ihm auch der Staat Befehl, die Gewässer von Sicilien nicht zu verlassen; er gehorchte und segelte zuerst nach Neapel, wo er, wie zu Palermo, 24 Predigern, die auf den dortigen Galeeren

waren, durch ſeine mächtige Fürbitte die Freiheit verſchaffte. Indeſſen war die Flotte der Feinde um Sicilien herum nach Meſſina gekommen. De Ruiter, von Neapel wieder nach Palermo und von da um Cap Noto geſegelt, begegnete den Franzoſen bei Agoſta, und in der Nähe des Aetna ward die zweite Schlacht geliefert, worin de R. die Vorhut befehligte; die Spanier in der Hinterhut wichen dem Streite aus. Der berühmte du Quesne war an der Spitze der Franzoſen. Eine Kugel zerſchmetterte dem holländiſchen Admiral, als er eben auf dem Verdecke ſeine Befehle gab, den linken Fuß und das rechte Bein; dennoch ward die franzöſiſche Flotte nach einem ſcharfen Gefechte in die Flucht getrieben und von den Holländern noch bei Mondſchein verfolgt; allein der Sieg war zu theuer erkauft: der treffliche Admiral ſtarb zu Syrakus an ſeinen Wunden. Mit ſeinem Tode war das Glück den niederländiſchen Waffen entwichen: die dritte ſiciliſche Seeſchlacht war für ſie eine völlige Niederlage.... Die Flotte kehrte mit dem Leichname des großen Mannes (deſſen Eingeweide an den Ufern des alten Anapus begraben wurden) nach Hauſe. Ludwig XIV., für wahre Größe nicht unempfindlich, ließ der Leiche im Vorbeifahren mit Kanonenſalven militäriſche Ehren erweiſen, und zu Amſterdam hatte ſein feierliches Begräbniß in der neuen Kirche Statt. Sein Vaterland beweinte lange den Mann, der als Held, unparteiiſcher Vaterlandsfreund, demuthsvoller und aufrichtiger Chriſt, als trefflicher Menſch, zärtlicher Gatte und Hausvater unter den neuern Kriegern kaum ſeines Gleichen hat. Bei ſo großen und vielen Tugenden und Verdienſten muß es aber noch beſonders hervorgehoben werden, daß die Beſcheidenheit und Anſpruchsloſigkeit ein vorzüglicher und ſeltener Charakterzug de Ruiter's war. Der Ruhm, der ihm folgte, ohne daß er ihn ſuchte, war ihm öfters zur Laſt. „Gott — ſagte er — wird mich verlaſſen, wenn ich mich dieſes Lobes erhebe. Ich will gern von Niemandem erwähnt oder geprieſen werden, wenn ich nur mein Gewiſſen befriedige und die mir geſandten Befehle befolge." Niemals wollte er, daß man aus ſeinen Schiffsjournalen die vorzüglichſten Begebenheiten ſeines thatenreichen Lebens herausgebe. „Nicht ich, ſondern Gott hat Alles gethan!" pflegte er zu ſagen. Oft hielt er mitten in der Erzählung eines merkwürdigen Vorfalles aus ſeinem Leben inne, wenn ihn ſein

Schwiegersohn nach dem Datum fragte; denn er fürchtete, daß dies zu einer Geschichte seines Lebens oder zu einer Lobrede dienen möchte, deren er sich nicht würdig achtete *)." — Diese Bescheidenheit und Demuth ruhte aber auf dem allein richtigen Grunde, auf dem der wahren, das ganze Leben durchdringenden und heiligenden Gottesfurcht. Er selbst bezeugt, daß er einmal vor einer Schlacht tief gebeugt und nicht im Stande gewesen sei, Befehle zu ertheilen; da habe er in der Kajüte die Kniee gebeugt vor dem, von welchem allein Kraft und Hülfe kommt, sei nach einem inbrünstigen Gebete erleichtert aufgestanden, habe kaltblütig seine Befehle ertheilt und den Sieg errungen **). — — Der König von Spanien gab ihm den Herzogstitel; doch kam das Decret erst nach dem Tode des Helden in Holland an. Sein Sohn, dem dieser Titel mit der republikanischen Gleichheit seiner Mitbürger zu streiten schien, bat um einen weniger glänzenden. Er wurde darauf zum Baron ernannt; doch das Geschlecht starb mit ihm und seinem Neffen aus, als sollte der Name de Ruiter für ewige Zeiten gegen die Schmach unwürdiger Nachkommen geschützt werden.

Werfen wir nun noch einen Blick auf den Fortgang der geschichtlichen Entwickelung der durch ihre eigene Kraftanstrengung freigewordenen und freigebliebenen Provinzen der Niederlande, so finden wir sie eng geknüpft an die Familie Oranien, so daß selbst die an innern und äußern Mitteln so reiche und mächtige Gegenpartei der Familie des Rathspensionairs **Jan de Witt** (ermordet im Jahre 1673) die aus Dankbarkeit erwachsene Anhänglichkeit und Verehrung für die Nachkommen Wilhelms des Schweigsamen nicht ersticken konnte; vielmehr ward schon i. J. 1672 dessen Urenkel, **Wilhelm III. von Oranien**, zum Statthalter, Obergeneral und Admiral von Holland und Seeland für sein Leben ernannt. Der zwei und zwanzigjährige Fürst hatte viele von den erhabenen Eigenschaften seines Urahnen geerbt: Muth, Standhaftigkeit, die Kunst, diese Eigenschaften auch Andern einzuflößen, tiefe Politik, Verschwiegenheit, Scharfsinn, und mehr Hang zum Mißtrauen als zur Unvorsichtigkeit, Vaterlandsliebe und Arbeitsamkeit zeichneten den Jüngling schon früh aus, und das Volk verschwendete

*) Van Kampen a. a. O. II. S. 264 ff.

**) Brandt Leven van de Ruiter, p. 819.

seine Liebe an keinen Unwürdigen. Sonderbar ist es jedoch, daß gerade die nämlichen Eigenschaften, wie bei seinem politischen Gegner de Witt, ausarteten: oft ward seine Vorsichtigkeit Argwohn, seine Standhaftigkeit Hartnäckigkeit, seine Strenge Härte, seine Vaterlandsliebe Herrschsucht. Als Staatsmann aber faßte er ein großes Ziel in's Auge. Für de Witt lag dies in der inneren, für Wilhelm in der äußern Politik seines Landes: jener wollte Holland durch Wohlstand, Reichthum und Handel zur Hauptprovinz des Bundes unter einer patricischen Regierung erheben; dieser Frankreich demüthigen, Europa's Gleichgewicht handhaben und dem stolzen Ludwig XIV. die Ansprüche auf Universalmonarchie verleiden. Hätte das Schicksal früher beide Männer auf Einen Standpunkt gesetzt, zu Einem Ziele hinarbeiten lassen: es ist kaum zu berechnen, zu welcher Größe und welchem Ansehen in Europa Holland sich würde erhoben haben. Es wäre durch die Land-, wie durch die Seemacht Europa's Bollwerk geworden *). — Im Jahre 1674 endlich ward dem Prinzen von Oranien auch die Statthalterwürde der übrigen jetzt befreiten Provinzen mit weiten Vollmachten übertragen, ja Geldern bot ihm sogar die Herzogswürde an. Der Prinz erbat sich über diesen Antrag das Gutachten der übrigen Provinzen. In Holland und Seeland widerriethen die meisten Städte, und gerade die wärmsten Freunde des Hauses Oranien, mit edler Freimüthigkeit die Annahme einer Würde, die eine sonderbare Anomalie in der Republik einführen und dem Prinzen weniger Vortheil und Zufriedenheit, als Neid und Verdruß bringen würde. „Es sei besser Statthalter, als Souverain dieser Provinzen zu sein. Die Liebe der Einwohner müsse dem Prinzen mehr gelten, als ein bloßer Titel. Man rathe ihm, dem Beispiele Gideons, des Richters von Israel, zu folgen, und dem Volke seine Freiheit zu lassen." Dagegen ward auf den Antrag Haarlems (den 23. Januar 1674) der Vorschlag, die Statthalterwürde für die männlichen Nachkommen des Prinzen als erblich zu erklären, einstimmig angenommen, und durch das sogenannte „Regierungsreglement" dem Statthalter das Recht der Aenderung der Constitution in noch ausgedehnterem Maaße, als bisher, verliehen, was freilich den Grund zu spä-

*) Van Kampen a. a. O. II. S. 240.

terem Mißvergnügen legte und endlich hundert Jahre darauf noch die eigentliche Ursache zur Verbannung des oranischen Hauses wurde. Daß aber anstatt des ausgeschlagenen Herzogshutes dem Prinzen Wilhelm 1688 die Königskrone von Großbritannien und Irland zu Theil wurde, ist bereits oben (S. 198) von uns erwähnt worden.

Uebergehen wir nun, die unserer Aufgabe gesteckten Grenzen beachtend und uns beschränkend auf die in unserer Randzeichnung gegebenen Elemente, den ganzen folgenden Zeitabschnitt; setzen wir es als bekannt voraus, daß auch die Niederlande, schon vorher (1784—87) durch innere bürgerliche Unruhen erschüttert und zerrüttet, nicht unberührt und nicht unbewegt blieben von den gewaltigen Stürmen der französischen Revolution, daß sie vielmehr ihre Verfassung aufgaben, ihren Statthalter zur Flucht nach England nöthigten und schon 1795 als batavische Republik in ein nachtheiliges, mit dem Verluste ihrer Colonien und ihres Handels erkauftes Bündniß mit Frankreich traten. Im fortwährenden Kriege mit England verschwand jetzt die niederländische Flagge fast von allen Meeren; der Dienst seiner einst so mächtigen und die fernsten Meere besuchenden Kauffahrteiflotten beschränkte sich nur noch auf eine furchtsame Küstenfahrt; und der gutmüthige, aber durch den despotischen Willen seines kaiserlichen Bruders und Herrn gebundene und beschränkte Schattenkönig Ludwig Napoleon (1806) vermochte eben so wenig, als die bald darauf (1810) folgende Vereinigung mit dem französischen Kaiserreiche, die tiefen Wunden des unglücklichen Landes und Volkes zu heilen. Erst mit Europa's allgemeiner Regeneration brach auch für die Niederlande wieder ein besserer Tag an, und abermals war es ein Oranien, der ihnen die Palme des Friedens und die Unterpfänder neuen Glückes brachte. Denn obgleich die Franzosen die Niederlande noch bei weitem nicht geräumt, sondern noch mehrere feste Punkte und sogar in der Provinz Holland die Festung Naarden, drei Stunden von Amsterdam, sowie die sehr starken Schanzen am Helder, Brielle und Helvoetsluis, noch im Besitz hatten, entschloß sich dennoch der Prinz von Oranien, im November 1813, gleich auf die Nachricht, daß Holland ihn zurückverlange, zur unverweilten Abreise nach England, wo der Jubel fast eben so groß war, wie in Holland selbst.

„Keine fremden Hilfstruppen waren Wilhelm Friedrich vorangegangen, noch begleiteten ihn welche, als er den 30. November 1813 zu Scheveningen an's Land stieg, in dem nämlichen Fischerdorfe, von wo er fast neunzehn Jahre früher mit seiner Familie nach England dem Revolutionssturme entflohen war. Diese Fischer, dem Hause von Oranien immer ergeben, trugen ihn unter dem Jubelrufe: Oranien boven! nach der benachbarten Residenz im Haag, wo Alles außer sich war vor Freude, den Sprößling des geliebten Fürstenhauses nach einer so langen Trennung wiederzusehen. Auch in andern Städten hob diese Nachricht Aller Muth, und nach einem sehr kurzen Aufenthalte in dem Haag begab sich der Prinz nach Amsterdam." Hier sprach sich zuerst der Wunsch des Volkes und seiner Stimmführer aus, es möge die ehemalige Republik in eine constitutionelle Monarchie umgewandelt werden. Indeß der Prinz verlangte nicht mehr zu sein, als seine Vorfahren, Statthalter der Republik, und es erforderte alle Beredtsamkeit seiner Freunde, ihn von der Nothwendigkeit einer Centralmacht zur Dämpfung der inneren Unruhen, welche den alten Freistaat so lange zerrissen und endlich dessen Fall bewirkt hatten, zu überreden. Zuletzt ergab er sich, doch nur auf die Bedingung einer weisen Constitution, welche die Freiheit der Bürger gegen alle möglichen Eingriffe sicherte. Auf diese Art ward den 2. December 1813 die Republik der vereinigten Niederlande mit allgemeinem Beifalle des Volkes — denn nur Wenige waren unzufrieden — als ein Fürstenthum wieder hergestellt. Das Grundgesetz für dasselbe ward jedoch erst am 30. März 1814, gerade am Tage der Schlacht bei Paris, angenommen und durch die Huldigung des constitutionellen Fürsten bestätigt. — Allein auch Belgien war durch die siegreichen Waffen der Alliirten erobert worden, und es schien natürlich, dasselbe nebst dem Hochstifte Lüttich mit dem Nachbarstaate der vereinigten Niederlande zu einem Ganzen, zu einem Königreiche zu verbinden, dem, bei dem größten Reichthume an den mannigfaltigsten Naturgaben, nichts fehlte, als — die moralische Harmonie seiner Bewohner. Die Diplomaten des wiener Congresses sahen über diesen so wesentlichen Mangel hinweg; die Herstellung des neuen Reiches ward beschlossen und schon im März 1815 fand die Erklärung Wilhelm Friedrich's

statt, durch welche er die Königswürde der Niederlande annahm. Alt-Niederland mußte dieser unglückseligen Verbindung außer manchem Andern auch mehrere seiner schönsten Colonien, namentlich Demerary, Essequebo und Berbice in Amerika und das Cap der guten Hoffnung in Afrika, zum Opfer bringen. Die Constitution des neuen Königreichs ward am 24. August 1815, dem drei und vierzigsten Geburtstage des Königs, für angenommen erklärt, und bei der Huldigung in Brüssel, am 21. September, ward mit großer Feierlichkeit der Schlußstein des neuen Gebäudes gelegt.

„So sahen sich denn die vereinigten Niederlande zu einem Theile, und zwar zu dem kleinsten Theile eines neuen Reiches gemacht, welches, aus ganz fremdartigen Bestandtheilen zusammengesetzt, den Keim seiner Auflösung in sich trug. Freilich hatten die nördlichen Provinzen mit 2 Millionen Einwohnern wegen der Colonien, die sie repräsentirten, eine gleiche Anzahl Deputirte (55) in der Versammlung der Generalstaaten mit $3^1/_2$ Millionen Belgier; doch dies war auch ein immerwährender Vorwand der Klagen des Südens, der auch überdies dem fremden und protestantischen Könige nie recht gewogen ward, obgleich dieser es sich zum System machte, die Belgier fast noch mehr, als seine ihm ohnehin geneigten Landesgenossen zu begünstigen. Die Politik hatte sich vergriffen; es war hier keine Wahlverwandtschaft. Europa sollte dies funfzehn Jahre später zu seinem Schaden, vorzüglich aber zum Schaden der vereinigten Niederlande erfahren *).“ Denn im Jahre 1830 riß sich Belgien von Alt-Niederland in blutiger Empörung los und organisirte sich (1831) als selbständiges Königreich, dessen Krone Leopold, Prinz von Coburg, annahm, aber ohne Frankreichs Beistand schwerlich würde behauptet haben, weil die Holländer mit dem Heldenmuthe ihrer Altvordern — wir erinnern nur an van Speyk und an den General Chassé — sich erhoben zur Vertheidigung ihres guten Rechtes. Doch wie früher die Vereinigung, so war jetzt die Trennung ausgesprochen und entschieden von den Großmächten Europa's, und 1839 willigte endlich auch König Wilhelm († 1843) ein, daß das Königreich Belgien hinfort einen

*) Van Kampen a. a. O. II. S. 595.

unabhängigen und immer neutralen Staat bilde. Alt-Niederland aber hat sich nach allen diesen schweren Prüfungen und Opfern zu neuem Leben entwickelt, und sucht durch Wissenschaft, Kunst, Gewerbe und Handel zu ersetzen, was es durch die Ungunst der Zeiten und Verhältnisse verloren hat.

„Siehe, da wimmeln die Märkte, der Krahn von fröhlichem Leben,
Seltsamer Sprache Gewirr braust in das wundernde Ohr.
Auf den Stapel schüttet die Erndten der Erde der Kaufmann.
Was dem glühenden Strahl Indiens Boden gebiert,
Was Amerika kocht, was die äußerste Thule bereitet;
Hoch mit erfreuendem Gut füllt Amalthea das Horn.
Da gebiert das Glück dem Talente die göttlichen Kinder,
Von der Freiheit gesäugt, wachsen die Kinder der Lust;
Mit nachahmendem Leben erfreuet der Bildner die Augen
Und vom Meisel beseelt, redet der fühlende Stein."
(Schiller, im Spaziergang).

Gesellschaft zum allgemeinen Besten.

Was Alt-Niederland ist und was es gewesen, das ist es mit Gottes Hülfe durch sich selbst geworden, durch sein Eigenwirken, das, weit entfernt sich mit dem Nächsten, Bequemen und Gewöhnlichen zu begnügen, gleichsam das Unmögliche darstellte. Aus dem aber, was sie hervorgebracht, aus der Solldität der Werke, kann man die Natur und die Solidität der Nation beurtheilen; darum kann das Urtheil über die Holländer nur sehr günstig für sie ausfallen. Denn was der Mensch vermag, auch ohne von der Natur unterstützt zu werden, ja, auch trotz dem, daß er nie vom Kampfe mit ihren Kräften ausruht, dies hat Holland dem weisen Beobachter der menschlichen Seelenvermögen gelehrt, und vergebens sucht er anderwärts ein ähnliches Denkmal menschlicher Industrie, Venedig vielleicht ausgenommen, — Alles ein lebendiger, großartiger Commentar zu dem Wappenworte des Landes: „Concordia res parvae crescunt, d. h. Eintracht schafft Macht!" Denn nur vereinte Kraft konnte Solches schaffen und

erhalten. Und so geht denn auch wirklich der Sinn für Vereinigung und vereintes Wirken durch die ganze Geschichte der vereinigten Niederlande vom vierzehnten bis zum neunzehnten Jahrhundert, und das Größte ist dort stets durch Vereine geschaffen worden. Der jüngste Zweig an diesem Baume des ächten Volkslebens ist die hochehrenwerthe

Maatschappy tot Nut van't Algemeen,

d. h. die Gesellschaft zum allgemeinen Besten. „Wie eine Pflanze dem Boden, so ist dieselbe dem allgemeinen Bedürfnisse entwachsen. Aus den geringfügigsten und gleichsam rein zufälligen Ursachen entstanden, hat sie sich nach und nach über das ganze Land ausgebreitet. Und was war ihr Zweck? Man suchte, wie der Name sattsam andeutet, das allgemeine Beste zu fördern und zwar zunächst durch Verbreitung von Schriften, die man hierzu für dienlich erachtet, und wie es wohl auch schon durch andere Vereine geschehen war; vor Allem aber ging ihr Streben dahin, das ganze Elementarschulwesen von Grund aus zu verbessern, auf Unterricht und Lehrer des Volkes im weitesten Kreise zu wirken, die letzteren von Jugend auf zweckgemäß zu bilden, und so zur wirklichen Ausübung zu bringen, was noch größtentheils bei bloßen Betrachtungen geblieben war *).“ Der Gründer dieses segensreichen Vereines war Jan Nieuwenhuysen, Prediger der Mennonitengemeinde zu Monikendamm in Nordholland, der ihn im Jahre 1785 aus älteren Elementen in's Leben rief. „Ueberzeugt und ergriffen von der äußersten Vernachlässigung der Jugend in den unteren Ständen und ärmeren Volksklassen, begeistert durch das, was ihm von dem großen Verdienste, welches sich Franke in Deutschland um sie erworben hatte, bekannt geworden, entwarf er einen einfachen und sichern Plan, um kräftiger zu wirken, als von der bisherigen zu lockeren Verbindung und ihren oft allzu weitschweifigen Schriften erwartet werden konnte. Er rief alle Wohldenkenden zur Theilnahme auf, theilte sie, da die Anzahl sehr schnell wuchs, in „Departemente“, die sich im Jahre 1809 schon bis zum Vorgebirge der guten Hoffnung ausdehnten und mehr als 7000 Mit-

*) van Heusde, Briefe über die Natur und Tendenz des höhern Unterrichts. Uebersetzt von Weydmann. (1830). S. 25 ff.

glieder zählten *). Man benutzte die bedeutenden Fonds, welche die große Wohlthätigkeit der Holländer schnell herbeischaffte, zu den mannigfaltigsten Zwecken. Anständig besoldete man tüchtige Lehrer. Man setzte Preise für Schriften aus, in welchen auf eine möglichst faßliche Weise die vornehmsten Wahrheiten der Religion und Moral mitgetheilt wurden, und dies ohne allen Parteigeist, da man das streng Dogmatische, wenn es ja für den Jugendunterricht nöthig gehalten werde, den Predigern der verschiedenen Confessionen überließ. Andere enthielten das Nothwendigste aus der Haus- und Landwirthschaft, der Naturlehre und besonders aus der vaterländischen Geschichte. (Hört! Hört!) Der Einfluß dieser Schriften, die so kurz und dabei so einfach waren, als nur irgend möglich, zeigte sich gar bald. So verdrängten verbesserte Kalender den älteren mit den astrologischen Grillen in kurzer Zeit, und eine Menge von Kindern, die bis dahin aller Belehrung entbehrt hatten, konnte die Schulzeit kaum erwarten. Denn immer blieb der öffentliche Unterricht und die Erziehung der Jugend das Hauptaugenmerk der Gesellschaft. Man gründete in den Departementen Musterschulen (Seminarien), um Lehrer für die übrigen zu bilden, und stellte sie unter die Aufsicht besonderer Schulinspectoren **)." Um aber die Lehrer in rechter Weise zu ermuntern zur treuen und freudigen Ausübung ihres schweren und doch so wichtigen Berufes, wird neben einem gehörigen Auskommen auch durch Wittwen- und Waisenkassen für die Ihrigen gesorgt und durch Anlegung von Bibliotheken für sie und ihre Schüler die nöthige Fortbildung erleichtert und gefördert. Die Schulen selbst aber theilten sich bald in Kleinkinderschulen, Armenschulen, Handwerks- und Industrieschulen, Sonntagsschulen, und wurden in ihrer musterhaften Einrichtung bald auch in andern Ländern nachgeahmt, wie sie auch von den Commissarien des französischen Kaiserreiches, Cuvier und Noel, für musterhaft in jeder Beziehung erklärt worden waren ***). — Und das Alles und noch weit mehr ist das Werk des Vereines, dessen Namen

*) Im Jahre 1839 zählte die Gesellschaft über 13,000 Mitglieder, und es ist wohl kein Dorf in ganz Niederland, auf welches sich ihre Wirksamkeit nicht erstreckte. W.

**) Niemeyer a. a. O. S. 167.

***) Man findet diesen Bericht in Gutsmuths neuer Bibl. f. Schulwesen 1812, N. 4.

wir diesem Abschnitte unseres Bildes von Alt-Niederland zur Ueberschrift gegeben haben. Was das Volk dieses achtbaren Landes schon im vierzehnten Jahrhundert geleistet, das geschieht nun durch jene Gesellschaft und ähnliche — wir erinnern nur an die im Jahre 1822 von König Wilhelm I. gegründete Société générale des Pays-Bas, welche gar bald die Seele der belgischen Industrie wurde — im neunzehnten, zwar auf andere Weise, aber in dem nämlichen Geiste und zu denselben Zwecken, welche immer in dem Gemeinwohl ihren Einigungspunkt fanden. Wie klar und schön sprach sich dieser Trieb zur Beförderung von Kenntnissen und zur Uebung in Wissenschaft und gemeinnützigen Gewerben, der sich seit Jahrhunderten gleichgeblieben ist, in allen gelehrten Anstalten, namentlich aber auf der Universität Leyden, und zwar schon bei ihrer ersten Gründung aus! Denn zur Belohnung des bei der Vertheidigung der Stadt gegen die Spanier bewiesenen Muthes und der Standhaftigkeit und Tapferkeit ihrer Bürger ließ die Regierung ihnen die Wahl zwischen Freiheit von Abgaben und dem Rechte, eine Universität zu besitzen — und sofort wurde das Letztere gewählt. Und giebt es wohl ein Fach von Künsten und Wissenschaften, worin dieses Land nicht Männer des ersten Ranges aufzuweisen hätte, die nicht alle das allgemeine Beste zum Ziele ihres Strebens gemacht? — Darum sehen wir auch die Wenigen, welche wir zur Charakteristik Hollands hier zu nennen haben, als geborne Mitglieder jener „Gesellschaft zum allgemeinen Besten" an, wie wir jedem großen Franzosen den Orden der Ehrenlegion und jedem großen Briten den Titel eines Mitgliedes der „Königlichen Gesellschaft" ertheilten.

Der erste, den die Schriftrolle rechts in unserer Randzeichnung nennt, ist der allbekannte, ehrenwerthe Hugo Grotius (H. de Groot, geb. 1583 zu Delft, gest. auf der Reise in Rostock 1645) das Wunderkind, das schon in seinem vierzehnten Jahre öffentlich disputirte, im 15. als Begleiter der holländischen Gesandtschaft in Paris von Heinrich IV. mit einer güldenen Ehrenkette geschmückt und im 16. zum Doctor der Rechte promovirt ward —, der treue Strebe- und Leidensgenosse des edlen Oldenbarnevel d (enthauptet 1619), der unermüdliche, erleuchtete Priester der Wissenschaft und der treueste Sohn seines Vaterlandes. Sein großer Geist umfaßte Alles, was desselben

würdig war: die alte wie die neue Zeit, die Sprache und Weisheit Griechenlands und Roms, wie die Erzeugnisse späterer Jahrhunderte; die Geschichte und die Rechte der Fürsten und der Völker, in den Ländern und auf den Meeren, im Kriege wie im Frieden. Auf welchem Lehrstuhle hätte nicht Grotius die Wissenschaft verherrlicht? Aber wie viel zu beschränkt wäre des Lehramts engere Sphäre diesem hochgebildeten, die Angelegenheiten einer Nation im Herzen tragenden Staatsmanne gewesen, — dem Generaladvocaten von Holland, dem Rathspensionair von Rotterdam, dem Fürsprecher der durch freien Geist und edlen Sinn achtungswerthen Religionsgesellschaft der Remonstranten (Arminianer), da sie der eiserne Starrsinn bedrängte, — und, als ihn selbst das Vaterland ausgestoßen hatte, dem Vertrauten Gustav Adolph's und seiner königlichen Tochter Christine von Schweden! — Blieb doch immer das Vaterland sein erster, die Wissenschaft sein zweiter Gedanke; stets zwischen beiden getheilt, dünkte ihm jeder Augenblick verloren, wann er nicht für diese oder für jenes denken, wirken, reden oder schreiben konnte. Darum war auch „Hora ruit“ sein beständiger Wahlspruch. Das Leben galt ihm nicht mehr, als die Wahrheit; doch verschmähte er, unbeugsam jeder Anmuthung zu Widerruf oder zu erniedrigender Bitte um Freiheit, als er gefangen war, — im Gefühle des Rechts und der Unschuld das leicht mißzudeutende Mittel nicht, sich selbst die Freiheit zu geben, um vielleicht der guten Sache ein Leben zu erhalten und seinen Feinden eine noch größere Gewaltthat zu ersparen. Auf den Tod mußte er wohl gefaßt sein, als er, in die Bücherkiste eingesargt, von den getäuschten Wächtern selbst aus dem Gefängniß getragen wurde und zwei Stunden in der engen Behausung kaum athmen konnte. Und sicherlich wäre er eben so muthig gestorben, wie sein väterlicher Freund Oldenbarneveld, wäre es nicht der Wille der Vorsehung gewesen, ihn noch vier und zwanzig Jahre länger der Welt zu erhalten. Auch war in ihm der Mensch in dem Staatsmanne und Gelehrten nie untergegangen; denn wer, der Freiheit beraubt, im Unterrichte seiner Kinder Trost findet, wem eine eben so geistreiche als sein fühlende Gattin so treu zur Seite steht, daß sie in dem Gefängnisse, das sie ihm geöffnet hat, ihr eignes Leben daran wagend, zurückbleibt, der hat gewiß nie aufgehört,

ein liebender Vater und Gatte zu sein *). Kurz, Hugo Grotius war einer der größten und edelsten Geister seiner Nation und aller Zeiten, wie namentlich auch seine zahlreichen Briefe unwiderleglich darthun.

Nach de Groot nennt unsere Randzeichnung einen nicht minder berühmten, durch Scharfsinn gleich ausgezeichneten, in sittlicher Beziehung gleich edlen Mann: Baruch (lat. Benedict) Spinoza (geb. 1632 in Amsterdam, gest. im Haag 1677), ein edler Jude, durchdrungen von reiner Achtung für die Hoheit der menschlichen Bestimmung und beseelt von heldenmüthiger Liebe zur Wahrheit, der er weder durch die Trostlosigkeit der Ergebnisse rücksichtsloser Forschung, noch durch äußere Gefahren und Lockungen, nicht durch Bann oder durch Dolch oder durch Bestechung entfremdet und veruntreut werden konnte. Nach der Wahrheit forschte er, in ihr lebte er; denn seine Feinde gaben ihm das Zeugniß, daß er höchst mäßig, ordentlich und haushälterisch gewesen, im Umgange sanft und ruhig, stets gleichmüthig, zugänglich und gesprächig, duldsam gegen Andersdenkende, angestrengt fleißig mit Schreiben, oder mit Verfertigung von Ferngläsern beschäftigt, so daß er oft drei Monate lang zu Hause blieb und höchstens bei einer Pfeife Taback, oder einem Spinnenkampfe, der ihn recht vom Herzen ergötzen konnte, Erholung suchte. Die ernsten Resultate seiner philosophischen Forschungen darzulegen, will nicht zu unserm Zwecke passen; allein das dürfen wir nicht verschweigen, daß nur der Unverstand, unfähig, die Dunkelheit seiner nach dem angemessensten Ausdrucke ringenden, und darum allerdings oft schwer verständlichen Sprache zu durchdringen, — ihn, der stets auf Gott hinweist und die Liebe zu Gott für die eigentliche Frucht aller Erkenntniß erklärt, für einen Gottesleugner halten konnte, ein Wahn, den erst die neueste Zeit in seiner vollen Nichtigkeit hat erkennen lassen. Ein reinsittliches Leben, wie das Sp.'s war, konnte unmöglich auf dem dürren Boden der Glaubenslosigkeit erwachsen und Bestand behalten; denn das Leben ist ja der Probirstein alles Glaubens und jeder Religion. — Der dritte Mann, den wir zur Ehre und Charakteristik Alt-Niederlands nennen, mag die große Menge

*) Niemeyer a. a. O. S. 182 ff. Sein Leben hat Luden (Berlin, 1806) am vollständigsten beschrieben.

der großen Aerzte — unter ihnen ragt der classisch gebildete Boerhave († 1758) besonders hervor — und Naturforscher zugleich vertreten, denn er war Beides: Peter Camper (geb. zu Leyden 1722, gest. im Haag 1789). Wir haben aber aus so Vielen gerade ihn gewählt, weil er in seinen wissenschaftlichen Bestrebungen eben so sehr der Gründlichkeit, als der Gemeinnützlichkeit zu dienen beflissen war. Denn derselbe Mann, welchem die vergleichende Anatomie die wichtigsten Entdeckungen verdankt — wie z. B. die des nach ihm benannten Gesichtswinkels, der Gehörorgane der Fische und des Wallfisches, über die Hautfarbe der Neger u. dgl. m. — derselbe schrieb mit gleicher Einsicht und gleich warmen Eifer „über die physische Erziehung der Kinder", „über das Hinken und dessen natürliche Ursachen", ja sogar „über die beste Form der Schuhe", in welcher letztern Abhandlung der geistreiche Mann als Anatom, als Maler, Schuhmacher und Schuhträger den Schuh betrachtet, und des Wissenswerthen gar Vieles mittheilt. Dabei nahm er den thätigsten Antheil an dem politischen Leben seines Vaterlandes und ward selbst Mitglied des Staatsrathes, in allen Stürmen, welche namentlich während der letzten Jahre seines Lebens die Niederlande bewegten, stets ein treuer Freund des Statthalters. Mit einem hochgebideten Geiste und dem feinsten Geschmacke und Kunstsinne verband C. das liebevollste Wohlwollen und alle Tugenden des geselligen und häuslichen Lebens, und bewährte in allen Verhältnissen die Ruhe und Gelassenheit des wahren Weisen. Die Natur hatte ihm eine würdevolle, anmuthige Gestalt gegeben und ein außerordentlich belebtes und ausdrucksvolles Gesicht. Seine biegsame Stimme eignete sich ganz besonders zum Sprechen vor großen Versammlungen, und zwar drückte er sich gleich fließend im Lateinischen, Englischen, Französischen und Deutschen, wie in seiner Muttersprache aus. Darum kann es auch nicht befremden, daß ihm schon bei seinem Leben alle nur erdenklichen Auszeichnungen eines Gelehrten zu Theil wurden. — Sein Nachfolger auf unserer Schriftrolle gehört zwar seiner Geburt nach dem Hochdeutschen Stamme an, ist aber in seinem Wesen, seinem amtlichen Wirken und seinen wissenschaftlichen Bestrebungen so ganz Holländer, daß wir ihn vorzugsweise zum Vertreter der großen Schaar der Philologen gewählt haben, welche schon seit Jahrhunderten der

Ruhm jenes fleißigen Volkes gewesen sind: David Ruhnken (geb. zu Stolpe in Pommern 1723, gest. in Leyden 1798), der Schüler und Freund des großen Tiberius Hemsterhuis († 1766) des eigentlichen Stifters und Hauptes der neuern Sprachgelehrten-Schule Hollands. Zugleich aber mochten wir durch seine Wahl die Einheit der deutschen Volksstämme thatsächlich erhärten, mögen diese am Ausflusse des Rheins und der Waal, oder der Weichsel und der Oder wohnen. Ruhnken ist einer der gelehrtesten und geschmackvollsten Erforscher und Erklärer der Sprache und des Lebens der Griechen und Römer, „immer Wahrheit anstrebend und das besonnene und bewußtvolle Weiterforschen anregend, ein großes Vorbild geistreicher Beharrlichkeit in humanistischen Arbeiten." Sein Schüler, Nachfolger und Freund, Daniel Wyttenbach, hat ihm in einer meisterhaften Biographie ein treffliches Denkmal gesetzt.

Neben den ernsten Wissenschaften aber fanden auch die Künste in Holland schon sehr früh würdige Jünger und warme Freunde; beide gehören aber nothwendig zusammen, wenn die Kunst etwas Erhebliches leisten soll für die Gesammtbildung; denn die Kunstfreunde sind die vermittelnden Boten der Kunstwelt an die Menge, die Dollmetscher ihrer oft geheimnißvollen Sprache, die ermuthigenden Zeugen für die Künstler.

Die Poesie mag die redenden, die Malerei die bildenden Künste jede durch zwei ihrer Priester vertreten. — Unter den holländischen Dichtern verdienen, nicht nur der Zeitfolge nach, Jakob Cats (geb. zu Brouwershaven in Zeeland 1577, gest. 1660) und Joost van den Vondel (geb. 1587 in Cöln, gest. in Amsterdam 1679) die ersten Plätze, weil sie durchaus national sind. Darum mögen sie, statt aller der vielen späteren, Zeugniß ablegen, daß Holland nicht nur große Dichter hat, sondern sie auch lieb und werth hält. Cats, zugleich auch als Staatsmann berühmt, — denn er war Rathspensionair von Holland und mehremal Gesandter in England — ist ein Volksdichter im ächten Sinne des Wortes: leicht verständlich, unterhaltend, voller Geist und Originalität, edel durch den Zweck, seine Leser sowohl zu belehren, als zu vergnügen. Nur ist er zu breit und bisweilen selbst schleppend. Da er jedoch, in richtiger Erkenntniß und Würdigung des Geistes seiner Landsleute, seine Stoffe und

Bilder theils aus der Natur, theils aus der Bibel, theils endlich aus der Geschichte seines Vaterlandes wählte, faßliche, allgemein verständliche Gegenstände in einfacher Sprache besang, in allen die höchste Sittlichkeit vortrug, seine Lehren in ein Jedem gefallendes Gewand kleidete und eine ungemeine Mannigfaltigkeit entwickelte, so erhielten seine Gedichte eine beispiellose Popularität und „Vater Catsens Buch" durfte sonst in keiner rechtlichen Bürgerfamilie Hollands fehlen, wo es der Bibel beinahe gleich geehrt wurde und woraus der Hausvater, sowohl zur Unterhaltung, als zur Erbauung der Seinigen, oft vorlas. Eins seiner gelesensten Werke ist sein „Spiegel der alten und neuen Zeit", in welchem er an bekannte Sprüchwörter Lehren anknüpft, die er durch kleine Geschichten in sinnreicher Weise erläutert. Seine Sprache ist rein und wohllautend. — Joost v. d. Vondel, von Vielen der niederländische Shakspeare genannt, trat gleichfalls im Anfange des siebenzehnten Jahrhunderts in Amsterdam als Dichter fast in allen Dichtungsarten auf, besonders aber zeichnete er sich im Drama aus. In ihm erreichte die holländische Poesie jener Zeit die höchste Vollendung, da er auch der Sprache, die er mit Kraft und Kühnheit zu brauchen verstand, so wie der metrischen Form durchaus Meister, und seine reiche Naturgabe durch gründliches Studium der Meisterwerke des classischen Alterthums veredelt war. Was Corneille den Franzosen, das war und ist Vondel den Niederländern; und nie wird und kann sein Trauerspiel „Gysbrecht van Amstel" vom Repertorium der holländischen Bühne verschwinden. Unter allen späteren Dichtern seines Volkes dürfte nur Bilderdyk (geb. 1756, gest. 1831), dem seine Landsgenossen den Namen des „Dichterfürsten" beigelegt haben, ihm an die Seite zu setzen sein. — Jedenfalls verdient die holländische Literatur und Sprache in Deutschland mehr bekannt zu sein, als sie, leider, bis jetzt es ist. Ist sie doch ein Kind derselben Mutter, wie dürfen wir Eins das Andere nicht achten oder gar ignoriren, während wir doch Fremdes, Ausländisches oft weit über Verdienst würdigen und es uns anzueignen uns bemühen *).

*) Zum Vermittler hat sich in der neuesten Zeit ein sprachkundiger, feinfühlender Mann angeboten: F. W. v. Mauvillon in seiner „Auswahl niederländ. Gedichte, mit kurzen histor. und biograph. Erläuterungen rc." (Essen, 1836. 2 Bde.).

Die zwei letzten Namen in unserer Arabeske erinnern uns an den unvergänglichen Ruhm, welchen die Niederlande auf dem Gebiete der zeichnenden Künste erworben haben. An den ersten derselben knüpft sich nicht nur die Erinnerung an mehrere Künstler zugleich, sondern, was weit mehr gilt, an die Erfindung der herrlichen Oelmalerei: Hubertus oder Huybrecht (geb. 1366, gest. 1426) und Johann oder Jan van Eyck (geb. 1370, gest. 1441) wurden beide in der kleinen Stadt Maas-Eyck an den Ufern der Maas, von welcher sie ihren Zunamen erhielten, geboren, von ihrem Vater in der Malerei unterwiesen, und haben sich nicht nur durch ihre herrlichen Werke, sondern vorzüglich durch die Erfindung der Oelmalerei einen hohen Namen erworben, deren Ruhm dem Joh. v. Eyck ohne Widerrede gebührt. Wie er darauf gekommen sei, erzählt Vasari *) mit folgenden Worten: Johann beschäftigte sich mit der Chemie, und hatte einen Firniß entdeckt, mit welchem er seine Wassermalereien zu überziehen pflegte. Als er aber eines Tages, etwa im Jahre 1410, ein solches Gemälde zum Trocknen den Sonnenstrahlen aussetzte, so bekam das Bild Risse, wodurch seine Arbeit ganz vernichtet wurde. Unwillig, Zeit und Mühe verloren zu haben, sann er auf ein Mittel, wie er seine Malereien, ohne sie der Sonne aussetzen zu müssen, vollenden könne, und fiel endlich auf den Gedanken, statt des Leimwassers oder Eiweißes, welches man bis dahin zur Bereitung der Farben sich bedient hatte, sich des Lein- und Nußöles zu bedienen. Der Versuch glückte über alle Erwartung, und nun malte er gemeinschaftlich mit seinem Bruder Hubert, den er jedoch weit übertraf, viele Bilder für sein Vaterland und für das Ausland, wobei er aber das Geheimniß seiner Kunst für sich behielt, und keinen Zuschauer bei seiner Arbeit zuließ. Die Meister arbeiteten nur bei verschlossenen Thüren; Niemand betrat ihre Werkstatt, aus der von nun an Gemälde hervorgingen, welche die Welt in immer neues, höheres Staunen versetzten, um so mehr, da sie in technischer Hinsicht von allen vorher gesehenen abwichen, und Niemand die Art

Es ist ein empfehlenswerthes Buch, dem wir auch das Wesentliche der oben gegebenen Notizen über C. und W. entnommen haben. Außerdem wurden benutzt: Wachler a. a. O. III. S. 447 ff. und van Kampen a. a. O. II. S. 108 ff.

*) Vite dei pitt. etc. Prooemio c. 21. u. T. I. p. 337 ed. Bottari.

ihres Entstehens zu begreifen vermochte. „Wie Johann van Eyck — von seinem Wohnorte auch Johann v. Brügge genannt — seine Farben bereitete, mit welchen öligen oder vielleicht auch geistigen (spirituösen) Flüssigkeiten, davon ist uns, leider, keine zuverlässige Kunde geworden. Gewiß ging auch im Laufe der Zeiten noch manches andere geheime Verfahren der alten Meister, mancher bedeutende ihnen bekannte technische Vortheil ihren Enkeln verloren; denn auch der Unkundigste muß auf dem ersten Blick bemerken, wie sehr ihre Gemälde in technischer Hinsicht sich von der neueren Oelmalerei unterscheiden. Die Farbenpracht der Alten (des 15. und 16. Jahrh.) hat noch kein späterer Künstler völlig erreichen können, und eben so wenig die bewunderungswerthe Dauer ihrer Farben. Sie glänzen noch jetzt in unveränderter Frische, wie damals, als sie von der Staffelei kamen. . . Wunderbare, nie zuvor geahnete Gemälde entstanden jetzt unter dem schöpferischen Pinsel van Eyck's. Beseelt und getrieben vom Genius der Kunst, gefördert durch ernstes Studium und unermüdlichen Fleiß, welcher ihn die Gesetze der Perspective finden ließ, ward dieser große Mann der Schöpfer von Kunstwerken, welche eigentlich nur der ihrem vollen Werthe nach zu würdigen weis, der Gelegenheit hatte, sie mit denen seiner Vorgänger zu vergleichen. „Hochgewölbte architektonische Räume, Durchsichten in endlos sich verlierende Straßen, enge Felsenthäler, und bis in die blaue Ferne sich hin erstreckende blühende Gegenden stellte J. v. E. von nun an mit vollkommenster Sicherheit und möglichster Naturwahrheit dem Auge dar, während seine nächsten Vorgänger auch nicht die kleinste Spur einer Ahnung der Möglichkeit zeigen, eine flache Tafel dem Auge auf diese Weise bis in die Unendlichkeit hinaus dehnen zu können. Dabei war sein einziges Vorbild, wie seine Lehrerin, von nun an nur die Natur; sie leitete seine ersten Fortschritte auf der Bahn, welche die, wie durch höhere Offenbarung ihm gewordene Kenntniß der Linienperspective ihm geöffnet hatte, und Treue gegen sie wurde sein unablässiges Bemühen, wie sein höchstes Verdienst. Auf keinem seiner Gemälde findet sich eine Spur erkünstelter, nur auf Effect berechneter Beleuchtung; im klaren, milden Tageslichte stehen die Gegenstände, hell und deutlich, wie sie in der Wirklichkeit dastehen. Scharf bezeichnete dunkle Schlagschatten drängen sich

nirgend dem Auge auf, nirgend grelle Lichter oder erzwungene farbige Reflexe, nichts erscheint verschwebelnd oder flach, verworren oder undeutlich, weder in der Färbung, noch in der Composition seiner Gemälde *)." — Doch wir verlieren uns in dem Anschauen des herrlichen Meisters und vergessen, daß wir ihn eigentlich nur nennen wollten, als den eigentlichen Vater der niederländischen Malerschule, aus welcher in späteren Zeiten so zahlreiche und unvergleichliche Meister hervorgegangen sind, die wiederum der größten Einer vertreten mag: Rembrandt van Ryn oder Rhein (Rembr. Gerritz, geb. 1606 in einer Mühle am Rheinkanale bei Leyden, gest. wahrscheinlich 1664 zu Amsterdam), „eins der Original-Genies, dessen Gleichen keine Schule aufzuweisen hat." Ohne wissenschaftliche Kenntniß der Geschichte und des classischen Alterthumes, ja selbst absichtlich dasjenige verschmähend, was einen Künstler von Bildung auszeichnet, entwickelte sich dieses Genie ganz aus sich selbst zur höchsten Vielseitigkeit. Mit Entschiedenheit huldigte er dabei der gemeinen Natur, nahm sogar eine feindliche Stellung gegen das Studium idealer, gereinigter Formenschönheit an und gab das Wissenschaftliche selbst der Lächerlichkeit preis, mit fast plebejischem Eigensinne seinem Hange zum Seltsamen und Abentheuerlichen folgend. Er wollte einmal nichts Anderes zur Anschauung bringen, als was er in seiner Verachtung alles Höheren um sich sah. Mit wahrer Ironie wählte er daher öfter unter der ihn umgebenden gemeinen Volksklasse die Helden seiner der Bibel oder der profanen Geschichte entnommenen Darstellungen, und wenn er auf das Costüm nur Einiges verwenden wollte, so machte er seine verlegenen Kleidungsstücke eines Türken und polnischen Juden, seinen verrosteten Panzer und einiges andere seltsame Geräthe seines Ateliers zurecht. Diese Trödelwaaren nannte er — in übermüthiger Ironie — „die Antiken", nach welchen er arbeite.... So wie es aber diesem außerordentlichen Manne nicht um Darstellung edler Charaktere und jener erhabnen Ruhe zu thun war, welche das Anschauen vollendeter Schönheit gewährt, so kümmerte er sich auch nicht um strenge Correctheit der Zeichnung. Nur die Köpfe sind gut gezeichnet, die Richtigkeit der übrigen Glieder

*) Joh. van Eyck und seine Nachfolger. Von Johanne Schopauer. (1822). Bd. I. S. 26 ff.

und die Schönheit der Verhältnisse waren ihm Nebensache. Wunderbar aber sind seine Bilder im Helldunkel und in der Farbe. Kenner haben ihn daher auch in Hinsicht auf das Helldunkel den „holländischen Correggio" genannt, nur mit dem Unterschiede, daß, wie bei dem italienischen Meister das Licht und eine allgemeine Helligkeit, so bei Rembrandt der Schatten und eine allgemeine Dunkelheit vorwaltet, woraus nur einzelne starkbeleuchtete Gegenstände hervorspringen. Niemand kannte die Harmonie der Farben so, wie er, darum hat er in seiner Art Außerordentliches geleistet, und seine Bilder ziehen, wo wir sie auch finden mögen, selbst unter den vollendetsten aller Schulen, unwillkürlich unsere Blicke und ganze Aufmerksamkeit auf sich. Sein Zauber zieht das Auge an und zwar nur vermittelst des Helldunkels, welches in der That die Basis von allem Uebrigen ist; die Farbe ist nur zufällig, weshalb auch R. zu sagen pflegte: „ein Gemälde sei nicht gemacht, um daran zu riechen; die Farbe sei ungesund." — An Rembrandt's Gemälde reihen sich die zahlreichen Radirungen, worin er in malerischer und technischer Hinsicht ebenso originell und bewundrungswürdig erscheint, wie in jenen. Als Verächter jeder bestehenden Kunstregel verfuhr er auch dabei nach gewohnter Launenhaftigkeit, erlaubte sich jede Richtung und Kreuzung der Striche, wendete bald das Scheidewasser, bald die Nadel und den Grabstichel an, ließ die Rauhheiten stehen und erreichte durch dieses geheimnißvolle Machwerk gewöhnlich den gewünschten Ausdruck und eine bewundrungswürdige Kraft und Wirkung des Helldunkels. In dieser Art des Stiches, welche man die freie Radirung nennt, haben mit und nach ihm mehrere Meister der holländischen Schule viel Ausgezeichnetes und Schönes geleistet *).

Doch genug von diesem in seinem ganzen Leben und Wirken höchst originellen Künstler! — Wer uns aber den Vorwurf machen möchte, daß wir allzu lange bei ihm, wie bei J. van Eyck verweilten, der erwäge zuvor wohl, daß in Hollands Charakteristik die Kunst stets eine bedeutende Stelle einnehmen muß, und daß diese zwei Meister Hunderte von ebenbürtigen Strebegenossen zu vertreten haben: einen **Rubens**, **van Dyk**, **Potter**, **Gerh. Dow**, **Mieris**, **Berchem**, **Ruysdael**, **Hobbema**,

*) Nach **Fiorillo** a. a. O. III. S. 117 ff. und **Nagler's** Künstler-Lexikon.

Adr. van Ostade, Jordaens, Netscher, Adr. und Wilh. van der Velde, Teniers, Wouwermann, — um nur die Könige der Kunst zu nennen. Fragt Ihr aber, was dem Holländer die Weihe zu so hoher Vollendung in der Kunst gegeben? Es ist dieselbe besonnene Ruhe, dieselbe klare Anschauung und richtige Auffassung des Menschenlebens und der Natur, welche auch aus seiner Geschichte uns eben so ernst als beruhigend und wohlthuend entgegentreten, es ist die deutsche Tiefe und Gemüthlichkeit. — Darum wird es uns auch schwer, uns in der Schilderung des so interessanten Landes auf die in unsrer Arabeske gegebenen Elemente zu beschränken. Denn Niederland hat des Interessanten, des Großen, Schönen und Guten noch weit mehr; in Allem aber gilt von ihm, was eine seiner gemeinnützigen Stiftungen zum Motto und Namen gewählt hat:

„Felix meritis!“

d. h. sein Verdienst schuf sein Glück.

V.

Scandinavien.

Wenden wir uns von Holland, die Niederungen des nordöstlichen Deutschlands durchwandernd und dem Laufe der Elbe bei ihrem Ausflusse folgend, weiter nach Norden, so begegnen wir einer höchst merkwürdigen Gliederung unseres Erdtheiles, bei deren näherer Betrachtung sich unwillkürlich eine Vergleichung mit der im Süden — Italien und Griechenland sammt dem adriatischen Meere und seinen Inseln — dem Geiste aufdrängt. Wie aber im Süden und auf dessen Halbinseln romanisches Leben sich entwickelt hat, bald mehr bald weniger frei von fremdem Einflusse, so scheint das insulare Gebiet im Nordosten zu einem Asyl geschaffen, wo sich germanische Stammesart am reinsten und ungestörtesten entwickeln und erhalten sollte. „Diese Normannen, deren abentheuernde Schaaren Europa hier im Westen, dort im Osten umkreist, Konstantinopel über den atlantischen Ocean und das mittelländische Meer hin, wie den Dnepr hinab und über den Pontus hin befehdet, mit den Arabern von Norden her auf dem kaspischen Meere, oder von Westen kommend in Syrien gekämpft haben, die in Frankreich, England, Irland, in Sicilien und Syrien, wie in Rußland Reiche gegründet, französische Sprache und Sitten bei den britischen Sachsen, mit den ersten Keimen der Cultur die Kirche von Byzanz nach Rußland gebracht haben, diese Normannen sieht man ihre heimischen Thäler wohl dem mildernden und veredelnden Einflusse der Sitte und Religion öffnen, vor fremder Art und Weise aber fester verschließen, als irgend ein andres Volk in Europa. Sie gleichen darin den Arabern; aber die Araber haben überall hin ihre Sprache und Religion mitgenommen und verbreitet, während sie fremde Kunst und Bildung sich zu eigen machten; die Normannen nehmen in der Fremde sehr bald den Glauben und die Sitte

der Ueberwundenen an, lernen ihre Sprache und vergessen nach ein Paar Generationen die eigene. Denn wenn in den abgelegenen, nördlichen, von Meerbusen und Bergwüsten durchschnittenen und umschlossenen Gauen der scandinavischen Halbinsel die Uebermacht der sich gleichbleibenden Natur Beharrlichkeit bei alter Sitte förderte, so konnte ihre geringe Volksmenge nur wenig zahlreiche Schaaren aussenden, die sich bald unter den gebildeteren und zahlreicheren Völkern verlieren, über welche ihre Kühnheit und Waffenkunde ihnen den Sieg verschafft hatte. Das ist der eigenthümliche Charakter der normannischen Eroberungen, sehr verschieden von denen der Römer, Engländer, Spanier; sie bringen nichts, als eine neue Aufregung, einen oft weithin wirksamen Anstoß, eine Vermittelung zu Berührung, ja Verschmelzung sehr entfernter Völker und Zustände.

Die von Normannen — im älteren, umfassenden Sinne des Wortes — bewohnten Länder sind so verschiedenartig, als durch Meer und Berge von einander geschieden; sie aber dennoch als ein großes scandinavisches Gebiet anzusehen, berechtigen uns nicht blos die gemeinsame Stammesart ihrer Bewohner, ihre stets mit einander verflochtenen Schicksale; auch im physikalischen Sinne zeigt sich die kleine, ebene Halbinsel im Süden der großen nördlichen verbunden: die niedrigen Haiderücken und Hügel von Jütland scheinen ihre Erhebung über das Meer denselben unterirdischen Mächten zu verdanken, welche in Norwegen ungeheuere Felsmassen bis weit in das Reich des ewigen Eises empor gethürmt haben; darauf deutet die gemeinsame, verlängernde Richtung von Norden nach Süden, die dem benachbarten Festlande so fremd ist.

Die Vertheilung von Berg, Hügel und Ebene, deren Bedeutung wir in Frankreich, England und Deutschland erkannt haben, ist auch im scandinavischen Gebiete sehr eigenthümlich und nicht ohne großen historischen Einfluß. Wie in Deutschland, so finden wir auch hier drei große natürliche Regionen: Hochgebirg, mittleres Berg- und Hügelland, und Ebene; aber ihr Verhältniß zu einander, wie ihre gegenseitige Stellung ist eine ganz andere. Das Hochgebirge bedeckt in Scandinavien weit größere Räume; die mittlere Berglandschaft herrscht hier wie in Deutschland vor; dem fortgesetzten, nicht von Bergen durchschnittenen Flachlande ist dagegen nur ein viel geringeres Gebiet

angewiesen. In Deutschland bilden die verschiedenartigen Gestaltungen der Oberfläche gleichlaufende Zonen; in Scandinavien liegt die Ebene in der Fortsetzung des gesammten bergigen Landes, den beiden parallelen Abtheilungen desselben fast gleich nah gerückt; eine Stellung, welche für das gegenseitige Verhalten der drei scandinavischen Reiche von entscheidender Bedeutung war. Während die norddeutsche Ebene einen einfachen, zusammenhängenden Gürtel ausmacht, wird die scandinavische von Meeresarmen oder vielmehr schmalen Kanälen vielfältigst durchschnitten, in Inseln und Halbinseln getheilt, die hier als südlicher Anhang der großen gebirgigen Halbinsel erscheinen, dort mit dem deutschen Festlande in Verbindung treten. Wenn das scandinavische Flachland durch Kleinheit und Zerstückelung zurücktritt, so findet es Ersatz in der glücklichen Lage gegen Meer und Himmel. Jene weist es auf Seefahrt und Handelsgröße an; es ist aber auch der südlichste und fruchtbarste Theil von Scandinavien, während die wenig ergiebige deutsche Ebene in den Norden des Landes hinausgerückt ist.

„Die drei Reiche **Norwegen**, **Schweden** und **Dänemark** *) entsprechen dem Hochgebirge, dem Berglande und der Ebene. Dänemark ist ganz eben. Von der großen nördlichen Halbinsel (6651 schwed. Quadratmeilen, von denen eine etwas mehr ist, als zwei deutsche Q. M.) nehmen Landseen, Sümpfe und Ströme fast $^1/_{10}$ ein (629 schw. Q. M.); mehr als $^1/_3$ liegt höher als 2000 F. über dem Meeresspiegel, $^3/_{13}$ zwischen 800 und 2000 F. (c. 1500 Q. M.); 6 zwischen 300 — 800 Fuß und endlich $^1/_4$ (c. 1700 Q. M. unter 300 F. Meereshöhe. Auf 84 Q. Meilen schmilzt der Schnee nicht; davon gehören nur 16 Q. M. zu Schweden, 68 zu Norwegen. Dagegen macht niedriges Land, unter 300 F., fast $^1/_2$ von Schweden aus, aber noch kein $^1/_6$ von Norwegen. Von Schweden liegt etwa $^1/_{12}$ über 2000 F., von Norwegen $^5/_7$ über den Spiegel des Meeres erhöht. — An diese verschiedene Gestaltung des Bodens knüpfen sich aber auch hier merkwürdige Gegensätze im Gange der Geschichte und in der Entwickelung der inneren Zustände der scan-

*) Zumal vor dem Rothschilder Frieden (1658), wo Schonen, Halland und Bleekingen, die ebene Südspitze der großen scandinavischen Halbinsel, noch dänisch waren.

dinavischen Reiche. Im gebirgigen Norwegen ist der Adel ausgestorben; Dänemark war bis vor nicht lange ein Adelsland, wie der Osten von Europa, und ist es, der Vertheilung des Grundbesitzes nach, noch bis zur Stunde; in Schweden hat sich neben dem gutsherrlichen Adel ein Volk freier Landleute erhalten, und beide Elemente haben sich in's Gleichgewicht gestellt *).

Betrachten wir diese nordischen Reiche und ihre Bewohner zuerst in ihrem Verhältnisse zu Deutschland, wie wir es mit England und den Engländern, mit Holland und den Holländern gethan, so ist es augenfällig, daß nicht nur klimatisch und örtlich uns dieser Norden ferner liegt, als England. „Denn sind wir ihm auch allerdings sehr verwandt durch Abstammung und namentlich durch die Sprache, worin sich, wie in einer geistigen Kapsel, auch der gemeinsame Kern von Sinn und Art und Streben der Völker am sichersten zu bewahren pflegt, so war doch die örtliche Absonderung von jeher groß, und die zufällige, wenn man will, willkürliche und politische Absonderung ist seit wenigstens tausend Jahren noch viel größer geworden und geblieben, und diese große Scheidung hat eben in so langer Zeit auch eine Sprachscheidung gemacht und manche Verschiedenheit und Entfremdung derer, die vor zweitausend Jahren noch wohl viel nähere Brüder waren. Uns zunächst wohnen die Dänen, in der nördlichen Hälfte der großen cimbrischen Halbinsel und auf großen und kleinen Inseln. Die Halbinsel von der Elbe an bewohnten Sachsen, Angeln, Friesen, und Jüten... Der Däne, welcher übrigens alle Eigenschaften des germanischen, oder, wie er viel lieber hört, des gothischen Stammes theilt, ist ein sehr reizbarer Mensch, raschen Muthes und raschen Entschlusses, überhaupt geistig sehr beweglich; gegen das Deutsche aber sträubt er sich sehr und will den Deutschen nicht gern ähnlich sein, ja in einem gewissen Unwillen, der hie und da bis zur Erbitterung steigt, geberdet er sich, als sei eine solche Aehnlichkeit, wenn sie an ihn gebracht werden wolle, ein halber Schimpf. Diese Erscheinung scheint aber nur auffallend, sie ist eine sehr natürliche und erklärliche. Die Dänen, nachdem ihnen früher Karl der Große durch seinen blutigen Degen, und viel mehr noch durch die Wegführung der streitbaren sächsischen Jugend von den Ufern der Elbe und der Eider Luft gemacht hatte, so daß

*) Mendelssohn a. a. O. S. 475 ff.

sie sich gegen Süden auf Kosten ihrer Nachbarn erweitern konnten, unterlagen doch zuletzt den Deutschen, wurden während einiger Jahrhunderte von der mächtigen deutschen Hanse geplagt und übervortheilt, mehrmals fast ganz erobert, endlich aber zu ihrer Rettung genöthigt, ein benachbartes deutsches Fürstenhaus — Oldenburg — auf ihren Thron zu setzen *)." Welthistorische Bedeutung hat das häufig auch durch innere Erschütterungen und Zersplitterungen geschwächte dänische Reich als solches nie erlangt. Das Christenthum siegte erst mit dem Anfange des 11. Jahrhunderts (um das Jahr 1015) unter Knut dem Alten oder Großen, obgleich schon im 9. Jahrhundert Ansgar in Schleswig und Jütland das Evangelium gepredigt und einzelne christliche Gemeinden gegründet hatte.

Bedeutender, als der Däne, tritt der Schwede und Normann in der Geschichte hervor. „Sie haben das breite, große Land Scandinavien zum Erbtheile bekommen, ein besonderes Land, ein besonderes Klima, worin sie nun schon seit vielen Jahrhunderten wohnen. Dänemark konnten wir halb und halb zu dem deutschen Luft- und Lebenskreise rechnen; hier aber beginnt der volle Norden: ein rauhes Land, ein kaltes Klima, aber heitere und erfrischende Winter, warme und schöne Sommer und viele sonnenhelle Tage, überhaupt mehr Lichtglanz und Sonnenschein, als in dem von Wolken und Nebeln und trüben und matten Regentagen oft Monate lang verdüsterten Deutschland und England. Das Land ist freilich rauh und an manchen Stellen durch die emsigste Arbeit des Menschen kaum bezwinglich, aber doch seinem Mühen nicht undankbar, noch unfruchtbar. Dazu eine höchst glückliche Gestaltung: große vom Meere umspülte, von Strömen und Meerbusen durchschnittene Inseln und Halbinseln, mit fischreichen Küsten, trefflichen Häfen, Hochgebirgen, Hügeln, Seen, mit reizenden und erhabenen Gegenständen in mannigfaltigen Naturbildern ausgebreitet. Darin wohnt ein starker, schöner, geistreicher und tapferer Mensch, mit allen schönsten Anlagen des Leibes und der Seele ausgerüstet, weniger reizbar und beweglich, als die südwestlichen nächsten Stammgenossen, die Dänen, dagegen aber mehr, als diese, fest und ruhig, sicher und ge-

*) Nach Arndt a. a. O. S. 330 ff.

schlossen in Gestalt und Gemüth, so daß dieser unser gothischer Halbbruder, mit den edelsten geistigen Talenten und Gaben ausgestattet, mit den besten Europäern in die Rennbahn steigen kann. Von Vielen sei Eins vorzugsweise berührt, welches eben des Schweden und Normannes große Brüderschaft und Gemeinschaft mit uns beurkundet, sein in den anmuthigsten Erscheinungen hervorsprudelnder, schöner und heller Natursinn. . . Diese Freude an der Natur, dieser zarte, geheimnißvolle Umgang mit der Natur, diese begeisterte Liebe der Natur, dieser Verkehr des nordischen Menschen mit Sonne und Mond, mit Blumen und Bäumen, Seen, Bächen und mit Allem, was auf der Erde lebt und webt; diese verschiedenen Spiele, Belustigungen, Freuden, die er sich in jeder Jahreszeit, besonders im Sommer und Winter, zu bereiten versteht, — denn sein Frühling entflieht ihm gewöhnlich wie eine kürzeste, lieblichste Erscheinung von höchstens einigen Wochen — schon die Erinnerung daran ist Entzücken! . . . Und mit welchem stillen und lauten Entzücken lebt dieser nordische Mensch mit seiner Natur *)! Wie versteht er das frostige, steife Galakleid der Hauptstadt, und alle wälsche Mummerei, Ziererei und Feinerei wegzuwerfen, und wieder, ein Kind der Natur, aus ihren zarten Umarmungen frische Lebenskraft zu schlürfen! Komm nach Stockholm, Wanderer, komm nach Gothenborg, komm nach Jönköping und Norköping und beschaue Dir einmal dieses Leben, und lerne fröhlich leben! . . . Ja, dieser Norden versteht zu leben und zu genießen: starkes Gefühl in mächtiger Brust, vollste, kräftige Haltung der Gestalt, stille Genüge und Tüchtigkeit des Daseins. — Dieser ruhige, feste Norden aber, dieser freundliche, frohe, ehrenfeste Mensch hat seine gewaltigen Zeiten gehabt, deren Klänge zugleich erschreckend und bezaubernd noch zu uns herüber tönen. Wo ist der Normann nicht gesungen und geklungen, der unbezwingliche Riese mit dem gewaltigen Schwerte und der kurzen Streitart, der vom achten bis zum zehnten Jahrhundert das Schrecken der Völker war? Und die Schweden Gustav Adolph's und Karl's XII.? . . . Es ist unglaublich, welch ein stiller Stolz, ein von den frühesten Vätern überlieferter Stolz auf das Außerordentliche und Ungeheuere der

*) Man vgl. damit H. Steffens „Was ich erlebte" an zahlreichen Stellen, z. B. Thl. I. S. 95 ff. 228 ff. W.

Vorzeit, in der Brust jedes Bauern in Norwegen und Schweden lebt. Es ist aber ein solches Gedächtniß der Väter ein Glück, dessen ein Volk, das frei sein und die Heiligthümer seines Daseins auf Leben und Tod vertheidigen will, nicht entbehren kann; denn wenn der Unverständige und Eitle mit dem verrosteten Degen der Ahnen auch oft ein leeres Spiel des Prunkes treibt, so läßt der Edle und Tapfere eine stille Thräne auf den braunen Rost fallen und pflegt in seiner Seele Gedanken des Stahles und der Stärke *)."

An die Hauptmomente der Geschichte der drei scandinavischen Reiche will unsere Randzeichnung zunächst durch sechs Fürstenbilder erinnern, zu welchen wir die kurze Charakteristik hinzuzufügen haben; wobei wir aber ausdrücklich darauf verzichten, den Faden der gerade hier so verwickelten historischen Ereignisse streng zu verfolgen, sondern uns vielmehr nur auf das Nothwendigste beschränken werden. — Das erste Bildniß, welches uns entgegentritt (a), erinnert an die schlaue und staatskluge, eben so weiblich-schöne, als männlich-kräftige und feste dänische Königstochter Margarethe, welche als eilfjähriges Kind an Hakon, König von Norwegen, verheirathet, nach dem frühen Tode ihres Gemahls aber, sowie nach dem Tode ihres erst siebenzehnjährigen Sohnes Oluf (1387) „in Betracht ihrer vielfältigen, allgemein erprobten Verdienste, zur Frau, Fürstin und selbstregierenden Vormünderin des Reiches Dänemark", bald darauf aber auch in Norwegen durch den Reichsrath im Namen auch dieses Reiches zur Königin gewählt ward, um endlich nach Besiegung des Königs Albert von Schweden (in der Schlacht bei Falköping 1389) auch die dritte nordische Krone, wenn auch nicht auf ihr eigenes Haupt, doch auf das ihres Großneffen und Nachfolgers Erich, Herzogs von Pommern, zu setzen und darauf neben den beiden früher gewonnenen zu befestigen. „Es ist wahr, in Schweden trug man zuerst Bedenken; den Sparren, Brahen, Sturen fiel es ein, daß königliches Blut in ihren Adern fließe; aber was hätte sich der hochverdienten Frau, die in aller Selbstverläugnung blos für einen Dritten arbeitete, auf die Länge verweigern lassen?! Und so ward denn im Jahre 1396 dem

*) Arndt a. a. O. S. 336 ff.

Erich auf den dänischen Landesversammlungen mit dem Beisatze gehuldigt, daß er nach erlangter Mündigkeit an Margarethen's Stelle die Regierung führen solle; und ein Gleiches geschah darauf in Schweden nach altem Brauch am Morasteine *)." Sobald das erreicht war, beschloß Margarethe auch den Schritt, der noch übrig blieb, rasch zu thun, eine Machtvereinigung gesetzlich herzustellen und zu sichern, wie sie bis dahin noch nicht in jenem Reiche bestanden. „Der Gedanke, dieser Vereinigung sofort eine über das Leben des jungen Königs hinausreichende, beständige Dauer zu geben, ward durch die Entbietung der drei Reichsräthe nach Calmar in Schweden zum gemeinsamen großen Krönungsfeste Erich's anschaulich eingeleitet; einen Monat nach dieser Krönung aber, bei deren prachtvoller Feier 133 Ritter geschlagen wurden, am Namenstage der Königin (den 13. oder 20. Juli? 1397) trat, von nur siebenzehn Großen besiegelt, ohne alle Mitwirkung der Reichsversammlungen, die Acte jenes ewigen Vereines an's Licht, der unter dem Namen der Calmarer Union weltberühmt ist. Die Bestimmungen sind die einfachsten: „„Herr König Erich und Frau Königin Margaretha sind unter sich mit den Rathgebern und Männern der drei Reiche über folgende Punkte einig geworden: Fortan zu ewigen Tagen nur ein König über die drei Reiche, und nicht mehrere. Nach Erich's Tode keine einseitige Königswahl, sondern eine solche, die im Namen der drei Reiche besonders angenommen wird. Wenn Gott dem Könige oder seinen Nachfolgern einen oder mehrere Söhne giebt, dann soll einer von diesen Königssöhnen zum König gewählt werden, die andern Brüder sollen Lehen erhalten, die Töchter aber nach dem Herkommen jedes Landes versorgt werden. Wenn der König kinderlos stirbt, so sollen des (vereinigten) Reiches Rathgeber und Männer, wie sie es vor Gott verantworten können, den tüchtigsten Mann zum König wählen. Krieg und alle Anfechtung vom Auslande ist den drei Reichen gemein, und sollte eines angegriffen werden, so kommen ihm die beiden andern, wenn sie dazu angesagt sind, zu Hülfe, Beides zu Wasser und zu Lande, und soll die Einrede nicht gelten, daß man nur innerhalb der Grenzen seines Reiches zu dienen verbunden sei.

*) Dahlmann, Geschichte von Dänemark. II. S. 69.

Das angegriffene Reich versieht dann die, so ihm zu Hülfe kommen, mit Speise und Futter zur Nothdurft durch die Beamten des Reichs, aber für Sold und Kriegsschaden und Gefangenschaft sollen nicht die königlichen Beamten, noch das Volk einstehen, sondern allein der König. Jedes der drei Reiche bleibt bei seinem Gesetze und Recht. Wie keine Fehde zwischen den drei Reichen fürder Statt hat, so soll auch Jeder, der in einem Reiche friedlos ist, es in den beiden andern sein. Verträge mit auswärtigen Fürsten und Städten sind für alle drei Reiche verbindlich.'''' — ,,So lange Margaretha das Steuer führte, ließ sich Alles günstig an; allein bald ward die Union, wie eine mißlungene Ehe, zum Gegenstande des Widerwillens der Vereinten, und es war ein großes Mißgeschick, daß das Band erst im vierten Menschenalter (1524) unter entsetzlichen Gräueln endlich wieder zerriß *).'' Margaretha starb auf einer Reise nach Flensburg (1412), 60 Jahre alt, gepriesen in Dänemark, auch in Schweden wegen ihrer Klugheit gerühmt, aber übrigens mit allem dem Hasse beladen, den die Union in ihren Folgen erzeugte **). Daher darf es auch nicht Wunder nehmen, daß schon nach Erich's Tode die Schweden von der Grundbestimmung der Vereinigung abwichen und ihren eigenen König, Karl Knudson, wählten, worauf die Dänen den Grafen Christian von Oldenburg auf ihren Thron beriefen, den dieser auch als Christian I. im Jahre 1448 bestieg, als welcher er der Stammvater einer langen Reihe von Königen ward, welche bis zum Jahre 1814 über Dänemark und Norwegen — denn die Normänner schlossen sich der Wahl der Dänen an — und bis auf diesen Tag noch über das erstere dieser Reiche herrscht. Darum hat auch Christian's Bildniß einen Platz in unserm Bildersaale gefunden, obgleich wir ihn nur den thätigen, nicht aber den großen Fürsten beizählen können; doch lassen die Schriftsteller seiner Zeit einstimmig der Güte seines Herzens alle Gerechtigkeit widerfahren. Jedenfalls hat er die Krone durch ein äußerst mühevolles und sehr bewegtes Leben erkauft. Zu seinen Verdiensten gehört auch die Gründung der Universität Kopenhagen. Er starb 1481 in einem Alter von 55 Jahren.

*) Dahlmann a. a. O. S. 72.

**) Geijer, Geschichte von Schweden rc. Th. I. S. 199.

Eine bestimmtere Fürstengröße tritt uns im dritten Bildniß entgegen, ein würdiges Gegenstück zu dem Alfred's des Großen: Gustav I. Erichsson, gewöhnlich Gustav Wasa genannt, obgleich dieser Name, den Einige von dem Landgute Wasa in Upland, Andere, ohne Zweifel wahrscheinlicher, von dem Wappenbilde der Familie — ein Bündel oder eine Garbe — ableiten, weder von ihm, noch von seinen Vorfahren geführt worden ist*). Seine zum Theil abentheuerliche Geschichte ist allbekannt; daher begnügen wir uns, zu seinem Bilde nur seine kurze Charakteristik, wie sie uns der treffliche schwedische Geschichtschreiber Geijer**) nach bewährten Quellen geliefert hat, hinzuzufügen; das Vollständigere kann man freilich nur aus der Betrachtung der Geschichte seines thatenreichen Lebens gewinnen. „Gustav in seinen besten Jahren wird von Peter Brahe, seiner Schwester Sohn, so geschildert: Seine Größe war von einer mittelmäßigen Manneslänge, etwas über drei (?) Ellen. Er hatte einen runden Kopf, blondes Haar, schönen, großen, langen Bart, scharfe Augen, kleine gerade Nase, wohlgebildeten Mund, rothe Lippen, blühende Wangen, einen Leib, so wohlgestaltet, daß nicht ein Fleck sich an ihm fand, eine Nadelspitze darauf zu setzen, schöne Hände, starke Arme, vollen Körper, nette Beine und Füße; mit einem Worte, er war nach seinem Leibe so wohlgestaltet und ebenmäßig, wie einen solchen ein kunstreicher Maler auf's Beste hätte malen mögen. Männliche, starke, königliche Kleider trug er gern, und wie sie auch geschnitten waren, so standen sie ihm völlig wohl. Nach seinem Temperamente war er cholerisch-sanguinisch, fröhlich, leicht und lustig, war er gerade unbekümmert und ohne Zürnen, und niemals fanden sich da im Saale bei ihm so viele Leute ein, daß er nicht gewußt, sich Jedem anzufügen in Reden und Geplauder, wie dessen Stand es heischte. Er hielt ehrlichen und königlichen Hof sowohl von inländischen, als ausländischen Herren. Täglich Nachmittag war eine Stunde angesetzt, wo alle Herren auf den Tanzsaal kommen mußten. Dahin kam dann die Hofmeisterin mit den Frauen, und die Spielleute des Königs spielten ihnen auf. Jeden andern oder dritten Tag ritt der König auf die Jagd, sich die Zeit zu vertreiben. Jede Woche

*) Geijer a. a. O. II. S. 1.
**) a. a. O. II. S. 146 ff.

ließ der König freie Fechtschule halten, und hielt den jungen Adel an, wohl in dieser Kunst sich zu üben, wie in jeder andern ritterlichen Uebung, woran er selbst auch sein Vergnügen hatte. Und wer darin den andern übertraf, wurde mit einem ehrlichen Geschenke belohnt, waren es Goldringe oder Perlenschnüre, oder ein Vortanz mit einer Jungfer aus dem Frauenzimmer. Musik hatte der König große Lust zu hören, sowohl mit Menschenstimmen, als guten und lustigen Instrumenten, und war auch selbst ein Künstler sowohl im Singen, als im Spielen. Unter allen Instrumenten hielt er die Laute für das lieblichste, und es war kein Abend, wenn er einsam war, daß er sich nicht darauf geübt hätte. Obgleich er in gelehrten und anderen Sachen nicht gar sehr erfahren war, weil er frühe in der Jugend schon davon zum Hofdienste genommen wurde, so wußte er doch von Natur so scharfsinnig über allerlei künstliche Handwerke zu urtheilen, über Bilder und Malerei, Conterfei, Landschaften, Bauten, auch über die Eigenschaften der Thiere, der Vögel, Bäume, Wurzeln, daß er darin Manchen übertraf, der darauf studirt hatte. . . Er hatte ein überaus gutes Gedächtniß, was er einmal gehört, das vergaß er niemals; wo er einmal durchgekommen, brauchte er nicht mehr nach dem Wege zu fragen, und nicht blos die Namen der Dörfer wußte er, sondern auch der Bauern, wenn er da sich aufgehalten in seiner Jugend. Er hatte vor allen Andern viel Glück in seinen Tagen, nicht nur im Dobbel- und Würfelspiel, wenn man ihn dazu bekam, was jedoch nicht oft geschah, sondern auch mit Siegen und Gewinnen in Kriegssachen, mit Ackerbau und Viehzucht, im Schätzefinden in der Erde, in Bergwerken, in allen Arten Fischereien. Seine königlichen Schlösser wurden in Hülle und Fülle angefüllt. Endlich und vor Allem war er von Herzen gottesfürchtig und diente Gott gerne, sowohl am Morgen, als am Abend, und war züchtig in allem seinem Thun. In Summa: Gott hatte ihn begabt vor allen Andern mit großer Geschicklichkeit, hohem Verstande und manchen fürstlichen Tugenden, so daß er es wohl werth war, den königlichen Scepter und die Krone zu tragen; denn nicht allein, daß er verständig und geschickt, er war dazu noch mannhaft und tüchtig, im Urtheil scharfsinnig und gerecht, in allen Stücken barmherzig. — So wird sein Bild in der Blüthe seines Lebens

dargestellt. Mit den Jahren wird es ernster, und in einer ehrwürdigeren Gestalt, als seiner, ist das Alter selten gesehen worden. Wir haben daher nichts mehr beizufügen, wenn nicht dieses: daß er als unser Zeitgenosse mehr noch durch seine Tugenden, als durch seine Fehler Erstaunen erweckt haben würde; in Beiden gehört er aber einem andern Geschlechte an, und gelebt hat er für viele Geschlechter."

Noch größeres Interesse erweckt das nächste Königsbild in der Brust des Beschauers, namentlich des deutschen; denn Gustav II. Adolph gehört nicht nur Schweden, sondern der ganzen protestantisch-christlichen Welt an, die in ihm einen der kräftigsten Kämpfer für das Reich der Wahrheit und Geistesfreiheit anerkennt und verehrt. Darum thut's auch nicht Noth, hier etwa seine Geschichte wieder zu erzählen, wie er Tilly (1631 bei Leipzig) und Wallenstein besiegte, den Muth der protestantischen Fürsten wieder belebte, und den endlichen Sieg evangelischer Freiheit für Deutschland und den ganzen Norden von Europa mit seinem Tode bei Lützen (1632) besiegelte, — das Alles ist jedem Deutschen schon von Kindheit an bekannt. Daher mag's hier genügen, nur sein Gedächtniß zu feiern, und zwar mit den Worten seines neuesten und besten Biographen, des Schweden Fryxell *); denn wer könnte das mit größerer Pietät und Wärme, als der eigene Landsmann? Darum lassen wir ihn vor allen Andern gewähren und zu Gustav Adolph's Andenken sprechen: „Wenige Menschen haben der Weltgeschichte einen solchen Namen hinterlassen wie Gustav Adolph; einen Namen, der nicht nur das Andenken an alle Tugenden des Privatmannes zurückruft, sondern auch an die nicht immer damit vereinigten Eigenschaften des Genie's des Staatsmannes und des Helden. Schon seine eben so ungewöhnliche wie liebenswürdige Persönlichkeit mußte ihn jedem Herzen theuer machen; aber noch mehr ward er es durch die Weise, auf welche er diese Eigenschaften anwendete, durch die Handlung, welche zuletzt der Gegenstand seiner ganzen Lebensthätigkeit war: nämlich Europa's Rettung von geistlicher

*) Leben Gustaf II. Adolf's, Königs von Schweden. Aus dem Schwedischen des And. Fryxell nach der 2. Auflage übersetzt und mit Anmerkungen versehen von T. Homberg. Leipzig, 1842. 2 Bde. 8. Das hier mitgetheilte Stück ist der letzte Abschnitt des 2. Theils (S. 234 ff.) des trefflichen Buches, welches wir allen unsern Lesern hiermit angelegentlich empfehlen.

und weltlicher Sclaverei. Das herrliche Licht der gesetzlichen Ordnung, der Wissenschaft und Bildung, welches während dieser zwei letzten Jahrhunderte sich aus dem nördlichen über das übrige Europa ergoß, verdankt sein Entstehen dem Muthe und dem Schwerte Gustav Adolph's. Er war es, der in seiner eignen Brust den Beruf und die Kraft fühlte, als der Vertheidiger des Lichtes und der Freiheit aufzutreten; und er vollführte diese heilige Aufgabe und besiegelte sie mit seinem eignen Blute. Was die Helden und ausgezeichneten Geister dieser Länder Großes, Edles und Schönes ausgeführt, geschaffen und gedacht haben, das lag schon als Saamen in dem einzigen Heldengedanken, für den Sieg des Lichtes sich selbst und sein Volk zu wagen; und dieser Saamen hat sich nach seinem Tode zu ewigen Werken im Bereiche des Geistes und des Staates entwickelt, deren schönste Blumen zu einem Kranze für des Befreiers Andenken gewunden werden müssen; einem Kranze, den das ganze protestantische Europa mit dankbaren Thränen befeuchtet, am meisten aber das Volk, welches für würdig erachtet ward, in seinem Schooße diesen Helden aufzuziehen, mit ihm sein Blut in dem heiligen Kampfe aufzuopfern, und mit ihm in segensreichem Andenken auf die späteste Nachwelt überzugehen!''

,,Und gesegnet ward auch stets dieses Andenken, gesegnet von Fürsten und Volk, von seinen eignen und von fremden. Den Deutschen ist er eben so theuer, wenn nicht sogar noch theurer gewesen, wie die größten ihrer eignen Regenten *). Die Stelle in Weißenfels, welche beim Einbalsamiren von des Königs Blute befleckt ward, wird noch erhalten und wie ein Heiligthum gezeigt. Nürnberg, welches er seinen Augenstern nannte, welches er mit so großer Anstrengung gegen Wallenstein's drohendes Schwert vertheidigte, Nürnberg, welches wenigstens die Freude hatte, daß es einer seiner Einwohner, nehmlich der junge Leubelfingen, war, welcher, gleichsam ein mit der Dankbarkeit der Stadt Beauftragter, dem Könige bis in seine Todesstunde folgte, Nürnberg beschloß, seines Wohlthäters Bildsäule aufzustellen, welches

*) Das darf uns aber nicht hindern, auch die Gefahren zu erwägen, welche Deutschland bedrohet haben würden, wenn Gustav Adolph seine Siegesbahn weiter hätte verfolgen können, Gefahren, die so tief in seiner Eigenthümlichkeit begründet waren, daß viele deutsche Geschichtschreiber seinen Tod geradezu als ein Glück für die Freiheit des protestantischen Deutschlands angesehen wissen wollen. B.

indessen seitdem durch innere Veränderungen und äußern Zwang verhindert ward. — Ein (?) Reitknecht Gustav Adolph's wälzte auf dem Schlachtfelde von Lützen einen großen Stein auf die Stelle hin, wo des Königs Leiche gefunden worden. Der Stein ist seitdem auf dieser Stelle beibehalten worden, und hat den Namen Schwedenstein erhalten; um ihn herum hat man Bäume gepflanzt, und ein Jeder, der in diese Gegenden kommt, besucht ihn *)."

„Unter dem geringeren Volke Schwedens steht das Andenken Gustav Adolph's in einem minder strahlenden Lichte da, als das verschiedener anderer seiner Könige, z. B. Gustav Wasa's, der drei Karle, IX., XI. und XII. Seine Wirksamkeit und sein höchster Werth stand eigentlich über der Fassungskraft des gemeinen Mannes, dessen Gefühle und Urtheile hauptsächlich nach den unter ihm vermehrten Steuerlasten bestimmt wurden. Aber je tiefer der Blick in die Geschichte und die Staatsverhältnisse eindringt, desto mehr steigt die Verehrung für diesen König. Der Rath beschloß förmlich, ihm den Namen: der Große, beizulegen. Es ist nicht beachtet worden. Der Name: Gustav der Zweite Adolph besaß in und durch sich selbst eine Größe, die keiner andern Auszeichnung bedurfte. König Gustav III., immer für alle großen Erinnerungen des Vaterlandes begeistert, war es besonders für Gustav Adolph's Andenken. Er bestimmte, daß stets am Geburtstage dieses Königs die von Gustav III. gestiftete und so sehr geliebte schwedische Akademie ihre feierliche Zusammenkunft halten solle. Sein Bild ward auf dem Hauptmarkte Stockholms aufgerichtet, und das seit Karl's XI. Zeit zugemauerte Grabgewölbe wieder geöffnet, um die Sprößlinge des Holstein-Gottorpischen Hauses aufzunehmen. Gustav III. ließ zur Verzierung des Chores und zur Bewahrung von seines Vaters Staub einen kostbaren Sarkophag in Italien bestellen. Aber bald sah er ein, wie unpassend es sein würde, Adolph Fredrik die höchste Stelle in Gustav Adolph's Grabe einzuräumen. Er sah aber zugleich ein, wie unpassend es für ihn als Sohn sein würde, an dem zu Ehren seines Vaters einmal gefaßten Beschlusse etwas zu ändern; und die Beendigung der Sache ward kommenden Zeiten überlassen. Der Sarkophag blieb leer; aber der Chor ward aus-

*) Ueber diesem Schwedensteine ist 1837 ein architektonisches Denkmal aus gegossenem Eisen errichtet und feierlich eingeweiht worden. H.

schließend mit Erinnerungen an Gustav Adolph verziert, mit seinem Harnische, seinem Schwerte und den durch ihn eroberten Fahnen.'"

„Unsere Tage haben die Feier des großen, zweihundertjährigen Erinnerungsfestes gesehen. Der König, welcher Gustav Adolph's Zepter führt, so wie er früher gegen den Unterdrücker Europa's Gustav Adolph's siegreiches und befreiendes Schwert geschwungen, rief Schwedens Volk zur Begehung desselben auf. Alles, was das Vaterland Geistreiches, Prachtvolles und Großes besaß, ward herbei beschworen, um den festlichen Tag zu verherrlichen. Die Kirchen öffneten sich dem Feste der Danksagung für den „„starken Helden, der des Herrn Befehl ausführte, auf daß man die Stimme seines Wortes vernehme."" — Schwedens Unterrichtswesen, Gustav Adolph's Werk, feierte überall das Andenken an seinen Stifter, und zugleich an die Siege des Lichtes und der Bildung. Eben so und mit gleichem Rechte Schwedens Heere, Heerführer und Beamtenstand. In der Hauptstadt versammelten sich die Volksschaaren um die Riddarholmskirche und das Gustavianische Grab, und unter einem feierlichen Gottesdienste und in Gegenwart des königlichen Hauses, ward Gustav Adolph's Leiche zu dem ihr im Chore bestimmten Platze emporgehoben. Sein treuer Gehülfe und Freund ward nicht vergessen: im Säulengange des Schlosses ward Axel Oxenstierna's Bild aufgestellt, das heranwachsende Fürstengeschlecht Schwedens in den Blättern der Geschichte auf Gustav Adolph und seine Tugenden als Vorbild hinweisend." — Das herrlichste und würdigste Denkmal aber ist ihm erst jüngst (1842) von dem dankbaren Deutschland in dem „Gustav-Adolphs-Vereine zur Unterstützung bedrängter protestantischer Gemeinden" errichtet worden. Möge dieses alle Erz- und Steinbilder des großen Königs überdauern, von Gott geschützt, von Menschenherzen gefördert!!

Das folgende — fünfte — Brustbild unserer Randzeichnung erinnert uns abermals an eine allbekannte Größe in der schwedischen Geschichte; denn das Abentheuerliche zieht vor Allem die Aufmerksamkeit auf sich und weckt Interesse und Theilnahme, wo es sich auch zeigen möge. Das Abentheuerliche aber ist es vorzugsweise, was Karl XII. (geb. 1682, gest. 1718) zum Manne des Volkes nicht nur in Schweden, sondern fast in ganz Europa gemacht und eben so oft Veranlassung zu übertriebenem

Lobe, als zu ungerechtem Tadel des merkwürdigen Mannes gegeben hat, der sicherlich eine der seltensten Persönlichkeiten vieler Jahrhunderte war. Um nicht Bekanntes zu Bekanntem hinzuzufügen, beschränken wir uns auch bei ihm auf die Herstellung einer möglichst einfachen Charakterskizze, wobei wir freilich auch das Aeußere, als einen wesentlichen Theil seiner Eigenthümlichkeit, nicht ganz übergehen können. Karl XII. war im Ganzen ein wohlgewachsener Mann, schlank und breitschulterig, jedoch mehr klein, als groß. Sein Gang war fürstlich, seine Haltung, wenn er zu Pferde saß, die eines Herrschers. Mit der ungeschwächten Kraft des Mannes verband er schon in frühen Jahren eine so große Gewandtheit in ritterlichen Uebungen, daß er im Reiten einen Handschuh u. dgl. m. von der Erde aufheben konnte. Sein Angesicht, auf welchem die Blattern einige Spuren zurückgelassen, hatte unter dem vieljährigen Feldleben eine bräunliche Farbe angenommen. Ueber alle seine Mienen war eine sanfte Melancholie verbreitet, die jedoch das Feuer seiner funkelnden, dunkelblauen Augen nicht zu mildern vermochte. Zu Anfange des Krieges trug er eine Perücke; bald aber warf er diese lästige Zierde von sich, ließ sein Haar kurz schneiden und kämmte es aufwärts. Viele folgten diesem Beispiele, obgleich es damals das goldene Zeitalter der Perücke war, und man nannte ein nach Karl's Manier geschornes Haupt ein Königshaar, und später einen Schwedenkopf. . . Wie in Kleidern, so in Lebensweise war Karl höchst einfach: sein täglicher Anzug bestand in einem blauen, aufgehakten Rocke von feinem Tuche mit seidenem Futter, kleinen Aufschlägen und vergoldeten messingenen Knöpfen, Hosen und Weste von chamoisgelbem Tuche mit gleichen Knöpfen, einem Halstuche von Kreppflor, das er sich in den letzten Jahren täglich neu geben ließ, großen Stulpstiefeln mit eisernen Sporen, hirschledernen Handschuhen mit Stulpen von Elenshaut, die bis an das Armgelenke reichten, einer hirschledernen Degenkoppel ohne alle Verzierung, messingener Schnalle und dem großen Degen, der, wenn er sich schlafen legte, immer neben das Kopfende seines Bettes gestellt werden mußte; denn in dem Degen war ein Theil seiner Seele. Diesen seltsamen Anzug vollendete ein dreieckiger Hut ohne Tressen, den er unter den Arm zu nehmen pflegte, sobald er vom Pferde gestiegen war.

Putz und Zierrathen hatten in seinen Augen keinen Werth. Im Essen und Trinken konnte es keinen Mäßigern geben, als Karl. Seine ganze Mahlzeit pflegte eine halbe Stunde zu dauern, und was der Tisch darbot, war ihm recht. Während der Rüstungen in Lund kam er auf den Einfall, einen Versuch zu machen, wie lange er fasten könnte. Sechs Tage lang hielt er das Hungern aus, machte am siebenten einen Spazierritt von sechszehn Meilen und stärkte sich erst darauf mit einer starken Mahlzeit. Wein hatte er seit 1700 nur ein einziges Mal gekostet, um nicht erkannt zu werden. Sein liebstes und einziges Getränk war Wasser, das er sich in einem eisernen Becher reichen ließ. Die Mühen und Strapazen, welche Karl auszuhalten vermochte, grenzen an das Unglaubliche. Und doch, wie groß diese Anstrengungen auch gewesen sein mochten, bedurfte er nur einiger Stunden der Ruhe, um wieder völlig gestärkt zu erscheinen. In der Regel legte er sich um 9 Uhr schlafen und stand Morgens um 2 Uhr wieder auf. Nach Verlauf einer Stunde, die dem Bibellesen gewidmet war, wurden Diejenigen vorgelassen, welche etwas zu referiren oder zu rapportiren hatten, und darauf war er zu neuen Fatiguen bereit, ohne daß diese jemals eine sichtbare Wirkung auf seinen eisenfesten Körper zurückließen. Denn „der Körper — sagte Karl — ist an und für sich ein todtes Wesen, das allein durch die Thätigkeit der Seele lebt“; und wo wirkte jemals eine stärkere Seele auf den Körper, als bei ihm? Und zwar waren es keineswegs die einseitigen Eigenschaften eines großen Kriegshelden, welche ihn auszeichneten: auch die sanfteren Tugenden, welche, um freiwillig geübt zu werden, so oft des Schutzes der irdischen Gewalt und physischer Kraft bedürfen, vergeschwisterten sich innig mit jenen Eigenschaften und vollendeten so das Bild der Liebenswürdigkeit, welches noch immer die Gemüther an Karl's XII. Andenken fesselt. Der im blutigen Kampfe so sehr gefürchtete Karl war sonst überall der milde und gütige Fürst. Das heiße Wasablut, welches den Vater, in Folge einer verfehlten Erziehung, zu so mancher Uebereilung hingerissen, hatte der Sohn zu beherrschen gelernt: er war Herr über Leidenschaften, denen auch der Stärkste oft unterliegt. Er siegte über sich selbst und seine Feinde; daher bemerkte man auch in den siegreichen Jahren keine Veränderung

an ihm; kein Uebermuth that sich in seinen Handlungen kund, und er schien eben so wenig vom Glücke berauscht zu werden, als ihn sein nachmaliges Unglück zu entmuthigen vermochte, so daß es, nach den Aeußerungen eines Türken, ungewiß war, „ob dieser König größer im Glück oder im Unglück war." — Daß ein solcher Fürst und Feldherr von seiner Armee vergöttert wurde, kann nur natürlich erscheinen. Sorgte er doch mehr für seine Soldaten, als für sich selbst, war überall unter ihnen, wo es am schärfsten herging, ermunterte sie zur Ausdauer durch freundliches Zureden, und verweigerte sich selbst, was er ihnen nicht verschaffen konnte. Aber auch dem Volke — mit einziger Ausnahme der aristokratischen Partei, in deren Dienste die Winkelschreiber und Neuigkeitsfabrikanten standen, — war er, ungeachtet der großen Lasten, die dasselbe unter seiner Regierung zu tragen hatte, nicht minder theuer, als der Armee. Als den Hauptgrund dieser Liebe müssen wir, bei dem religiösen Sinne des Schwedenvolkes, Karl's ungeheuchelte Gottesfurcht ansehen. „Ungeachtet der Hindernisse, welche der Krieg oft der Ausübung religiöser Pflichten in den Weg legte, wohnte er doch immer dem sonntäglichen Gottesdienste und den öffentlichen Betstunden des Heeres, sowohl Abends als Morgens, bei, und zeigte sich auch von dieser Seite als ein nachahmungswerthes Beispiel. Die Bibel, von welcher er auf eigene Kosten eine neue, besonders hübsche Ausgabe besorgte, hatte er, nach seiner eigenhändigen Anmerkung, bis zum Jahre 1708 viermal durchgelesen. Später notirte er solche Dinge nicht mehr, weil er fürchtete, man möchte ihm dies als Heuchelei auslegen. Wenn er zum Abendmahle ging, was in der Regel zweimal jährlich geschah, war er allemal tief bewegt. So warm jedoch Karl ächter Religiosität ergeben war, so innig haßte er dagegen Aberglauben und Schwärmerei. Den Wunsch des Papstes, ihm die Gebeine der heiligen Brita gegen eine namhafte Summe abzulassen, wies er mit der Antwort zurück: er sei kein Kaufmann, und halte es überdies für gottlos, Andere in ihrem Aberglauben zu bestärken. Gegen den Pietismus, der sich damals in Schweden einzunisten anfing, ließ er mehrere strenge Verordnungen ergehen, obgleich er im Ganzen tolerant gegen andere Religionsmeinungen war."

Aber, fragt man billigerweise, bot denn Karl's Leben nur Veranlassung zu Lob und Bewunderung dar, und unterlag nicht auch er, wie jeder Sterbliche, menschlichen Schwachheiten? — und es wäre Unrecht, wollte man in einer geschichtlichen Darstellung diese Frage verneinend beantworten. An Karl's Leben haften alle die Fehler einer unvollständigen Erziehung und der Frühreife, aller Uebermuth und Eigensinn des Jünglings, der sich mit eigner Hand die Krone auf sein unerfahrenes Haupt setzte. Daher die Eifersucht auf seine Herrscherrechte, wie die Verirrungen seines Herzens und Verstandes, als welche wir die Verurtheilung und grausame Hinrichtung Patkull's und Paykull's bezeichnen müssen. Doch ist die Zahl der wirklich tadelnswerthen Handlungen in Karl's sittlichem Leben gering; wenn man nicht etwa sein ganzes Leben in seiner kurzen Dauer für eine verfehlte Richtung der hohen Kraft und ausgezeichneten Eigenschaften, die ihm zu Theil geworden, ansehen will, wozu des Grundes allerdings viel vorhanden ist. Was indessen Karl mehr als Alles rechtfertigen und das strenge Urtheil über ihn mildern muß, das ist, wie schon oben angedeutet ward, die Huldigung der Liebe, welche das schwedische Volk ihm so freiwillig darbrachte, als er noch lebte, die bei der Nachricht von seinem Tode in laute Klagen ausbrach, und seitdem sich während eines Jahrhunderts für ihn erhalten hat und seinem Andenken ewig folgen wird. Solche Gesinnung kann man unmöglich für eine fortwährende Verblendung halten. Karl hinterließ sein Reich in Armuth, blutend an den Wunden eines achtzehnjährigen Krieges, inmitten der Flammen eines fortgesetzten ungleichen Kampfes mit allen seinen Nachbarn; und gleichwohl wurde noch nie ein König so innig betrauert und vermißt, als eben er. Das Volk war — wie einst das deutsche beim Tode Friedrich's I. — kaum zu überzeugen, daß er nicht mehr lebte, und noch viele Jahre nachher fand dasselbe einen Trost in der Hoffnung, ihn wieder aufleben zu sehen. Sucht man einen Grund zu dieser Erscheinung, so liegt gewiß keiner näher, als der, daß in Karl's ganzem Wesen etwas Außerordentliches lag, das alle Herzen ansprach, und daß sein Volk in ihm das Ideal nordischer Kraft verwirklicht sah. Einer von Schwedens Dichtern sagt vom Nationalcharakter seiner Landsleute, daß auf dem Grunde des-

selben noch immer eine Wickingsader schlägt, und etwas Trotziges und Titanisches von Geschlecht zu Geschlecht sich durch das ganze Volk fortpflanzt. Und wo findet sich eine vollkommenere Persönlichkeit dieser Nationalität, wie sie der Dichter Tegnér eben so schön als wahr charakterisirt:

> „Trotz ist nord'sche Kraft, und fallen
> Gilt als Sieg ja nur uns Allen;
> Denn wenn man zuletzt auch fällt,
> Hat ja doch gekämpft der Held."

als eben bei Karl XII.? ..... Daher wird, so lange es noch ein scandinavisches Dreireich giebt, jeder Sprößling der alten Wickinger gerührt und mit Verehrung Karl's XII. Tugenden, seines Muthes und seiner Schlachten gedenken und, als ein Sinnbild seiner Persönlichkeit, sich seiner Bibel und seines Degens erinnern *).

Bald nach Karl's XII. Tode schwand der wesentlichste Theil des Glanzes von Obmacht und Einfluß, welchen Schweden seit länger als hundert Jahren geübt hatte, und was es durch den Frieden von Oliva (1660) von Polen erworben, und noch weit mehr verlor es im unglücklichen Frieden zu Nystädt (1721) an Rußland, dessen Stern erst seit Kurzem aufgegangen

*) Nach Lundblad, Geschichte Karl's XII., Königs v. Schweden ꝛc. Uebersetzt von Jenssen. Thl. II. S. 590 ff. Ganz anders lautet freilich das Urtheil vieler Anderen, namentlich v. Raumer's in s. Geschichte Europa's ꝛc. Bd. VII. S. 221 ff. Um nicht einseitig zu scheinen, und weil wir den allerdings etwas panegyristischen Styl Lundblad's nicht unbedingt vertreten wollen, führen wir nur Einiges aus v. R.'s Urtheil an: „Nachdem in späteren Zeiten (unter K.'s Nachfolgern) viele der gefaßten Hoffnungen getäuscht wurden, vergaß man der früheren Leiden, stempelte Karl, seines persönlichen Muthes halber, zum Helden, und pries ihn, weil er in der Bibel las, als vollkommenen Christen. Persönlicher Muth, welcher sich bei Tausenden von Soldaten findet, erhebt aber noch nicht zu einem königlichen Helden, Eigensinn ist wesentlich verschieden von ächter Kraft, und bloßes Bibellesen verträgt sich mit einem beschränkten Kopfe und einem kalten Herzen. Gewiß hat K. sehr viel zerstört, aber nichts erbaut. .... Könige, welche, wie K., einzelne Glanz verbreitende Eigenschaften besitzen, werden den kurzweg schlechten und nichtigen Königen natürlich vorangestellt; und doch wirken jene oft noch weit nachtheiliger, als diese, indem eben ihre gerühmten Eigenschaften in die verderblichsten Bahnen hineinführen, das Urtheil der Menge bestechen und selbst manche Geschichtsschreiber zu befangenem Lobe fortreißen. ... Die Dankbarkeit der Völker ist der Lohn guter Könige. So wie aber Vorurtheile und Irrthümer zuweilen unbegründeten Haß hervorrufen, so können ebenfalls tadelnswerthe Leidenschaften und Täuschungen eine irrige Liebe und Bewunderung veranlassen und die richtige Beurtheilung trüben ꝛc." — Was ist Wahrheit? Diese Frage wirft die Geschichte fast eben so häufig auf, als die Philosophie, und wer mag sie immer mit voller Sicherheit beantworten !?

war. Dazu Parteikämpfe aller Art im Innern, Wechsel der Regentenfamilien und Regierungsformen, unglückliche Kriege gegen Rußland und endlich zuletzt der Einfluß der französischen Revolution: das Alles mußte zusammenwirken, um endlich eine Katastrophe herbeizuführen, welche des Volkes politische Selbstständigkeit in die größte Gefahr brachte. Ein edler und kräftiger König, Gustav III., fiel, getroffen von der Kugel eines aristokratischen Meuchelmörders (1794), und sein schwacher Sohn, Gustav IV. Adolph, mußte 1809 dem Volkswillen weichen und den Thron Gustav Wasa's würdigeren Nachfolgern überlassen. An diesen Moment der glücklichen Wiedergeburt Schwedens soll das sechste und letzte Brustbild unserer Karte erinnern, weil Karl XIV. Johann es war, der, nach dem wunderbaren Rathschlusse des Höchsten, Frieden und Freiheit, Ehre und Wohlstand dem Lande bringen sollte, das ihn, den Bearner, den Landsmann Heinrich's IV., gerufen, adoptirt und auf den Thron der (seit 1814) vereinigten Königreiche von Schweden und Norwegen gehoben hatte (1818). Mit größerer Weisheit hat wohl selten ein Fürst seine höchst schwierige Aufgabe aufgefaßt und gelöst, wie er; das bezeugte sein ganzes Volk in lauter und aufrichtiger Anerkennung und Dankbarkeit an seiner Gruft, die sich erst im März 1844 über seinen irdischen Ueberresten geschlossen hat. Und auch der Tod hat seinen Segen dem Reiche nicht nehmen können; die Verwesung hat die alte Eiche Odins, unter deren Schutze zwei Reiche ruhen, nicht besiegt: „der Stamm lebt noch, und wird in seinen kräftigen Schößlingen zur Freude kommender Geschlechter von der Heldenart der Wurzel zeugen, aus der er entsprossen ist." Jedenfalls gehört Karl XIV. Johann zu den merkwürdigsten und größten Männern und politischen Charakteren aller Zeiten, und zwar nicht etwa nur wegen seiner äußeren Schicksale, nach welchen der Bürgersohn aus Pau (Johann Baptista Julius Bernadotte, geb. 1764) nach den tausendfachen Gefahren einer kriegerischen Laufbahn zwei Kronen auf seinem Haupte vereinigte; sondern weit mehr nach seinem innern, rein menschlichen Werthe, kraft dessen er die Kronen mit Ehren trug bis an die Gruft, zu welcher ihn die ebenso tiefe, als gerechte Trauer seines Volkes begleitete, da es wohl fühlte, es habe einen Vater, einen milden und gerechten

Fürsten in ihm verloren. Um ihn aber jetzt schon vollständig und gerecht zu würdigen, dazu steht er unserer Zeit noch viel zu nahe, und die Trauer um seinen Verlust ist noch zu tief und zu lebendig, wie sie gerecht ist. „Ein großes Leben kann nicht schon an dem frischen Grabe geschildert werden. Und dies gilt um so mehr in demselben Grade, in welchem die Größe wahr und wirklich ist. Unsterbliche Erinnerungen leben ihr eigenes Leben und wachsen und wirken hinein in die Nachwelt. Aeußere, vergängliche Größe möge der Lobredner im Angesichte der Gruft zu beleben und zu preisen versuchen, in die sie versenkt werden und versinken soll; am Grabe des Königs Karl Johann darf der Versuch nicht gewagt werden *).“ Die vereinigten Reiche Schweden und Norwegen aber mögen dem Höchsten, der die Schicksale der Völker lenkt, danken, daß Karl Johann's Tugenden in König Oskar I. (geb. am 4. Juli 1799) einen Erben gefunden haben, so daß in ihm ihr Glück eine neue, sichere Bürgschaft erlangt hat. Heil ihm!

Scandinavien's Ehrenmänner.

„Nord oder Süd! Wenn nur im warmen Busen
Ein Heiligthum der Wahrheit und der Musen,
Ein götterreicher Himmel glüht!
Nur Geistesarmuth kann des Winter morden;
Kraft fügt zu Kraft und Glanz zu Glanz der Norden;
Nord oder Süd! Wenn nur die Seele glüht!“
K. Lappe.

Es giebt keine höhere und reinere Freude für den Menschenfreund, als zu sehen, wie die Menschheit, d. h. das Unvergängliche und Göttliche im Ganzen wie in dem Einzelnen alles wahren Menschenlebens, sich ihre höhere Würde und Freiheit der Entwickelung zu bewahren weis, allen klimatischen Einflüssen und aller örtlichen Abgeschiedenheit zum Trotze. Der Menschengeist hat seine eigne Wärme, sein eignes Licht und ist auch in der Wüste nicht einsam, so lange er denken und fühlen kann. Daß

*) Karl XIV. Johann, König von Schweden und Norwegen. Geschildert von E. G. Geijer. Aus dem Schwedischen übersetzt von Dieterich. (1844). S. 1.

er das aber lerne, d. h. dazu sich immer mehr entwickele, ist des Menschen Bestimmung überall, wo er sich auch finde, sei's im gluthërfüllten Afrika, oder in den feuchten Ebenen Nord- und Südamerika's. Welch' eine Zukunft lassen solche Voraussetzungen erwarten? Was wird die Literatur der Menschheit im nächsten Jahrtausend sein? — Doch zurück aus dem Reiche der Träume in das der Wirklichkeit!

In Scandinavien, der Heimath eines altgermanischen, patriarchalischen Heldenstammes, bewahrten Skalden uralte religiös-sinnbildliche Weltansichten und Göttliches und Menschliches wundersam vereinende epische Volkssagen, die Quelle der Edda, und feierten in Gesängen, aus welchen Vieles in die mythische Nationalgeschichte übergegangen ist, die Großthaten und Abentheuer kraftvoller Stammführer. Als nach Einführung des Christenthums im neunten und zehnten Jahrhunderte der Glaubenseifer kirchlicher Beamten und Machtwillkühr weltlicher Herrscher in Norwegen die sichere Fortdauer und Gültigkeit alter Volkseigenthümlichkeit der Sitten, Sagen und Ueberlieferungen gefährdeten, wurde der sittlich-geistige Nationalschatz nach Island gerettet und geborgen *). So schützte hier starres, ewiges Eis die Blüthen des Geistes, welche in den ersten Frühlingstagen der Geschichte im hohen Norden sich entwickelt hatten, vor schnellem Untergange, ihnen wenigstens Farbe und Form bewahrend, daß sie Zeugniß geben vom längstvergangenen Leben der Länder und Völker des scandinavischen Nordens; gerade so, wie die eisigen Küsten des Polarmeeres in Asien die massigen Ueberreste des riesigen Mammuths tausende von Jahren frisch erhalten mußten, bis der Menschengeist mit seinen Forschungen hin zu ihnen drang, und sie auferstehen hieß vor dem Zauberworte der Wissenschaft, zu einem gewaltigen Zeugnisse von der uranfänglichen, gewaltigen Schöpferkraft. — Island aber wurde und blieb lange Sitz und Pflegeanstalt der scandinavischen Nationalliteratur, die schon in ihren Uranfängen die deutschen Elemente nicht verleugnen kann. Und so sehr sich auch, besonders in der neuern Zeit, das Nationalgefühl dagegen wehren mag, bleibt es doch unverkennbar, daß ein geistiges Leben in Scandinavien überhaupt nicht ohne ein inniges Verhältniß zu

*) Wachler a. a. O. II. S. 241.

Deutschland gedeihen kann; das zeigt namentlich die Geschichte seiner neuesten Literatur *). Ja, „die Scandinaven können die Deutschen nicht entbehren, sie müssen mit deutscher Kunst und Sitte und Wissenschaft, mit Allem, was der Deutsche denkt, schafft und erfindet, nothwendig in engster Verbindung bleiben, und dieser Verband hat sich seit dem letzten halben Jahrhundert wieder so eng gezogen, ja noch enger und fester, als er im vierzehnten und funfzehnten Jahrhundert durch die Verbindung und Herrschaft der großen deutschen Hansa war, und als Doctor Martin Luther ihn geknüpft hatte. Dieser Name ist hier ein großes, gewaltiges Wort! Doctor Martin hat die Brücke gebaut, wodurch die germanischen Stämme zu einander den Uebergang, und zwar einen bleibenden, schönen, unzerstörbaren Uebergang und Vermittelung haben, eine geistige Brücke, unzerstörbarer und stärker, als jede leibliche und zufällige Verbindung, welche Verkehr, Schifffahrt, Eroberung und Niederlassung macht. Ja, er hat die unsichtbare, geistige Brücke zwischen ihnen gebaut, die hoffentlich nimmer niedergerissen werden kann. Ohne die Reformation und ohne Martin Luther würde Scandinavien und auch England in ihrer insularischen Absonderung und besondern Richtung und Bildung immer weiter von uns weg ihren einsamen Weg gegangen sein; Luther hat sie des lebendigsten Gefühles von dem uralten Zusammenhange mit dem größeren Deutschland wieder voll erinnert, und dieser Zusammenhang, dieses große, geistigste, festeste Band ist seit dem Jahre **1530** zwischen dem Norden und Deutschland nicht mehr durchgerissen. Der Mittelpunkt der alten Kirche lag diesem Norden am fernsten; es konnte in so weite Ferne hinaus nicht so lebendig und kräftig gewirkt werden, als in den Ländern romanischer Zunge. Es lag auch wohl von jeher ein gewisser Protestantismus lange vor Doctor Martin in dem kühlern, ernstern und freiern Sinne der nordischen Menschen; denn schon das Gesetz über die Ehelosigkeit der Priester hat sich bei den Friesen und Norwegern fast nimmer durchsetzen lassen. Nun kam Luther, und sein Blitz schlug in die nordischen Herzen ein, und es schlang sich um Norddeutschland und alle Ostseelande (um das große, weite

*) Mendelssohn a. a. O. S. 496.

Suevien der Römer), die deutschen Colonien zwischen Weichsel und Newa mit eingerechnet, ein gewaltiges geistiges und geistliches Band der Gemeinsamkeit. . . . Dänemark, Schweden, Norwegen, Preußen, Kurland, Liefland, Esthland, Finnland sind dadurch mehr, als irgend durch andere Bande hätte geschehen können, zu Deutschland hingezogen. Es hat sich seit drei Jahrhunderten zwischen diesen Landen und Deutschland eine wissenschaftliche, innerliche Gemeinschaft gebildet; es können diese abgerissenen und abgeschiedenen insularischen Lutherlande der deutschen Theologie und Philosophie einmal durchaus nicht mehr entbehren, und durch dieses unmittelbarste Geistes= und Herzensbedürfniß werden sie auch immer in all' unser Leben und Treiben, in unsere Literatur und Sprache hineingezogen; so daß das Deutsche in Kopenhagen, Stockholm, Christiania und Petersburg neben der Muttersprache die Hauptrolle spielt. Dies aber haben wir Deutsche, nebst anderen hohen Gütern, dem großen Wittenberger Doctor zu danken, daß zwischen uns und jenen nordischen Halbbrüdern und Brüdern eine innerliche, geistige Freundschaft und Brüderschaft besteht *)." Zeugniß, vollgültiges, mögen dafür die Namen der Männer geben, die Nordlands Ehre in unserm Bilde vertreten sollen, sei's in dem Cabinete, oder auf dem Schlachtfelde, in den stillen Räumen der Wissenschaft, oder in den heiteren Tempeln der Kunst.

An der Spitze steht auf unserer Ehrentafel der Name eines Mannes von seltener, überlegener Geistes= und Charakterkraft, der in Deutschland nicht minder dankbar gerühmt wird, als in seinem Vaterlande Schweden: Axel Oxenstierna. „Er war zu Fanö in Upland im Jahre 1583 geboren, ging 1593 nach Deutschland, studirte in Rostock und Wittenberg fünf Jahre lang die Rechte, Staatskunde und Gottesgelahrtheit, vertheidigte in Wittenberg vier theologische Abhandlungen vom Katheder, ward 1609 Reichsrath und beim Antritt der Regierung Gustav Adolph's Reichskanzler. In ihm vereinigten sich umfassende Anlagen, gründliche Kenntnisse, durchdringende Klugheit, Mäßigung und Gewandtheit des Benehmens, unerschütterliche Festigkeit und unbefleckte Reinheit des Charakters, unermüdliche Thätigkeit und

*) Arndt a. a. O. S. 344.

ein großartiger Sinn, der Alles, vom Kleinsten bis zum Wichtigsten, in edler Ruhe übersah, angemessen würdigte und mit Sicherheit lenkte und beherrschte. Die Regeln, welche er später seinem Sohne gab, befolgte er selbst: „„Verfahre — schreibt er ihm — so vorsichtig als möglich, tritt den Wünschen Anderer nicht in den Weg, oder, wo es sein muß, entschuldige und rechtfertige es höflichst. Gieb Acht, was und in welchem Sinne etwas geschieht; rede wenig und ereifere dich nie über Kleinigkeiten. Nur auf diesem Wege habe ich viele Feinde besänftigt, ja versöhnt; wäre ich nicht so verfahren, würde mir kaum irgend ein Freund geblieben sein *).““ Nach dem Tode Gustav Adolph's war er es vorzüglich, der Schweden und mit ihm die Sache des Protestantismus rettete, mit Hülfe der tapferen Degen, die ihres Königs und Feldherrn Verlust zu rächen trachteten.

Einer der edelsten derselben war Torstenson (Lennart T., Graf zu Ortala, geb. 1603 zu Forstena, gest. 1651 in Stockholm), der es wagte und glücklich durchführte, das zuchtlose schwedische Heer wieder an Ordnung und Zucht zu gewöhnen und ihm ein neues Leben einzuhauchen. An der Spitze dieses neugeschaffenen Heeres gab er dem Kriege einen mildern Charakter, fesselte den Sieg wieder an die schwedischen Fahnen und brachte namentlich der kaiserlichen Armee bei Breitenfeld ohnweit Leipzig (23. Octbr. 1642) eine solche Niederlage bei, daß sie sich von ihrem erlittenen Verluste nie wieder erholen konnte. Als aber Dänemarks Gesinnungen gegen Schweden verdächtig wurden, besetzte T. (im December 1643), nach einem ungemein raschen Zuge durch Deutschland, die Herzogthümer Holstein und Schleswig und im Januar 1644 auch Jütland und erzwang dadurch den bremsebroer Frieden (im August 1645). Eben so schnell und siegreich nach Böhmen zurückgekehrt, unterlag er endlich der Kränklichkeit seines Körpers, nicht nur den Ruhm eines großen und glücklichen Feldherrn, sondern auch den eines feinen Kenners und großmüthigen Beförderers der Wissenschaften und Künste hinterlassend; darum haben wir ihn auch vor allen den Uebrigen aus Gustav Adolph's Kriegsschule genannt.

In ganz andere Zeiten und Verhältnisse versetzen uns die

*) v. Raumer a. a. O. III. S. 550.

Erinnerungen, die sich an den Namen Bernstorf knüpfen. Es sind aber ganz besonders zwei Männer dieses Namens, denen noch jetzt Dänemark ein ehrendes und dankbares Andenken bewahrt: Johann Hartwig Ernst, Graf von B. (geb. zu Hannover 1712, gestorben in Hamburg 1772) und Andreas Peter, Graf von B. (geb. zu Gartow im Braunschweig-Lüneburgischen 1735, gest. in Kopenhagen 1797), von denen der erstere als einer der ausgezeichnetsten, besonnensten, ruhigsten und edelsten Staatsmänner und als der treueste Minister Friedrich's V. zu rühmen ist, dessen für Dänemark so wohlthätige Pläne sein Vetter Andreas Peter in folgerechter Weise ausführte, Künste und Wissenschaften, Handel und Ackerbau, Schifffahrt und Gewerbe förderte, der Freund Klopstock's und aller Tüchtigen. Durch sie ist der Name Bernstorf geadelt für alle Zeiten, und jeder Einzelne von ihnen wiegt sechszehn Ahnen auf.

Unter den Männern der Wissenschaft, welche den Norden verherrlichen, nimmt der Zeitfolge nach den ersten Platz ein: Tycho de Brahe (geb. in Knudstrup bei Lund 1546, gest. auf dem Schlosse Benach bei Prag 1601), der Herschel seiner Zeit; denn sein größtes Verdienst als Astronom beruht nicht etwa in seinem neuen Weltsysteme, in welchem er das alte ptolemäische mit dem copernicanischen zu vereinigen suchte, sondern vielmehr in seinen fleißigen astronomischen Berechnungen, Beobachtungen und Entdeckungen mit vielfach verbesserten Werkzeugen, wozu ihm Dänemarks König, Friedrich II., auf die liberalste Weise Gelegenheit und Mittel gab, bis auch er nach dem Tode seines Beschützers dem Neide weichen mußte und in Böhmen ein zweites Vaterland und sein Grab fand.

Fragt man uns, wie Samuel Pufendorf unter die scandinavischen Philosophen und Gelehrten komme, da er doch in Sachsen (in Flöha im Erzgebirge 1632) geboren und in Berlin (1694) gestorben? — so antworten wir: weil er geistig in Schweden geworden ist, was ihn unsterblich macht, der Schöpfer eines neuen praktischen Naturrechts, welches er auf den Grundsatz der Geselligkeit (Socialität) erbauete, ein würdiger Nachfolger des großen Hugo Grotius, mit dessen Schriften er sich während seiner achtmonatlichen Verhaftung in Kopenhagen, als Hauslehrer des dortigen schwedischen Gesandten, zuerst bekannt machte. Jeden-

falls kann Deutschland, wie Schweden, auf ihn stolz sein. — Dagegen gehört der nächst ihm folgende Emanuel Swedenborg (geb. zu Stockholm 1688, gest. in London 1772) ganz dem scandinavischen Norden an, zu dessen wunderbaren Eigenthümlichkeiten es gerechnet werden muß, daß sich neben der größten Ruhe und Klarheit des geistigen Lebens eine ganz entschiedene Richtung zu religiöser Schwärmerei ausbildet, die sogar zuweilen in eine Art von Epidemie ausartet. Es sind darin Gegensätze gegeben, ähnlich denen der langen Tage und Nächte, der hellen Sommer- und der nebelichen Herbsttage, welche das Naturleben des Nordens charakterisiren. Sw. vereinte beide Gegensätze in sich: er war ein gründlicher, vielseitig gebildeter Gelehrter, ein scharf denkender Philosoph, ein klarer Forscher auf dem Gebiete der Mathematik und der Naturwissenschaften, ein durchaus praktischer Mensch, wo es galt, die Wissenschaft auf das Leben anzuwenden; auf der andern Seite aber war er ein glühender, ruheloser Phantast, ein träumerischer Mystiker und Schwärmer, ein tiefsinniger, der Erde entrückter Theosoph, welcher die Geheimnisse des himmlischen Lebens erschaut zu haben sich selbst fest einbildete und sie Anderen in begeisterter, apokalyptischer Sprache geschildert hat: kurz, ein Mann der seltensten Art, in welchem Tiefsinn und Scharfsinn, Wissen und Können, Glaube und Liebe, Auffassungs- und Darstellungsgabe in gleicher Vollkommenheit sich kund gaben, so daß es nicht befremden kann, daß seine vermeintliche Offenbarung selbst bis jetzt noch offene Ohren und nicht nur in seinem Vaterlande, sondern auch in Deutschland, England, Frankreich, Rußland und Nordamerika zahlreiche, für ihn und sein „neues Jerusalem" schwärmerisch begeisterte Jünger gefunden hat *).

In ganz anderen Regionen bewegte sich der immer heitere, rastlos forschende, unermüdlich ordnende Karl von Linné (geb. 1707 zu Rashult in Smaland, gest. 1778 zu Upsala), der Schöpfer der ersten vollständigen Systematik der Naturgeschichte, der tiefe Forscher und genaue Beobachter aller Lebenserscheinungen, der Riese, auf dessen Schultern die ganze heutige

*) Eine recht gute, für die erste Bekanntschaft mit diesem interessanten Manne hinreichende Notiz über ihn findet sich im Brockhaus'schen Conversationslexikon. 8. Orig.-Aufl. Thl. X. S. 806 ff.

Naturgeschichte als Wissenschaft steht, und dabei ein liebenswürdiger, kindlich reiner, frommer Mensch. „Denn nie verlor der eifrige Naturforscher die erste große Ursache aus den Augen, sondern blickte immer zu dem Gott der Natur auf, als dem Geber aller Gaben. Ueber der Thüre seines Zimmers stand: innocue vivito — Numen adest, d. h. wandle vor Gott und sei fromm!" Die wichtigsten seiner Werke beginnen und endigen mit irgend einem Verse aus der heiligen Schrift über die Macht und Größe Gottes, und seine Beschreibungen sind immer mit Ausdrücken der Bewunderung und Dankbarkeit gegen das höchste Wesen durchflochten. — Sein Gedächtniß war sehr umfänglich und blieb bis zum sechzigsten Jahre fast ungeschwächt; aber seine merkwürdigste Eigenschaft war die Fähigkeit, in seinen Betrachtungen und Beschreibungen immer die wesentlichen Unterscheidungsmerkmale zu treffen, das Wichtige vom Unwichtigen zu scheiden und Alles mit der Bestimmtheit und Klarheit zu charakterisiren, welche seine Schriften so eigenthümlich auszeichnen. — Seine Ordnungsliebe zeigte sich auch in seinem Häuslichen: im Winter schlief er oft von 9 bis 6, und im Sommer von 10 bis 3 Uhr, trieb aber seine Anstrengungen nie über den Augenblick, in welchem er Ermattung fühlte; jede Thatsache, von der er Kenntniß erhielt, schrieb er sogleich an der gehörigen Stelle auf. Er lebte sehr frugal und überließ sich selbst in seinen glücklichsten Umständen nie der Uebertreibung oder der Prachtliebe; er sparte, theilte aber reichlich Wohlthaten aus. Oft stand er seinen Schülern bei, wenn sie in Noth waren, und unterstützte sie auf ihren Reisen stets gern mit Geld und Rath. Als Lehrer besaß er die Fähigkeit, seine Zuhörer zu fesseln und sich leicht verständlich zu machen, und seine Schüler sahen in ihm mehr einen geliebten Berather, als einen ernsten und strengen Professor *)."

Wie Linné der Schöpfer der naturgeschichtlichen Systematik, so wird Karl Wilhelm Scheele (geb. in Stralsund 1742, gest. zu Köping 1786) mit seinem Landsmann und Strebegenossen Tobern Bergmann (geb. in Westgothland 1735, gest. 1784) als Mitbegründer der Chemie als Wissenschaft genannt, obgleich beide ein früher Tod — eine Folge ihrer rast-

*) Naturgeschichtl. Cabinet des Thierreiches. Von Sir William Jardine. Deutsch bearbeitet. Pesth, Hartleben. Bd. V. S. 31.

losen Thätigkeit — hinderte, das Ziel, welches sie anstrebten, zu erreichen. Unbestreitbar gehören beide — denn man kann sie getrennt kaum denken — zu den Männern ihres Faches, deren Ruhm unabhängig von jedem Wechsel der Theorie ist, und welche für immer eine ausgezeichnete Stelle unter den bedeutendsten Koryphäen der Chemie gesichert bleibt. Namentlich verdient Scheele die höchste Bewunderung, daß er unter wirklich dürftigen äußeren Verhältnissen — von 600 Thalern, die er jährlich als Provisor einer kleinen Apotheke gewann, bestimmte er 100 für seine persönlichen Bedürfnisse und das Uebrige für die Chemie!!! — so Großes leistete und die schwierigsten Probleme durch die einfachsten Mittel lösete. Denn man darf sich nicht vorstellen, daß Sch., der Entdecker des Stickstoffes, des Sauerstoffes, des Chlors, der Flußsäure (Fluor) und besonders einer Menge organischer Säuren, sowie auch der Zusammensetzung der Luft, mit den Geräthschaften gearbeitet habe, die wir jetzt besitzen, noch selbst mit denen, welche sich in den Händen der Chemiker seiner Zeit befanden. „Einige Kolben, Schmelztiegel und Flaschen, einige Biergläser und Blasen, denen man die nöthigsten Präparate hinzufügen muß, machten sein ganzes Laboratorium aus. Er hatte keine Glocken, Trinkgläser versahen ihre Stelle. War er genöthigt, Gasarten aufzusammeln, so befestigte er eine Blase an dem Halse der Phiole, an die Mündung des Kolbens, in denen sie sich entwickelten. War die Blase gefüllt, so verschloß er ihre Oeffnung mit einem Faden.... Seine Geschicklichkeit ersetzte Alles, und ohne einen andern Apparat, als den so eben angeführten, wußte er die feinsten Versuche zu machen, die verborgensten Stoffe zu isoliren, die unerwartetsten Verbindungen zu erzeugen und sich zu den wichtigsten Entdeckungen zu erheben. Die Natur schien ihn über das Mißgeschick trösten zu wollen, welches er in seinen äußeren Verhältnissen so oft erfahren mußte; sie gefiel sich gleichsam darin, ihm ihre tiefsten Geheimnisse zu entschleiern. Er berührte keinen Körper, ohne eine Entdeckung zu machen" *).

*) Die Philosophie der Chemie. Vorlesungen rc. von J. Dumas rc. Deutsch von Dr. Rammelsberg. (Berlin, 1839). S. 82 ff. Der geistreiche, lebhafte Franzos stellt hier ein gar ansprechendes, fast rührendes Bild des großen, bescheidenen Nordländers auf, dem wir diese einzelnen Züge entnommen haben.

Der Zweig der Wissenschaft aber, den der anspruchlose Scheele und seine Freunde und Schüler gepflanzt, erwuchs gar bald zum herrlichen Baume, dessen Früchte jetzt die Menschen erfreuen und in dessen Schatten die großartige Industrie, welche den Stolz unsers Zeitalters ausmacht, sich hauptsächlich entwickelt hat und zwar wieder zunächst und zumeist unter der Pflege und durch das Verdienst eines andern großen Nordländers, des weltberühmten Jacob Berzelius (geboren 1772 zu Westerlösa in Ostgothland, gest. 1850 in Stockholm). Ihn vollständig zu würdigen, dazu fehlt in unserm engen Rahmen der Raum; denn seine Verdienste in der Chemie sind so zahlreich, daß es schwer ist, sie in einem kurzen Ueberblicke zusammenzufassen. Es giebt keine einzelne Lehre in dieser Wissenschaft, zu deren Ausbildung er nicht beigetragen, es giebt keinen einfachen Körper, für dessen Verbindungen nicht besonders durch B. bessere Erkenntniß erlangt worden ist. Unbestritten ist er daher unter den neueren Chemikern mit Liebig in München die größte Autorität und die ganze jetzige Gestaltung der Chemie als selbstständige Wissenschaft beruht zum großen Theil auf seinen Entdeckungen und Ansichten. Er ist der Schöpfer des electro-chemischen Systems; er hat die Atomgewichte der einfachsten Körper zuerst untersucht und genau angegeben, und das Selen, Thorium und Cerium — sämmtlich einfache Körper — entdeckt. Das Calcium, Baryum, Strontium, Tantal, Silicium und Zirconium hat er zuerst in metallischem Zustande dargestellt. Ganze Klassen von Verbindungen, wie z. B. die der Flußsäure, der Platinerzmetalle, des Tantals, Vanadins, Tellurs, die Schwefelsalze und mehrere andere hat er entdeckt, oder zuerst genauer untersucht. Die Mineralien, welche vorher nach äußeren Eigenschaften eingetheilt waren, hat er nach ihrer chemischen Zusammensetzung classificirt. Nicht weniger hat er sich durch seine Untersuchungen in der organischen Chemie ausgezeichnet. In der chemischen Analyse hat er sich ganz besondere Verdienste erworben, und die neue Nomenclatur und Classification der chemischen Verbindungen, welche er angenommen hat, verschafft sich immer allgemeinern Eingang. Mit einem Worte, es giebt keinen Zweig der Chemie, den er nicht bearbeitet und der ihm nicht einen Theil seiner Fortschritte zu danken hätte. Chemiker aus Dänemark, Rußland, Deutschland, Eng-

land, Frankreich und der Schweiz haben seinen Unterricht gesucht; wir nennen von ihnen nur die ausgezeichnetsten Deutschen, welche in seinem Laboratorium gearbeitet haben: Gmelin, Magnus, Mitscherlich, Osann, die beiden Rose und Wöhler. — Wenn aber in der neuesten Zeit einzelne seiner noch vor Kurzem für unumstößlich angesehenen Behauptungen und Lehren angefochten und erschüttert, ja, zum Theil selbst schon wieder beseitigt worden sind, so trägt nicht B. die Schuld, sondern die Wissenschaft selbst, zu deren rascheren Fortschreiten er selbst so wesentlich mitgewirkt. Immer vorwärts! das ist die Losung in der Wissenschaft; ob eine persönliche Autorität dabei fällt oder steigt, ist ihr gleichgültig!

Wie Berzelius am schwedischen, so glänzt Oerstedt (Hans Christian O., geb. 1777 in Rudkjöbing auf der dänischen Insel Langeland, gest. 1850 als Director der polytechnischen Schule zu Kopenhagen) an Dänemarks Ehrenhimmel als ein Stern erster Größe. Sein größtes Verdienst ist die Entdeckung oder Feststellung der sicheren Thatsachen des s. g. Electromagnetismus. Nachdem nämlich schon früher Romagnosi erkannt hatte, daß der Galvanismus eine Magnetnadel abweichen mache, seine Beobachtung aber in dieser ihrer Undestimmtheit weder ihn selbst, noch andere Physiker zu weiteren Versuchen veranlaßt hatte; machte zuerst Oerstedt im Jahre 1820 eine Abhandlung bekannt, welche die Veranlassung zu denjenigen Betrachtungen über die durch Electricität hervorgerufenen Erscheinungen wurde, welche jetzt als einer der interessantesten und am lebendigsten von den größten Physikern neuerer Zeit bearbeiteten Theile der Physik unter dem Namen Electromagnetismus zusammengefaßt werden. Die erste Anregung zu diesen so folgereichen Untersuchungen entnahm O. aus der Bemerkung, daß ein feiner Platindraht, welcher die beiden Pole einer voltaischen (galvanischen) Säule verband und über eine Magnetnadel hinging, diese zu eigenthümlichen Schwankungen veranlaßte. Er untersuchte nun genauer den Einfluß, den ein solcher Draht, durch den irgend ein electrischer Strom fortgeleitet wurde, auf die Magnetnadel ausübte. Ihm aber schlossen sich bald die größten Physiker in Deutschland, Frankreich, Italien und England an, von denen wir namentlich Ampére, Schweigger und dal Negro nennen, und

machten die neue Entdeckung durch die Menge und Wichtigkeit der daraus abgeleiteten Resultate gar bald zum Mittelpunkt der neuern physikalischen Wissenschaft *).

Der letzte Name aus dem Gebiete der eigentlichen Gelehrsamkeit, welchen unsere Tafel nennt, ist unseren Lesern schon bekannt geworden; denn mehr als einmal nannten wir schon Erik Gustav Geijer (geb. 1783 in der schwedischen Provinz Wärmeland, gest. 1847 als Professor der Geschichte zu Upsala), den begeisterten Lehrer und trefflichen Schreiber der Geschichte seines Vaterlandes, dessen treuester Sohn er war. Eine seltene Tiefe und Vielseitigkeit wahrer Bildung zeichnet diesen Mann vor vielen Anderen aus; denn der ernste Forscher und tiefe Denker war auch heimisch auf dem Gebiete der heitern Kunst, theils als genialer Tonsetzer, theils als gemüthlicher Dichter. Und so mag er uns auch den Eingang öffnen in den nordischen

Skalden-Saal,

um dort wenigstens einige Bilder aus der Menge der scandinavischen Sänger kennen zu lernen. An ihrer Spitze steht der Isländer Snorre Sturleson (geb. 1178, ward erschlagen 1241), welcher, selbst Held und Skalde zugleich, die Geschichte von Nordlands Männern und Geschlechtern, die in Liedern und Stammtafeln und mündlichen und schriftlichen Erzählungen vorlag, zur Landesgeschichte umschuf. „Zwar darf man den Reichthum von alten Götter- und Heldenliedern, die der Name der Edda — Snorre's Sammelwerk — zusammenfaßt, durchaus nur als eine dem ganzen Scandinavien angehörige Hinterlassenschaft ansehen, und das Mutterland trug gewiß größere Dichter, als die spät bevölkerte, einsame, thatenlose Tochterinsel Island; denn die Urkraft der Poesie sproßt aus der That, und die Skalden, welche Erik Blutaxts und Hakons des Guten Eingang zu Odin und allen Asen sangen, glänzten selbst als norwegische Kämpfer in den Schlachten und gingen den einfachen Weg der Kunst; .... aber die schreibfleißige Hand des Isländers allein hat uns die uralten Gesänge aus der Zeit der Väter erhalten, nicht übersetzt und umkleidet, sondern in der Muttersprache und

*) Nach Marbach's popul. phys. Wörterb. Bd. II. S. 159 ff.

in Fülle. Dazu hat er die Geschichte seiner Insel, theils übersichtlich, theils in ausführlichen Niederlassungs- und Familiengeschichten gegeben, und endlich die norwegische Geschichte beschrieben in zahlreichen Sögur (Erzählungen) von verschiedenen Verfassern, die dann Snorre Sturleson, an der Grenze des Unterganges der Selbstständigkeit stehend, zu einem großen Gesammtwerke benutzte. . . . Wer Sagen wußte, ein sogenannter Sagenmann, wahrhafte, mitunter auch mährchenhafte gut erzählen und allenfalls mit Liedern begleiten konnte, war auf jener Insel überall willkommen, als Gastfreund, beim Gelage, auf dem Allting (Gerichtstage), überall wollte man von ihm ergötzt sein, von ihm für's Weitererzählen lernen. . . . Saga und Lied (und wer wußte nicht eins, oder versuchte sich im gehobenen Muthe nicht einmal selbst in der Kunst verschlungener Stabreime und Anreime?) — bildeten die steten Begleiter des Lebens und zogen auch in das einsame Winterhaus ein. Im zwölften Jahrhunderte schrieb man schon Sagen auf. Hatte man einen Erzähler, so war das am Besten, sonst las man sich die Sagen vor und schrieb sie deshalb fleißig ab. Island war der einzige Punkt auf christlicher Erde, wo der Laie weit eifriger schriftstellerte, als die Geistlichkeit. Und noch heute giebt es auf Island, wo Jedermann schreibt und liest, wenige gedruckte Bücher, aber mit unermüdetem Eifer vervielfältigt man in der schönsten Handschrift die alten Sögur. An Winterabenden wird die Lampe aufgehängt, alle Mitglieder der Familie, das Gesinde miteingerechnet, nehmen Platz, jedes auf seinem Bette, mit der Arbeit in der Hand, und der Vorleser beginnt. Noch lieber aber, wenn Jemand eine oder die andere Saga auswendig weiß; und noch jetzt giebt es wandernde Geschichtserzähler, die im Winter von einem Hofe zum andern streifen und Obdach und Nahrung erhalten, bis ihr Sagenvorrath erschöpft ist. Es sind das in der Regel sehr einfache Geschichten der alten Landesfamilien, oder einzelner, durch Thaten der Kraft und Verschlagenheit merkwürdiger Personen; ein Handgemenge, worin zwei oder drei Menschen fallen, will schon etwas bedeuten; ein Proceß, gewandt durchgeführt, zumal auf dem Allting, bildet einen Lieblingsgegenstand; Heirathsangelegenheiten, wobei manchmal eine tiefere Leidenschaft überrascht, werden mit aller Ausführlichkeit

behandelt; — und Alles dieses zusammengenommen bildet doch wirklich, wenn die Geschichte der ersten Landnahme einmal erzählt ist, den unverkürzten Inhalt der vaterländischen Geschichte der Isländer *)."

Ein weiter Zwischenraum liegt zwischen Snorre und den nächsten Dichter, den unsere Ehrentafel nennt: Holberg (Ludw. Freiherr v. H., geb. 1684 zu Bergen, gest. 1754 zu Kopenhagen), den Manche den Schöpfer der dänischen Literatur nennen. „Er hatte schon, während er lebte, nicht bloß einen nationalen, sondern auch einen europäischen Ruf; aber die Ausländer können sich von seinem volksthümlichen Einflusse kaum einen Begriff machen. Nur seine Schauspiele haben, wenigstens in Deutschland, sich in der Erinnerung erhalten, und auch diese wären wahrscheinlich schon vergessen, wenn Tieck nicht das Interesse für sie wieder erweckt, wenn Oehlenschläger's Uebersetzung sie nicht zugänglicher gemacht hätte. Zwar ist es nicht zu läugnen, daß auch in Dänemark H.'s dramatische Werke vorzüglich den größten Einfluß gehabt haben; doch waren sie es keineswegs allein. Holberg hatte auf eine eigenthümliche Weise das ganze Leben seiner Zeit ergriffen. Freiere Momente des Denkens, die sich zu entwickeln anfingen, wurden von ihm mit großer Kühnheit ausgesprochen, und die einzige Vorsicht, die er anwandte, lag in seiner reichen und unerschöpflichen Laune. Das Ernsthafteste ward phantastisch scherzhaft dargestellt, und oft verbarg er hinter ächt komischen Auftritten, die ganz unschuldig und unbefangen erschienen, die bitterste Wahrheit. Oft bleibt es ungewiß, ob, was er sagt, Ironie sei oder Ernst; dieses gilt besonders von der satyrischen Schrift: „Niels Kliims unterirdische Reise." Sie ward lateinisch geschrieben **); er wagte nicht, sie in der Muttersprache herauszugeben; auch bestimmte er sie mehr für das ganze cultivirte Europa, als für sein Vaterland; denn sie behandelt keck und frei allgemeine bürgerliche Verhältnisse und drückende Mißbräuche. Unter andern versetzt er uns in einen Staat, in welchem die Frauen die wichtigsten Aemter bekleiben. Durchaus national ist dagegen sein satyrisches Gedicht „Peder Paars", welches eine mit allerlei Abentheuern verknüpfte Reise von Cal-

*) Dahlmann, Gesch. v. Dänemark. II. S. 265 ff.

**) Später wurde sie in die meisten europäischen Sprachen übersetzt.

lundborg nach Aarhus besingt und namentlich den Aberglauben seiner Zeit, den er höchst gründlich studirt hatte und bis in die kleinsten Details kannte, mit unerschöpflicher Laune bekämpft. Doch hatten, wie schon gesagt, seine Schauspiele den größten Einfluß. Er machte das Theater zu einem wahrhaften Nationaltheater im ächtesten Sinne durch die Volksthümlichkeit und Naturtüchtigkeit der von ihm bearbeiteten Stoffe. Was aber die Holberg'schen Stücke besonders auszeichnet, das ist eine tüchtige bürgerliche Sittlichkeit, die zu fest begründet war, um in ängstliche Prüderie auszuarten *)." Darum verdient Holberg's Name auch in Deutschland im frischen Andenken erhalten zu werden, wie er zu allen Zeiten als ein Stern ersten Lichtes am Himmel der dänischen Literatur glänzen wird. Er war aber zugleich auch der Morgenstern, welcher den hellen Morgen einer neuen Zeit in der schönen Literatur des Nordens verkündete, der mit dem neunzehnten Jahrhundert anbrach. Als Vertreter dieser neuesten Periode nennen wir zuerst den genialen, tiefdenkenden, patriotischen Atterbom (Daniel Amadeus A., geb. 1790 in Ostgothland, lebt noch in Upsala), ein Freund und Zögling deutscher Wissenschaft und Kunst, der schon als 17jähriger Jüngling mit gleichgesinnten Freunden den „Bund der Aurora" stiftete, dessen Zweck war, „die schwedische Literatur und vor Allem die Poesie aus den Banden der akademischen Steifheit und französischen Ziererei zu befreien und zu dem Urquell nationaler Begeisterung zurückzuführen." Poesie, Geschichte und Philosophie machen ihn sich gegenseitig streitig. Als Dichter hat er besonders durch die Herausgabe seines „poetischen Kalenders" (1812 — 1822) sich thätig und einflußreich bewiesen. In der neuesten Zeit stellte er sich an die Spitze der „scandinavischen Gesellschaft," welche eine engere Verbindung der drei Reiche zunächst durch die akademische Jugend zu erwirken strebt **) Ihm zur Seite, doch völlig

*) Nach Steffens „Was ich erlebte" ꝛc. II. 65 ff.

**) „Es ist die scandinavische Gesellschaft kein Confluxus überspannter Köpfe, unruhiger Staatsklügler, listiger Nebeler, herz- und geistloser Zeieler; es ist auch nicht bloß eine unreife und unerfahrne Jugend, die hier auferitt: es ist die zur allgemeinen Begeisterung gesteigerte Liebe zur scandinavischen Volkseinheit, die nicht die Tempel stürmen, nicht die Throne stürzen, sondern sie ꝛc mehr und mehr befestigen will; die vom frommen Glauben ergriffen und dem Fürsten innig ergeben ist, in dem ein menschliches Herz schlägt." — Maiblumen

selbstständig, steht der auch in Deutschland wohlbekannte und vielbewunderte Esaias Tegnér (geb. in Wärmeland, 1782, gest. 1846 als Bischof von Wexiö), gleich groß als Dichter (Frithiofs-Saga) und als Redner. Eine glänzende Phantasie zeichnet ihn vorzugsweise aus. Noch mehr Deutschland zugewandt, ja theilweise ihm gehörend, sind die Dänen Jens Baggesen (geb. 1764 zu Korsör auf Seeland, gest. 1846 in Hamburg, auf der Rückreise in sein Vaterland), dessen „Parthenais" mit den besten Idyllen aller Zeiten um den Preis ringt, — und endlich dessen literarischer Gegner, der am 20. Jan. 1850 verstorbene Adam Oehlenschläger (geb. 1779 in der Nähe von Kopenhagen) einer der größten dramatischen Dichter der neueren Zeit, dessen „Correggio" stets eine Zierde der deutschen Bühne sein wird *).

Zum Zeugniß endlich, daß auch den bildenden Künsten in Scandinavien die Vertreter nicht fehlen, nennt unsere Ehrentafel den Namen Thorwaldsen (Albert oder Bertel Th., geb. 1770 in Kopenhagen, der Sohn eines Steinmetzen aus Island), des größten und genialsten Bildhauers neuerer Zeit, welcher symbolisch gleich mit seinem ersten Werke — einem Jason — das goldne Vließ unvergänglichen Ruhmes gewann, das er sich später durch zahllose Meisterwerke sicherte. An Reichthum, Erhabenheit und Schönheit der Ideen wird Th. von keinem Künstler seines Faches übertroffen; in ihm erscheint, wie in seinem äußern Leben, die Kraft und Strenge des Nordens mit der Milde und Schönheit des Südens vereint zum harmonischen Bunde. Ein treuer Sohn seines Vaterlandes kehrte der lebenskräftige Greis aus dem warmen Italien, das ihm die zweite Heimath geworden war, in den kalten Norden zurück, weil ihm kein Lorbeer wünschenswerther erschien, als der, den das Vaterland dem Künstler reicht, und sollte es ihn auch nur auf sein Grab legen. Das Museum aber, welches er in Kopenhagen durch Schenkung seiner Kunstschätze gründete, wird hinfort ein Tempel der Kunst und seiner Unsterblichkeit zugleich sein. Th. starb in Kopenhagen 1844 **).

---

des jungen Scandinaviens. Aus d. Schwed. übers. v. U. W. Dietrich. (Stockholm, 1843). M. vergl. damit: Arndt Vers. in vergl. Völkergesch. S. 341, wo ganz dieselbe Ansicht ausgesprochen wird.

*) Anders urtheilt Goethe über dieses Drama b. Riemer I. S. 416 ff.

**) Ueber ihn s. man Steffens a. a. O. VI. S. 390 ff.

Als Maler verdient der Norweger Joh. Christ. Dahl (geb. 1788 zu Bergen, lebt noch als Professor der Akademie in Dresden) vor allen Andern genannt zu werden.

So umkleidet das Rosenlicht der Poesie und Kunst auch die eisigen Firnen des hohen Nordens, damit wir es nicht nur an den Blumen der Flur, sondern noch mehr an den Blüthen und Früchten des Geistes erkennen, die Erde sei überall Gottes, und seines Geistes Wehen schaffe Leben auch inmitten des strengsten Winters und der längsten Nacht. Darum wiederholen wir noch einmal des Dichters Wort:

„Nord oder Süd! Wenn nur die Seele glüht."

Digitized by Google

VI.

Rußland.

Oestlich von Scandinavien wird das Becken der Ostsee von demjenigen Theile des colossalen russischen Reiches begrenzt, welcher es mit dem europäischen Staatenbunde und dessen Civilisation in nächster Beziehung und Verbindung erhält. Ohne seine Ostsee-Provinzen wäre das ungeheuere Rußland nie ein eigentlich europäischer Staat geworden; es würde uns als Staat eben so fern liegen, als Moskau als Stadt. Es sind die Ostsee-Länder gleichsam die rechte nach Westen ausgestreckte Hand des russischen Riesen, an welcher St. Petersburg als kostbarer Ringstein glänzt, in dessen glatter Oberfläche sich die europäische Cultur abspiegelt, während in Moskau noch das nationale, ächt russische Princip und Leben vorwaltet. An dieser bedeutungsvollen Hand aber hängt der riesige Länderkörper, der sich auf der nördlichen Hälfte unserer Erdkugel von Polens Flächen an über die mächtigen Alpen und Eisfelder Asiens hin bis zur Beringsstraße und der Halbinsel Alaschka durch 185 Längen- und 38 Breitengrade lagert, über 340,000 Quadratmeilen groß. Die ganze Weltgeschichte, alter und neuer Zeit, hat keinen Staat aufzuweisen, der in Hinsicht des Umfanges und der Größe diesem Riesenstaate zur Seite gesetzt werden könnte; vor ihm verschwinden die großen und ephemeren Reiche der berühmtesten Weltstürmer: Rhamses, Alexander der Große, Dschingis Chan, Timur und Anderer, und selbst das weite China mit seinen 150 Mill. Einwohnern, wie das römische Reich zu August's glänzender Zeit und in seiner größten Ausdehnung unter Trajan stehen dem gegenwärtigen russischen Reiche an Größe des Flächenraumes beiweitem nach. In dieser seiner großen Ausdehnung aber enthält Rußland alle Klimate und Zonen mit einziger Ausnahme der heißen. In Taurien entfaltet der Frühling oft schon alle seine Reize, während die Umgegenden

von Petersburg noch mit Schnee bedeckt sind; die Baumgärten des Kaukasus stehen in voller Blüthe, während das Rennthier in den nördlichen Ländern das Moos, welches seine Nahrung ausmacht, noch unter einer tiefen Schneedecke hervorscharrt; der Kirgise lebt unter einem stets heitern Himmel, und der Tschutschke schlummert, pflanzenähnlich, in einem neunmonatlichen Winter. „In Osten und Süden lagern sich lang hingestreckte Gebirge, die, mit ewigem Schnee gepanzert, wie himmelhohe weiße Mauern mit unersteigbaren Zinnen fremde Länder und Reiche von ihm absondern; seine nördlichen und östlichen Gestade bespülen tobende und kalte Meere, die reich an Fischen und ölfetten Ungeheuern sind; seine Flächen bewässern meerartige Seen und mächtige Ströme; im Schooße seiner Erde birgt es reiche Metalladern und kostbare Steine; seine unermeßlichen, finstern Wälder und dünn bevölkerten Ebenen beleben zahlreiche Heerden edlen Wildprets und anderer nutzbarer Thiere, und hie und da ist der Boden mit einer Fruchtbarkeit gesegnet, die mit der von Aegypten und den gesegnetsten Ländern des Erdbodens wetteifern könnte. Wo aber die Natur allzu stiefmütterlich sorgte und dem Behaglichkeit suchenden Menschen den Aufenthalt verleidete, da schuf sie einen Ueberfluß an Thieren, deren edles Pelzwerk die Jäger zu einer einträglichen Jagd herbeilockt oder deren Hülfe und zahlreiche Heerden dem einsamen Polarbewohner selbst die langerstarrte Erde zur theuern Heimath macht *).“

Aus einer Verschmelzung zweier Völker, nehmlich von Normannen — welche, an den Küsten der Ostsee wohnend, Waräger hießen — mit slawischen Stämmen ging, laut den ältesten Nachrichten, das Volk der Russen hervor. Seit dem neunten Jahrhundert wohnten die Slawen weitverbreitet in verschiedenen Colonieen und unter verschiedenen Namen um den Ilmensee; Staraja Rus, an der Mündung der Lowat in der Nähe des Ilmensees, Groß-Nowogorod, Smolensk und Kiew werden als ihre ältesten Städte erwähnt. Ackerbau und Handel waren ihre Hauptbeschäftigungen; besonders stand Nowogorod mit Konstantinopel in einem lebhaften Verkehr: gegen Sklaven, Pelzwerk, geräucherte Fische, Honig, Wachs und Salz tauschten die

*) Strahl, Geschichte von Rußland. I. S. 2.

Einwohner Wein, Tuch und köstliche Stoffe ein, wodurch Nowogorod so reich und mächtig wurde, daß es nach einem Sprüchworte hieß: „Wer würde es wagen, Gott und Nowogorod, die mächtige, anzugreifen?“ — Von den Slawen wird im Allgemeinen gerühmt, daß sie gutartig, rechtliebend und dem gegebenen Worte treu waren; sie lebten einfach, meistens zerstreut in Hütten; doch gab es auch frühzeitig Städte bei ihnen, was von einer baldigen Cultur zeugt; indessen glichen ihre Städte nicht den mit stolzen Palästen prangenden des Südens, sondern grob zugehauene Baumstämme, zusammengelegt, die Ritzen mit Moos verstopft, machten in der Stadt, wie auf dem Lande, ihre einfachen Wohnungen aus. Von Statur waren die Slawen groß, stark von Gliedern, nicht sehr weiß von Farbe; ihre Haare, weder gelb noch schwarz, näherten sich vielmehr der röthlichen Farbe. Zu Fuß fochten sie in der Schlacht mit Lanze und Schild; nie trugen sie einen Panzer. Die Schreibekunst lernten sie früh, und nahmen, wegen ihrer nahen Verbindung mit Griechenland, das griechische Alphabet an.

In zahlreichen Zweigen, die sich bald mehr, bald weniger rein erhielten *), verbreitete sich der slawische Volksstamm vom adriatischen Meere bis zur Ostsee, von der Elbe bis nach Kamtschatka, und er bildet noch bis zum heutigen Tage die eigentliche Masse und den Kern der Bevölkerung des russischen Reiches, an dessen Gründung jedoch germanische Elemente ihren Einfluß übten. Um die Mitte des neunten Jahrhunderts nehmlich kam eine Schaar kühner und tapferer Eroberer, in den russischen Jahrbüchern Waräger (Wäringer) genannt, entweder schwedischer oder friesischer Abkunft, von jenseits des baltischen Meeres, und legten den Slawen am Ilmensee Tribut auf. Obgleich nun dieselben nach Verlauf von wenigen Jahren wieder vertrieben wurden, so luden doch die Slawen selbst, ihrer innern Zwistig-

*) „Zu den reinen oder Ur-Slawen zählen wir: die Russen, Polen, Böhmen, Mähren, Slowaken, Hannaken, Serbier, Bosnier, Slawonier, Dalmatier, Kroaten und Winden, obgleich das Gemischte auch bei ihnen hie und da mit unterläuft. Zu den germanisirten Slawen zählen wir eine große Anzahl von Menschen in Pommern, Mecklenburg, auf der Insel Rügen, in Holstein, Lüneburg, Brandenburg, in den Lausitzen, in Schlesien und an beiden Ufern der Elbe bis zur Saale. Zu den gemischten Slawen endlich rechnen wir die Letten, Litthauer, Moldauer und Walachen, so wie die noch jetzt wendisch redenden Lausitzer (Wenden, Sorben).“ S. Geschichte Rußlands nach Karamsin. Nebst vielen Erläuterungen ꝛc. von G. A. W. Tappe. 1. S. 29 ff.

keiten müde, im Jahre 862 drei warägische Brüder vom Stamme Ruß zu sich ein, welche die ersten Beherrscher im alten Vaterlande der Russen wurden, und von welchen solches seit der Zeit den Namen Rußland erhalten hat *). Die Namen jener drei warägischen Fürsten waren Rurick, Sineus und Truwor, die ebenfalls an ihre normannische Abkunft erinnern. Rurick's Nachkommen, die ihre Residenz in Nowogorod (d. h. Neustadt, Neapolis) und Kiew aufschlugen, blieben im Besitz der Herrschaft, und sein Enkel, der Großfürst Wladimir, trat im Jahre 988 zum Christenthum über und führte dadurch eine neue wichtige Epoche in der Geschichte seines Reiches herbei. Ueber diese seine Religionsveränderung erzählen die alten russischen Geschichtsschreiber Folgendes. Nicht blos christliche Prediger, sondern auch Muhamedaner kamen nach Kiew; ja, selbst die im Lande der Chazaren, in Taurien, wohnenden Juden, schickten erleuchtete Schriftgelehrte, um Wladimir zur Annahme ihres Glaubens zu bewegen. „Zuerst versuchten die Bulgharen, eifrige Anhänger des Islam, den Großfürsten für ihren Glauben zu gewinnen. Ihre Gesandten malten daher dem in Sinneslust gern schwelgenden Wladimir die Reize des Paradieses der Moslems mit allen nur erdenklichen Farben vor; aber so entzückt auch sein Ohr und seine Phantasie bei dieser Darstellung waren, so wenig gefielen ihm die anderen Gebote, die den irdischen Genuß beschränkten und ihm vorzüglich die Enthaltsamkeit vom Schweinefleische und Weine zur Pflicht machten. Tadelnd entgegnete er daher den Gesandten: „„Geht! Wein ist der Russen Lust, wir können ohne ihn nicht sein!““ und unverrichteter Sache kehrten die Bulgharen nach Hause zurück. Nun erschienen deutsche Christen und sprachen: „„Wir kommen als Abgesandte des Papstes, der Dir sagen läßt, Dein Land sei zwar wie das unserige, doch nicht so Dein Glaube.““ Hierauf tadelten sie die Ohnmacht der Götzen, priesen des Weltherrschers Macht und Größe und suchten ihn zur Annahme des römischen Glaubens zu bewegen. Aber Wladimir wies sie mit den Worten zurück: „„Ziehet heim! Unsere Vorältern nahmen nicht vom Papste den Glauben an!““ Auch die Juden aus Chasarien wollten ihn für ihren Glauben gewinnen; aber als sie ihm auf

*) Tappe a. a. O. I. S. 39. Frähn versetzt „das Volk Rs oder Rus“ nach Dänemark.

seine Frage nach ihrem Vaterlande gestanden, daß sie von Gott ihrer Sünden wegen verworfen und zerstreut seien, sprach er zu ihnen: „„Wie dürft Ihr Andere lehren, da Euch Gott verworfen und zerstreut hat? Glaubt Ihr, daß auch wir unser Vaterland verlieren wollen?““ Zuletzt endlich erschien ein von den griechischen Christen abgesandter Mönch, der die Lehren und den Inhalt der heiligen Schrift dem Fürsten umständlich auseinander setzte, die himmlischen Freuden der Gerechten und die Höllenqualen der Verdammten mit beredten Worten schilderte und durch ein vorgezeigtes Bild vom jüngsten Gerichte ganz der Phantasie des schon allzu sehr bewegten Fürsten sich bemächtigte. Tief erschüttert seufzte W. auf: „„Wohl den Gerechten, doch wehe den Verdammten!““ Nun forderte der Mönch den Fürsten auf, sich taufen zu lassen, um in der Reihe der Auserwählten in's Himmelreich eingehen zu können; allein Wladimir beschloß, die Religionen erst näher prüfen zu wollen, und entließ den Mönch reichlich beschenkt. Hierauf versammelte Wladimir (987) seine Bojaren und Stadthäupter, bat sich ihren Rath in dieser Angelegenheit aus, und auf ihren Vorschlag ließ er zehn verständige Männer in's Ausland reisen, welche die mancherlei Weisen der Gottesverehrung sehen, und ihm treuen Bericht darüber abstatten sollten. Sie tadelten bei ihrer Rückkehr den Gottesdienst der Bulgharen, ihre ärmlichen Metschedsdie und die grämlichen Gesichter der Betenden; bei den Deutschen vermißten sie das Erhabene und Schöne; bei den Griechen aber fühlten sie Geist und Sinne wie bezaubert, und dieser Art von Gottesverehrung huldigten sie mit voller Stimme, und verlangten nach Konstantinopel zurückzureisen, um sich da taufen lassen zu können. Als die versammelten Bojaren und Stadthäupter dieses vernahmen, und Wladimir sie um ihre Meinung befragte, sie ihm aber erwiederten: „Deine Großmutter Olga, die weiseste der Frauen, würde gewiß sich nicht zum griechischen Glauben bekannt haben, hätte sie ihn nicht für besser, als alle übrigen, gehalten!“ so sprach der Großfürst: „Nun so wollen auch wir uns taufen lassen, doch wo?“ „Wo es Dir beliebt!“ erwiederten die Großen, und somit war beschlossen, das Christenthum auf den russischen Thron zu heben.

Da es schon christliche Kirchen und Priester in Kiew gab,

so hätte Wladimir leicht in Kiew selbst die Taufe empfangen können; allein wahrscheinlich schienen ihm jene weder der Größe der Handlung, noch seiner Würde entsprechend genug. Als er nun 988 einen Kriegszug gegen Cherson unternahm, sich dieser Stadt nach tapferer Gegenwehr der Einwohner durch den Verrath eines Priesters, Namens Anastasius, bemächtigte, und siegestrunken von den griechischen Kaisern Basilius und Konstantin die Hand ihrer Schwester, der jungen Kaisertochter Anna, Schwester der in der deutschen Geschichte so berühmten Theophania, Gemahlin Otto's II. verlangte, wenn er nicht als Feind vor Konstantinopels Thoren erscheinen sollte, so wollten es die Umstände, — da durch innere Unruhen die Kraft des griechischen Kaiserreiches gelähmt, und hierdurch der Thron der regierenden Brüder erschüttert war, diese auch in Verbindung mit dem mächtigen Wladimir eine Stütze zu finden wähnten, — daß Wladimir sich erst taufen lassen müsse, ehe er die Hand der Prinzessin erlangen könnte. Freudig ging Wladimir diese Bedingung ein, denn sie war ja selbst sein höchster Wunsch; doch verlangte er, daß die Prinzessin ihm erst zugeschickt werde, vielleicht weil er der Griechen wohlbekannte List und Tücke fürchtete. Wohl mochte der Name der Russen den Griechen die Bilder des Schreckens und der Barbarei vor Augen führen, die sie in Oleg's, Igor's und Swätolav's Kriegen kennen gelernt hatten, denn die Prinzessin Anna erschrak über diesen Antrag; doch willigte sie ein, da das Wohl ihres Vaterlandes hierdurch befördert wurde, und sie in der Bekehrung eines Heiden eine gottgefällige Handlung zu thun glaubte. Wladimir empfing seine Braut zu Cherson mit großer Auszeichnung, ward alsobald vom Bischofe nebst vielen seiner Großen getauft und hierauf mit der Prinzessin vermählt. Russische Hülfstruppen halfen dann den Aufrührer Phokas bei Chrysopolis schlagen und leisteten den griechischen Kaisern große Dienste. Wladimir verzichtete nun auf den Besitz von Cherson zu Gunsten der griechischen Kaiser, und als Zahlung für die Prinzessin — denn die barbarische Sitte jener Zeit heischte vom Manne eine Zahlung an die Aeltern oder Brüder seiner Frau für den Brautkranz — baute er zum Andenken an seine Erleuchtung eine Kirche mitten in dieser Stadt, und kehrte in Begleitung vieler Priester nach Kiew zurück. Von Cherson nahm er mehrere Kirchengefäße, die

Reliquien des heil. Clemens und seines Jüngers Phico, die Heiligenbilder, mit denen er eingesegnet worden, zwei Götzenbilder von Erz, wahrscheinlich Werke der Kunst, desgleichen vier ehrne, kunstvoll gearbeitete Pferde mit, welche letztere noch zu Nestor's Zeiten in Kiew auf dem Marktplatze standen, im Laufe der Jahrhunderte und ihrer stürmischen Zeiten aber ohne Kunde verloren gegangen sind.

Nachdem W. der Versuch, sich mit einem fremden Fürsten, und zwar dem weltberühmten griechischen Kaiserhause, zu verschwägern, gelungen und er selbst in die christliche Religion eingeweiht war, zeigte er sich bei seiner Ankunft in seiner Residenz Kiew als unumschränkter Herrscher seines Volkes, indem er auch dessen Religion seinem Willen unterwarf. Er zerstörte die Götzenbilder, denen er selbst früher so eifrig gedient hatte und um derenwillen das Blut zweier christlicher Waräger geflossen war. Das Bild des Perun, des vorzüglichsten unter den Götzen, das er selbst hatte neu verfertigen und, mit einem silbernen Kopfe versehen, nicht weit von seinem Thurmhofe hatte aufstellen lassen, wurde an den Schweif eines Pferdes gebunden, mit Keulen zerschlagen und in den Dnjeper gestürzt, Wachen aber an's Ufer gestellt, damit das erschrockene und betrübte Volk dasselbe nicht wieder herausziehen möchte. An die Bewohner von Kiew aber erließ Wladimir zu gleicher Zeit den Befehl: es sollten am andern Tage alle Russen, Herren und Knechte, Arme und Reiche, herbeikommen und sich taufen lassen, widrigenfalls sie seinen Zorn empfinden würden. Haufenweise strömte nun das Volk, welches schon der Gegenstände seiner alten Verehrung beraubt war, an den Dnjeper, überzeugt, es müsse doch diese neue Religion wohl etwas sehr Weises und Gutes sein, weil ihr Fürst und seine Großen sie dem alten Glauben ihrer Väter vorzögen. Bald erschien nun auch W., von einer zahlreichen griechischen Geistlichkeit begleitet, und auf ein gegebenes Zeichen stieg sogleich eine große Menge Menschen in den Fluß hinab. Die Größeren standen bis an den Hals, die Kleineren bis an die Brust im Wasser; Väter und Mütter hielten ihre kleinen Kinder auf den Armen; die Priester lasen auf Flößen die Taufgebete ab. Wladimir aber lag am Ufer auf den Knien und betete laut also: „Schöpfer des Himmels und der Erde, o segne diese

Deine jüngsten Kinder! Verleihe, daß sie Dich erkennen, Dich, den alleinigen Gott! Befestige Du in ihnen die wahre Religion und sei auch meine Hülfe wider alle Versuchungen zum Bösen, auf daß ich würdig Deinen Namen preise!" Der alte Annalist aber sagt: „Himmel und Erde frohlockten an diesem Tage." — So ward der christliche Glaube bei dem Slawenstamme des russischen Reiches — denn bei den Nicht-Slawen erhielt sich das Heidenthum noch bis in spätere Zeiten — plötzlich und ohne Widerstand zur Staatsreligion erhoben, zu einer Angelegenheit des Staates gemacht, und mit seiner Einführung kamen alle die Segnungen über Rußland, welche die Christuslehre stets in ihrem Gefolge hat. Rußland erhielt einen Vereinigungspunkt mit dem übrigen gesitteten Europa, wo um diese Zeit schon überall das Christenthum zur herrschenden Religion geworden war; besonders aber trat es mit Griechenland in einen engeren Verkehr und erhielt von daher Lehrer der Kunst und der Wissenschaft, die es aus seiner Barbarei rissen, und gewiß noch höher empor gehoben haben würden, wäre nicht das unglückselige Theilungssystem schon unter den Söhnen Wladimir's eingeführt worden, und hätten nicht die rohen Tataren 250 Jahre lang mit eisernem Zepter über das Land geherrscht. Um aber die christliche Religion selbst auf die Kenntniß ihrer heiligen Schriften zu gründen, die schon im 9. Jahrh. von Methodius und Cyrillus in die slawonische Sprache übersetzt worden waren, errichtete W. Schulen, die erste Grundlage aller wahren Volksbildung. Doch war das Vorurtheil gegen dieselben anfangs so groß, daß die Mütter, welche ihre Kinder zur Schule schicken mußten, sie für todt beweinten; denn sie wähnten, daß sie dort in die Künste der Zauberei — wofür man namentlich das Lesen und Schreiben hielt — eingeweiht würden und unfehlbar zu Grunde gehen müßten *). — Fast gleichzeitig verbreitete sich das Licht des Evangeliums von Deutschland aus unter Stephan I. in Ungarn und unter Boleslaw dem Großen in Polen weiter und sicherer, und das Jahr 1000 brachte demnach, statt des erwarteten Unterganges der Welt, die Bekehrung des europäischen Ostens.

Bald nach dem Tode Wladimir's, welchem die dankbare

*) Nach Karamsin I. S. 131 ff. und Strahl a. a. O. I S. 107 ff. Vgl. damit: Mendelssohn a. a. O. S. 413 ff.

Kirche den Beinamen des Großen gegeben hat, sank die Macht des Hauses Rurick, erst geschwächt durch Erbtheilung, dann überwältigt durch die im 13. Jahrhundert einbrechenden mongolischen Schaaren Dschingis Chan's, denen die Tataren-Horden Timur's (in der zweiten Hälfte des 14. Jahrh.) folgten. Ueber zwei Jahrhunderte trugen die Russen das schmähliche Heidenjoch, und zu dem Slawonischen, in welchem das germanische Element *) der Waräger schon längst untergegangen war, kam ein bedeutender asiatischer Zusatz. Erst Iwan Wasiljewitsch der Große stellte in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts die zersprengte große russische Gesammtmonarchie wieder her, und machte seinen Willen als den allein herrschenden in ihr geltend, dem Reiche hiermit den Stempel aufdrückend für viele Jahrhunderte. Moskau ward Residenz und den Stamm Rurick's umstrahlte neues Licht des Ruhmes und der Macht. Europa blieb davon unberührt; nur die Namen Iwan's und seiner Völker klangen bisweilen gegen Westen, ihren Andrang selbst aber hinderten die deutschen Ritter, als treue Hüter des Reiches und der Civilisation. Fortwährend blieben Rußlands Blicke und Bestrebungen nach Osten gewandt, und auch als im Jahre 1613 das Haus Romanow den Thron bestieg, schritt es nur langsam vorwärts. Selbstherrschaft der Czaren und Erhaltung des Bestehenden war Alles, was man wollte. Und so war die völlige Umgestaltung und Wiedergeburt des Reiches, seine Einführung in die Reihe der europäischen Staaten nicht das Ergebniß allmähliger, unausweichbarer Entwickelung, sondern vielmehr das Werk eines einzigen Mannes von erstaunlicher Kraft des Geistes und rastloser Thätigkeit: — Peter's des Großen (geb. 1672, gest. 1725). „Eine Riesengestalt, Licht und Flammen sprühend, erhob sich, um die ehrne Mauer niederzureißen, welche bis dahin die Bahnen Rußlands und Europa's unübersteiglich schied **)." Was er für Rußland gethan, wie klar er das erkannte, was seinem Volke nöthig sei, wie er selbst ihm mit eigenem Beispiele voranging in Lernbegier und Thätigkeit, wie er allmählich im kleinen Kampfe sich übte, um endlich den großen (mit Schweden)

*) Am längsten erhielt sich dasselbe in Nowogorod, wo die deutsche Hansa einen Stapelplatz gründete, der bald zu großem Ansehen und Reichthum erwuchs.
**) Mendelssohn a. a. O. S. 432.

siegreich bestehen zu können; wie er den Blick vorzugsweise nach den Küsten der Ostsee richtete, ohne darum die des kaspischen und schwarzen Meeres ganz aufzugeben, und wie viel er während einer sechs und dreißigjährigen Regierung vollbracht hat, was Niemand für möglich gehalten: das Alles ist so bekannt, daß wir es nicht wiederholen dürfen. Darum fügen wir zu seinem Bildniß, welches uns seine kräftige äußere Gestalt vor Augen führt, nur noch einige Züge zur Charakteristik des innern Menschen, in welchen seine Eigenthümlichkeit am schärfsten uns ausgeprägt zu sein scheint. „Herrschaft des Willens und des Geistes über die Natur ist der Grundzug in der ganzen Handlungsweise Peter des Großen; sie bewährt sich auch in seinen einzelnen Unternehmungen. Er schreitet durch das Leben nicht wie ein Strom, der ein vorgebildetes Bette füllt, sondern wie eine römische Heerstraße, die über Berge hin, durch Sümpfe hindurch, die geradeste Richtung zum Ziele verfolgt. — Jene Herrschaft über die Natur und die Umstände ist jedoch nicht die launenhafte eines Xerxes, die ein jedes Ding, seiner innern Art entgegen, beugen und lenken will; — sie ist die des Arztes, welcher die lebendigen Kräfte des Organismus erkennt, seine eigentliche Bestimmung und Absicht durchschaut und ihm Bahn eröffnet, indem er mit sicherer Hand die übermächtig angewachsenen krankhaften Hemmungen hinweggeräumt, sei es auch durch Mittel, welche selbst wiederum krankhafte, aber allmählig schwindende Erscheinungen hervorbringen. — So entstand Petersburg außerhalb der Grenzen des Nationalgebietes — der erste reinrussische Ort ist zwanzig deutsche Meilen davon entfernt — in der unfruchtbarsten Umgebung, in dem kältesten, feuchtesten Klima des Reiches, fast an der Grenze des Getreidebaues, in einem Sumpfe, furchtbaren Ueberschwemmungen ausgesetzt. Das Bedürfniß einer offenen, regelmäßigen, lebhaften Verbindung mit den cultivirtesten geistig und politisch lebendigsten Ländern Europa's überwog jede andere Rücksicht. — So entstand die russische Marine, zu der es Rußland an nichts Geringerem gebrach, als an Holz, Matrosen, Schifffahrtskunde und Seehäfen. — So entstand ein Kanalsystem, welches die Schifffahrt dem natürlichen Wege stromabwärts entzieht, um sie, mit unsäglicher Mühe, Gefahr und Holzverschwendung, oft über Wasserfälle

hin, nach einer andern Richtung zu leiten. — Wenn einst Rußland ein hinreichend kräftiges Culturleben besitzt, um der nahen Berührung mit dem Auslande entrathen zu können, wird vielleicht der Kaiserthron nicht mehr, wie in einem Feldlager, an den Grenzpforten des Reiches stehen, und Petersburg wird nur ein großer Stapel- und Handelsplatz bleiben." Aber es hat schon seit beinahe anderthalb Jahrhunderten seinen Zweck erfüllt, als das wichtigste Glied in der Verbindungskette zwischen Rußland und den germanischen Völkern, welche, von der Ostsee hergekommen, schon achthundert Jahre früher den Russen ihren Namen, nationale Einheit und Größe, Gesetze und das Herrscherhaus gegeben, welches sie durch Jahrhunderte des Elends und der Schmach hindurch zu neuer Größe führen sollte. Denn die Eroberung der Ostsee-Provinzen durch Peter I. ward nicht blos durch den eröffneten Seeweg folgereich, sondern vornehmlich auch dadurch, daß sie dem russischen Gebiete große, ächt deutsche Städte, ja, eine deutsche Ritterschaft einverleibte, die von da an, als der ohne allen Vergleich gebildetste Theil des Landadels, eine so wichtige Rolle im Heere und im Rathe des Reiches übernahm. Die erste Bekanntschaft mit germanisch-europäischem Leben, Kunst und Wissen verdankt Peter den deutschen Einwanderern in Moskau; durch sie erhielt er die Anregung zu seiner merkwürdigen ersten Reise, welche ihn auf immer für die germanische Welt und ihre Cultur gewann. „Diese Reise wäre für jeden Fürsten, mit den Umständen, welche sie auszeichnen, etwas Außerordentliches gewesen; vergegenwärtigt man sich aber die Bildungsstufe, die Lebensweise, die Umgebungen, den Hof der Vorgänger Peter's, so wird man sein Unternehmen nicht weniger wunderbar finden, als wenn heute etwa der Großsultan oder der Kaiser von China incognito Europa bereisen und in den Werkstätten arbeiten wollten *)." Denn er besuchte nicht blos Fürsten, Parlamente, Gelehrte und Künstler, sondern zeigte Theilnahme für alles Nützliche und Lehrreiche; er arbeitete nicht nur als Schiffszimmermann, sondern schmiedete auch Eisen, baute Mühlen, drechselte Holz und Elfenbein, zog Zähne aus, unternahm wundärztliche Verrichtungen, zapfte einer wassersüch-

*) Mendelssohn a. a. O. S. 490 ff.

tigen Frau das Wasser ab u. dgl. m. Um unerkannt zu sein, „hat sich der Czar bald als Schiffer, bald als gemeiner Knecht oder Diener aufgeführt; weshalb er auch mit keiner sonderlichen Distinction traktirt worden;" im Umgange aber war er „ein Freund von solchen Personen, welche von der alten deutschen Art herstammen und alle Weitläufigkeiten hintansetzen *)." Bei Allem aber, was er that, behielt er unverrückt das letzte Ziel, die europäisch-germanische Bildung seines Reiches und Volkes vor Augen, wobei freilich eine Mischung von Größe und Kleinheit, Bildung und Barbarei, Einfachheit und Zügellosigkeit, Treue und Treulosigkeit, nothwendiger Strenge und willkürlicher Härte zum Vorschein kommt, wie sonst fast nirgends in der Geschichte der Menschheit. Und dies Alles fand sein Vorbild oder seinen Mittelpunkt in Peter selbst, in welchem Hohes und Niedriges, Edles und Gemeines in seltsamer Mischung erscheinen. Als Fürst und Reformator seines Volkes verdient er sicherlich den Namen des Großen; an den Menschen aber müssen wir höhere Ansprüche machen, bevor wir ihn solcher Auszeichnung für werth erachten können. Das dankbare Rußland schmückt mit Recht sein Bild mit unvergänglichem Lorbeer; denn er hat die Sonne einer neuen Zeit an dessen Himmel heraufgeführt und durch Krieg und Frieden ein neues Reich gegründet, ein neues Volk geschaffen, und zwar nicht allein durch Aenderung der Kleidung und Verbot der langen Bärte, sondern durch kräftige, zweckmäßige Förderung der Schifffahrt und des Handels, durch Anlegung von niedern und höhern Schulen, durch richtige Würdigung der Religion und Kirche, ohne seine Regierungsrechte dadurch beeinträchtigen zu lassen, — durch Herstellung eines disciplinirten Heeres und einer gutgerüsteten Flotte, durch weise Einrichtungen in der inneren Verwaltung, so wie endlich durch kluge Feststellung seines Verhältnisses zu den übrigen europäischen Mächten. Für diese und namentlich für Deutschland hat er freilich nur die traurige Bedeutung gewonnen, zuerst wieder den barbarischen Osten, der seit Attila und Dschingischan überwunden schien, wie einen spitzigen Keil in das germanische Leben hereingestoßen und der europäischen Entwickelung keinen

*) v. Raumer a. a. O. S. 265.

verjüngenden, sondern einen verwildernden Lebensstoff hemmend in den Weg geworfen zu haben. — Den Dank für Alles, was Rußland ihm schuldet, durch ein würdiges Nationaldenkmal zu bezahlen, übernahm seine große, in seinem Geiste fortstrebende Nachfolgerin, Katharina II., als sie im Jahre 1782 einen drei Millionen Pfund schweren Felsen aus einem fast 2 Stunden weit entfernten Moraste nach Petersburg bringen und Peters colossale Reiterstatue auf dieselbe mit der einfachen Inschrift setzen ließ:

Petro primo Katharina secunda,

d. h. Peter dem Ersten (weihet dieses Denkmal) Katharina die Zweite.

Was Wladimir der Große und Peter I. begonnen, setzte die eben genannte Frau, Katharina II. (geb. als Prinzessin von Anhalt-Zerbst zu Stettin, im Jahre 1729, ward Kaiserin 1762, starb in Petersburg 1796), die „Semiramis des Nordens" fort, das Streben Beider in sich vereinend; denn einem Januskopfe vergleichbar schaut sie eben so fest und bestimmt nach Osten wie nach Westen, und in ihrer Regierung vereint sie die gewandteste europäische Politik und den starresten asiatischen Despotismus, wie in ihrer geistigen Persönlichkeit alle Schwächen des Weibes, mit der vollen Kraft und Entschiedenheit des Mannes, — kurz, eine Frau mit der Husarenmütze, ganz wie unsre Randzeichnung sie darstellt. „Eine solche Vereinigung von Geist und Sinnlichkeit, von männlicher Stärke und weiblicher Schwäche, von Willen und Willenlosigkeit, von Macht und Ohnmacht, von Männermuth und Weiberlist, eine gleiche Fähigkeit für die größten Ideen wie für die kleinlichsten Launen ist in diesem Maaße und von diesen Folgen noch nicht sichtbar gewesen; und vermögen wir auch nicht, vom reinmenschlichen Standpunkte aus, sie eine große Frau zu nennen, so sind wir doch durch das Zeugniß der Geschichte gezwungen, sie eine außerordentliche zu nennen. Denn sicherlich ist und bleibt es eine der merkwürdigsten historischen Erscheinungen, daß eine Frau, eine Ausländerin, drei und dreißig Jahre über das unermeßliche Rußland unbeschränkt gebieten, ja über den ganzen europäischen Osten eine noch nie erlebte Dictatur üben, zwei Kaiser vernichten, gegen strenges Recht sich auf dem Throne behaupten, Könige ein- und absetzen, und

ihren Willen von Portugal bis an die chinesische Grenze geachtet machen konnte *).'' Während sie mit den Pariser Schöngeistern und Philosophen correspondirte, sann sie dem Riesenplane nach, die Türken aus Europa zu verjagen, und mitten unter den bald geistreichen, bald frivolen Scherzspielen ihres Hofes, wo sie, ganz Weib, nur dem Augenblicke zu leben schien, reifte der Plan zur dreimaligen Theilung Polens (1772, 1793, 1795) und zur endlichen Vereinigung aller slawischen Völker zu Einem Ganzen in ihrer männlichen Seele. Näheres über sie zu berichten, als höchstens noch daß sie die Grenzen ihres ungeheuern Reiches auch nach Süden hin durch siegreiche Kämpfe mit den Türken und Persern (die Krimm und Tiflis) bedeutend erweiterte, paßt nicht zu unserm Zwecke, und wir fügen dem Wenigen, was wir über sie gesagt, nur noch die Schilderung ihrer äußeren Persönlichkeit, weil sie ja doch, bei allen männlichen Eigenschaften, eine Frau war. „Katharina war in ihrer Jugend schön und behielt selbst im Alter Grazie und Majestät. Wohl gebaut, aber nur mittlerer Größe, erschien sie durch die gerade Haltung ihres Kopfes noch ansehnlicher. Ihre hohe Stirn, die Verkünderin durchdringenden Verstandes und eisernen Willens, war von kastanienbraunen, leicht gepuderten Haaren umgeben, welche auf dem Kopfe gewöhnlich von einer kleinen, reich brillantirten Mütze gefaßt, aber auf den Schultern fliegend waren. Ihre blauen Augen waren von dunklen Augenbrauen beschattet, ihre Nase groß, ihre ganze Physiognomie ausdrucksvoll aber freundlich, ohne jedoch das abzuspiegeln, was in ihr vorging.'' —

Rußland mag immerhin stolz auf sie sein und sie „die Große'' nennen: die Menschheit kann es nicht; obgleich wir auch dem Franzosen Corberon nicht beistimmen mögen, der Katharinen nur einen Platz unter den „großen Schauspielern'' anweiset, da sich unter den „großen Herrschern'' keiner für sie finden lasse; — denn der Gedanke an die Erstürmung von Praga (am 4. November 1794) weist jeden Witz zurück.

Das letzte Doppelbild unsrer Randzeichnung führt uns auf unserm Gange durch die Hallen der russischen Geschichte über die Schwelle der neuesten Zeit; denn mit dem Anfange des neun=

*) Böttiger a. a. O. VI. 2. S. 513.

zehnten Jahrhunderts (1801) bestieg der menschenfreundliche Enkel Katharinens, Alexander I. Pawlowitsch (geb. 1777, gest. 1826 in Taganrog) den Thron seiner Väter. — Sein bewegtes Leben liegt der Erinnerung noch zu nah, als daß es erst noch unserer Darstellung bedürfte, um sein Bild uns ganz zu vergegenwärtigen. Wir begnügen uns daher damit, eine kurze Charakteristik des eben so oft schmeichlerisch übertrieben gelobten, als ungerecht und bitter getadelten Fürsten mit den Worten eines Mannes zu geben, dem gewiß Niemand Schmeichelei oder Ungerechtigkeit zutrauen wird. E. M. Arndt*) sagt: „Alexander, von Gemüth fein, edel und begeisterter Aufwallung fähig, doch an manchen Stellen mit russischen Listen durchtränkt, nicht blos überfärbt, war ein Herrscher, der mehr von den Begebenheiten fortgestoßen wurde, als daß er selbst sie hätte fortstoßen können. Er ergriff, als Alles vor Napoleon fiel und Deutschland zum Falle wankte, die Sache der Herrscher, seiner Nachbarn, welche freilich ganz seine Sache war; denn wenn sie gefallen wären, mußte die Reihe an ihn kommen. Napoleon hatte ihn mit der Herrschaft über den Osten zu ködern gesucht, wenn Alexander ihm den Westen überließe, hatte ihn auch in den Jahren 1807 bis 1811, seit dem Frieden von Tilsit für sich gewonnen und mit so gewandter List umsponnen, daß Alexander in diesen Jahren mit bedauerlicher Unentschiedenheit, die oft wie Rathlosigkeit aussah, hin und her schwankte. Zu spät ward er gewahr, daß, wo die Russen über die Perser und Türken etwas gewinnen wollten, doch die französische Politik im Hinterhalte immer dagegen und dazwischen spielte, daß Napoleon ihm das schwedische Finnland beneidete, daß er in Polen Gewebe spann, die zu Fangnetzen gegen die Russen gebraucht werden sollten. Im Jahre 1812 ward er endlich zum Kampfe mit ihm gedrängt, den er mit seinen Russen und mit den beiden mächtigsten Bundesgenossen, polnischem und russischem Schnee und Eis, glücklich bestand. Alexander hielt die Jahre 1813 — 15 mit den Deutschen glücklich aus. Europa ward äußerlich so ziemlich in die alte Lage von 1790 zurückgestellt; nur die beiden äußersten Spitzen des Westen und Osten, England und Rußland, waren

*) a. a. O. S. 304 ff.

durch die Erschütterungen und Unordnungen der letzten fünf und zwanzig Jahre ins Unermeßliche gewachsen. Rußland verschlang nur die Kleinigkeit (?!!) des schwedischen Finnlands und den größten Theil des übrigen Polens. — Alexander's Gemüth, der schönsten und edelsten Anhauche und Aufflüge empfänglich, war von Gott und von den großen Erscheinungen und Verhängnissen der Zeit mächtig gerührt und ergriffen worden. Er gab dem eroberten Königreiche Polen eine freie Verfassung, er träumte in seinen weiten Staaten, welche das Auge des Kaisers nicht überwachen und auch der gewaltigste Arm nicht überreichen kann, von allerlei Entwürfen der Bildung und Vermenschlichung, der allmähligen, leisen und sanften Hinanleitung zu einem freieren, menschlicheren Zustande. Aber nur zu bald entdeckte er, daß das Zeitalter die allmählige, sanfte Leitung nicht wolle, daß es im Sturmschritt geführt sein wolle, und wenn der Führer auf solche Weise nicht mit wolle, allenfalls den Muth habe, mit diesem Sturmschritte sich selbst Bahn zu brechen. Alexander meinte, — und so meinten die Herrscher, seine Verbündeten, — es sei in dem jüngsten Menschenalter des Tobens und Schüttelns und des Alles niederwerfenden Sturmschrittes genug gewesen, die Völker seien der ewigen Unruhen und Erschütterungen müde und werden sich zahm und still nun wieder zur lieben Ordnung zurückführen lassen. Aber diese Stille, dieser glückliche, sanfte Schlummer, den die sogenannten Liberalen als einen von den Herrschern gemeinten und gehofften Todesschlaf der Knechtschaft und Faulheit schalten, erschien nicht; die Zeit lärmte und platzte immer wieder los; nirgends wollte sich Zufriedenheit und Glück in den Geberden der Völker lesen lassen; in Frankreich bebte die Bewegung immer fort, in Spanien und Italien tobte Empörung und Aufruhr. Alexander erschrak ob solcher Erscheinungen und verfinsterte sich, und begann seine edlen Entwürfe für fenelonsche Träume zu halten. Als er dazu in dem eigenen Reiche mannigfaltige geistige und politische Regungen und Wühlungen gewahrte, als er sogar in seinem Heere gefährliche Bewegungen und Zettelungen sich regen und spinnen sah und eine große Anzahl Offiziere strafen und wegjagen mußte, da ward er irre.... Traurig und verfinstert in dem Gefühle, der Aufgabe seiner Zeit und der schwereren Aufgabe eines Czars von Rußland in dieser Zeit nicht gewachsen zu

sein, ist er verkümmert und hingewelkt, ein Gleichbild Kaiser Joseph des Zweiten. Er ist an europäischen Empörungen und an russischen Verschwörungen gestorben." — Zur Würdigung seines rein menschlichen Gefühles, welches ja dem Kaiser wie dem Bettler erst die wahre Weihe giebt, fügen wir der vorstehenden Charakteristik nur zwei Züge, statt der vielen, die wir aufzählen könnten, aus dem Leben Alexander's bei. Als er einst auf einer Reise (im Jahre 1807) seinem Gefolge vorausritt, sah er einen eben ertrunkenen Landmann aus dem Wasser ziehen. Der Kaiser eilte hinzu, ließ den Mann an's Ufer hinlegen, entkleidete ihn und rieb ihm selbst Handgelenke und Schläfe. Sein nachkommendes Gefolge mußte ihm helfen. Nach drei Stunden angestrengten Bemühens erklärte der Leibarzt Dr. Wylie, daß Alles umsonst sei. Der Kaiser aber bat ihn dringend, dem Verunglückten noch einmal die Ader zu schlagen, während der Kaiser, der Fürst Wolkonsky und Graf Lieven das Frottiren fortsetzten. Endlich floß das Blut und der Mann kam wirklich in's Leben zurück. Alexander zerriß sein Taschentuch, verband ihm die Aderlaßwunde und gab ihm ein ansehnliches Geschenk. „Dieß ist der schönste Tag meines Lebens!" rief er mit Thränen im Auge. Die britische Gesellschaft für Humanität ernannte ihn dafür zu ihrem Ehrenmitgliede und beschenkte ihn mit einer goldenen Medaille. In seiner Antwort auf das Schreiben, welches dieses Ehrengeschenk begleitete, sagte der Kaiser unter Anderem: „Ohne diese an sich so natürliche Handlung als zugänglich für die mir dadurch zu Theil gewordene Auszeichnung zu betrachten, nehme ich sie dankbar und mit Vergnügen an, indem ich mich der Genugthuung nicht entziehen kann, einer Gesellschaft anzugehören, deren Zweck und deren Arbeiten der Sache der Menschheit gewidmet und den theuersten Bewegungen meiner eigenen Brust so sehr verwandt sind *)." — Ein zweiter Zug aus seinem Leben mag dafür zeugen, wie zart und sinnig Alexander seine treuen Diener zu belohnen verstand. Als nämlich Kutusow den Kampf gegen Napoleon siegreich ausgekämpft und den russischen Boden von den Feinden befreit hatte, schickte ihm sein dankbarer Kaiser zum Siegeslohn ein kostbares Juwel aus der russischen

*) Lloyd Alexander I. K. v. Rußl. rc. Aus dem Engl. Th. I. S. 9.

Reichskrone, und ließ an dessen Stelle ein Goldplättchen mit dem Namen des Feldherrn einsetzen *). So zart lohnt kein gewöhnlicher Fürst und Mensch!

Was wir aber an Alexander vermißten, die Entschiedenheit und Festigkeit des Willens, in vollem Maaße finden wir sie in seinem Bruder und Nachfolger, der, in vollstem Sinne des Wortes, ein „Selbstherrscher aller Reussen" noch jetzt mit sicherer Hand das Scepter des gewaltigen Reiches hält: Nikolaus, d. h. Völkerbesieger, ein Name voll Vorbedeutung! „Dies ist ein Mann, und ein russischer Mann und Kaiser, der erste Kaiser, der nach Peter dem Ersten ein russischer Kaiser heißen darf; denn Katharina war ein Weib. Der Jüngling (geb. 1796) begann, wie Peter, im Kampfe mit Tod und Verderben: großartig, wie sein gewaltiger Ahnherr, trat er nur durch seine Geberde, seinen Blick und sein Wort die fürchterlichste Verschwörung in den Staub und setzte sich stolz und gebieterisch auf den Thron seiner Ahnen (1825). Bald im Türkenkriege, im ersten Jahre zweifelhaft geführt, nach großen Verlusten mußten doch Varna und Silistria vor ihm fallen; die Feldherren wollten schon umkehren; aber Nikolaus rief seinen Russen zu: „„Stürmt und nehmt!"" und sie stürmten und nahmen die Festungen, und die Ehre der Waffen war gerettet. Im zweiten Feldzuge kam Kaiser Nikolaus und sein deutscher Feldherr Diebitsch Sabalkansky über den Balkan und schrieb in Adrianopel den Türken den Frieden vor (1829). Griechenland ward Königreich, die Moldau, Walachei, Serbien wurden russischem Einfluß und Uebergewichte fast ganz hingegeben, der Kaukasus und die Thore Armeniens und Persiens und der Ararat mit den Quellen des Euphrat und Araxes abgetreten. Im Jahre 1830 die sogenannte große Woche von Paris; die Franzosen hetzten die Polen in Aufruhr hinein; die Polen fielen im Jahre 1831, verloren ihre Verfassung, ihre letzte Hoffnung der Selbstständigkeit. Mit eiserner, russischer Beharrlichkeit und Festigkeit des Gesichtspunktes der Herrschaft, mit Strenge und Unbiegsamkeit des Sinnes und Entschlusses hat Nikolaus bis heute fortgearbeitet, Alles, was in den ungeheueren

*) Kohl Petersburg in Skizzen zc. Bd. I. S. 222. — Zur Charakteristik Alexander's vergl. man auch die schöne Schilderung Klinger's in dessen „Betrachtungen und Gedanken" Bd. I. S. 23 ff.



Bereich des russischen Kessels fällt, mit geschwindem und langsamen Feuer so lange zusammen zu rühren und zu sieden, bis das Ungleichartige Hineingeworfene sich mit der großen russischen Masse zu Einem Leibe mische. . . So greift der feste muthige Stolz dieses Kaisers um sich *)." Deutschland aber mag wachen und auf seiner Hut sein, daß ihm nicht im Osten eine Gefahr erwachse, die es im Westen kaum abgewandt hat. Das aber kann und darf es, ohne darum zu verkennen und zu vergessen, was es Rußland schuldet aus den Jahren 1812 — 15, und daß der Brand von Moskau die Morgenröthe einer besseren Zukunft für ganz Europa geworden ist; denn diese Dankbarkeit schließt auch die Vorsicht nicht aus. Und überdies schulden ja die Russen uns Deutschen noch weit mehr, als wir ihnen, da in dem Besten und Tüchtigsten, was sie seit hundert und funfzig Jahren gewirkt und gethan haben, Deutsche ihre Lehrer, Führer und Meister gewesen sind.

Rußlands Feldherren, Gelehrte und Dichter.

Auch Rußland hat seinen Ehrentempel, in welchem Standbilder stehen und Namen glänzen, die es wohl werth sind, daß auch der Nicht-Russe sie beschaue und kennen lerne. Sind sie doch die sprechenden Zeugen, daß in dem ungeheueren Staatskörper auch das geistige Leben in seiner Entwickelung nicht zurückbleibe, sondern vielmehr auch im Bereiche der Wissenschaft und Kunst, wie der Politik, Sitz und Stimme unter den Staaten Europa's zu erringen und zu behaupten bemüht gewesen und noch sei. Den Vorrang nehmen freilich zur Zeit noch die Männer der Kriegskunst in Anspruch, wie überhaupt und bedeutsam genug die socialen Verhältnisse in Rußland ganz nach soldatischen Grundsätzen geordnet und bestimmt sind. Das Heer ist für jetzt noch der Kern im russischen Staatsleben, denn das Schwert darf in seiner Wagschale noch nicht fehlen, wenn es

*) Arndt a. a. O. S. 306.

den Nachbarstaaten, namentlich den europäischen, das Gleichgewicht halten will. Darum hat bis jetzt auch vorzugsweise die kriegerische Laufbahn in Rußland zu Glanz und Ehren geführt, und unsere Ehrentafel nennt zunächst die

Feldherren,

welche in der neueren Zeit durch ihre Siege Rußlands Stellung im europäischen Staatenbunde erkämpften und sicherten. Einer der berühmtesten und einflußreichsten, keineswegs aber der besten eröffnet die Reihe: der Feldmarschall Gregor Alexandrowitsch Fürst von Potemkin (geb. bei Smolensk, 1736 gest. unterwegs, zwischen Jassy und Nicolajeff 1791), dessen Bild der Fürst von Ligne in gewohnter geistreicher Weise gezeichnet hat: „Ich sehe — schreibt er — einen Feldherrn, der träge zu sein scheint, während er ohne Unterlaß thätig ist; der kein anderes Bureau als seine Knie, keinen andern Kamm als seine Finger hat; der furchtsam für seine Soldaten, für sich selbst tapfer ist; der unter dem stärksten Feuer einer Batterie ruhig Befehle ertheilt, aber doch mehr ein Ulysses als ein Achill ist; der finster, unbeständig, tiefer Philosoph, geschickter Minister, feiner Politiker, oder ein Kind von zehn Jahren ist; der, indem er mit der einen Hand Frauen zuwinkt, an denen er Gefallen findet, mit der andern ein Kreuz schlägt; der lieber Geschenke macht, als seine Schulden bezahlt; der ungeheuer reich ist, ohne einen Heller zu haben; der mit seinen Generalen über Theologie und mit Erzbischöfen über den Krieg spricht; der Alles haben will, wie ein Kind, und der Alles zu entbehren weiß, wie ein großer Mann; in seiner Behausung gebückt und anspruchslos, aber schön, stolz, edel, majestätisch, wenn er sich seiner Armee zeigt, so wie Agamemnon inmitten der Könige von Griechenland." Lange Zeit (von 1774 an) war er der allmächtige Günstling, Minister und Feldherr der Kaiserin Katharina II., welche ihm für die Eroberung der Krimm den Ehrennamen des „Tauriers" (Tawritscheskoi) beilegte und durch ihn die Vertreibung der Türken aus Europa und die Eroberung des türkischen Reiches bewerkstelligen zu können glaubte, sich aber mit der blutigen Einnahme von Oczakow (1788) begnügen mußte. Den Weg nach Konstantinopel konnte Potemkin der Kaiserin wohl zeigen in jener bekannten Inschrift

an dem Thore der von ihm gegründeten Stadt Cherson, aber nicht bahnen. Das ist späteren Zeiten und reineren Händen aufbewahrt. — Ein ächt russischer Soldat und Feldherr folgt, wie der Zeit nach, so auch auf unsrer Tafel dem Taurier: es ist der wortkarge Held von Ismail und Praga, der Sieger von Rimnik (Rimnikskoi) und in Italien (Italinsky): Peter Alexis Wasiliewitsch Suwaroff (geb. 1730 in der Ukräne, gest. 1800 in St. Petersburg), der Abgott seiner Soldaten, mit denen er jede Entbehrung theilte, aber auch dafür die strengste Subordination verlangte, ein eiserner Mann voll Launen und Sonderbarkeiten. Sein Rückzug aus Italien nach Graubündten im Jahre 1799 ist ein Meisterstück der Kriegskunst und mehr werth als ein großer Sieg; denn er zeigt, was der feste, klare Wille eines Einzigen in schwierigen Verhältnissen über die Masse vermag. „An einer Stelle, wo die Soldaten nicht weiter wollten, ließ Suwaroff eine Grube machen und legte sich mit den Worten hinein: „„Bedeckt mich mit Erde, ich will hier bleiben, denn Ihr seid nicht mehr meine Kinder!"" — eine Ermunterungsweise, die ihre Wirkung nicht verfehlte." Und derselbe eiserne Mann gefiel sich darin, seine Tagesbefehle und oft selbst seine Berichte an die Kaiserin in Versen abzufassen, und verbarg, wie ein eitles Mädchen, die Runzeln seines alternden Gesichtes! — Frei von solchen Launen war sein tapferer Schüler und Kampfgenosse in dem Türkenkriege: der Fürst Golenischtschef Kutusow (geb. 1745, gest. 1813 zu Bunzlau), welcher als 70jähriger Greis, im Bunde mit den Elementen, die Franzosen aus Rußland zurückschlug; zur Verewigung seines Sieges bei Smolensk über die französischen Marschälle Ney und Davoust gab ihm sein dankbarer Kaiser den Beinamen Smolenskoi. — Wie in so vielen anderen Beziehungen, so haben auch als Feldherren Deutsche dem russischen Reiche wesentliche Dienste erwiesen und an der Spitze seiner Heere gar manchen glänzenden Sieg erfochten. Als ihr Vertreter mag einer der jüngsten gelten, weil er sein Siegespanier über den bis dahin nicht überschrittenen Balkan bis vor die Thore vor Konstantinopel trug und den Frieden von Adrianopel (1829) dictirte: Graf Diebitsch-Sabalkanski (Hans Karl Friedr. Anton v. D. und Narden, geb. 1795 zu Großleippe in Schlesien, gest. zu Kleczewo bei Pultusk, in Polen, 1831),

der den Ruhm eines eben so tapferen und einsichtsvollen Generals, als eines edlen Menschen mit in sein frühes Grab genommen hat. Stärker als er hat vor ihm Keiner an die morschen Pforten des türkischen Reiches angeklopft. — Der letzte, den wir als Repräsentanten des russischen Militairstaates nennen, ist der noch lebende Fürst-Statthalter von Polen, Feldmarschall Paskewitsch (Joh. Feodorowitsch Graf von Erlwan, Fürst von Warschau, geb. 1782 bei Smolensk). Er erschütterte die Macht des Halbmondes in Asien durch seine zahlreichen Siege über die Perser (1826 und 27) und über die Türken (1828 und 1829) fast noch nachdrücklicher, als Diebitsch durch seinen Zug über den Balkan, und begründete und erweiterte die russische Macht jenseits des Kaukasus. Das sind seine Großthaten, für welche wir ihm den ehrenden Lorbeer gern zugestehen; dagegen ist er nicht um den traurigen Ruhm zu beneiden, dem — freilich durch eigne Schuld — unglücklichen Polen den letzten Todesstoß versetzt zu haben (1831). — Den Uebergang aus dem Waffengeräusch der Feldlager in die ruhigen, friedlichen Hallen der Akademie der Wissenschaften, von den Soldaten zu den

Gelehrten,

soll uns der treffliche, tapfere und gelehrte Admiral Krusenstern (Adam Johann Ritter v. K., geb. in Esthland 1770, gestorben in St. Petersburg 1849) bilden. Er verdient aber einen Ehrenplatz in diesem unserm Bildersaale um so mehr, als er seine hohe Stellung in der russischen Marine vorzugsweise zur Erweiterung der geographischen Wissenschaft verwandte, und zwar durch Entdeckungsreisen (1803 — 1806), die eben so großartig in ihrem Plane waren, als sie bedeutend in ihren Erfolgen geworden sind *). Vor K. hatte sich die russische Schifffahrt im atlantischen Ocean nie bis zu den Wendekreisen erstreckt; er fuhr vom 6° N. B. bis zum 60° S. B. der andern Hemisphäre. — K. entdeckte die Orloffs-Inseln und durch ihn wurden die neuen Marquesas- oder Washingtons-Inseln, besonders aber Nukahiva und die Meerenge von Sangaar bekannter. Ganz besonders be-

*) S. Krusenstern's Reise um die Welt in den Jahren 1803—6 auf Befehl des Kaisers Alexander I. auf den Schiffen Nadeshda und Newa ꝛc. 3 Bde. 2. Aufl. Berlin, 1811.

reicherte er die Geographie Australiens, die der japanischen Küsten und der Inseln des chinesischen Meeres. Namentlich untersuchte er die Westküste der Insel Jedo, die Straße Laperouse und die Küsten der Insel Sachalin genau. Sein Versuch, die Handelsverbindungen mit Japan wieder herzustellen, mißlang. Für den russ. Handel wird überhaupt diese Reise dann erst wichtig und und folgereich werden, wenn die von K. vorgeschlagenen Verbesserungen in der Verwaltung der russischen Niederlassungen auf den Alëuten und der Nordwestküste von Nordamerika, auf deren Mißbräuche er aufmerksam gemacht hat, ausgeführt sein werden. — Im J. 1815 befehligte Krusenstern eine neue Expedition, welche den Zweck hatte, die Beringsstraße zu erforschen und einen nordwestlichen Durchweg von Amerika nach Archangel zu finden.

Bei der Ueberschau der eigentlich wissenschaftlichen Bestrebungen in Rußland treten uns zunächst zwei Männer entgegen, welche allerdings als die eigentlichen Begründer der russ. Literatur anzusehen sind, sofern ihnen die Erfindung der russischen Buchstabenschrift zugeschrieben wird, und von ihnen die erste Uebersetzung der slavonischen Kirchenbücher herrührt. Es sind zwei Geistliche: Methodius und dessen Bruder Constantin (nach erhaltener Tonsur und 40 Tage vor seinem Tode Cyrillus genannt). Beide lebten gegen die Mitte des neunten Jahrhunderts und waren aus der griechischen Handelsstadt Salonik (Thessalonich) gebürtig. Method diente in der Armee des griechischen Kaisers Michael III. als General (Wojewode) und stand in den an die Slaven angrenzenden Provinzen, wo er die slavische Sprache erlernte. Constantin ward von Jugend auf am kaiserlichen Hofe zu Konstantinopel erzogen, wurde hierauf Mönch, dann Priester und Bibliothekar an der Sophienkirche und Lehrer der Philosophie. Vom Kaiser Michael erhielt er den Auftrag, die am Euphrat wohnenden Sarazenen zum Christenthume zu bekehren. Hierauf begab er sich mit seinem Bruder Method zu den Chazaren zu gleichem Zwecke; gegen 863 aber, als die mährischen Fürsten Rostislaw, Swätopolk und Kozel sich von Konstantinopel Lehrer der christlichen Religion erbeten hatten, wurden beide Brüder vom Kaiser und der Geistlichkeit als die tauglichsten zu diesen Fürsten geschickt, und zwar der Erstere, weil er viele orientalische Sprachen verstand, der Letztere, weil er der slavoni-

schen Sprache ganz mächtig war. Der Vater der russischen Geschichte, der ehrwürdige Nestor, und viele Schriftsteller des übrigen Europa behaupten nun einstimmig, daß diese beiden Brüder die slavonischen Buchstaben erfunden hätten und daß die Bibel und die Kirchenschriften von ihnen zuerst in's Slavonische übersetzt worden seien *). Das von ihnen erfundene Alphabet — welches jedoch von Vielen dem Cyrillus allein zugeschrieben und nach ihm auch das cyrillische genannt wird — besteht aus 38 theils den griechischen nachgebildeten, theils ganz neuen Buchstaben, und dieses ist es, welches mit einigen Abänderungen noch jetzt in Rußland, in der Walachei, in der Moldau, in der Bulgarei, in Serbien u. s. w. gebraucht wird; die dalmatischen Slaven dagegen haben ein ganz anderes Alphabet, welches unter dem Namen des glagolitischen oder Buckwiza bekannt ist, dessen Erfindung fälschlich dem heil. Hieronymus zugeschrieben wird. In Böhmen, Mähren, Schlesien und den Lausitzen sind jetzt die deutschen, in Illyrien, Krain, Ungarn und Polen aber die lateinischen Schriftzeichen in Gebrauche. — „Auf solche Weise verdankten die Altvorderen der Slaven dem Christenthume nicht nur richtigere Begriffe von Gott, dem allmächtigen Schöpfer und weisen Regierer des Himmels und der Erde, und bessere Gesetze für Leben und Sitten, sondern auch die Vortheile der edelsten und wundervollsten Erfindung der Menschen: jene sinnreiche Malerei der Gedanken, eine Erfindung, die, wie eine freundliche Morgenröthe, schon in dunklen Jahrhunderten das Licht der Wissenschaften und des göttlichen Wortes zum Voraus verkündet **)." — Wie fast überall im Mittelalter waren auch in Rußland Mönche die Träger der Literatur und Wissenschaft; und so war auch der älteste Geschichtschreiber des russischen Volkes, Nestor, ein Mönch im Höhlenkloster bei Kiew im 11. Jahrh. Von seinem Leben wissen wir nur wenig, außer was ein alter Chronist von ihm sagt: „er wurde ziemlich alt, arbeitete an seiner Chronik, dachte an die Ewigkeit, diente und gefiel seinem Schöpfer, und ging, nachdem er ein ziemlich hohes Alter erreicht hatte, in seine Ruhe ein. Er liegt in der Höhle (d. h. im Kloster) begraben." Jedenfalls war er mit griechischer Sprache und Literatur, wenigstens

*) S. Strahl das gelehrte Rußland. (Lpzg., 1828) S. 2 ff.
**) Karamsin a. a. O. I. S. 70.

den byzantinischen Geschichtschreibern bekannt, nach deren Vorbilde er die Geschichte seines Vaterlandes in dessen eigener Sprache zu schreiben unternahm. Doch ist seine Erzählungsart mehr biblisch: er läßt seine Personen selbst sprechen, völlig wie in den historischen Büchern des A. T. Häufig mischt er auch Sprüche aus der Bibel und fromme Betrachtungen ein, und beschreibt Wunder und Wunderzeichen in kindlich einfacher Sprache, wie es von einem Mönche seiner Zeit zu erwarten war. Ueber seine Glaubwürdigkeit sagt der Geschichtsforscher Schlözer, der mit dem Lobe nicht allzu freigebig zu sein pflegte: „Dieser Russe ist über die späteren Isländer und Polen — die außer ihm über russische Geschichte berichten — so erhaben, wie die Vernunft, die sich wohl manchmal vergißt, über die permanente Thorheit *)." — Der größte Geschichtschreiber Rußlands aber gehört der neuesten Zeit an: Nicolai Michailowitsch von Karamsin (geb. im Gouvernement Simbirsk 1765, gest. in St. Petersburg 1826), ein Mann von der vielseitigsten Bildung, ebenso gemüthlicher Dichter, als gewissenhafter, ernster Historiograph, wovon seine „Geschichte Rußlands" (eilf Bände 1803—1823) ein vollgültiges Zeugniß giebt. Ein kaiserliches Rescript verlieh ihm für dieses Nationalwerk eine jährliche Leibrente von 50,000 Rubel, die nach seinem Tode auch seiner Gattin und seinen Kindern verbleiben sollte, den Söhnen bis zu ihrer Anstellung, den Töchtern bis zu ihrer Verheirathung. Heil den Großen und Mächtigen der Erde, die auf solche Weise ihr Licht leuchten lassen, die der Wissenschaft und dem wahren Verdienste in That und Wahrheit dadurch zugleich öffentlich huldigen, daß sie als gute Haushalter Gottes die Männer des Verdienstes in Liebe beachten und sie nicht verkümmern lassen unter dem Drucke des äußeren Lebens und seiner Sorgen! Karamsin aber hatte einen Bund mit allen Musen und Grazien geschlossen; daher vergaß er in seinen Schriften nie, das Nützliche mit dem Schönen zu mischen und die Geistreichsten der Nation saßen zu seinen Füßen und hingen an seinen Lippen. Er war mehrerer Sprachen völlig mächtig; für das Russische aber ward er der Schöpfer einer neuen Sprach-Epoche, wie bei uns Luther und Goethe. Darum

*) S. über ihn: Strahl, d. gel. Rußl. S. 21 ff.

wird sein Name auch gefeiert werden, so lange eine russische Literatur besteht *). Er mag uns auch zugleich den Uebergang bilden zur Betrachtung der vorzüglichsten

Dichter

seines Volkes, da er selbst mit zu ihnen gehört, wie der Begründer der neuen Schule der russischen Nationalpoesie: Michael Wassiliewitsch Lomonossoff (geb. 1711 im Gouvernement Archangel, gest. 1775 in Petersburg) auch mit einem Theile seiner vielseitigen Wirksamkeit zu den Geschichtsforschern seines Vaterlandes gehört. Doch ist L.'s Ruhm wie sein Verdienst als Dichter überwiegend, und seine Oden und Lieder, so wie sein Epos „Petreide", in welchem er die Thaten Peter des Großen verherrlicht, gehören zu dem Besten, was die russische Literatur aufzuweisen hat. Sein Geschmack bildete sich zunächst an deutschen Mustern, die er bei seinem längeren Aufenthalte auf deutschen Universitäten kennen lernte. — Dagegen ist der nächst ihm genannte Derschawin (Gabriel Romanowitsch D., geb. zu Kasan 1743, gest. auf seinem Landgute bei Nowogorod 1816) ganz Original, dessen reiches poetisches Talent sich ganz frei von allem fremden Einflusse ausbildete. Man nennt ihn gewöhnlich den russischen Pindar; seine „Hymne auf die Vertreibung der Franzosen aus dem Reiche" ist ein Meisterstück in Inhalt und Form. — Noch populärer aber in seinem Vaterlande und noch weit bekannter im Auslande ist der erst vor wenigen Jahren in Petersburg verstorbene Iwan Andrejowitsch Kryloff (geb. 1768 in Moskau), der Aesop und Lafontaine der russischen Literatur. „K.'s Fabeln haben sich durch den in denselben herrschenden ächtrussischen Sinn, durch frohe Laune, Natürlichkeit, Witz und Gutmüthigkeit zu dem beliebtesten russischen Volksbuche erhoben und viele einzelne Sentenzen derselben sind bereits im Munde des Volkes zu Sprüchwörtern geworden. Sie sind gewöhnlich das erste Lesebuch, das russischen Kindern in die Hände gegeben wird und daher in vielen tausend Exemplaren und sehr theuern und sehr wohlfeilen Ausgaben unter allen Ständen Rußlands verbreitet **)." — Ganz der neuesten Zeit angehörig sind die

*) Tappe a. a. O. I. S. 10.

**) Conversations-Lexikon der Gegenwart. III. S. 143.

beiden Letzten, welche unsere Tafel zur Ehre Rußlands nennt: Alexander Graf Puschkin (geb. 1799, gefallen im Duell 1837), ein kräftiger, origineller Dichter, bedeutsam besonders wegen der tiefen und innigen Freiheitsliebe, welche alle seine Gedichte durchglüht. Auch als Novellendichter ist er ausgezeichnet durch seine scharfen Charakterzeichnungen eben sowohl, wie durch seinen glänzenden Styl. — Der vielseitig gebildete Erzieher des Großfürsten Thronfolger endlich, Wassilij Andrejowitsch Schukowsky (geb. 1783, gest. in Baden-Baden 1851) verdient namentlich auch darum hier genannt zu werden, weil er in seinen trefflichen Dichtungen besonders deutschen Mustern sich anschließt, und durch die freie, ächtdichterische Uebertragung deutscher Meisterwerke *) wesentlich mit dazu beiträgt, seine Landsleute mit den Classikern unseres Volkes, wie mit Bürger, Goethe und namentlich mit Schiller bekannt zu machen. Solche Geister sind den emsigen Bienen vergleichbar, welche den Blumenstaub aus einer Blume in die andere entfernte übertragen und dadurch neues Leben in ihr wecken, sei es zu gesegneter Frucht oder schönerer, mannigfaltigerer Blüthenpracht. Rußlands Literatur aber ist noch ein einfacher Wildling, der solches veredelnden Einflusses bedarf. Möge es ihm an selbstständigen Vermittlern, welche das Vaterländische durch Fremdes veredeln, ohne es zu verwischen oder gar zu zerstören, nie fehlen! Dadurch wird Rußland seinen Platz in der Reihe der europäischen Staaten weit sicherer bewahren, als durch Eroberungspläne und politischen Einfluß auf seine westlichen Nachbarn.

*) Besonders gelungen ist seine Uebersetzung der Schiller'schen „Jungfrau von Orleans."

VII.

Die pyrenäische Halbinsel.

A) Spanien.

Europa's Haupt als Krone schön zu schmücken,
Entfalten hier sich Spaniens edle Lande,
Wo, manches Volk mit Herrschaft zu beglücken,
Sich oft des Schicksals leichtes Segel wandte.
Doch wird Gewalt es nie zu Boden drücken,
Noch Arglist ihm erregen Schmach und Schande,
Wenn nicht zuvor das Schicksal will den Glauben
An ihre Kraft des Landes Bürgern rauben.
(Lusiade, Ges. III. Strophe 17.)

Aus dem hohen Norden führt uns unsere Wanderung durch die Tempelhallen der Geschichte der europäischen Menschheit plötzlich in den äußersten Süd-Westen, in das Zauberland, welches mit vollem Rechte „ein Garten Gottes" genannt wird, das „die Segel seiner Schiffe und seiner Gedanken über und in den beiden weltbildenden und weltbeherrschenden Meeren ausspannt, dem mittelländischen und atlantischen." Daher war es auch vor allen übrigen Ländern, selbst vor dem westlicher gelegenen England, berufen, die Entdeckung der neuen Welt der westlichen Hemisphäre zu vermitteln; denn der Strom der dahin fortfluthenden Geschichte mußte sich an dessen Küsten brechen und bedurfte somit dessen Vermittelung, um auch dorthin seine Wirkungen zu erstrecken und dort, jenseits des Oceans, das ewige Gesetz höheren Lebens geltend zu machen. Dadurch hat die pyrenäische Halbinsel — der einzige Theil Europa's, welcher durch eine Central-Hochebene gebildet ist — eine besondere welthistorische Bedeutung bekommen seit den ältesten Zeiten, welche durch seine scharfgezeichneten, starken Grenzen, durch die Eigenthümlichkeit seiner milden klimatischen Verhältnisse, die Mannigfaltigkeit und Herrlichkeit seiner Naturprodukte und die natürliche Tüchtigkeit seiner Bewohner gar sehr erhöht wird. Von dieser

Hochwarte schaut die europäische Menschheit nach Osten, Westen und Süden zugleich, und dort vereinigt sich Alles, was das kleine Europa Großartiges, Herrliches und Schönes haben kann. Darum hat dort auch von jeher das Leben in ungewöhnlicheren Erscheinungen sich offenbart und die Poesie lange von dorther ihre schönsten und lieblichsten Stoffe geholt zur Erweckung, Lust und Freude für die Völkergeschwister jenseits der Pyrenäen. Zugleich war freilich auch so viele Herrlichkeit und Schönheit eine Lockung für die Nachbarn, daß sie diese mitgenießen wollten; und so ward Spanien schon seit der Phönizier und Carthager Zeiten auf seinen Küsten ein wechselreicher Schauplatz der Kämpfe mit Eindringlingen aller Art, bis es endlich eine römische Provinz geworden. „Allein als ein entferntes Land, wohin die Stöße und Erschütterungen derjenigen Völker nicht drangen, welche schon seit dem ersten und zweiten Jahrhundert unserer Zeitrechnung der großen Weltherrscherin Roma Untergang und Verderben drohten, war Hispanien zu den glücklichen Ländern des Westens zu zählen und ist nimmer so sehr, als die Lande längs der Donau und als Italien und Gallien, die Dreschtenne und der Kampfplatz der stürmenden, verwüstenden und neue Sitze suchenden Völker gewesen; und wenn auch seine endliche Besetzung und Eroberung durch die Germanen (Sueven, Vandalen, Alanen u. A. im Anfange des 5. Jahrhunderts) nicht ohne mannigfaltiges Leid und Weh vollbracht wurde, so ist dieses Land doch nicht so vielfältig und durch und durch verheert worden, als man dies bei jenen eben erwähnten Nachbarländern nachweisen kann.... Bald nach den Sueven und Vandalen rückten die Westgothen, eins der edelsten und gesittetsten germanischen Völker, und welches am frühesten von allen Germanen gechristet war, in Süd-Gallien und Nord-Spanien ein und drängten diese immer weiter gegen Westen, bis sie dieselben endlich in der zweiten Hälfte des fünften Jahrhunderts immer dichter und enger in dem Nordwesten Spaniens zusammentrieben. Es blieben aber die spanischen Küstenlande zwischen dem Ebro und Guadalquivir, mit den festen, reichen, bevölkerten Städten immer noch unbezwungene römische und byzantinische Besitzungen. Erst im Anfange des siebenten Jahrhunderts, über zweihundert Jahre nach dem Einbruche der Westgothen durch die Pyrenäen,

sind diese durch allmählige Eroberung westgothisch geworden, so daß man annehmen kann, daß in diesen Gegenden die alten Einwohner fast ungestört sitzen geblieben und der Westgothen in ihnen nur eine kleine Zahl heimisch geworden. Gegen Ende des sechsten Jahrhunderts ging das Reich der Sueven in dem der Westgothen unter, ohne daß jedoch das Letztere an wahrer innerer Kraft gewonnen hätte; vielmehr gewahren wir daselbst während des ganzen siebenten Jahrhunderts ein unerfreuliches Stoßen und Treiben der Rotten und Parteien, ein Ringen um den Königsthron, ein unaufhörliches Wechseln der königlichen Geschlechter und ein gewaltsames und hinterlistiges Gewirr böser Künste. . . So ward der Sturz der Dinge vorbereitet, und endlich kam, im Anfange des achten Jahrhunderts, durch Verrath und Judenzettelungen gerufen und unterstützt, der Araber über die Meerenge in das schöne Land, wornach ihm schon lange gelüstet hatte und gewann durch den lange und tapfer streitig gemachten Sieg bei Xeres de la Frontera im Jahre 711 binnen Jahresfrist die Herrschaft über ganz Westgothien; denn im folgenden Jahre (712) ist er schon jenseits der Pyrenäen und erobert auch das gallische Westgothien, und bedroht während eines Menschenalters durch außerordentliche Rüstigkeit und Tapferkeit das ganze Abendland mit Knechtschaft. Diese Araber oder Sarazenen, die auch Mohren oder Mauren genannt werden, weil die alten Einwohner Nordafrika's wohl den Hauptbestandtheil ihrer Heere ausmachten, blühten in jenen Tagen durch geistige Lebendigkeit und ritterliche Rüstigkeit, durch Begeisterung, Glaubensgluth, Waffenlust, Bildung und Wissenschaft in mancher Hinsicht dem christlichen Abendlande überlegen. Sie kamen nicht als rohe und wüste Eroberer, noch als solche, welche das schöne Land nur plündern und dann wieder verlassen wollten, sondern als solche, die auf ein ordentliches Reich dachten und einen bleibenden Sitz. Sie schifften nicht blos Heere herüber, nicht blos Häuptlinge aus Afrika; sondern im Laufe der Jahrhunderte findet man ägyptische, syrische, ja persische Feldherren mit Kriegsschaaren genannt, welche von den damals das Mittelmeer beherrschenden Sarazenen getragen, von einem Lande zum andern schifften und die siegreichen Fahnen und die Lehre Muhamed's über die weite Erde zu verbreiten suchten. Diese Haufen und

die aus Afrika Herüberschiffenden in Schaaren von Zehntausenden und Funfzigtausenden ließen sich vorzüglich in dem Süden als Bewohner nieder, verbreiteten sich aber auch als die Herrschenden über das ganze Land. Gegen die Christen verfuhren sie im Allgemeinen mit Milde und Billigkeit, und drängten und vergewaltigten sie nicht wegen ihres Glaubens, suchten auch durch eine weise und gleiche Verwaltung das herrliche, fruchtbare Land immer blühender und seine Hülfsmittel für sich immer ergiebiger zu machen. Nach ungefähren Angaben und Berechnungen, die aber durch manche Erscheinungen und Erfolge nicht unwahrscheinlich sind, muß die Blüthe Spaniens unter den Arabern eine außerordentliche, für jene Zeit fast unglaubliche Höhe erreicht haben. Man kommt dabei fast zu einer jährlichen Staatseinnahme von 40 Millionen Thalern, und zu einer Einwohnerzahl von 25 bis 30 Millionen. Diese höchste Blüthe hat etwa dreihundert bis vierhundert Jahre gedauert und hat seit der ersten Hälfte des eilften Jahrhunderts abgenommen, da der Stamm der alten Ommaijaden-Sultane im Jahre 1038 erlosch und die arabische Einheit sich in viele Kleinstaaten zersplitterte. Dies gab auch den Christen Lust, in den Waffen gegen die Ungläubigen sich frischer zu bewegen und in langen und immer noch sehr harten und blutigen Kämpfen ihr Land von ihnen wieder zu gewinnen. . . . So drangen, seit dem eilften Jahrhunderte die Christen wieder gewaltiger gegen den Süden hinab und drohten dem zertheilten Mohrenreiche den Tod *)." In diese Zeit fällt die Erscheinung jenes halb mythischen, halb historischen ritterlichen Helden, der nur im Achilles des Alterthums sein Gegenbild hat, die Erscheinung des in zahllosen Romanzen gefeierten **Don Rodriguez Diaz von Vivar**, genannt **der Cid**, an welchen das erste Brustbild unserer Randzeichnung erinnert. „Wenn auch eine kritische, unbefangene Geschichtsforschung viele Thaten des Cid nur als poetische Ueberlieferungen betrachten muß, da sie größtentheils mit den Nachrichten der geschichtlichen Quellen im Widerspruche stehen, so bleibt doch dem größten Helden Spaniens seine größte Waffenthat, die Eroberung Valencias (1094) unbestritten. . . Es war in den letzten Re-

*) Arndt a. a. O. S. 157 ff.

gierungsjahren Ferdinands I. von Castilien und Leon († 1064), daß sich Rudericus, der Sohn Diago's (Diaz), in den Kämpfen gegen die Aragonier-und Sarazenen zuerst in den Waffen auszeichnete. Nachdem Ferdinand sein Reich unter seine drei Söhne getheilt hatte, kam der Graf Rudericus als castilischer Großer unter die Herrschaft Sancho's, der ihn bald vor allen andern Rittern auszeichnete, und an die Spitze seiner Truppen stellte. In allen Schlachten, welche Sancho gegen seine Brüder lieferte, die er aus ihrem Erbe verdrängte, focht Rudericus und half sie gewinnen: wahrscheinlich schon damals erhielt er den Beinamen Campeador oder Campidoctus (der große Feldherr). Als Sancho durch Meuchelmord vor Zamora fiel und dessen Bruder Alfonso, der in Toledo in der Verbannung gelebt hatte, das ganze Reich seines Vaters in Besitz nahm, wollten ihn die Castilier nicht eher als König anerkennen, als bis er durch einen Eid sich frei vom Antheile an der Ermordung Sancho's gesprochen hätte; kein castilischer Großer hatte den Muth, dem Könige den Eid abzunehmen, als nur der Graf Rudericus, welcher sogar wagte, dem Könige den Eid zweimal hersagen zu lassen. Darin will man auch den Grund finden, daß Alfonso immer dem Campeador gram blieb, und leicht den Einflüsterungen seiner Feinde ein geneigtes Ohr schenkte. — Daß Rudericus vom Könige Alfonso als Gesandter nach Sevilla an Almutamed geschickt wurde, scheint selbst aus arabischen Nachrichten zu erhellen, doch in einer Zeit, in welche die christlichen Ueberlieferungen schon seine erste Verbannung aus Castilien setzen. Wodurch diese veranlaßt worden, wo sich der Ritter in seiner mehrjährigen Verbannung aufgehalten, ob er für den Emir von Saragossa unterdessen gegen Barcelona, Aragonien und Denia Krieg geführt habe, wann er wieder nach Castilien zurückgekehrt und weswegen er zum zweiten- und drittenmale aus seinem Vaterlande verwiesen worden, ob er abermals mit dem Grafen von Barcelona Krieg geführt und was er gegen die Sarazenen in Valencia und Denia ausgerichtet? — sind Fragen, welche aus den Ueberlieferungen der Lebensgeschichte nicht genügend beantwortet werden können, wenn man damit die geschichtlichen Quellen vergleicht. Das aber scheint allein zuverlässig, daß Rudericus, ein hochfahrender Mann, der lieber für sich allein, als unter dem Befehle seines Königs, mit dem er sich nicht gut vertragen

konnte, Krieg führte, gern Castilien verließ; und da er als vortrefflicher Anführer und ausgezeichneter Ritter in ganz Spanien bekannt war, so sammelten sich unter seine Banner, die zu Raub und Eroberungen führten, die kampflustigsten christlichen und muhamedanischen Streiter; wer den starken Arm der unabhängigen Ritter am besten belohnte, hatte sich ihrer Hülfe zu erfreuen, einerlei, ob ein christlicher, oder muhamedanischer Fürst die Hülfe verlangte. Solche Beispiele wurden schon früher selbst von den zwischen dem Ebro und den Pyrenäen Regierenden gegeben; es ist daher nicht zu verwundern, daß ein aus seinem Vaterlande vertriebener Ritter an der Spitze einer tapfern Schaar nicht unterschied, ob er seine Hülfe einem christlichen oder muhamedanischen Fürsten verkaufte. Die vielfältigen Berührungen, in denen damals die spanische Bevölkerung zu einander trat, hatte in dieser Rücksicht ungeachtet des sonstigen Fanatismus eine gewisse Gleichgültigkeit in religiöser Rücksicht hervorgebracht, sobald es Macht, Ansehen und Ländererwerb galt. Ein anderer Campeador, ein Gegner des Grafen Gudericus, Graf Garcias Ordoñez, dessen Güter am obern Ebro lagen, hatte seine Ritter den Almoraviden zugeführt und focht mit diesen gegen die Christen; später als der König Pedro Huesca belagerte, kam derselbe Garcias Ordoñez, von den Almoraviden geschickt, auch dem Emir von Saragossa zu Hülfe, ja selbst dem Rudericus gegenüber scheint er gestritten zu haben. Nachdem Rudericus sich vielfach mit seinen christlichen und muhamedanischen Ritterschaaren im östlichen Spanien, vom Ufer des Ebro bis an das des Segura, in vielen heißen Kämpfen gegen Christen und Moslims herumgetrieben, und erst in dieser Zeit den Namen Cid (Herr), von seinen Feinden aber die Benennung Albarhanes (Tyrann) erhalten hatte, erfahren wir durch die eigentlichen Geschichtsquellen erst dann, als die Almoraviden Denia und Valencia erobert hatten (1092), etwas Näheres von den Thaten des Cid. Nachdem er in der Provinz Valencia einige Felsenburgen befestigt, mit starker Besatzung versehen und mit den muhamedanischen Fürsten von Albarracin, Xativa, Denia und Murviedro, heftigen Feinden der Almoraviden, sich verbunden hatte, suchte er Valencia den Almoraviden zu entreißen. Mit einem ziemlich zahlreichen Heere Christen und Moslims, wahrscheinlich auch mit castilischen Truppen, welche König

Alfonso geschickt hatte, belagerte der Cid Valencia und bedrängte es so sehr, daß die Einwohner, ohnehin gedrückt durch die almoravidische Herrschaft, den Befehlshaber der Stadt, Wali Ahmed ben Dschahaf zwangen, den Belagerern die Thore zu öffnen, da keine Aussicht auf baldigen Entsatz, wie man es erheischte, vorhanden war. Die Uebergabe der Stadt wurde unter folgenden Bedingungen abgeschlossen: der Wali Ahmed ben Dschahaf erhält für sich, seine Familie und alle Einwohner der Stadt vollkommene Sicherheit, so daß sie weder an Leib, noch Eigenthum irgend gefährdet werden; selbst die Stelle eines Wali bleibt Ahmed unbenommen. Darauf zog der Cid mit seinen Verbündeten in Valencia ein, im Monat Mai 1094. — Der Sieger hielt Anfangs seine Versprechungen genau; als er aber dem Wali die Schätze des früheren Emirs Yasia Alcadir ben Dilnun abforderte und jener läugnete, sie zu haben, noch zu wissen, wo sie verborgen seien, so ließ ihn der Cid mit seiner ganzen Familie in's Gefängniß werfen. Da Bitten, Drohungen, Foltern den Wali nicht zum Geständnisse führten, wurde mitten auf dem Marktplatze von Valencia ein großer Scheiterhaufen errichtet, um darauf den Ahmed ben Dschahaf mit seiner Familie zu verbrennen. Als die Menge der Anwesenden, sowohl Christen wie Moslims, den Befehl vernahmen, so jammerte sie das Schicksal der Frauen und Kinder, und sie flehten den Cid an, wenigstens diese Unschuldigen zu verschonen, was derselbe endlich auch bewilligte. Der Wali aber, mit Ketten belastet, wurde in ein Loch gestellt, bis an den Gürtel, und das ihn umgebende Holz angezündet, so daß die Flammen den Unglücklichen bald verzehrten. Dieses geschah gerade ein Jahr nach der Einnahme der Stadt. — Die Herrschaft über Valencia theilte der Cid mit seinem Verbündeten, dem Fürsten Abu Mervan Abdelmelec von Albarracin, dem er auch die Erlaubniß gab, den Lebun den Abdelaziz als Wali einzusetzen. Gerade dadurch, daß ein muhamedanischer Statthalter im Namen beider regierte, ertrugen die Valencianer desto leichter die christliche Herrschaft. Denn offenbar war der König Alfonso als Oberlehnsherr des Cid auch Herrscher von Valencia. Daher ist auch erklärlich, warum eine arabische Nachricht die Eroberung der Stadt nicht dem Cid, sondern dem Könige Alfonso zuschreibt, und daß christliche Berichte den bald nach Cid's Tod

erfolgten Verlust Valencia's ausdrücklich als eine Schmälerung des castilischen Reiches angeben. So lange der Cid lebte, scheiterten alle Versuche der Almoraviden, Valencia wieder zu nehmen. — Alles, was von des Campeadors weitern Thaten und Lebensschicksalen erzählt wird, unterliegt derselben Ungewißheit, wie seine frühere Geschichte vor der Einnahme Valencia's. Dahin rechnen wir sein Bündniß mit König Pedro von Aragonien gegen die Almoraviden, und die große Schlacht, welche sie vereint gegen den afrikanischen Feldherrn Syr ben Abubekir, den Eroberer der balearischen Inseln, lieferten; während andere Nachrichten im grellen Widerspruch damit angeben, daß eben dieser König Pedro vom Cid gefangen worden sei. Ferner gehört dahin die Eroberung von Murviedro, einer Stadt, dessen Fürst Cid's Verbündeter war, und der Antheil, den der damals noch unmündige Graf Raymund Berengar III. von Barcelona an der Vertheidigung dieses Ortes gegen den Cid nahm. Auch die Einsetzung des Hieronymus zum Bischof von Valencia, mit Erlaubniß des Papstes Urban II., wie spätere Nachrichten und unächte Urkunden melden, ist zu verwerfen. Nur das Wenige ist historisch gewiß, daß der Cid, noch herrschend über Valencia in der Nähe dieser Stadt im Jahre 1099 gestorben ist, und daß im dritten Jahre nach seinem Tode nach einer langwierigen Belagerung und vielen blutigen Treffen der König Alfonso von Castilien Valencia den Almoraviden hat wieder überlassen müssen (1102)... Forscht man nun nach der Ursache, warum gerade der Cid unter allen spanischen Helden eine so große Berühmtheit erhalten hat, da doch die Thaten der früheren Grafen von Castilien und anderer hochverdienten Streiter für's Vaterland, anstatt im dankbaren Andenken des spanischen Volkes aufbewahrt zu werden, fast in Vergessenheit gerathen sind; so wird man finden, daß der Cid die Verewigung seines Namens und seine hohe Stellung unter den spanischen Helden hauptsächlich den damaligen Zeitumständen zu verdanken hat. Denn nicht allein das Verdienst, sondern erst eine dafür empfängliche Mitwelt umwindet die Schläfe des Helden wie des Dichters mit dem Lorbeerkranze und gründet für alle Zeiten den Nachruhm *)." Der Cid ist, wie Achilles, durch

*) Aschbach Gesch. Spaniens und Portugals zur Zeit der Herrschaft der Almoraviden und Almohaden. I. Th. S. 114 ff.

die Sänger unsterblich geworden, welche in unzähligen Romanzen seinen ritterlichen Sinn und seine Heldenthaten verherrlicht haben. Der Eroberer von Valencia vertritt aber die ganze Schaar der Kreuzfahrer, welche gleichzeitig auszogen das heilige Grab zu erobern, und denen sich anzuschließen der Papst den spanischen Christen nicht erlaubte, weil sie die Feinde der Christenwelt im eignen Lande zu bekämpfen hatten. So wurde der Cid der Hauptheld der spanischen Poesie, das Ideal einer frommen, großmüthigen, edlen, ritterlichen Tapferkeit, der Repräsentant der ganzen spanischen Ritterschaft, ausgestattet und geschmückt mit Allem, was sein Volk Edles und Ehrenhaftes, Tapferes und Ritterliches in sich trägt, der Inbegriff aller Heldentugenden und die Krone edler Ritterlichkeit; und die ihn verherrlichenden, in klangreiche Romanzen eingekleideten Volkssagen, welche des Spaniers Stolz und Freude, haben weit über die Pyrenäen hinaus auch bei andern Völkern Anklang gefunden und sind durch unseres Herder's Geist und Hand eine Perle auch unsrer Literatur geworden. Erfreuen wir uns an ihnen, ohne uns durch die Einsprüche der neueren Geschichtsforscher stören zu lassen; denn es giebt eine Wahrheit, welche auch das schärfste Messer der anatomirenden Kritik nicht zerstören kann, weil sie ihre Bürgschaft im rein-menschlichen Gefühle hat. Und was wäre die Menschheit, wenn sie an nichts Höheres, als an die nackte Wirklichkeit glauben sollte und das Reich des Idealen ihr verschlossen wäre?! — Es ist daher ganz natürlich, daß auch in der Geschichte des Cid die Wirklichkeit mit der Dichtung so eng verpflochten ward, daß man schon im Anfange des dreizehnten Jahrhunderts, also kaum hundert Jahre nach des Helden Tode, das Poetische von dem Historischen nicht mehr unterscheiden konnte *).

In unaufhörlichen Kämpfen der kleinen maurischen Reiche unter sich selbst und mit den in Nordosten und Nordwesten fortwährend tapferen Widerstand leistenden Christen verbrachte Spanien fast achthundert Jahre; denn erst im Jahre 1492 ward mit der Eroberung von Granada die Herrschaft der Araber völlig zerstört. „Wenn einerseits diese Fehden nicht ohne Grausamkeit, Religionshaß, Vernichtung vieles Guten und Schönen geführt

*) Wir folgen hierin den Ansichten Aschbach's (a. a. O.) und Schäfer's in seiner Geschichte von Spanien. I. S. 396.

wurden, so stählten sie doch andrerseits den Muth, erzogen zur Selbstständigkeit, und erhoben über das Unbedeutsame des ruhig dahin fließenden Lebens hinaus zu Heldensinn, dichterischer Begeisterung und zu einer durchaus eigenthümlichen, wunderbaren Vereinigung des Christlich-Europäischen mit dem Südlich-Arabischen. Ferner hinderten die Theilungen in viele kleine Reiche zwar die Vereinigung des christlichen Spaniens zu einem mächtigen Staate; allein jedes kleine Reich, ja fast jede Stadt gewann deshalb eine eigenthümlichere Gestalt... Die große Macht und Selbstständigkeit der Geistlichkeit, des Adels und der Bürger stellte aber in den meisten Landschaften die königliche Macht in den Hintergrund; und seitdem die maurische Gefahr nicht mehr zur Einigkeit zwang und den Kräften eine bestimmte Richtung gab, geriethen diese feindselig an einander: Ordnung, Gerechtigkeit und Friede verschwand, der Fehden war kein Ende, und die Barone erlaubten sich die größte Willkür gegen Geringere und Untergebene. Deshalb, und weil gleichmäßiger Schutz fast nur vom Throne ausgehen kann, erschien eine Erhöhung der königlichen Macht den Meisten wünschenswerth. Die Vermählung Ferdinand's von Aragonien und Isabellens, der Erbin von Castilien — an welche uns das Doppelbild unsrer Randzeichnung erinnert — führte zwar nicht zu einer völligen Verschmelzung beider Reiche, wohl aber zu einträchtiger und verstärkter Wirksamkeit für dieselben Zwecke. Isabelle herrschte vom Jahre 1474 bis 1504, Ferdinand von 1479 bis 1516 und beide verfolgten lebenslänglich und unwandelbar den Plan: die hohe Geistlichkeit durch größern Einfluß auf Besetzung der Stellen von sich abhängiger zu machen, das Großmeisterthum der wichtigen Ritterorden mit der Krone zu vereinigen, die vergeudeten Staatsgüter möglichst einzuziehen und die Willkür der Barone, nöthigenfalls mit Hülfe der Städte zu brechen. Zwei Herrschern von solcher Klugheit und Besonnenheit, so unermüdlicher Thätigkeit mußte das gelingen, was Viele vor ihnen mit schlechtem Erfolge versucht hatten. Ueberall — das gestanden selbst die Gegner — wuchs die Ordnung, innere Fehden hörten auf, die Rechtspflege ward unparteiischer und strenger, die Wahl aller Beamten geschah mit größter Umsicht, und das niedere Volk fand bei den Königen Schutz gegen ungerechte Herren. Wenn Isabelle leichter

große Gedanken ergriff und sich dafür begeisterte, so schaffte Ferdinand die Mittel zur Ausführung herbei. Beide waren sparsam; doch schonte dieser nie das Geld, wo es die Umstände verlangten, jene nicht, wo der Glanz des Königthums Ausgaben zu erfordern schien. Unter allen Unterstützungen lohnte sich aber niemals eine reichlicher und großartiger, als die, welche dem Genueser Christoph Colon oder Columbus zu Theil ward. Es sei daher verstattet hier die Geschichte der Entdeckung von Amerika, jedoch nur in der Kürze, einzuschalten, — wie das Bild des Entdeckers in unsrer Randzeichnung neben dem der spanischen Könige steht. — Christoph Columbus, geboren (1446 oder 1447) in Genua, war seit dem vierzehnten Jahre seines Alters als Seemann in allen damals bekannten Meeren umhergeschifft. Wissenschaftlich vorgebildet und von dem Gange aller bisherigen Entdeckungen genau unterrichtet, entstand in ihm die Ueberzeugung: es müsse gegen Westen der Weg nach Indien zu finden oder ein großes Land daselbst anzutreffen sein. Schwimmende Baumstämme, westwärts fliegende Vögel, umtreibende Kähne, todte Körper, diese und ähnliche Anzeichen bestätigten, was eine gründliche Theorie zu verlangen schien. Allein weder in Genua, noch in England, noch selbst in dem, für kühne Unternehmungen dieser Art damals so begeisterten Portugal, fanden seine Vorstellungen Eingang, und nach Jahre langen, gleich vergeblichen Bemühen, wollte er ebenfalls Spanien verlassen, als sich Isabelle, erfreut über die endliche Bezwingung Granada's, entschloß, eine geringe Summe zur Ausrüstung einiger Schiffe herzugeben. Columbus selbst übernahm ein Achttheil der Kosten und ward im Voraus unter großen Begünstigungen zum Statthalter aller von ihm zu entdeckenden Länder ernannt. Am dritten August 1492 segelte der kühne Mann mit drei kleinen Schiffen und achtzig Begleitern von Palos, einem unbedeutenden Hafen Andalusiens, ab. Mit jedem Tage der lang sich hinziehenden Fahrt minderte sich aber die Hoffnung und wuchs die Ungeduld der Matrosen, obgleich ihnen Columbus klüglich verschwieg, wie ungemein groß die bereits zurückgelegte Meilenzahl sei. Furcht, Dummheit und Frechheit schienen obzusiegen und den Plan, die Hoffnung seines ganzen Lebens, zu vernichten. Es trieb ihn ja nicht die gewöhnliche Neugier, welche, die Hände in den Schooß

legend, sich das Neue bequem zukommen läßt; es stand die Ehre seines Namens, die Wahrheit der Wissenschaft auf dem Spiele; er lebte der begeisterten Hoffnung neue Welten zu entdecken und den Menschen zum Herrn des ganzen Erdballes zu erheben. Von der Vorsehung war Columbus zum Werkzeug ausersehen, den zeitherigen Gesichtskreis glänzend zu erweitern, und wie man auch über die Entdeckung von Amerika im Einzelnen denken mag, Niemand kann leugnen, daß die frühere Beschränkung sich nicht willkürlich festhalten ließ, und die Erziehung des Menschengeschlechtes diese Entwickelungsstufe nöthig machte und herbeiführte. — Unterdeß zeigten sich Vorboten des Landes: die Tiefe des Meeres nahm ab, man fand schwimmendes Holz und erblickte endlich am 12. October 1492 die Küsten der Insel Guanahani oder San Salvador. So groß und laut war jetzt die Bewunderung für Columbus, als vorher der Tadel, und womöglich noch größer das Erstaunen über die im neuen Welttheile vorgefundenen Menschen und die dortige Natur. Nachdem auch Cuba und Hispaniola entdeckt und auf letzter Insel eine Niederlassung angelegt worden war, kehrte Columbus nach Spanien zurück und ward am 15. April 1493 in Barcelona von der Königin auf's ehrenvollste empfangen. Noch in demselben Jahre trat er seine zweite Reise an und entdeckte die Inseln Desirade, Dòminika, Guadeloupe, Antigua, Jamaica, ja das feste Land von Amerika, obgleich er es diesmal noch nicht betrat. Leider aber fand er auf Hispaniola die dort zurückgelassenen Ansiedler durch Willkür entartet und mit den Einwohnern so verfeindet, daß diese keine Lebensmittel mehr bauen wollten, damit die Spanier verhungern müßten. Im offenen Kriege freilich siegten diese über eine ungeheuere Mehrzahl, und ließen nun ihrer Grausamkeit um so frevelhafteren Lauf, als sie Nichtchristen und Menschen amerikanischen Stammes einer menschlichen Behandlung nicht würdig achteten. — Zwischen die zweite und die dritte Reise des Columbus fällt die des Florentiners Amerigo Vespucci, der so lange nicht für den wahren Entdecker Amerika's gehalten werden kann, als der Nachtreter auf großen Bahnen hinter dem Bahn brechenden Genius zurücksteht. — Bei der dritten, im Jahre 1498 angetretenen Reise erreichte Columbus die Insel Trinidad und das Festland am Ausflusse des Orinoco; die

Matrosen (zum Theil aus den Gefängnissen befreite Verbrecher) zwangen ihn aber, nach Hispaniola zurückzukehren, erlaubten sich hier Unbilden aller Art und fanden Gelegenheit, Klagen und Verleumdungen wider Columbus bei Ferdinand und Isabelle anzubringen, welche hierauf den Ritter des Calatrava-Ordens, Franz von Bovadilla als Schiedsrichter nach Amerika abschickten. Ohne alle Untersuchung, ohne Rücksicht auf das klarste Recht und die größten Verdienste ließ dieser Frevler den Columbus verhaften und in Ketten nach Spanien senden. Ferdinand und Isabelle mißbilligten zwar dieses Verfahren und befreiten den Gefangenen, hielten ihm aber unter allerhand Vorwänden den früheren Vertrag nicht; denn bald hieß es, das Entdeckte sei zu wichtig, bald es verursache nur Ausgaben und bringe — was damals allein geschätzt wurde — kein Gold. Cabral's Rückkehr aus Indien mit reicher Ladung bewirkte jedoch, daß man dem Columbus im Jahre 1502 zu einer vierten Reise Unterstützung bewilligte. Er erreichte das Vorgebirge Gracias a Dios auf der Landenge von Panamá, benannte den schönsten der dort vorgefundenen Häfen Portobello, litt aber auf dem Rückwege Schiffbruch an der Küste von Jamaica. Ovando, der spanische Statthalter auf Hispaniola, ließ den Unglücklichen nicht blos vorsätzlich ohne Hülfe, sondern verbot auch den gutmüthigen Indianern ihm Lebensmittel darzureichen. Doch die Furcht vor einer durch Columbus verkündigten Mondfinsterniß überwog zuletzt die Furcht vor den Befehlen des Statthalters. Als C. endlich nach den größten Mühseligkeiten im December 1504 wieder in Spanien anlangte, fand er seine Beschützerin todt; Ferdinand, der seiner nicht mehr zu bedürfen glaubte, vernachlässigte ihn gänzlich; und so starb dieser Mann, dem, selbst abgesehen von der unermeßlichen Wichtigkeit seiner Entdeckung, Wenige in der Geschichte an Klugheit, Geschicklichkeit, Ausdauer und Charaktergröße gleich kommen, am 20. Mai 1506 zu Valladolid, mehr vielleicht an Kummer über Undank, als an den Folgen des Alters und der ausgestandenen Beschwerden; denn er zählte nur neun und funfzig Jahre. In seinem letzten Willen befahl er, die Ketten, an welche man ihn, den Entdecker einer neuen Welt, einst geschmiedet hatte, mit in sein Grab zu legen. — Solcher Schattenseiten finden wir, dem oben ausgesprochenen Lobe gegenüber, nur zu viele in der Regierung

Ferdinand's und Isabellens. Ihrer verwerflichen Politik hinsichtlich der auswärtigen Staaten nicht zu gedenken, verdient namentlich die harte Behandlung und Zwangsbekehrung der Mauren nach der Eroberung von Granada und die gleichzeitige Vertreibung der Juden den schärfsten Tadel. Schon damals widersprachen duldsamer Gesinnte; allein der Aberglaube, daß schlechthin alle Einwohner desselben Landes denselben Glauben bekennen müßten, überwog die erheblichsten Gegengründe, und der in allen Künsten der Staatsklugheit angeblich so eingeübte Ferdinand verkannte hier durchaus den Vortheil seines Reiches. Im März 1492 erging der Befehl: „alle Juden verlassen bei Todesstrafe binnen drei Monaten das Land; ihre Güter können sie mitnehmen, aber nicht in Gold, Silber oder Münze, sondern in Waaren oder in Wechseln." Hieraus folgte, daß die Meisten ihr Gut, bewegliches wie unbewegliches, zurücklassen mußten; 80,000 aber, oder wie Andere wollen, bis 400,000 spanische Juden gingen in Folge dieses Befehles nach Portugal, Navarra, Italien, Deutschland, in die Türkei, nach Asien und Afrika. Sehr Viele wurden unterwegs geplündert und erschlagen, Andere kamen vor Hunger, durch Krankheiten oder auf dem Meere um; Einzelne endlich brachten die Pest nach Neapel, wo diese ein Jahr lang große Verwüstungen anrichtete. — Unter demselben Vorwande, die Reinheit des christlichen Glaubens zu erhalten, gründeten Ferdinand und Isabelle, nicht ohne Widerspruch der Stände und selbst gegen den Wunsch des Papstes, das Inquisitionsgericht, welches neben allen äußerlich genannten Zwecken, auch den geheimen der Mehrung des königlichen Einflusses verfolgte und ruchlose Mittel anzuwenden fast nie verschmähte. — Ferdinand war nicht groß, aber wohl gebaut, blond und rothwangig, mäßig im Essen und Trinken und geschickt in allen Leibesübungen. Er galt seiner Zeit für den weisesten aller Könige Europens, während Macchiavell mit Recht von ihm sagt: „„Ferdinand war mehr listig und glücklich, als klug und weise."" Ueberall wußte er seine Begierden und Wünsche mit dem Namen der Religion und des gemeinen Besten zuzudecken, und 10,000 Seelenmessen, welche er für sich lesen ließ, sollten vielleicht jene Heuchelei wieder gut machen *)." Daß er für sein Land eine neue,

*) v. Raumer a. a. O. I. S. 94 ff.

glorreiche Zeit, die freilich nur von kurzer Dauer war, weil sie auf keinem festen, moralischen Grunde ruhte — herbeiführte, ist unbestreitbar: „Spanien fühlte sich wieder ganz jung und lebendig, stand wieder da in der Glorie seiner Leiden und Thaten, wie ein jugendlicher Held, der nach Heilung seiner Wunden aus dem Bade gestiegen, die blinkende Rüstung der Ehren angelegt, und im Bewußtsein seines Siegesglückes und seiner Stärke über die Länder hinblickt und fragt: wer wagt es, sich mit mir zu messen? — So stand Spanien da am Ende des funfzehnten Jahrhunderts *).“

Eine so große Hinterlassenschaft fand aber auch einen tüchtigen, ihrer würdigen Erben in Ferdinand's und Isabellens Enkel, dem mächtigen Karl I., der von seinem Reiche rühmen konnte, daß die Sonne in ihm nicht untergehe, weil unter sein Zepter die Völker von halb Europa und das ganze bis dahin entdeckte und eroberte Amerika — Mexico und Peru — sich beugten. Unter seiner Regierung erreicht Spanien die höchste Höhe seiner politischen Bedeutsamkeit und Karl's Geschichte wird die der damaligen civilisirten Welt. Deshalb können wir uns auch nicht unterfangen, zu seinem Bilde, welches in unserer Gallerie nicht fehlen konnte, — etwas mehr als eine kurze Unterschrift beizugeben. Allein auch dieses ist eine nicht ganz leicht zu lösende Aufgabe; denn Karl, der größte und merkwürdigste Fürst seiner Zeit, ist in seinem Charakter und ganzen Wesen so schwer aufzufassen und darzustellen, daß über ihn von jeher die aller verschiedenartigsten Urtheile laut geworden sind, was zum Theil in seinem stillen, nur selten aus sich heraustretendem Wesen den Grund haben mag. „Fürwahr das Sonderbare und Widersprechende erschöpft sich in seinem Leben! Der Tod räumt mächtig in den Königshäusern von Spanien und Portugal auf, damit sein Vater, der schöne Philipp, der Sohn Maximilian's I., dort herrschen kann. Karl wird am unvorhergesehenen Orte — zu Gent **) — geboren, giebt wenig Hoffnung zu großer geistiger Entwickelung und wird doch einer der tiefsten und scharf-

*) Arndt a. a. O. S. 169.

**) am 24. Februar 1500, an einem Hoffeste, wo seine Mutter Juana, Königin von Castilien, sich ihrer Niederkunft noch nicht versah. Man vgl. das schöne Gedicht von Anastasius Grün: „die Wiege in Gent.“

sinnigsten Politiker; er gebietet über die namhaftesten Reiche *) und die reichsten Staaten, und ist doch mit seinen Finanzen einem Bankerotte nahe; er führt die glänzendsten Kriege**), ohne bedeutende Früchte davon zu tragen; er kämpft für den katholischen Glauben, und ist immer überworfen mit den Päpsten; ein junger protestantischer Fürst — Moritz von Sachsen — gewissermaßen sein Schüler, wie sein Verehrer, wird sein Meister und Sieger; gelähmt durch schwere körperliche Leiden, macht er die meisten Reisen, die je ein Fürst vor ihm gemacht; im Besitze der größten Macht zeigt er die größte Thätigkeit, sie zu mehren; er hörte fremden Rath, aber er prüfte und entschied meist unabhängig; er zögerte lange, ehe er eine Sache anfing, überlegte hin und her, schrieb sich wohl die Gründe für und wider auf, und handelte dann rasch und entschieden; er zitterte, wenn man ihm die Waffen anlegte, in denselben aber wurde er muthig wie ein Leu; er pochte darauf, daß noch nie ein Kaiser erschossen worden sei; man erkannte in ihm die Bedächtigkeit des Niederländers, die stolze, einsame Ruhe (sossiego) des Spaniers, aber dabei auch nicht selten die Leidenschaftlichkeit des Italieners. In seinen religiösen Ansichten war er unergründlich: er läßt die Protestanten verfolgen und verbrennen, und doch können die Gründer der neuen Lehre nur mit Achtung von ihm sprechen. Endlich legt er freiwillig alle seine Kronen nieder, läßt sein Leichenbegängniß halten, ehe er todt ist, — um Alles, auch den Tod erlebt zu haben — und hat im Tode noch keine Ruhe; denn er wurde auf Befehl des Corregidors ausgegraben, damit dieser sich von der Aechtheit der Leiche überzeuge. Franz Borgia sprach in Valladolid zu seinem Gedächtniß, und rühmte besonders zwei Dinge an ihm: daß er, wie er ihm selbst gesagt, seit ein und zwanzig Jahren keinen Tag, ohne eine Zeit lang still zu beten, hingebracht, und daß er die Welt verlassen habe, ehe diese ihn verließ. Er starb am 21. September 1558 im Kloster St. Just in Estremadura. Schon früher hatte ihn, für welchen ein ganzer Erdtheil zu eng schien, die Stille und Schönheit dieser einsamen, von Bergen eingeschlossenen Gegend so angesprochen, daß er den Wunsch ausdrückte, den Abend seines

*) Wird König von Spanien (Karl I.) 1516, römischer Kaiser (Karl V.) 1520.
**) In Italien, Deutschland, Afrika und Amerika.

Lebens hier zuzubringen. Reine, frische Luft wehte von den Bergen herab, ein klarer Bach begrenzte den Garten, welcher an Karl's Wohnung stieß, und Cedern, Granaten und Orangen streckten ihre grünen, blühenden, fruchtbeladenen Zweige bis zu seinen Fenstern. Mit wenigen getreuen Dienern führte Karl hier, allen Antheil an weltlichen Geschäften von sich weisend, ein stilles, höchst einfaches Leben: Musik, Pflege seines Gartens, wissenschaftliche Beschäftigungen und geistliche Uebungen füllten seine Zeit, bis der Tod sein müdes Auge schloß, an dessen Winken so lange das Schicksal von vielen Millionen Menschen gehangen hatte. — In seinem Aeußern war Karl mittlerer Größe, hatte feste und starke Glieder, gute Verhältnisse, blondes Haar und sah wohl aus, nur daß die Lippen etwas geöffnet erschienen und das Kinn etwas vorstand. Seit dem dreißigsten Jahre trafen ihn Anfälle von Gicht, in seinem funfzigsten verlor er die Zähne und aß seitdem nicht mehr öffentlich, sondern meist ohne Zuschauer; denn Anstand, Ernst und Würde waren ihm eben so natürlich, als Mäßigung und Höflichkeit, aber nie übte er in dieser Beziehung äußerliche Kunst und Ziererei, wie er alle Lüge haßte. . . . Daß Karl auch irrte, daß er menschlichen Schwächen unterworfen war, wer wird das leugnen; aber Alles zu Allem gerechnet, steht er seinen Zeitgenossen Franz I. von Frankreich, Heinrich VIII. von England und allen Päpsten seiner Zeit weit voran, und eine Vergleichung mit seinen Vorgängern und Nachfolgern muß gleich günstig für ihn ausfallen, so daß wir ihn unbedenklich zu den großen Fürsten Europa's rechnen dürfen. Ein Deutscher ist er freilich nie gewesen, noch geworden, obgleich er die deutsche Kaiserkrone getragen hat *)."

Niemals hat ein Vater freiwillig und bei seinem Leben Reiche solchen Umfanges abgetreten als Karl I. seinem Sohne Philipp II. Spanien, ungeachtet vieler Kriege, welche Karl geführt, unter ihm von Feinden unbetreten geblieben, blühte in Reichthum und Macht, und das stolze Selbstgefühl seiner Bewohner stimmte überein mit seinen Thaten. Wie in jenen Zeiten mit den Osmanen um Afrika, mit den Franzosen um Italien gestritten, wie Italien als Beute gewonnen worden, wie sieg=

*) Größtentheils nach v. Raumer a. a. O. I. und Böttiger V.

prangende Flotten Wunder aller Art und Gold und Silber aus jenem neugefundenen Indien (Amerika) in die Heimath trugen, wer weiß es nicht? Besonders sandte Mexico und Peru, von Cortez *) und Pizarro erobert, edle Metalle in solchen Massen, daß die Einnahmen der übrigen europäischen Staaten dagegen dürftig erschienen. „Die Erscheinung dieser Neuen Welt aber war ein spanisches und europäisches Wunder; das Gerücht von ihren wirklichen und gefabelten Herrlichkeiten, von ihren Schätzen, von ihren unerschöpflichen Gold- und Silberminen stürmte wie ein schlimmer, phantastischer Wind über die Spanier herein: Westindien, Amerika, Mexico, Peru, das war der Klang, der Alles wie in einem bösen Zauber mit sich fortriß. Dieses neue Wunderland, diese großen, weiten Reiche mit ihren Schätzen und den Träumen von unerschöpflichen Quellen edler Metalle, rissen alle kühnsten und muthigsten Geister zu sich: mit einer ungeheueren, unstillbaren Eroberungslust und Habsucht, mit einer verblendenden Bezauberung wurden Tausende und Zehntausende der kräftigsten und ritterlichsten Jünglinge ihrer Heimath entlockt; mit der geschwindesten Geschwindigkeit, wenigstens im Ablauf eines Menschenalters, waren diese Länder von den Spaniern erobert und zum Theil besetzt und colonisirt. Wer will und kann aber die Hunderttausende zählen und rechnen, die auf dieser Meerfahrt auf immer für das Mutterland verloren gegangen, die Millionen Menschen gerade des kräftigsten und geistigsten Keimes, die auf diese Weise ihm seine Kraft und Blüthe entziehen mußten? Wir fragen nur: was würde aus England geworden sein, wenn dessen nordamerikanische Colonien alle binnen dreißig bis funfzig Jahren vom Mutterlande ihre Bevölkerung empfangen hätten? Es sind aber jene amerikanisch-englischen Colonien oder Landschaften im sanften Ablauf von ein Paar Jahrhunderten gestiftet und bevölkert und zwar nicht allein von

*) Geb. zu Medelin, in Estremadura, 1492, erobert Mexico zum ersten Male und nimmt Montezuma gefangen 1519; zum zweiten Male, wobei Guatimozin zum Gefangenen gemacht wird, 1521; entdeckt Californien 1536; kehrt nach Spanien zurück 1540 und stirbt vergessen in der Einsamkeit, bei Sevilla 1554. Eines Tages, als Karl I. aus seinem Schlosse trat, sah man einen noch rüstigen Greis sich durch die Menge drängen und auf den Tritt des königlichen Wagens steigen. Karl, darüber verwundert, frug ihn, wer er sei? „Ich bin — antwortete der Alte — ein Mann, der dir mehr Provinzen gegeben, als dein Vater dir Städte hinterlassen hat." Es war Ferdinand Cortez, der Eroberer von Mexico.

England, sondern Schweden, Holland und Deutschland haben dazu reichlichste Beisteuer geleistet. Die Spanier haben freilich über ihre Auswanderungen kein Register gehalten, aber wir können ja an den frühen und reichen Früchten die frühe und reiche Aussaat, an den Folgen die Ursachen erkennen. Nun war aber noch ein zweites Unglück bei dieser Geschwindigkeit und Gewaltigkeit, mit welcher man die neue Welt faßte und nahm: daß nämlich der spanische Geist und das spanische Herz während einiger Jahrhunderte von dem Mutterlande fast abgewendet und auf die glänzenden Hoffnungen und Scheine von Mexico, Peru und der Havanna gleichsam hingezaubert ward. Wo aber ein Volk seinen Schatz hat, da hat es auch sein Herz, und wo das Herz ist, da ist das Leben und die Kraft. Diese Verpflanzung und Abwendung von Geist, Herz und Streben hat Spanien ermattet und seine Stärke gebrochen. Das Land ward menschenleer, der Stolz der Herrscher und des Volkes ermattete, die sonst so lebendigen und thätigen spanischen Hände und Geister wurden faul, und alles Silber und Gold Amerika's, dessen reinen Ertrag man in manchen Jahren auf 35 bis 40 Millionen Thaler berechnet hat, konnte die entstandenen Mängel nicht decken, die Gebrechen nicht heilen *)." Es sank von Jahrzehend zu Jahrzehend, und weder die Eroberung von Portugal (1580), noch die Größe seiner für unüberwindlich gehaltenen Armada oder Seemacht, war im Stande, das über spanisches Land und Volk hereinbrechende Unglück aufzuhalten. Mit dem letzten Habsburger, Karl II., schien es den letzten Lebensathem auszuhauchen; denn so arm, elend und hülflos, von Fremden abhängig und bedroht, war es vorher noch nie erschienen, als im sogenannten Erbfolgekriege (1708 — 1713), welchen die Berufung des bourbonischen Prinzen **Philipp**, als König von Spanien der **fünfte** seines Namens, veranlaßte. Von diesem jämmerlichen Enkel Ludwig's XIV., welcher nur als Gründer einer neuen, noch jetzt den Thron Spaniens innehabenden Dynastie, in unserer Bilderreihe einen Platz erhalten hat, sagt ein gleichzeitiger Berichterstatter: „Er ist untauglich zu irgend etwas Ordentlichem, und versteht nur zu jagen. Man liebt ihn weder bei Hofe, noch in Madrid,

*) Arndt a. a. O. S. 171.

noch in den Provinzen. Er hat die Gestalt eines Z; theilt sich weder den Großen, noch dem Volke mit und versteht nicht, sich — und wäre es selbst nur für seine Vergnügungen — einen Kreis ausgezeichneter Männer zu erwählen. In seinem Palaste herrscht Einsamkeit; er bezahlt weder Hofbeamte noch Officiere, hält sich für von Allem unterrichtet, während er nichts weis, oder sich auf Andere verläßt." In den letzten Jahren seines Lebens, nachdem er schon einmal die Regierung niedergelegt, aber nach dem frühen Tode seines Sohnes Ludwig (1724) wieder übernommen hatte, ging sein Trübsinn fast in Wahnsinn über. So stand er, ohne (körperlich) krank zu sein, Monate lang nicht vom Bette auf; oder er saß eben so lange auf einem Stuhle, bis ihm die Beine schwollen. Er ließ Bart und Nägel wachsen und mißhandelte seine Gemahlin, bis endlich Farinelli's Gesang die Liebe zur Musik, und wenigstens auf Stunden bessere Lebensregungen in ihm weckte.

Mithin war — was wir für ein unermeßliches Unglück ansehen müssen — der erste bourbonische König so unfähig, wie die letzten Habsburger und die, neben übereilter Kühnheit nach Außen, im Inneren fortdauernde Schlaffheit und Nichtigkeit bietet so wenig denkwürdigen Stoff, daß die Geschichte Spaniens in jener Zeit in derjenigen der übrigen europäischen Völker verschwindet *). In Herrschern und Volk schienen alle höheren und edleren Kräfte ausgestorben zu sein. — Unter solchen unglücklichen Verhältnissen verfiel Spanien und sein edles Volk verkümmerte und sank in sorglose Ruhe, während in den übrigen Theilen Europa's, namentlich im nachbarlichen Frankreich, Alles zu einem neuen Leben sich entwickelte. Spanien war im Jahre 1790 weit hinter dem Zeitalter zurück; daher versuchte es auch, sich zu verwahren gegen den Einfluß der politischen Stürme, welche um jene Zeit losbrachen und ringsum Alles in Bewegung und Aufregung versetzten. „Es fühlte kaum das wispelnde Anwehen der Winde bei stiller Luft, sah kaum die dünnen weißen Wolkenstreifen, die ein allgemeines Donnerwetter verkündigten, während der Franzose, Engländer und Deutsche die düster und dick aufgerollten Wolkenberge des

*) v. Raumer a. a. O. VII. S. 389 ff.

Gewitters erblickte, wodurch die alte Zeit zusammengestürzt werden sollte. Spanien träumte noch ziemlich still und sorgenlos den letzten mittelalterigen Traum der Morgendämmerung, und erstaunte und erschrak, als es nun plötzlich mit hinein in das brausende Wetter sollte. Wir wissen, wie es hineingekommen und wie es in seinen Mühen und Schrecken umhergetrieben worden. Napoleon meinte, getäuscht durch die allzu große Nachgiebigkeit und Gleichgültigkeit, welche Spanien bis dahin bewiesen hatte, es als eine leichte Beute davon tragen zu können, und spannte daher mit corsischer Schlauheit und Hinterlist sein Netz aus; aber Gott und das spanische Volk und Wellington meinten es anders. Spaniens Zorn erwachte, als es (1808) sein, wenngleich jämmerliches Königsgeschlecht durch Hinterlist gefangen und in französische Gefängnisse geführt und einen Bruder des Weltumgreifers an dessen Statt zum König ernannt hörte; auch der alte spanische Stolz erwachte wieder und schlug aus den heiligen Bergen und Felsen, die weiland mit dem besten iberischen und westgothischen Blute besprengt und geweiht worden waren, Funken des Hasses und der Rache, welche bald als Flammen über das ganze Land aufloderten. Wir gedenken dieser großen Kämpfe, welche heilige Kämpfe für die Freiheit unseres Welttheils wurden, des großen englischen Feldherrn und der unaufhörlich fliehenden und wiederkommenden, immer vertilgten und immer wieder aufstehenden Guerillas eines Mina, Empecinado u. s. w.; wir müssen Saragossa's (1809) gedenken, so lange Numantia ein unvergänglicher Name heißt *). Spanien, welches im sechszehnten Jahrhundert und noch im Anfange des siebzehnten in Hinsicht auf Geschlossenheit und Ordnung die gepriesensten europäischen Heere hatte, war jetzt im Felde weder in Zahl noch Uebung den Franzosen gewachsen; aber es führte auf altspanische Weise, wie es einst gegen Römer und Araber in einzelnen fliegenden

*) Bei der denkwürdigen Belagerung von Saragossa durch die Franzosen und dessen Vertheidigung durch den spanischen General Palafox zeichnete sich auch eine heldenmüthige Jungfrau aus, welche, nachdem ihr Geliebter, ein Artillerist, bei der Bedienung seiner Kanone auf den Wällen der hartbedrängten Stadt gefallen war, selbst für ihn eintrat und unerschrocken und geschickt seinen Dienst versah. Dafür hat ihr auch die Poesie den Kranz der Unsterblichkeit gereicht und zwar zunächst durch Lord Byron's Hand, der die Heldin im ersten Gesange seines **Childe Harold** (Str. 54. ss.) feiert.

Schaaren gefochten, seinen fürchterlichen Guerillaskrieg, und man darf behaupten, daß ohne diese trotzige Beharrlichkeit, ohne diesen Stolz und Haß, der gegen die Ueberlister und Schänder des Vaterlandes Tod und Verderben schnaubte, Wellington's 30,000 Engländer und eben so viele Portugiesen das Land nicht würden haben befreien können. Diese Befreiung ward mit dem J. 1814 vollendet, in demselben Jahre, welches so vielen Völkern Friede und Wiederherstellung brachte. — Aber das unglückliche Spanien sollte keinen Frieden haben; denn mit dem feigen, elenden Fürsten, der die Hand gegen seinen eigenen Vater erhoben und darauf, wie ein Gimpel, sich von den Franzosen hatte überlisten und in's Gefängniß abführen lassen, war neues Unheil und Unsegen in's Land zurückgekehrt. Er, der eben noch im Kerker vor dem allmächtigen Napoleon den knechtischen Schmeichler und Heuchler gespielt hatte, steckte über Spanien die Fahne des vollendetsten Absolutismus auf und meinte im neunzehnten Jahrhundert wie ein despotischer Sultan regieren zu dürfen. Mit kleinlichem, tyrannischen Sinne mißdeutete und verdachte er die Worte und Thaten seiner treuesten Freunde und der edelsten Spanier, die für die Wiedergewinnung des Vaterlandes und die Wiederherstellung des Königs Alles auf Leben und Tod dran gesetzt hatten; mit geschwindester Eile verwarf und widerrief er die Gesetze und Einrichtungen, welche die Volksvertreter (Cortes und Juntas) während seiner Gefangenschaft im Interesse des Vaterlandes gegeben und gemacht hatten; Gutes und Schlechtes, Alles warf er über und unter einander und konnte die traurige Vergangenheit seines Vaters (Karl IV.) und seiner eigenen früheren Regierung von wenigen Monaten nicht geschwind genug über Spanien zurückführen. Gewaltthätigkeiten und Verfolgungen von Seiten der Machthaber weckten Mißvergnügen, Widerstand und endlich Empörung von Seiten des Volkes, und der Ruf nach constitutioneller Staatseinrichtung erscholl zuletzt (1820) auch jenseits der Pyrenäen. Neue Kämpfe entbrannten im Innern des schönen und doch so unglücklichen Landes, und sie dauern, obgleich das constitutionelle Princip im Wesentlichen siegte und die Verfassung seit 1832 als gesichert und verbürgt angesehen werden kann, noch bis diesen Tag fort, da Ferdinand's VII. (er starb 1834) Testament durch Aufhebung des salischen Gesetzes einen neuen Zank-

apfel zwischen die Parteien warf und ein Kind (Isabella II.) auf den Thron rief, — hat in einer Zeit, wo mehr als jemals vorher eine kräftige Manneshand nöthig war, das Steuerruder des lecken, von Stürmen hin und her geworfenen Staatsschiffes zu führen. Nun, „auch diese Wirren werden ihre Lösung finden; wann die Zeit reif ist, wird Gott den Helfer, Retter und Erhalter senden. Denn dieses Treiben durcheinander und Stoßen aneinander kann und darf nicht ewig dauern; aber es bedarf einer starken und harten Hand, damit das Herrenlose und Ungehorsame gehorchen, das Zügellose und Wilde sich in Liebe und Treue wieder binden lerne. Auf diesem Felde wird Arbeit sein; die Stoffe sind da: ein tüchtiges, tapferes, lebenvolles Volk, ein herrlichstes, schönstes Land, eine Mannigfaltigkeit edler und stolzer Triebe, welche, mit einander versöhnt, ein glorreiches Zeitalter weissagen. . . . Spanien hat durch die Erschütterungen und Zerreißungen der letzten fünf und vierzig Jahre den größten Theil seiner überseeischen Besitzungen und Colonien verloren, die, als Alles auseinander zu reißen begann, sich (seit 1808) auch losrissen. Ein scheinbarer Verlust, aber genauer betrachtet, nur ein Glück für Spanien! Denn des Spaniers Blick und Herz ist hinfort nun wieder ausschließlich auf das alte Mutterland — und welches Land!!! — hingewiesen, und hier kann er ganz andere Eroberungen und Gewinne machen, als in Amerika und Indien. Schon zählt Spanien wieder an 12 Millionen Einwohner, da es im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts kaum die Hälfte hatte; es kann aber fünf und zwanzig, und wenn es seine natürlichen Hülfsmittel und Kräfte ausbeuten lernt, wohl 35 Millionen Menschen eben so gut ernähren, als jetzt die zwölf *)."

Gott helfe dem schönen Lande und dem wackeren Volke!

---

*) Wir folgten in dem Urtheile über die neuesten Zustände Spaniens größtentheils Arndt (a. a. O. S. 171 ff.), welcher mit wohlthuender Wärme und Innigkeit spanisches Land und Volk schildert und gegen ungerechte Verunglimpfungen und düstere Voraussichten nachdrücklich vertritt; können jedoch die Besorgniß nicht unterdrücken, daß erst gewaltige Stürme und Umwälzungen werden stattfinden müssen, um Spanien zu seiner wahren Blüthe zu verhelfen.

Spaniens Grandezza.

Der wahre Adel ist der des Geistes, die wahre Größe die sittliche. Darum muß es uns auch erlaubt sein, die Benennung „Grandezza“, welche in Spanien die Gesammtheit seiner „Grandes *)“, d. h. Großen, bezeichnet, ohne Rücksicht auf dessen historische und gemein-übliche Bedeutung, zu gebrauchen, um an einige ausgezeichnete Männer zu erinnern, welche durch Wort und That diesem Lande den Ruhm höherer Bildung erworben haben.

---

*) Der Titel kommt schon im 13. Jahrhundert vor und wurde ursprünglich nur einzelnen altadligen, großen Grundbesitzern (Ricohombres), verliehen, welchen der König durch Ertheilung des Banners das Recht gegeben hatte, Kriegsvölker als ihre Söldner zu werben; außerdem hießen auch die Verwandten des königlichen Hauses so. Sie theilten, als Ricohombres, alle Vorrechte des hohen Adels, besaßen, wie dieser, gewisse Soldgüter, Königs- oder Herrenlehne genannt, für deren Einkünfte sie dem Könige mit einer gewissen Anzahl Leuten in Kriegszeiten dienen mußten. Dagegen waren sie frei von Steuern und Abgaben, durften, ohne besondern Auftrag des Königs, vor keinen bürgerlichen oder peinlichen Richter gefordert werden rc. Außerdem stand ihnen das Recht zu, bei allen öffentlichen Handlungen in Gegenwart des Königs, jedoch erst nach dessen Erlaubniß, das Haupt zu bedecken. Der König nannte sie „Vettern“ (primos), während er die übrigen hohen Adligen nur „Verwandte“ (parientes) nannte. Selbst ihre Gemahlinnen theilten viele dieser äußern Vorzüge, wenigstens im Bereiche des Hoflebens. Ferdinand und Isabelle beschränkten auf des kraftvollen und weisen Ximenes Rath, die Bedeutung der Grandezza und hoben sie zum Theil ganz auf, um die ihnen gefährlich gewordene Macht des Lehnadels zu brechen; Karl I. (V.) fand jedoch wieder manche Veranlassung, einige von den Großen des Reiches sich enger zu verbinden und andere für wichtige Dienste, welche sie ihm geleistet, zu belohnen. Was daher alter Gebrauch in der Achtung des Volkes befestigt hatte, ward von ihm wiederum durch den Namen der Grandezza ausgezeichnet und zu einer besondern Adelswürde erhoben, deren Vorrechte jedoch meist nur in äußern Auszeichnungen bestanden. Allmählig entstanden drei Klassen der Grandes: denen der ersten Klasse befahl der König, sich zu bedecken, noch ehe sie ihn angeredet hatten; die der zweiten Klasse erhielten diesen Befehl, sobald sie geredet hatten und hörten des Königs Antwort mit bedecktem Haupte; die der dritten Klasse empfingen erst, nachdem sie des Königs Antwort gehört hatten, den Befehl, sich zu bedecken. Diese drei Klassen erhielten sich mit verschiedenen Modificationen auch in den neuern Zeiten und führen den Titel Excellenz. Bis zum Jahre 1820 gehörte es auch noch zu ihren Vorrechten, daß, wenn sie durch den Saal der Garden im königlichen Palaste gingen, mit dem Fuße gepocht ward, um den Schildwachen ein Zeichen zu geben, das Gewehr vor ihnen zu präsentiren. Andere Auszeichnungen haben sie nicht vor dem übrigen hohen Adel, außer daß aus ihnen die Proceres, d. h. die Mitglieder der ersten Klasse der Cortes gewählt werden. Der niedere Adel führt die Titel: Cavalleros und Hidalgos.

Der Erste, welchen die Ehrentafel unserer Randzeichnung als solcher Auszeichnung würdig nennt, ist der große Staatsmann und Gelehrte, der Cardinal Ximenes (Gonzalo Ximenes de Cisneros, geb. zu Tordelaguna, im Königreiche Toledo, im Jahre **1437**, gest. **1517**). „Sein Vater, ein Rechtsgelehrter, schickte ihn auf die Schule zu Alcala, dann auf die Universität Salamanca. Nach beendigten Studien der Rechte trieb X. eine Zeit lang in Rom die Geschäfte eines Sachwalters, und erhielt, nach seinem Vaterlande zurückkehrend, auf päpstliche Empfehlung die Stelle eines Erzpriesters zu Uzeda. Hierüber zürnte der nicht befragte Erzbischof von Toledo so sehr, daß er den Beförderten lange einsperren ließ. Endlich befreit nahm X. die Stelle eines Capellans zu Siguenza an, lag hier eifrigst den theologischen Wissenschaften ob, lernte selbst Hebräisch und Chaldäisch und trat endlich, den Namen Franz erwählend, in den Orden der Minoriten, weil er glaubte: die Regel der Bettelmönche sei die preiswürdigste und ächteste Art der Nachfolge Christi (?!!). Jetzt ging er barfuß in grauer Kutte, schlief auf hartem Bette, geißelte sich oft, und zeichnete sich durch Kenntnisse und Wandel dergestalt aus, daß ihn die Königin Isabelle zu ihrem Beichtvater ernannte. Einst (im Jahre **1495**), als er wieder ihre Beichte gehört, und sich darauf etwas Gemüße gekocht hatte, um dann auf seinem Esel in's Kloster heimzureiten, rief ihn die Königin zurück und gab ihm einen großen päpstlichen Brief mit der Aufschrift: „An unsern geliebten Bruder Franz, Erzbischof von Toledo." „Das ist nicht an mich!" antwortete er trocken, und ritt fort. Da befahl der Papst und er gehorchte; allein auch als Erzbischof und erster Rath des Königs blieb er ein Mönch: unter dem erzbischöflichen Schmucke trug er ein härnes Kleid, und die Leckerbissen seiner Tafel wurden nur für Andere bereitet. Sobald ihm aber Geschäfte aufgetragen wurden, zeigte sich seine Thätigkeit und sein Scharfsinn so groß wie seine Frömmigkeit. Fast jede Eingabe las er, die meisten Antworten entwarf er selbst; und während er alle Zweige der Verwaltung im Auge behielt, alle seine Pläne in's Große und Umfassende gingen, vernachlässigte er nie die wissenschaftlichen und geistlichen Uebungen. Er stiftete die Universität zu Alcala, bearbeitete dort mit sieben Gelehrten die große complutensische Poly-

glotte *) (d. h. das Bibelwerk in mehreren Sprachen), verbesserte die Liturgie und stiftete einen Verein, allnächtlich mit Laternen die obdachlosen Armen aufzusuchen. Als Krieger des Kreuzes zog er 1509 an der Spitze auserwählter Mannschaft, worunter viele seiner Ordensbrüder, nach Afrika und eroberte Oran, und Jahrs darauf Bugia und Algier. So ist er der Einzige, den seine Zeitgenossen zugleich als Staatsmann, als Gelehrten, als Krieger und als Heiligen bewunderten. Doch bemerkten Einige: „Die Strenge, die er gegen sich selbst übt, mindert die nöthige Nachsicht gegen Andere; sein Muth artet in übertriebene Kühnheit und seine Charakterkraft in Zorn und Eigensinn aus. Vor dem, was er für recht hält, soll sich das urkundliche Recht beugen, und die Macht der Verhältnisse dünkt ihm, seinem Willen gegenüber, von gar keiner Bedeutung." Ferdinand übertrug ihm sterbend die Regentschaft Castiliens, und die Geschichte bezeugt es, wie treu und geschickt er diesen schwierigen Auftrag vollführte; denn wie gern auch der mißvergnügte Adel sich an den jüngeren, in Spanien gebornen Ferdinand (später Kaiser Ferdinand II.) angeschlossen hätte, Ximenes setzte die Huldigung für Karl I. durch und bewahrte ihm, dem 15jährigen Jünglinge, das Reich, bis er selbst (im Jahre 1517) aus seinem lieben Geburtslande Flandern dahin kam. Krankheit verhinderte den Cardinal, dem Könige entgegen zu eilen, ein Umstand, welchen die denselben begleitenden flandrischen Räthe benutzten, die bisherige Verwaltung des Landes, wie sie X. geleitet, in das nachtheiligste Licht zu setzen. Denn sie sahen voraus, in welcher Nichtigkeit sie dem gewaltigen Manne gegenüber dastehen mußten, und fürchteten durch seinen Einfluß ganz beseitigt zu werden. Deshalb bewogen sie den jungen, unerfahrenen König, den alten treuen Diener durch einen Brief, den sie entwarfen, zu entlassen. „Seine Verdienste — heißt es darin — wären so groß, daß nur Gott sie belohnen könne, und stets wolle der König ihn als seinen Vater ehren. Wenn es seine Gesundheit erlaube, möge er kommen und ihm über die Lage der öffentlichen Angelegenheiten Bericht erstatten, dann aber, da er schon so viel dem Staate geopfert habe, — sich nach Hause und zur Ruhe be-

*) Complutum ist der lateinische Name von Alcala.

geben!“ Der achtzigjährige Cardinal lag zwar um diese Zeit schon krank darnieder, aber so großer, unerwarteter Undank brach ihm schneller das Herz; er starb wenige Stunden nach Empfange des Briefes. Wollte man auch Sitte, Gefühl und Dankbarkeit bei Seite setzen, so träfe die schlechten Rathgeber des erst siebenzehnjährigen Königs doch der Vorwurf unverständiger Uebereilung, weil der nahe Tod des Greises mit Gewißheit vorauszusehen war. In seiner äußern Erscheinung war X. ein hagerer, blasser Mann, mit tiefliegenden, scharfsehenden Augen und einer Adlernase, im Umgange einsilbig und wortkarg *). Einen größern Staatsmann hat Spanien seit ihm nicht gehabt; darum kann und wird es auch nicht befremden, daß wir so lange bei ihm verweilten.

Die folgenden Namen auf unserer Ehrentafel bezeichnen die vorzüglichsten Vertreter der verschiedenen Richtungen der spanischen Literatur. An Ruhm wie an Verdienst überragt sie aber alle der zuerst genannte Cervantes (Miguel de C. Saavedra, geb. in Alcala de Henares (?) 1547, gest. 1616 in Madrid), der unsterbliche Dichter des Don Quixote, an dessen unerschöpflicher Herrlichkeit sich die Gebildeten aller Völker Europa's — denn er ist in alle Sprachen übersetzt — schon seit länger als 200 Jahren erlabt haben mit ungeschwächter Lust, so daß der siebenzigjährige E. M. Arndt von ihm in dankbarer Begeisterung sagt: „Und wenn die Welt untergehen wollte, und man behielte die Bibel und Shakspear und Cervantes mit seinem Ritter Don Quixote: das Beste wäre gerettet.“ In Cervantes ist ganz Spanien und noch viel mehr, wie in Englands großem Dichter nicht nur sein Vaterland, sondern eine ganze Welt. Cervantes hatte die glorreiche Schlacht bei Lepanto (1571) mitgefochten, war Mohrensklave in Afrika gewesen, hatte also in seiner Jugend das Süße und das Bittere des bewegten Heldenlebens reichlich gekostet; er hatte die letzte große spanische Art, die letzten spanischen Helden des Mittelalters noch gesehen, bevor Spanien auf zweihundert Jahre schlafen und träumen ging. Kurz, Cervantes gehört zu den größten und reichsten Geistern aller Zeiten und kann nur mit Homer, Dante, Shakspear, Goethe und Aehnlichen verglichen werden. „Mehr als ein Dichter von herrlichen und un-

*) Größtentheils nach v. Raumer a. a. O. I. S. 102 ff.

vergeßlichen Verdiensten stand neben ihm; aber Cervantes allein gehört unter allen spanischen Dichtern der Welt an *)." In engstem Raume eines Sonnets hat A. W. v. Schlegel mit Meisterhand ihn uns geschildert, indem er ihn selbst von sich sagen läßt:

„Castilischen Geschlechts, von feinen Sitten,
Treu der Religion und treu der Ehre,
Gelehrter, dann Soldat, hab' ich im Heere
Don Juan's bei Lepanto mitgestritten;

Den Arm verloren, Sklaverei erlitten,
Zum Fliehen schlau, frei bei des Druckes Schwere,
Erlöst; bemüht dann, daß mein Ruhm sich mehre:
So starb ich arm in der Bewundrer Mitten.

Die Welt war mir ein Spiel; mein Alter Jugend;
Ich malte, was ich kannt' und kannte Vieles,
Und die Erfindung stand mir zu Gebote.

Von süßer Liebe reimt' ich, doch voll Tugend,
Erschuf Novellen, Galatea, Persiles,
Und den sinnreichen Ritter Don Quixote."

Nächst dem Dichter des edlen Ritters von la Mancha und seiner Dulcinea hat der Dichter des „standhaften Prinzen" Pedro Calderon de la Barca (geb. 1601, gest. 1687 zu Madrid) die höchste Stufe des Dichterruhmes in seinem Vaterlande erreicht und auch im Auslande die verdiente Anerkennung gefunden. Er ist, mit Lope de Vega, der eigentliche Schöpfer des spanischen Dramas, welches in der Literatur dieses Volkes eine so bedeutende Stelle einnimmt. Auch Calderon's Geist und Gemüth war durch vielseitige Lebenserfahrungen gekräftigt und gebildet worden; denn er war nach einander Krieger, Hofmann und Geistlicher; ein Liebling seines Königs, Philipp IV., der selbst auch Dichter war, wurde er bald der Liebling der ganzen Nation. Obgleich der Werth und Gehalt seiner zahlreichen (108) dramatischen Werke sehr verschieden ist, so zeichnen sich doch alle durch Tiefe der Gedanken, so wie durch künstlerische Vollendung der Form aus, und mehrern derselben wohnt wirklich ein fast wundersamer Zauberreiz ein, während freilich andere nur vom Standpunkte ihrer Zeit und ihres Volkes be-

*) Bouterweck, Gesch. d. Poesie und Beredsamkeit ꝛc. Bd. III. S. 360.

Digitized by Google

trachtet, genießbar erscheinen. Zu diesen gehören namentlich des Dichters zahlreiche Frohnleichnamsstücke (Autos sacramentales); denn „die Vernunft und das moralische Gefühl werden durch den phantastischen Glauben in diesen Schauspielen so gemißhandelt, daß man den Nationen Glück wünschen muß, denen ihr besseres Geschick eine solche Geistesergötzung versagte *).“ Dagegen erhebt er sich in seinen Trauer- und Schauspielen, wie z. B. das Leben ein Traum, der standhafte Prinz, die Tochter der Luft, der wunderthätige Magus u. v. a. — zur Höhe Shakspear's, und ist daher auch längst durch Tieck's, A. W. v. Schlegel's, Gries' u. v. d. Malsburg's Vermittelung auf unsrer Bühne heimisch und beliebt geworden. — Als Vertreter der neueren dramatischen Poesie in Spanien nennt unsere Ehrentafel den vielseitig gebildeten, geistreichen Moratin (Martin Leandro Fernandez de M., gest. in Paris 1828), der wegen der Einfachheit der Fabel, Wahrheit der Charakterzeichnung und Lebendigkeit des Dialogs nicht mit Unrecht als der Molière seines Volkes gerühmt wird. — Herrera (Antonio de H. y Tordesillas, aus Cuellar, geb. 1549, gest. 1625), ein fruchtbarer Historiker, unter dessen Werken die Beschreibung und Eroberungsgeschichte von Westindien, welche sich durch eine eigenthümlich schöne, kernige Sprache auszeichnet, das merkwürdigste ist, — soll an die nicht geringe Zahl tüchtiger Geschichtschreiber der spanischen Literatur erinnern, unter denen der helldenkende Jesuit Mariana (gest. 1623) auch in Deutschland bekannt und geschätzt ist. — Der letzte Name aus dem Gebiete der Literatur bezeichnet einen vielgefeierten und auch im Auslande beliebten

*) Daher sagt Rückert (Gedichte. Auswahl des Verfs. Neue Auflage, 1843 S. 658) von ihm:

Calderon mit seiner steifen
Formenpracht kann ich begreifen,
Auch an seinem immer neuen
Farbenschmelz mein Aug' erfreuen;
Selbst Fantome seiner grassen
Kloster-Hofluft gelten lassen.
Aber wer ihn heut' noch gelten
Machen will, den muß ich schelten.
Wo er stehn will auf den Brettern
Wird die Zeit herab ihn schmettern,
Die mit Fürstenknecht und Pfaffen
Künftig nichts mehr hat zu schaffen.

Fabeldichter: Yriarte (Thomas de Y. in Orotava, auf der Insel Teneriffa, geb. 1750, gest. in Madrid 1794). Er vereinigte die französische Eleganz und Leichtigkeit mit den alten, ernsten Formen der spanischen Poesie. Nachdem er schon durch mehrere Uebersetzungen, namentlich auch französischer Schauspiele, so wie durch eigene Gedichte in lateinischer Sprache und durch andere literarische Arbeiten bekannt geworden war, gewann er die Gunst des gebildeten Publikums besonders durch seine „literarischen Fabeln" (Fabulas litterarias), die im Jahre 1782 erschienen. Der Gedanke war neu, literarische Wahrheiten, deren mehrere jedoch auch als moralische angesehen werden können, zum Thema äsopischer Fabeln zu wählen, und diese Fabeln in allen Arten von Sylbenmaßen zu versificiren, die nur einigermaßen dazu passen wollten. Es gab bis dahin überhaupt noch keinen classischen Fabeldichter in der spanischen Literatur. Yriarte's Fabeln empfehlen sich aber nicht nur durch ihre reine und zierliche Sprache, und durch die vortreffliche Versification; sie haben auch einen eigenthümlichen inneren Reiz, welcher an Lafontaine erinnert, ohne als Nachahmung zu erscheinen. Yriarte empfand vielmehr, wie Lafontaine, die zarte Harmonie des Wesens der Fabel und eines geistreichen Kinderstyles, der mit anmuthiger Tändelei die Wahrheit, die in der Fabel anschaulich dargestellt werden soll ohne allen Schein der berechnenden Absichtlichkeit, spielend herbeiführt. Die ästhetischen Elemente dieses Styls brauchte aber Y. nicht erst bei einem Ausländer zu suchen; er durfte nur die gediegene Naivetät mehrerer alten Romanzen und spanischen Lieder mit dem wahren Geiste der äsopischen Fabel vereinigen, und seine Manier mußte der des großen französischen Fabulisten sich nähern. Deswegen behaupten auch unter den 67 literar. Fabeln des Y. diejenigen den Vorzug der naiven Darstellung, die in spanischen National-Versmaßen verfaßt sind; sie befriedigen den Leser selbst dann, wenn auch der darin enthaltene Hauptgedanke, die sogenannte Moral, nicht befriedigt. Ob Y. alle seine Fabeln selbst und ganz erfunden habe, läßt sich schwer entscheiden. Eine derselben stimmt, was die Moral betrifft, ganz mit der Gellert'schen Fabel vom „Maler in Athen" überein, und doch läßt sich daraus keineswegs folgern, daß sie wirklich von dem deutschen Dichter entlehnt sei. Mit vielem Beifalle wurde auch ein Lehrgedicht

Yriarte's, „die Musik" aufgenommen, obgleich es, wie die meisten Werke dieser Gattung, zum größten Theile nur versificirte Prosa ist.

Den Dichtern Spaniens mögen einige seiner

Künstler

folgen, daß sie Zeugniß geben, es sei das spanische Volk ausgerüstet mit Talent zu jeder schönen Kunst. Sind es auch nur zwei Maler, welche wir genannt sehen, so sind diese doch in ihrer Art so ausgezeichnet und groß, daß sie wohl als Vertreter ihrer zahlreichen Strebegenossen gelten können. Das funfzehnte Jahrhundert, dem Aufblühen der Künste in Italien so förderlich, war es auch in Spanien; aber erst mit dem Beginn des sechszehnten traten Meister auf, welche, wenn auch später übertroffen, doch niemals verdunkelt werden können. Zu jener Zeit lebte und arbeitete der treffliche, correcte Luis de Vargas, vielleicht einer der besten Zeichner aller Lande, Morales und Coello, und das Haupt der an großen Schülern so reichen Schule von Valencia, der ernste und fromme Juan de Juanes, Becerra, und Fernandes el Mudo der spanische Tizian genannt, und endlich Ribera, genannt Spagnoletto, welchen Italien, wo er den größten Theil seines Lebens verbrachte, zu den Seinigen zu rechnen pflegt. Aber keiner von allen den eben genannten kann sich über die Beiden stellen, welche unsere Tafel aufführt: das Haupt der Schule von Madrid, Velasquez, und das der Schule von Sevilla, Murillo. Sie verdienen es wohl genauer gekannt zu werden.

Velasquez de Silva (geb. 1599 in Sevilla, gest. 1660 in Madrid) war ein feiner Hofmann und vielseitig gebildeter Künstler. Als Naturmaler ist er unbestritten einer der Ersten seines Faches. Ueberzeugt von der Wahrheit, daß die Kunst in ihrem Wesentlichen nur eine treue und genaue Nachahmung der Natur sei, studirte er diese mit unermüdlichem Fleiße, und lauschte ihr besonders das Geheimniß einer treuen Farbengebung ab. Der Fleischton und das Haar seiner Portraits sind unübertrefflich schön und wahr, ohne daß er darüber die Nebensachen vernachläßigt hätte. In seinen größeren historischen Bildern ist es die einfache, naturgemäße Gruppirung, welche die Bewunderung aller Kenner erregt. Dabei ist er so sparsam in

der Anwendung der körperlichen Mittel seiner Kunst, der Farben, sofern dieselben durch ihre Masse wirken, daß Raphael Mengs, dem vor Allen ein Urtheil zusteht, von einem seiner Gemälde sagte: „es scheine, die Hand habe gar keinen Theil an der Ausführung gehabt, sondern es sei das Werk des Willens allein *).“ Und in der That dürfte Velasquez nicht nur die Ehre der spanischen, sondern ein Stern erster Größe am Himmel der zeichnenden Kunst überhaupt genannt werden. Seiner ganz würdig und ihm ebenbürtig ist sein großer Zeitgenosse Bartolomé Esteban Murillo (geb. 1618 zu Palos — nach Andern in Sevilla — gest. 1682 in Cadix), der Vandyk der Spanier, einer der größten Meister in Erfindung, Zeichnung und besonders im Colorit, so daß einer seiner neuesten Biographen mit Recht von ihm sagt: „er konnte nie ohne Ausdruck (force) in der Zeichnung, nie düster in seinem Colorit und nie unfrei oder manierirt in der Ausführung sein **);“ nur die höchste ideale Wahrheit auf die Leinwand zu zaubern war ihm eine Nothwendigkeit, die man den künstlerischen Instinkt nennen könnte, durch welchen sich eben das Genie von dem bloßen Talente unterscheidet. Vorzugsweise gilt das von den Gemälden, welche M. in den Jahren 1670 — 80 gefertigt hat. In ihnen ist das Leben des Himmels verkörpert und das der Erde verklärt; denn schöner und erhabner als er hat Niemand die Heiligen-Geschichte, namentlich die der heil. Jungfrau, im Bilde dargestellt, und eben so Niemand das niedre Volksleben und die Bettler seines Vaterlandes künstlerisch abgespiegelt, als Murillo. Dabei war er der liebenswürdigste und bescheidenste Mensch, der, frei von allem niedren Ehrgeize, nur seiner Kunst lebte, was er namentlich auch als Präsident der von ihm (1660) gegründeten Akademie der Malerei zu Sevilla vielfach bewiesen hat. Auch Deutschland hat einige wenige seiner Gemälde erworben; überall aber werden sie zu den kostbarsten Perlen der Kunst gerechnet.

In einem einigermaßen vollständigen Charakterbilde Spaniens können und dürfen aber auch jene edlen

Menschenfreunde,

nicht unvertreten bleiben, welche es verbürgen, daß das Wort

*) Diction. des peintres espagnols p. Quilliet. p. 379 sq.

**) A dictionary of span. paint. etc. By O'Neil. Vol. I. p. 267.

und Beispiel unseres HErrn nicht verloren sei an den Herzen der Menschen; wenn es auch nicht Alle zu so erhabner, aufopfernden That der Liebe begeistert und erhebt, und auch nicht Allen die Veranlassung, sie in großem Maaße zu üben, so geboten wird, wie dem allbekannten Anwalt der armen Amerikaner, Barthol. las Casas (geb. in Sevilla 1474, gest. in Madrid 1566), dem „Apostel der Indianer." Statt aller Andern nennt unsre Ehrentafel nur den, noch bei weitem zu wenig gekannten, ersten Begründer des der christlichen Menschheit zu ewiger Ehre gereichenden Taubstummen-Unterrichts: Pedro Ponce de Leon, von edlen Eltern im J. 1520 in Valladolid geboren. Alles was wir von seinem Leben wissen, beschränkt sich darauf, daß er früh schon in den Orden der Benedictiner im Kloster Sahagun, im Königreiche Leon, trat, aber den größeren Theil seines Lebens in dem Kloster Ona verbrachte, wo er im J. 1584 starb. Am letztgenannten Orte war es, wo dieser menschenfreundliche Mönch um's J. 1570 den ersten Versuch machte, zwei Brüder und eine Schwester des Connetable von Castilien, geborne Taubstumme, im Lesen, Schreiben und Rechnen, so wie auch in den Grundlehren der Religion und den Hauptlehren der Grammatik und andrer abstracten Wissenschaften zu unterrichten. Das Wenige, was wir von seinen menschenfreundlichen Bestrebungen wissen, muß mit der höchsten Bewunderung für ihn und die Richtigkeit und Klarheit seiner Ansichten erfüllen. Denn er ließ — wie uns sein Landsmann und Biograph Valles erzählt — seine Zöglinge nicht nur sofort die Buchstaben des Alphabets schreiben, sondern leitete sie auch zugleich an, dieselben auszusprechen, indem er ihnen die Aussprache durch die Bewegung der Lippen und der Zunge deutlich machte, worauf er sie Wörter bilden ließ, jedoch zunächst nur von solchen Gegenständen, die er ihnen wirklich vorzeigen konnte. Auf diesem einfach-natürlichen Wege führte er seine Zöglinge so weit, daß sie sich nicht nur leicht durch Worte verständlich machen, sondern sowohl zur bewußtvollen Auffassung der Religionswahrheit und zum Verständniß streng wissenschaftlicher Gegenstände, wie z. B. Physik, Astronomie und Politik, sowie zur Erlernung der griechischen und lateinischen Sprache sich erheben konnten *).

*) M. s. über ihn den höchst interessanten Beitrag zur Geschichte des Taub-

Sein Vorgang blieb nicht ohne Nachfolge in seinem Vaterlande, so daß es auch zwei Spanier sind, denen wir die allerersten Schriften über diese Kunst der menschlichen Liebe verdanken: Juan Paolo Bonet und Ramirez de Carion so wie es auch im Jahre 1748 ein Spanier, Pereira, war, welcher durch eine Prüfung seiner taubstummen Zöglinge, vor der Akademie der Wissenschaften in Paris, die Aufmerksamkeit des großen Publikums diesen menschenfreundlichen Bestrebungen zuwandte und wahrscheinlich auch den Abbé l'Epee zur Nacheiferung begeisterte. — Jetzt ist das kleine Zweiglein, welches der edle Ponce gepflanzt hat, schon längst zu einem Baume erwachsen, und Tausende von sonst Unglücklichen wohnen glücklich in seinem Schatten und segnen dankbar den, der es gepflanzt hat.

Solche Paradiesbäume sind es aber erst, welche Spanien als „Garten Gottes" vollenden; denn sie enthüllen die Blüthe höherer Menschheit in ihrem vollen, wahren Glanze, sie verbreiten ihren Blüthenstaub befruchtend nach allen Landen hin, und sie tragen endlich die Frucht der Wahrheit und der Liebe, die aus Gott ist und zu ihm führt. An solchen Früchten erkennt man auch jenes reich gesegneten Landes trefflichen Bewohner, in welchem sich, wie in seiner schönen, zauberischen Sprache, auf das Glücklichste die nordische Schwere und die südliche Leichtigkeit, der nordische Ernst und die südliche Anmuth vereinigt, der zugleich ein „Schwertritter ist und ein Blumenritter," in dessen Charakter fast alle ehrenhaften Eigenschaften des Mannes: Stolz, Trotz, Freiheitsmuth, Todesverachtung, Mäßigkeit, Redlichkeit und Wahrhaftigkeit, und dabei doch auch der kindliche, frohe Sinn für leichten, harmlosen Scherz und die Lust an Musik und Tanz und heiterem Tändelspiele zusammen wohnen. Fürwahr, es ist ein tüchtiger, trefflicher Mensch, dieser Spanier, dem nur der rechte Führer fehlt, daß er wiederum auf dem Wege der Ehre und des Ruhmes zum Ziele des Glückes gelange. Möge ihm Gott dazu recht bald verhelfen!!!

---

stummen-Unterrichts: **Barnard's Tribute to Gallaudet etc. Hartford (U. St.) 1852. p. 78 ss.**

B) Portugal.

Von der hohen Wichtigkeit der natürlichen Beschaffenheit eines Landes für die Bedeutung seiner politischen Verhältnisse giebt im europäischen Staatenbunde Portugal ein eben so schlagendes Zeugniß, als die Provinzen von Altniederland und Belgien. Denn wie diese eigentlich zu Deutschland, so gehört jener Landstrich der pyrenäischen Halbinsel, aus welchem gegen Ende des eilften und im Anfange des zwölften Jahrhunderts der portugiesische Staat sich bildete, eigentlich zu Spanien, mit welchem es auch bis dahin ein und dasselbe geschichtliche Leben geführt hat. Nur sein verhältnißmäßig ausgedehntes, dem großen westlichen Ocean und seinen verborgenen Schätzen zugewandtes Küstengebiet, und der Besitz der Mündungen großer, schiffbarer Ströme konnten ihm den Muth und die Kraft geben, sich als selbstständiger Staat zu constituiren, und, wenn auch unter mannigfachem Wechsel, sich als ein solcher zu erhalten. Denn Ströme sind die großen Pulsadern der Länder; es laufen aber drei solcher Adern der Halbinsel gegen Westen und Süden in's atlantische Meer aus: der Douro, der Tejo und die Guadiana. Daß es in Portugals Macht und Hand steht, diese Pulsadern abzubinden oder zu sperren, das giebt ihm seine für Spanien freilich unbequeme Bedeutung, gerade so wie es bei Hollands Macht an den Mündungen des Rheins, der Maas und der Schelde der Fall gewesen ist, gar oft zu mannigfachem Hemmniß für die Bewegungen des deutschen Binnenlandes.

Die Geschichte Portugals (von der Stadt Porto oder dem Hafen Cale — Portus Cale — so genannt) trennt sich erst mit der Zeit des ersten Kreuzzuges von derjenigen Spaniens; denn im Jahre 1095 übergab Alphons VI. von Castilien (s. oben S. 335) das Land zwischen Minho und Douro seinem Schwiegersohne H e i n r i c h, einem Urenkel Hugo Kapets. Doch erst dessen Sohn A f f o n s o oder A l p h o n s o I. H e n r i q u e z nahm den Königstitel an und gründete seine Herrschaft in dem väterlichen Erbe sicher, durch den großen Sieg, welchen er 1139 bei

Ourique *) über die Araber erfocht, eine Waffenthat, welche die Sage und die Poesie mit allen dem Glanze und der Uebertreibung ausgeschmückt, mit welchen man so gern die Anfänge der Geschichte eines Landes oder Volkes zu umgeben pflegt. „Nach den ältesten Nachrichten war das Saracenenheer sehr zahlreich, Affonso's Kriegerschaar dagegen sehr klein, wie sich dieses erwarten läßt von dem Umfange und der starken Bevölkerung des arabischen Spaniens, die durch überseeische Streiterhaufen auch noch verstärkt war, und von dem beschränkten, damals schwach bevölkerten und durch wiederholte Kämpfe mit Castilien noch mehr erschöpften Portugal. Mit dieser allgemeinen Angabe nicht zufrieden, hat der Patriotismus der späteren Portugiesen eine Zählung beider Heere vorgenommen, und in dem portugiesischen 13,000 Mann, im arabischen 300,000, nach Andern gar 406,000 Mann gefunden. Nach einer andern alten Ueberlieferung sollen einhundert Sarazenen auf einen Portugiesen gekommen sein und der portugiesische Fürst soll über fünf maurische Könige **) den Sieg davon getragen haben. Man hat endlich den anerkannten Helden der Schlacht noch höher stellen zu müssen geglaubt, indem man ihn in unmittelbare Berührung mit Christus gebracht hat. Dieser soll nämlich, da Affonso vor der Schlacht über die kleine Zahl und Muthlosigkeit seines Heeres niedergeschlagen und unschlüssig war, am Kreuze hangend dem Fürsten erschienen sein und ihm den Sieg und den besondern Schutz seines Reiches versprochen haben. Der Betrug aber hat diese Sage benutzt, um für den leichtgläubigen Nationalstolz und den

---

*) Ourique ist nur der bedeutendste Ort der Gegend, in welcher dieser Sieg erfochten wurde. Genauer genommen war das Schlachtfeld oberhalb des Fleckens Castro Verde, in einem Thale zwischen den Flüßchen Crodes und Terges, die in geringer Entfernung davon sich mit einander vereinigen und darauf in die Guadiana sich ergießen. Schäfer Gesch. v. Portug. I. S. 45.

**) Darauf beziehen sich auch die fünf Schilder im inneren Wappen Portugals, wie schon der Sänger der Lusiade sie deutete (Ges. III. Str. 53.):

„Und Sieger sind die tapfern Lusitanen,
Und unser die Trophäen und die Beute.
Drei Tage ruhn des großen Königs Fahnen,
Nachdem der Mohren Heer die Flucht zerstreute;
Dann setzet er in's weiße Schild der Ahnen,
Damit es spät auf diesen Sieg noch deute,
Fünf azurblaue Schilde, schön verbunden,
Weil er fünf Könige hat überwunden ꝛc.

Wunderglauben gegen das Ende des 16. Jahrhunderts eine Urkunde zu schmieden, in welcher Affonso Henriquez selbst die Wahrheit dieser Erscheinung mit allen Nebenumständen feierlichst beschwört.... Aus dem Zwielichte aller dieser Wunder, Sagen und Ueberlieferungen, deren Schauplatz das Schlachtfeld von Durique ist, tritt uns eine Thatsache hell und unbestritten entgegen, die thatsächlichste Trophäe Affonso's: der Königstitel, den er seitdem annahm und führte. Mag er ihn nun kurz vor der Schlacht, — was am wenigsten wahrscheinlich ist, — oder, wie eine weitverbreitete Sage will, womit auch die Urkunde der Cortes von Lamego übereinstimmt, auf dem Schlachtfelde selbst angenommen haben; oder endlich bald nach dem Siege: gewiß ist, daß A. seit dem glücklichen Erfolge, der sein kühnes Unternehmen gegen die Christenfeinde gekrönt hatte, in den Urkunden nun beständig den Königstitel sich beilegte *)." So gewann Affonso den Königstitel; seine Königswürde und seinen Königsthron aber wollte er weislich auf einen andern, festern Grund bauen, als auf den eines bloßen Titels. Er versicherte sich nämlich zum Schutze gegen seine zahlreichen Feinde vor allen Dingen einer Macht, welche dauernd und innigst sich zu verpflichten in seiner Hand und in seinem Willen lag, und die durch Treue und Anhänglichkeit immer mehr erstarken und unüberwindlich werden konnte: wir meinen die Liebe und das Vertrauen seines Volkes, welcher er die feste Unterlage in den ersten Grundzügen einer geregelten Verfassung (Constitution) gab. Indem nämlich der König die Reichsstände, oder Cortes berief, versammelte er den Kern der Nation um sich, und ließ in feierlicher Stunde die Königswürde, die ihm bereits von seinen Kampfgenossen übertragen worden war, von den angesehensten Stimmführern der übrigen Stände bestätigen, und ihre Anhänglichkeit an ihn laut und entschieden sich aussprechen. Er legte durch die Feststellung der Erbfolge dem Throne eine unerschütterliche Grundfeste unter und entrückte dadurch sich und sein Geschlecht hundert Wechselfällen, hob und zügelte zugleich den Adel durch feste Gesetze, die er diesem Stande in Betreff seiner Würde und deren Verlust gab, und ließ endlich die Auserwählten der

*) Schäfer a. a. O. I. 46 ff.

Nation den dringendsten Bedürfnissen der bürgerlichen Ordnung durch die ersten Grundlinien einer zeitgemäßen allgemeinen Gesetzgebung abhelfen. „Die erste dieser Ständeversammlungen wurde in Lamego im Jahre 1143 gehalten. Sie bestand aus der hohen Geistlichkeit, aus den Edlen des Hofes und aus den Abgeordneten der Städte Coimbra, Guimaraes, Lamego, Viseu, Porto u. m. a. Außer diesen waren eine Menge Mönche und Kleriker zugegen. Als der König in der Kirche Sta. Maria Almacave in Lamego den königlichen Thron eingenommen, erhob sich der Procurator des Königs von seinem Sitze: „„Der König Affonso — sprach er — den ihr auf dem Felde von Ourique zum Könige erhoben habt, hat euch hier versammeln lassen, damit ihr nach genauerer Einsicht der päpstlichen Schreiben erkläret, ob ihr ihn zum Könige haben wollt?““ Alle bejahen es. „„Wie soll es gehalten werden? — fragte er weiter — soll Affonso allein König sein, oder sollen es auch seine Söhne sein?““ Er, so lange er lebt, und seine Söhne nach seinem Ableben! riefen Alle einstimmig. Darauf stand der Erzbischof von Praga auf, nahm aus den Händen des Abtes von Lorvao die große goldne Krone, die angeblich von den westgothischen Königen, die sie diesem Kloster gegeben, herrührte, und setzte sie dem Könige auf das Haupt. Dieser aber, das entblößte Schwert, das er in den Schlachten geführt hatte, in der Hand, sprach die Worte: „„Gebenedeiet sei der Gott, der mir Beistand geschenkt hat! Mit diesem Schwerte habe ich euch befreit und unsere Feinde besiegt; ihr aber habt mich zum König und zu euren Gefährten gemacht. Laßt uns nun auch Gesetze fertigen, nach welchen unser Land in Frieden regiert werde.““ Die Versammelten stimmten bei und gelobten für sich und alle ihre Nachkommen Gehorsam dem Könige. Darauf gingen die Cortes, d. h. die Bischöfe, der Adel und die Städteprocuratoren, vom Könige dazu aufgefodert, an das Werk. Die Gesetze aber, die nun berathen und abgefaßt wurden, betrafen die Thronfolge, den Adel und die Rechtspflege. Man beschloß mit der Thronfolge zu beginnen und bestimmte darüber Folgendes: Die Erbfolge geht vom Vater auf den Sohn. Stirbt der älteste Sohn bei Lebzeiten des Vaters, so folgt der nächstälteste und so fort. Stirbt der König ohne Söhne, so gebührt dem Bruder

desselben die Nachfolge. Der Sohn dieses aber kann nur dann König werden, wenn ihn die Cortes wählen. Die Frage des königlichen Procurators: ob die Erbfolge auch auf die Töchter des Königs übergehen solle? veranlaßte einen stundenlangen Streit, bis man sich dahin vereinigte: Hat der König keine männlichen Nachkommen, wohl aber eine Tochter, so soll sie Königin sein. Sie darf aber nur einen edlen und gebornen Portugiesen zum Gemahl nehmen, und dieser kann erst dann König genannt werden, wenn ein männlicher Nachkomme aus der Ehe vorhanden ist. In öffentlicher Versammlung sitzt er der Königin zur Linken, ohne die Reichskrone auf dem Haupte zu haben. Niemals aber soll das Reich an Ausländer kommen, und wenn die Tochter des Königs mit einem ausländischen Fürsten sich vermählt, so soll sie nicht Königin sein." — In Ansehung des Adels wurde Folgendes angeordnet. „Zum höchsten Adel (Nobilissimi) gehören Alle, die aus dem königlichen Geblüt entsprossen; zu den Adligen alle weder von Mauren noch von Juden abstammenden Portugiesen, die den König, seinen Sohn oder Schwiegersohn, oder die Reichsfahne im Kriege gerettet haben; die Söhne dessen, der in der Gefangenschaft der Ungläubigen für den christlichen Glauben das Märtyrerthum erlitten hat; derjenige, der im Kriege den feindlichen König oder dessen Sohn getödtet und die Fahne derselben erobert hat; Alle am königl. Hofe, die von Alters her adlig sind; endlich aber sollen auch Alle, die in der großen Schlacht bei Ourique mitgefochten haben, zum Adel gehören und wie ihre sämmtlichen Nachkommen Vasallen des Königs heißen. Adlige aber, die in der Schlacht die Flucht ergreifen, mit dem Schwerte oder der Lanze ein Weib schlagen, den König oder dessen Sohn oder die Reichsfahne in der Schlacht nicht nach Möglichkeit retten, einen falschen Eid schwören, dem Könige die Wahrheit verschweigen, von der Königin und ihren Töchtern übel reden, zu den Mauren überlaufen, Diebstahl begehen, den Namen Jesu Christi entweihen, dem Könige nach dem Leben trachten, — solche Adlige verlieren den Adel für sich und ihre Nachkommen auf immer." — In Bezug auf Rechtspflege, besonders auf peinliche Vergehen und Strafen, wurden von den Cortes von Lamego folgende Verfügungen getroffen. „Alle Portugiesen gehorchen dem Könige und den Richtern (Alvazilen) der

Ortschaften, welche im Namen des Königes Recht sprechen. Gerichtet aber wird nach diesen Gesetzen: Wer zum ersten oder zweiten Mal einen Diebstahl begeht, wird halb entkleidet an einem öffentlichen Orte den Vorübergehenden bloßgestellt. Stiehlt er weiter, so wird er mittels eines heißen Eisens durch ein Zeichen am Kopfe gebrandmarkt. Wiederholt er sofort den Diebstahl, so wird er mit dem Tode bestraft. Die Todesstrafe darf aber nicht ohne des Königs Befehl vollzogen werden. Ehebruch wird mit dem Feuertode bestraft .... Wer einen Andern verwundet, hat den Schaden nach der Schätzung des Alvazils zu ersetzen rc.... Wer einen Alvazil, einen Alcaiden (unteren Richter), einen vom Könige Abgeordneten oder auch einen Gerichtsdiener (Sayom) beleidigt, soll, wenn er auch geschlagen hat, mit einem heißen Eisen gebrandmarkt werden, im andern Falle funfzig Maravedis zahlen und den Schaden vergüten rc." — Nachdem der königl. Kanzler alle diese Gesetze vorgelesen hatte, billigte sie die Versammlung und gelobte ihre Annahme. Als darauf der Procurator des Königs wieder das Wort nahm und fragte: „ob die Stände verlangten, daß der König an den königlichen Hof von Leon gehen, und diesem oder irgend Jemandem, außer dem Papste, der ihn zum König gewählt habe (?), einen Tribut entrichten solle? da standen Alle auf, hoben ihre entblößten Schwerter in die Höhe und riefen: „Wir sind frei und unser König ist frei! Unsere Hände haben uns befreit; und der König, der Jenes zuläßt, sterbe! Und wenn er auch König sein wird, regiere er nicht mehr über uns!" — Und der König, mit der Krone auf dem Haupte und dem Schwerte in der Hand, erhob sich ebenfalls: „Ihr wißt, — sprach er — wie viele Schlachten ich für eure Freiheit geliefert habe; ihr seid Zeugen, Zeuge ist mein Arm und dieses mein Schwert. Wer Jenes zugiebt, der sterbe! und wäre er mein Sohn oder Enkel, so regiere er nicht!" Alle riefen: „dieß ist ein gutes Wort; sie sollen sterben, und der König, der fremde Herrschaft zuläßt, regiere nicht mehr!" Nochmals sprach der König: „So geschehe es *)!" Also ward der Bund geschlossen zwischen dem edlen und hochherzigen Könige Affonso Henriquez und dem portugiesischen Volke und zwar auf

*) E. Münch Grundzüge einer Gesch. des Repräsentativsystems in Portugal. Leipzig, 1827. S. 6 ff.

dem Grunde des ewigen Rechtes und des gegenseitigen Vertrauens; und das kleine Volk ward dadurch groß und stark, daß es siegreich den Kampf bestehen konnte gegen seine mächtigen Nachbarn und seine Grenzen erweitern und seine Freiheit behaupten und befestigen. Das ist der Segen einer guten Verfassung und der Einigkeit zwischen König und Volk!!!

Was aber ein solcher König mit einem solchen, wenn auch kleinen Volke vermag, daß beweisen Affonso's Siege über die Sarazenen, durch welche er sein Reich erweiterte und den Glanz seiner Krone verherrlichte, so daß seine Thaten die Bewunderung seiner Zeitgenossen erregten und den Königen des Auslandes Achtung geboten vor einem Fürsten, der das Schwert und das königliche Scepter gleich geschickt zu führen verstand. Seine glorreichsten Trophäen sind die Eroberung von Santarem — bei welcher Stadt er später auch noch einen der glänzendsten Siege, den letzten seines ruhmvollen Lebens (1184) erfocht — und die von Lissabon (1147), welche letztere er mit Hülfe einer vom Sturm verschlagenen Flotte von Kreuzfahrern vollbrachte. Sie wurde von allen Eroberungen, durch welche Affonso sein Reich erweiterte, die wichtigste und folgenreichste; denn sie ward der Ausgangspunkt für weitere Erwerbungen, durch welche der eben so tapfere als weise König, ein ächter Ritter, sein junges Königthum ebenbürtig machte und die Grenzen seines Landes sicherte gegen die übermächtig drohenden Feinde. „Der Portugiese aber muß es als eine höchst dankenswerthe Fügung der Vorsehung ansehen, daß sie dem ersten Könige eine Dauer des Lebens und der Regierung verlieh, in welcher auch die weitaussehendsten Pläne und langwierigsten Unternehmungen zur Reife und Vollendung gedeihen konnten. Aber er wird daneben nicht verkennen, daß sein Affonso Henriquez die zwei Menschenalter, die ihm der Himmel schenkte, auch mit Thaten zweier Menschenalter ausgefüllt hat. Er vertheidigte — sagt die Chronik — ganz Portugal mit seinem Schwert, erweiterte mit Gottes Hülfe die Grenzen der Christenheit, und mehrte das Gebiet der Gläubigen vom Mondego, welcher neben den Mauern von Coimbra hinfließt, bis zum Guadalquivir, der durch Sevilla strömt, und bis zum großen und zum mittelländischen Meere. Er hat zuerst den Grundstein des Staates so fest gelegt, daß Castilien die Lust

verlor, seine Selbstständigkeit anzutasten. Durch die politische Unabhängigkeit, die er Portugal gab, verhalf er seinem Volke zum Selbstbewußtsein, weckte das Nationalgefühl und flößte den Portugiesen den edlen Stolz auf ihre Würde und Unabhängigkeit ein. Erst seit dieser Zeit gewannen sie einen innern, festen Charakter und eine diesem entsprechende äußere Haltung. Mit einem Worte, Affonso I. machte dadurch, daß er Portugal zur Unabhängigkeit erhob, die Bewohner desselben erst zu Portugiesen. Von dem Augenblicke an, wo er, mit dem Schwerte in der Hand und in seinem achtzehnten Lebensjahre, mit einer Selbstständigkeit, welche die frühe Entwickelung seiner Thatkraft und seiner Regentenklugheit zeigt, den Thron, der ihm gebührte, eroberte, bis zum letzten Lebenshauche (er starb 1185), also sieben und funfzig Jahre lang, verfolgte er ein und dasselbe Ziel, die Unabhängigkeit seines Reiches und Volkes. Läßt es gleich der kriegerische Geist, der in seinem Zeitalter herrschte, ungewiß, ob und wie weit er nur diesem folgte, so ist doch außer Zweifel, daß nur das Schwert Portugals Bestehen sichern konnte und die Umstände weit mehr einen Heerführer als einen Regenten forderten. Doch vernachlässigte Affonso auch nicht die Kunst der Unterhandlung und zeigte sich in der Politik eben so geschickt, als im Felde groß. Er kannte die Stärke der geistlichen Waffen in seinem Zeitalter und wußte daher auch den Papst für seine Pläne zu gewinnen. Er sammelte weislich den Adel und die Stimmführer der Städte um sich, zog diese Stände (Cortes) in den Bereich seiner Entwürfe und fesselte sie an seine Person, indem er ihnen die Wahl ihres Königs und ihrer Verfassung anheim zu stellen schien. Aufgeklärt genug, um die Wichtigkeit des ritterlichen Adels für seine Zwecke vollkommen zu würdigen, begünstigte er die Einführung fremder Ritterorden — er selbst war Templer — und stiftete neue. Indem er dadurch die Muthigsten, Kühnsten und Edelsten in geordnete Reihen stellte, und den kriegerischen Unternehmungsgeist, die Ruhmliebe und den religiösen Enthusiasmus in seine Dienste nahm, vereinigte er die thätigsten und besten, bisher zerstreuten Kräfte in einem Punkte, richtete sie auf ein Ziel und erbaute auf diese Weise eine unbesiegbare Schutzwehr und Vormauer an den bedrohten Grenzen. So allein ward es ihm möglich, zwischen der ewig

unruhigen Macht der Sarazenen und dem mißtrauischen, eifersüchtigen und überlegenen Castilien wie zwischen zwei Feuern sich zu behaupten und selbst auf Kosten beider sich zu vergrößern. So allein konnte es ihm gelingen, als ein glücklicher Zufall ihm Verstärkung zuführte, den Sarazenen jene Stadt am Tejo zu entreißen, die später den Mittelpunkt des Reiches, die Residenz der Könige, die Niederlage der Schätze Indiens und das Verbindungsmittel des morgenländischen und abendländischen Handels werden sollte. Mit der Eroberung von Lissabon setzte er allen seinen Eroberungen die Krone auf. — Müssen wir aber irgendwo beklagen, daß die Chronikenschreiber meist nur Städteeroberungen und gelieferte Schlachten aufgezeichnet haben, so ist dieses bei Affonso I. der Fall. Wir lernen nur den Heerführer und König, nicht den Menschen kennen. Einen Blick zu werfen in das Gemach, in welchem er den hülfesuchenden Unterthanen empfängt und den Rathgeber bewillkommt, oder in den Kreis seines Familienlebens, um den König als Gatten und Vater kennen zu lernen, oder in das Heiligthum seiner Seele, um seine Lieblingsneigungen, die Triebfedern seiner Handlungen, den Kern seines eigenthümlichen Wesens zu entdecken: das Alles ist uns bei den höchst dürftigen Nachrichten über ihn, leider, nicht vergönnt; darum fehlt auch dem Bilde, welches wir uns von diesem Könige entwerfen, der Seelenausdruck des Reinmenschlichen, welches auch dem herrlichsten Antlitz eines Königes nicht fehlen darf. Bei seinem Volke freilich lebte der hochherzige Fürst noch lange nach seinem Tode in der ganzen Fülle seiner Eigenthümlichkeit fort, und die Portugiesen kannten lange Zeit nichts Höheres auf den Thronen der Erde, als ihren ersten König. Seinen Nachfolgern ward er ein Vorbild, das die Edleren unter ihnen zur Nacheiferung anfeuerte. So geschah es, daß der erste König von Portugal, der im Leben so Großes vollbracht hatte, noch über seinem Grabe Großes wirkte, durch die stille Gewalt, die sein erhebendes Andenken über die Herzen seines Volkes und seiner Thronfolger ausübte *)."

Daß ein so guter Grund, wie der von Affonso I. gelegte, widerhalten würde, war schon im Voraus zu erwarten, und die Geschichte Portugals beweist es sattsam. Von Jahrzehnd zu

*) Schäfer Gesch. von Portugal. I. S. 99 ff.

Jahrzehnd ward der kleine, nur durch seine Lage bedeutende Staat sich seiner mehr bewußt: der allzu mächtig gewordene Adel ward in gesetzlicher Weise beschränkt, der Kampf mit Spanien namentlich durch Johann I. (1383 — 1433) siegreich fortgekämpft (Schlacht bei Albujarotto, 1385) und das Colonialsystem begründet, auf welches die natürliche Lage des Landes vorzugsweise hinwies. Daß man dabei zunächst an Afrika dachte, war natürlich. Diese Pläne wurden aber besonders dadurch wichtig, daß sie die Veranlassung wurden zu den Entdeckungsreisen, welche des Königs Johann I. dritter Sohn, Prinz Heinrich († 1460) mit größter Einsicht, Ausdauer und bestem Erfolge leitete (1415 — 52). Die Portugiesen entdeckten auf diesen und späteren Fahrten im Jahre 1420 die Insel Madeira, bald nachher die Azoren, 1450 den Senegal, 1462 Guinea, und endlich unter dem trefflichen Bartholemeo Diaz 1486 das Vorgebirge der guten Hoffnung, — die letzte Station auf dem lang gesuchten Wege nach Ostindien, welchen endlich der eben so kühne als glückliche Vasco di Gama (1498) fand. Der würdigste Erbe aller dieser Herrlichkeiten ward nach vierhundertjährigem Bestehen des portugiesischen Reiches: Emanuel, welchen schon seine Zeit theils wegen eigener Verdienste, theils weil der Glanz der Großthaten seines Volkes auf ihn zurückstrahlte, „den Großen" nannte. Und auch wir können ihm unsere Bewunderung nicht versagen, wenn wir auch das Unrecht und die Unduldsamkeit, deren er sich gegen seine jüdischen Unterthanen in allzu großer Nachgiebigkeit gegen den Einfluß seines mächtigen Nachbarn und Schwiegervaters, Ferdinand des Katholischen *), schuldig machte, nicht entschuldigen können noch mögen. Unbestritten bleibt aber ihm der Ruhm, durch seine verständigen Anordnungen Portugals höchste Blüthenzeit herbeigeführt zu haben, wenn er dabei auch — was wir nicht verschweigen wollen — nicht die Theilnahme der Stände in Anspruch nahm, welche die Verfassung des Landes bedingte, sondern in seiner-Regierung mehr das Princip der Alleinherr-

*) Durch die Heirath mie Isabelle, der ältesten Tochter Ferdinand's und Isabellens, eröffneee sich Emanuel die Außsiche auf die Erbschaft der span. Monarchie, und wurde von Castilien (1498) schon vorläufig als Nachfolger anerkannt; allein die Königin Isabelle v. Portugal staib schon in demselben Jahre und zwei Jahre darauf auch ihr einziges Kind. Hierdurch verschwand für E. die Hoffnung Spanien zu erben.

schaft geltend machte, ohne jedoch die geschichtlich begründeten Rechte der einzelnen Landschaften und Städte zu verletzen oder gering zu achten. Vielmehr gab er Befehl, alles darauf Bezügliche zu sammeln, zu ordnen und zu erläutern, und ertheilte verschiedenen Städten neue Rechte. „Nicht mindere Sorgfalt zeigte er für Erhaltung der Archive und Urkunden, für Aufsuchung von Alterthümern und für vaterländische Geschichtschreibung. Seine Diener hielt er unter strenger Aufsicht und gab, zur Minderung des wechselnden Kleideraufwandes, Kleiderordnungen mit Rücksicht auf Stand und Reichthum. Kirchliche Vorschriften beobachtete er genau, ehrte den Papst und gründete etliche Klöster und Stifter. Er war arbeitsam, wohlthätig, herablassend, milde, dankbar und keusch. Ob er gleich einen guten Tisch führte, aß er doch nur wenig und enthielt sich des Weines. Er war ein Freund geselliger Feste und heiterer Leibesübungen, ein eifriger Jäger und geschickter Schütze. Vor allen Künsten aber liebte er die Musik und hatte eine der besten Kapellen in Europa. Auf seinen Anzug verwandte er viele Sorgfalt, nicht aus Eitelkeit, sondern weil es der Anstand so verlange. — Alle Anträge, sich in die Streitigkeiten der südeuropäischen Mächte einzumischen, lehnte er standhaft ab, und mit großem Rechte. Während jene in endlosen Kriegen ihre Kräfte vergeudeten, nach Grundsätzen verfuhren, welche unter dem Namen hoher Staatsklugheit aller Sitte und Tugend Hohn sprachen, und schon um deßwillen nie ein irgend erhebliches und erfreuliches Ziel erreichen konnten, hatte die Portugiesen eine höhere Begeisterung ergriffen und größeren Zielen entgegengeführt. So wie im 12. Jahrhundert die Kreuzzüge den Gesichtspunkt der europäischen Menschheit plötzlich erweiterten und eine neue, verdoppelte Thätigkeit hervorriefen, so war jetzt der Gedanke lebendig geworden, allen in blinden Götzendienst versunkenen Völkern des Christenthums beseligende Lehre zu bringen, und den Erdball, diesen, damals größtentheils noch unbekannten Wohnsitz der Menschen, in allen Theilen kennen zu lernen. Jetzt ist freilich eine Reise nach Indien etwas Gewöhnliches, Alltägliches geworden, und das Neueste schon im wesentlichen bekannt; aber damals! Alle Gedanken und Empfindungen, deren die Brust des Menschen nur fähig ist, mußten die kühnen Schiffer ergreifen und beleben: von

Furcht, Entsetzen und Todesgefahr, durch leise Hoffnungen, zu größerer Sicherheit, zum Jubel der höchsten Freude. Welche Ueberraschungen, schon an der Westküste Afrika's, eine fremde Natur, noch fremdere Sitte der rohen Völkerstämme, welche Freude, das Vorgebirge der Stürme und Ungewitter nach glücklicher Umschiffung das Vorgebirge der guten Hoffnung nennen zu dürfen! Jetzt Spuren höherer Bildung auf der Westküste Afrika's, arabische Laute, welche Vermuthungen bestätigen, Hoffnungen steigern, nun Sagen von Indien, bestimmte Beweise des Verkehrs, endlich das ersehnte Land selbst in allem Glanze der südlichen Regionen, mit seinem Reichthum, seiner Schönheit, seiner Bildung alle Erwartungen weit übertreffend! Jetzt entstand eine allgemeine Begeisterung in ganz Portugal; die größten Anstrengungen wurden nicht gescheut, jedes Jahr sandte man Flotten nach Indien, und auf dem wunderbaren, ganze Welttheile umfassenden Schauplatze entwickelten die Portugiesen Klugheit, Heldenmuth, Geduld und Ausdauer in einem Grade, welcher die größte Bewunderung verdient, und sie zu einem weltgeschichtlich immerdar denkwürdigen Volke erhebt. Am 9. Juli 1497 lief Vasco di Gama *) mit 4 Schiffen aus dem Tajo aus, und am 29. Mai 1498 erreichte er Calicut. Am 9. März 1500 segelte Cabral ab und entdeckte, sich mehr westlich haltend, Brasilien. Nach wenig Jahren handelten die Portugiesen an allen indischen Küsten, und Franz von Almeida, welcher als Vicekönig 1505—1509 in jenen Gegenden befehligte, faßte vorzüglich jene Handelszwecke in's Auge. Größere Pläne hegte, die Gründung ganzer Reiche und die Herrschaft des Christenthums bezweckte sein großer Nachfolger, Alfons Albuquerque (1510—1515). Am 15. Februar 1510 ergab sich ihm Goa, im nächsten Jahre erstürmte er Malacca, den Mittelpunkt des östlichen Welthandels, setzte sich in den Besitz Ceylons und

*) . . . . . . Es folgen Gama's Bahnen
Vom Tajo her die Flotten durch die Meere;
Fern, in des Indus weiten Oceanen,
Besiegen jeden Strand die Helden-Heere!
Es zwingen diese hohen Lusitanen
Mit Zorn und Schwert und ihres Armes Schwere,
Die Könige, die nicht den Nacken biegen,
Zu sterben oder sich in's Joch zu schmiegen.
Lusiade X. 10.

der Molukken, und eroberte endlich Ormuz, die reichste und wichtigste Stadt im persischen Meerbusen *). Im Jahre 1518 dehnten die Portugiesen ihren Handel bis China aus, und kamen in den Besitz von Macao. Ihre Flotte beherrschte alle Meere, von Westafrika bis zur Südsee; die schönsten Inseln, die sichersten Häfen waren in ihren Händen. Ein kleines Volk Europens hob sich in wenig Jahren über weit zahlreichere seines und anderer Welttheile, und Emanuel an der Spitze dieses Volkes war ein glücklicher, großer König. Ruhm und Reichthum strömten

*) „Van Albuquerque's Waffen strahlt der Schimmer
Van Flammen, die in Ormus Reichen siegen,
Da ihm die Perser, stalz und muthig immer,
Verweigern, sich in sanftes Jach zu schmiegen.
Dort tödteu ihren Feind die Pfeile nimmer
Und müssen rückwärts auf den Schützen fliegen,
Van Gatt gewendet, daß er klärlich deute,
Wer für den Glauben und die Kirche streite.

Welch' ehrenvolle Palme seh ich flechten,
Die ihm der Sieg um seinen Scheitel schlinget,
Wenn furchtlos er in herrlichen Gefechten
Der mächt'gen Gaa Inselland dezwinget!
Doch will er auch nicht mit dem Schicksal rechten,
Als es die Beut' ihm wiederum entringet;
Denn Muth und Geist wird dald sie wiederfinden
Und Schicksal seldst und Mars seldst überwinden.

Bald kehrt er zu der Veste Wällen wieder,
Mit Flamm' und Lanz' und Kugeln sie zu fällen,
Und öffnet mit dem Schwert der Schaaren Glieder,
Die Heiden ihm und Mahren dar ihm stellen.
Die hahen Krieger stürzen Alles nieder,
Gleich Leun und Stieren, die van Hunger schwellen,
Und würdig ist der Kampf dem Tag vergönnet,
Der einst nach Katharina ward benennet.

Und du auch wirst dem Helden nicht entfliehen,
Ob du seldst in Aurorens Schaaß gelegen,
Oh hoher Ruhm dir lang' ist angediehen,
Malacca! und des Reichthums schöner Segen.
Od Schwerter dir zur Hülfe sind verliehen,
Ob Pfeile, die verbargne Gifte hegen;
Die tapfern Jaaer, feurigen Malayen,
Sie fallen All' aar Lusus Heldenreihen."

Lusiade X. 40 ff.

Wir kannten es uns nicht versagen, dem einfachen historischen Berichte den des Dichters deizufügen, da durch diese Periade der partugiesischen Geschichte ein paetischer Hauch weht und der Sänger der Lusiade, der Hamer seiner Natian, seldst Theil genommen hat an den von ihm so schön desungenen Großthaten seiner Landsleute. B.

herbei, aus nie genannten Ländern erschienen Gesandte, alle Könige Europens suchten seine Freundschaft. Bei der größten Thätigkeit herrschte doch überall Ordnung, rasche Fortschritte ließen frühere Mängel ganz verschwinden, und Niemand zweifelte an der Dauer dieses Glücks. In so günstigen Verhältnissen hinterließ Emanuel das Reich seinem Sohne Johann; er starb, 52 Jahre alt, den 13. December 1521 an einem Fieber *)."

Nur kurze Zeit dauerte die Blüthe des Reiches, welche unter der weisen und glorreichen Regierung Emanuel's I. sich entwickelt hatte; ein Todeshauch aus Afrika wehte sie an, also daß sie welkte und verdorrte: wir meinen das räthselhafte Verschwinden des Königs Dom Sebastian in der Schlacht während eines unheilvollen Feldzuges in Afrika (1578). — So verlief die Geschichte Portugals in ihrer höchsten Glanzperiode wie ein Gedicht, abgeschlossen in romantischem Anfange und Ende. Die Prosa einer dürren Wirklichkeit folgte: denn da Sebastian's Nachfolger, Heinrich der Cardinal, gleich beim Antritt seiner Regierung vom Tode überrascht wurde, kam der Thron in Erledigung und das Land fiel endlich (1580) dem mächtigen Nachbar, Philipp II. von Spanien, anheim, welcher nicht säumte, auch hier das System des ausgebildetsten Despotismus durchzuführen, durch welches die ehemals so blühende spanische Monarchie vom 16. Jahrhundert an so überaus unglücklich geworden ist. Während dieser Periode machten namentlich Spaniens Feinde, die Holländer, zum größten Nachtheile Portugals, in Ostindien immer weitere Fortschritte und entrissen ihm einen großen Theil der Früchte der Anstrengungen früherer, ruhmvoller Zeiten. Unter Philipp IV. eroberten die Feinde sogar die Hälfte von Brasilien, nebst mehrern bedeutenden Niederlassungen in Afrika. Auf Japan und Malacca ging der Handel verloren; denn auch die Engländer säumten nicht und griffen nach Kräften zu. Noch empfindlicher aber als aller Gebietverlust war die Einbuße der langbewahrten Nationalität und ihrer Freiheiten. Das Volk seufzte unter dem unerträglichen Drucke spanischer Satrapen, finsterer Glaubensgerichte und feiler Vaterlandsverräther aus seiner eigenen Mitte. Die öffentlichen Einkünfte wurden unter unwürdige Günstlinge

*) v. Raumer a. a. O. S. 90 ff.

verzettelt oder an Mäkler versetzt. Ueber 300 größere Schiffe und über 2000 Kanonen waren nach Spanien geschleppt worden, gegen alles Recht und Herkommen. Unerschwingliche Steuern quälten die niedere Klasse; der Handel mit Staatsämtern drückte das Gefühl der Gebildeten. Der Adel wurde gezwungen, für fremdartige Interessen Kriegsdienste zu nehmen und darin sein Vermögen zuzusetzen; die Priester wurden, zu Gunsten spanischer Schützlinge, ihrer Pfründen beraubt. So wüthete denn das verstandlose Regiment gegen alle Klassen des Volks und machte alle, wenn auch aus sehr verschiedenen Beweggründen, sich zu gleich heftigen Feinden. Mit schmerzlicher Sehnsucht blickte man daher nach einem Retter in der Noth, und dieser erschien aus der Familie Braganza *).

Am ersten Tage des Christmonats 1640 geschah zu Lissabon der entscheidende Schlag ohne großes Blutvergießen, nachdem er in der Stille vorbereitet worden war, und obgleich allmählig an 400 Personen, selbst viele Frauen, mehr oder weniger von dem Plane wußten und Einzelne ihn nicht einmal billigten, fand sich doch kein Verräther; so groß war der Haß gegen die Spanier. Dennoch wurden nur die verhaßtesten Personen im ersten Ausbruche der Volkswuth getödtet, der Widerstand der Regierung aber leicht entwaffnet. Denn das Anfangs unkundige und bestürzte Volk zeigte bald die lebhafteste und allgemeinste Theilnahme, und noch an demselben Tage wurde Dom João (Juan) von Braganza (s. die Randzeichnung unter b.) zum Könige von Portugal und Algardien in den Straßen von Lisboa ausgerufen: „Es lebe die Freiheit und König Johann IV.!“ Alle Städte folgten diesem Beispiele in kurzer Frist hintereinander, mit alleiniger Ausnahme von Ceuta auf der nordafrikanischen Küste. Am 6. desselben Monats kam der neue König in der Hauptstadt an; die Freude war grenzenlos! Viele sprangen und tanzten vor ihm her, Andere warfen sich zur Erde nieder, Andere küßten ihm die Hände, Alle aber riefen ohne Unterlaß: „Es lebe der König, der Gesegnete des Herrn! Es lebe, der da kommt im Namen des Herrn!“ Am folgenden Tage erschienen alle Edlen und Staatsbeamte, wie auch die Abgeord-

*) Münch a. a. O. S. 23 ff. Vgl. Gebauer, Portugiesische Geschichte. II. S. 71 ff.

neten des dritten Standes bei den allgemeinen Cortes, und statteten ihre Glückwünsche ab; der König aber schrieb, ganz im Sinne des guten Königs Affonso I., sogleich für den Januar des nächsten Jahres eine Versammlung der Reichsstände aus, um seine Wahl von dem Nationalcongresse nochmals in aller Form bestätigen zu lassen. Noch nie war derselbe so eifrig besucht und mit solcher Uebereinstimmung der Gemüther und Verleugnung aller besonderen Interessen abgehalten worden. Die Cortes aber erließen, um die Revolution vor Europa zu rechtfertigen und der Nation und des Königs unverjährbare Rechte aller Welt darzuthun, ein weitläuftiges „Manifest an alle Throne und Völker", dessen Hauptinhalt sich auf folgende Punkte zurückführen läßt: Bei Vererbung der portugiesischen Krone galt, nach dem Testamente König Johann's I., welcher 1433 starb, das Recht der Stellvertretung oder Repräsentation, und vermöge desselben ging der Herzog von Braganza *) dem Könige Philipp II. vor. Will man aber jenes Recht verwerfen, so hat der Herzog von Braganza nicht minder den Vorzug vermöge der Linealerbfolge, weil, so lange noch irgend jemand von der älteren Linie lebt, die

*) „König Johann I. lebte, als er noch Großmeister des Aois-Ordens war, mit einer Frau von edler Geburt, Ignez Pires, in einer durch die Kirche nicht geweihten Verbindung. In derselben ward ihm (1370) ein Sohn, Affonso, geboren, der im Jahre 1401 von ihm, dem Könige, für legitim erklärt wurde und in demselben Jahre mit Brites, der einzigen Tochter und Erbin des gefeierten Connetable Nuno Aloares Pereira, sich vermählte. In wenigen Jahren sah sich der Graf Affonso durch diese und eine zweite Vermählung, wie durch die Gunst seines Vaters und der folgenden Könige im Besitze unzähliger Ortschaften und ausgezeichneter Vorrechte, nannte sich schon 1443 „Herzog von Braganza" und erhielt 1449 vom König Affonso V. den Flecken Braganza eigenthümlich. Ueberhaupt überbot dieser letztgenannte König den Vater des Herzogs noch an Freigebigkeit gegen das Haus Braganza mit Auszeichnungen und Vorrechten, die er ihm ertheilte. Schon König Johann I. hatte den Herzögen von Braganza den Vortritt vor den Söhnen der Infanten, wie den Söhnen des Hauses Braganza, auch wenn sie noch keine Titel führten, vor allen Fidalgos (Edelleuten) zugesichert. König Affonso V. gestattete, daß nach dem Tode des Herzogs von Braganza der Erbe und Nachfolger desselben, ohne vorausgegangene Einsetzung und Erlaubniß des Königs, sogleich den herzoglichen Titel und jeden andern seines Hauses annehmen dürfe und daß in Ermangelung männlicher Nachfolge die weibliche eintreten könne. So hochbegünstigt sah schon der erste Herzog von Braganza sein Haus, der Gründer des Zweiges, der einst auf den portugiesischen Thron erhoben werden sollte." Schäfer, Geschichte von Portugal. II. S. 592. Derselbe treffliche Geschichtschreiber giebt auch ebendaselbst (II. S. 321 ff.) eine ausführlichere Notiz über den ebengenannten Connetable Nuno Aloares Pereira, der ein Mann von wahrhaft poetischer Größe und Originalität war, so daß ich mich ungern enthielt, sein Bild dieser Sammlung einzuverleiben.

jüngere nicht erben kann. Eben so wenig ließ sich das Erbrecht (im Widerspruche mit den Gesetzen von Lamego) durch Heirath auf fremde Herrscher übertragen; es mußte vielmehr jeder Zweifel über dasselbe gesetzlich vor dem Reichstage und nicht durch Gewalt entschieden werden, welche auch die etwaige Bezugnahme auf Verjährung thöricht erscheinen läßt. Angenommen aber, diese und andere einleuchtende Gründe reichten nicht hin, die Könige von Spanien als unrechtmäßige Herrscher von Portugal darzustellen, so würde ihre Verletzung von Eiden und Versprechungen, ihre ganze Regierungsweise, ihre Mißhandlung und Bedrückung aller Stände die Portugiesen vollkommen berechtigen, ihnen den Gehorsam aufzukündigen. Ueberhaupt, wenn Völker den Königen Rechte übertragen, so geschieht dies jedesmal unter der vorausgesetzten, natürlichen und menschlichen Bedingung, daß sie gerecht regieren und nicht Tyrannei üben. Nie hat man zu mehr sich verpflichten wollen und nie kann ein Eid sich auf mehr erstrecken. Mißbrauchen Könige ihre Gewalt, so darf mithin das Volk ihnen die Herrschaft nehmen, zu seiner eigenen, gesetzlichen und natürlichen Vertheidigung *). — — „Diese und ähnliche Grundsätze sind in den verschiedenen Staatslehren mit gleich großer Lebhaftigkeit als unbedingt wahr behauptet, und als unbedingt falsch bekämpft worden; wogegen die Geschichte zeigt, daß es ein Maaß der Tyrannei von oben giebt, welches knechtisch zu erdulden ein Verbrechen wird, und daß umgekehrt bisweilen eine solche Lust an Widerspruch, Ungehorsam und Aufruhr in den Völkern überhand nimmt, daß keine Regierung mehr möglich bleibt, sondern der Staat sich auflösen und das Volk zu Grunde gehen muß. Vor beiden Irrungen gleichmäßig zu warnen, ja, sie unmöglich zu machen, ist die höchste Aufgabe der Wissenschaft und der Staatskunst **)."

Die neue Ordnung der Dinge in Portugal ward bald von den meisten europäischen Staaten anerkannt und alle Anstrengungen Spaniens waren nicht im Stande, dem Könige Johann IV. oder seinen Nachfolgern irgend etwas abzugewinnen, so daß im Jahre 1668 der Friede auf völlige Unabhängigkeit zwischen bei-

*) Den vollen Inhalt dieses höchst merkwürdigen Actenstückes giebt E. Münch a. a. O. S. 26 ff.

**) v. Raumer, Geschichte Europa's rc. V. S. 474.

den Mächten zu Stande kam. Und in dieser Unabhängigkeit von Spanien ist Portugal bis auf diesen Tag geblieben, wenngleich unter vielfachem Wechsel des Schicksals, und ohne jemals wieder zur frühern Größe sich zu erheben. Am wenigsten verdienen die nächsten Nachfolger Johann's IV. den Namen guter Fürsten; erst Johann V. (1706—1750) wagte wieder ruhmvolle Versuche für wissenschaftliche Cultur und bemühete sich, den nachtheiligen Einfluß der Inquisition zu mindern, Bestrebungen, welche seinem Namen größern und dauernderen Glanz verbürgen, als der Titel der „allergetreuesten Majestät", den er zuerst den Königen von Portugal erwarb.

Ein neues Leben kam in die Politik, die Staatsverwaltung und den Charakter der Portugiesen durch den kräftigen und aufgeklärten Minister Pombal, welcher im Namen Dom José Emanuel's (1750—1777) regierte. Er ist eine so ausgezeichnete Erscheinung in der Geschichte seiner Zeit und seines Volkes, daß wir nicht umhin können, seinem in unserer Randzeichnung verzeichneten Namen eine kurze Skizze seines Lebens und Charakters, nach einem seiner neuesten und unparteiischen Biographen*) beizugeben. Sebastian Joseph de Carvalho e Mello, Graf v. Oeyras, später Marquis v. Pombal, war 1699 in einem kleinen portugiesischen Dorfe geboren; sein Vater gehörte zu der Klasse der Fidalgos de provincia, und war ein armer Edelmann, der viele Vorrechte genoß, ohne Rang und Reichthümer zu besitzen. Pombal's Erziehung war seinem Range angemessen. Er schöpfte sein Wissen über Politik, Staatswirthschaft und Geschichte meistentheils aus französischen Schriftstellern. Die Ministerien von Sully und Richelieu waren ein Hauptgegenstand seiner Studien, und Sully's Wirken, Denken und Fühlen scheint er sich vor Allem als Vorbild genommen zu haben, denn er bewunderte diesen großen Staatsmann von ganzer Seele und äußerte diese Bewunderung bei jeder Gelegenheit.

Schon vor seinem Antritte des Ministeriums zeichnete er sich durch glückliche Vollziehung wichtiger Aufträge in England und Spanien aus. 1750 bei der Thronbesteigung Joseph's ward er

*) Memoirs of the Marquis of Pombal with extracts from his writings and from dispatches in the State-paper office, never before published. By John Smith. London, 1843. Damit zu vergleichen ist: „Portugal. Erinnerungen an das Jahr 1842. Vom Fürsten F. Lichnowsky."

an das Staatsruder gestellt, welches er 27 Jahre führte zur Zufriedenheit seines Monarchen, zum Wohle des Staats, und zum Ruhme der Nation. Die Angelegenheiten des portugiesischen Staates waren damals durch ein lässiges und zügelloses Regiment in den traurigsten Zustand versunken: die Geistlichen absorbirten einen großen Theil der Einkünfte, nicht weniger als 800 geistliche Stiftungen ernährten den zehnten Theil der Nation in Müßiggang und Laster. Die Staatskassen waren geleert, der Staat in hohem Grade verschuldet, der Acker- und Weinbau im Verfall, der Gewerbfleiß so wie jeglicher Verkehr stockend. Die Engländer hatten jede Art von Handel an sich gerissen, und die Portugiesen bezogen aus fremdem Lande ihre Kleidungsstücke und Victualien; das aus den Colonien eingeführte Geld strömte wieder aus und brachte keinen Segen; die Festungswerke waren in Verfall gerathen, das Heer in den traurigsten Umständen, so daß ein Einfall der Seeräuber am Cap Espichel troß der Nähe des Forts weder verhindert noch gerächt werden konnte.

Pombal fand Mittel und Wege allen diesen Uebelständen Abhülfe zu leisten, demüthigte die Geistlichkeit, ordnete die Inquisition einem weltlichen Gerichtshofe unter, welcher Urtheil und Gerichtsverfahren prüfen und bestätigen mußte; er hob den Weinbau, indem er die berühmte Oportoweinhandel-Gesellschaft gründete, welche den Weinbauer vor dem Betruge der Gastwirthe und Kaufleute schützte, brachte den Ackerbau in Flor, hob den Gewerbfleiß, setzte das Land in Vertheidigungszustand und die Nation selbst wieder in Ansehen und Achtung bei andern Nationen. Als er nach 27jähriger Verwaltung sein Portefeuille niederlegte, übergab er Alles in der höchsten Ordnung und im besten Zustande, indem er in der Staatskasse einen Sparpfennig von 780,000,000 Cruzados zurückließ.

Wodurch er sich aber am meisten auszeichnete, das war die Vertreibung der Jesuiten aus Portugal, indem er dadurch die erste Anregung zu ihrer gänzlichen Auflösung in Europa gab, die der Papst Clemens XIV. vollendete. Schon dieser Zug seiner Regierung hätte ihn in der Art der Auffassung und Ausführung zum großen Manne stempeln müssen. Freilich rächten sich die Jesuiten an ihm, da in der damaligen Zeit beinahe die einzigen Geschichtsschreiber aus ihrer Mitte erstanden, und seinem Namen

wurden Verleumdungen aller Art angehängt, seiner Geschichte manche entehrende Erdichtung mit einverleibt. — Ein traurige Veranlassung, seine Besonnenheit, Umsicht, Thätigkeit und Menschenliebe in ihrem ganzen Umfange zu zeigen, bot ihm das furchtbare Erdbeben, welches Lissabon und die Umgegend fast zur Wüste machte, und so einzig in der Geschichte Europa's dasteht, daß auch wir uns einer kurzen Schilderung desselben nicht entziehen können. „Noch nie war die Sonne in jenem südlichen Klima so schön und prächtig aufgegangen als am 1. November 1755. Die ganze Natur schien ein vollkommenes Vertrauen in den schönen, ruhigen Himmel und in die balsamische Luft zu setzen; Lissabons stolze Paläste und prächtige Kirchen spiegelten sich in den kristallenen Fluten des Tejo, den kein Windhauch kräuselte; Freude, Glück und Friede schienen ihren Wohnsitz an seinen Gewässern aufgeschlagen zu haben. In wenigen Minuten sollte das Schauspiel sich ändern! Es war am Morgen dieses Tages, des Allerheiligen-Festes, als die frommen Bewohner Lissabons sich zum Gottesdienste in die zahlreichen Kirchen, welche an diesem Tage herkömmlicher Weise zu Ehren des Festes prächtig erleuchtet waren, begaben, als plötzlich, vier Minuten nach neun Uhr, die ersten Stöße gefühlt wurden und bald darauf die stolze Stadt in einen Trümmerhaufen verwandelt war. Die erstaunten Menschen, welche nicht bei dem ersten Sturze verschüttet wurden, strömten, um dem Verderben zu entgehen, in's Freie, unter Angstgeschrei, Beten und Anrufungen des Allerhöchsten, während einstürzende Gebäude oder sich öffnende Abgründe von allen Seiten sie zu verschlingen oder zu begraben drohten. Einige flohen nach dem Wasser, um Sicherheit zu suchen; doch ihre Hoffnung war vergeblich, denn auch der Fluß war erschüttert durch die mächtigen Stöße der Erde und stieg zu furchtbarer Höhe empor: er schwoll unter Rasen und Toben zu einem furchtbaren Strome an, brach aus seinen Ufern und riß Alles, was er erreichen konnte, mit sich fort. Große Schiffe sanken unter, andere, von den Ankern losgerissen, trieben unaufhaltsam dem Meere zu, wurden mit andern Schiffen zusammengestoßen und durch die Kraft dieser Stöße zertrümmert. — Um diese Schrecknisse noch mehr zu erhöhen, während die Tempel Gottes, die Paläste der Edlen und Wohnungen der Bürger einen

gemeinschaftlichen Trümmerhaufen bildeten, brach Feuer an verschiedenen Stellen zu gleicher Zeit aus, und bedrohte wüthend und unaufhaltsam alle vom Einsturz verschonten Gebäude. Wenn schon das allgemeine Unglück nach so langer Zeit furchtbar erscheint, wie schrecklich muß das Leiden der Einzelnen gewesen sein! Welches Unglück erwartete die Ueberlebenden! Gatten suchten ihre Frauen, Mütter ihre Kinder, Kinder schrieen nach ihren Aeltern, die theuersten Bande waren zerrissen."

„In der Mitte des Elends und der Verwirrung öffneten sich die Kerker, und ihre verbrecherischen Bewohner strömten heraus; sie freuten sich über das Unglück, das ihnen Freiheit gab, und überließen sich ihren grausamen Begierden, indem sie die furchtbarsten Verbrechen verübten. Berauscht von Wein, dürstend nach Gold, zogen sie durch die Stadt, plündernd, mordend und jede Gewaltthat ausübend, welche die Wuth oder das Gelüste ihnen eingaben. So wurde die furchtbare Prüfung Gottes noch durch die Grausamkeit der Menschen vermehrt."

„Lissabon war indeß nicht die einzige Stadt, welche von diesem Erdbeben litt, auch noch andere Städte und Gegenden, z. B. Setubal und Algarbes, waren beschädigt. Man rechnete in Lissabon allein 30,000 Menschen, welche entweder durch Feuer, Wasser oder einstürzende Gebäude umgekommen waren. Während 4 Tagen wütheten die Flammen, und starke Stöße wiederholten sich von Zeit zu Zeit. Die von Johann V. aufgeführte Wohnung des Patriarchen, der königliche Palast, Klöster und Kirchen in Menge, und die schönsten Paläste der Vornehmen und Reichen waren eingestürzt, und ganze Straßen in Trümmerhaufen verwandelt. Sieben Millionen L. Sterl. ward der Schaden angeschlagen, obgleich man einen Theil des Patriarchalschatzes wieder fand."

Als diese Katastrophe sich ereignete, befand sich die königliche Familie glücklicherweise in dem kleinen Palaste Belem, in der Nähe von Lissabon; der ganze Hof schwamm in Thränen, und unter seiner zitternden Umgebung stand rath- und muthlos der König. Da trat Pombal ein. „Was ist zu thun" — fragte der Monarch — „bei dieser schweren Prüfung des Himmels?" „Man muß die Todten begraben, und die Lebenden speisen!" antwortete Pombal, dessen edele, besonnene Haltung bei dieser schnellen und kurzen Antwort allgemeine Bewunderung erregte. Von diesem

Augenblicke an soll König Joseph seinen Minister als ein Wesen höherer Art betrachtet haben.

Nun wurde nicht ein Augenblick in fruchtlosem Hin- und Herreden und unnützen Klagen verloren: Pombal bestieg den Wagen, und eilte nach Lissabon, um die Gefahren des Erdbebens zu theilen, und das Unglück, daß es herbeigeführt hatte, zu mildern. Wo seine Gegenwart nöthig war, sah man ihn. Während mehrerer Tage war der Wagen seine einzige Wohnung, und aus diesem ertheilte er Tag und Nacht Befehle und Anordnungen. In unglaublich kurzer Zeit waren 200 Decrete ausgegeben, zur Herstellung der Ordnung, Unterbringung der Menschen, Vertheilung der Lebensmittel und Begrabung der Todten. Unter Anderm wurde Jedem untersagt, die Stadt ohne Erlaubniß zu verlassen. Durch diese Anordnung konnten Alle, die diesen Augenblick allgemeinen Unglücks benutzt hatten, um Anderer Habe oder Kirchengut sich anzueignen, ihre übelerworbenen Schätze nicht in Sicherheit bringen, und mußten sie entweder im Stich lassen, oder zurück geben. In seinen zahlreichen Decreten ging Pombal in alle Details ein; viele waren mit Bleistift auf den Knien aufgezeichnet, und wurden, ohne sie abzuschreiben, an ihre verschiedenen Bestimmungen gefördert. Die Verwundeten wurden verbunden, die Obdachlosen in schnell aufgeführten Hütten untergebracht, Lebensmittel kamen von allen Seiten, und wurden unter die Armen vertheilt; Truppen wurden aus allen Provinzen zusammengezogen, um die Ordnung aufrecht zu erhalten, Müßige zur Arbeit gezwungen, die herumirrenden Nonnen gesammelt, die Trümmer weggeschafft, die Todten begraben, der Gottesdienst hergestellt.

Da man befürchtete, die Pest möchte sich zu den übrigen Uebeln noch einstellen, wegen der vielen in Fäulniß übergehenden Todten, die man nicht so schnell begraben konnte, so wurde anbefohlen, die Leichen, unter den in diesem Verhältnisse anwendbaren kirchlichen Ceremonien mit Steinen um den Hals in das Meer zu versenken, woraus späterhin die Jesuiten Pombal einen großen Vorwurf machten.

Da trotz aller Vorsichtsmaßregeln und polizeilichen Anordnungen, die dem Gefängnisse entflohenen Verbrecher sich dennoch die größten Excesse zu Schulden kommen ließen, und oft am

hellen Tage in die Häuser drangen, um zu plündern, so daß begüterte Familien vor ihrer Thür bewaffnete Mannschaft aufstellen mußten, wurde ein Kriegsgericht eingesetzt, und Jeder, der auf einer Uebelthat ertappt worden war, sogleich aufgehängt, so daß bald die Einwohner von Lissabon unter Pombal's Schutz wieder eben so ruhig schlafen konnten, als vor dem Erdbeben.

Ja, ohne Pombal's Muth, Weisheit und Thätigkeit und Energie wäre Lissabon wahrscheinlich gänzlich zu Grunde gegangen. Er war überall selbst gegenwärtig, sprach den Furchtsamen Muth ein, tröstete die Verzweifelnden, hielt die Bösen im Zaume; und bei allen diesen Verpflichtungen hatte er noch gegen die algierischen Corsaren einzuschreiten, welche an der Küste streiften, und überall landeten, wo sie Gelegenheit zum Plündern wahrnahmen.

Die Jesuiten ließen das Erdbeben nicht ungenützt vorübergehen, und erklärten es als eine Strafe für die Gottlosigkeit des Ministers, und dessen, der ihn hielt; sie gingen so weit, zu prophezeien, daß im nächsten Jahre am Jahrestage eine ähnliche Explosion stattfinden würde. Dem wußte aber Pombal leicht zu begegnen. Gegen Ende des Octobers 1756, als Leichtgläubige eine Wiederholung fürchteten, stellte er eine starke Wache vor den Stadtthoren auf, wodurch der allgemeine Ausbruch von Furcht zurückgehalten, Unordnung und Plünderung der Stadt verhindert wurde. Da kein Erdbeben kam, lachte das Volk recht herzlich, nicht nur über die eigene Furcht, sondern auch über Diejenigen, welche sie hervorgerufen hatten. Das war eine üble Vorbedeutung für die Jesuiten, und Pombal entwarf nun die schönsten Risse und Pläne zum neuen Aufbau der Stadt, und zur Verschönerung und Anpflanzung der Umgebungen, welche auch größtentheils ausgeführt worden sind. — „Nach seinem großen, schönen Wirken sollte Pombal auch zu Ende seiner Tage die bittere Erfahrung der meisten großen Männer machen, indem ihm Undank und Verfolgung zu Theil wurden und seine letzten Tage trübten; die Geistlichkeit erwartete nur seinen Austritt aus der Regierung, um ihre alte Macht wieder zu erringen, und alle Mittel kleinlicher Rache gegen ihn in's Spiel zu setzen. — Eine prächtige Statue vom König Joseph war zu dessen Andenken aufgestellt worden, und der König hatte, in Anerkennung der Verdienste seines Ministers, Pombal's Bildniß in einem Medaillon darauf

anbringen lassen; und dieses Bildniß wurde, nach dem Tode Joseph's, herausgenommen. Unzählige Libelle und Schmähschriften erschienen gegen ihn, und als er eine derselben, aus Liebe zur Wahrheit und in Berücksichtigung auf seine Verwandten, widerlegte, ward diese Widerlegung durch ein königliches Decret vernichtet; endlich wurde sogar ein Gerichtshof eingesetzt, um jegliche Anklage gegen ihn zu untersuchen, und ihn zur Rechenschaft darüber zu ziehen. Gleich nach seiner Dienstentlassung aber hatte er der Königin ein Verzeichniß seines ganzen Vermögens eingereicht, und nachgewiesen, wie er es erlangt hatte, woraus hervorging, daß er nur seine Besoldung als Staatsminister gezogen, und die gewohnten Gratificationen und Geschenke, welche Könige gewöhnlich ihren Günstlingen geben, ausgeschlagen hatte. — Vergebens wartete das Publikum auf das Resultat dieser Untersuchung, und gewiß, wenn nur irgend etwas Nachtheiliges wäre aufgefunden worden, so würden Pombal's Feinde es veröffentlicht haben; dagegen zeugte mehr als irgend eine Rechtfertigung das gänzliche Stillschweigen in diesem Punkte von Pombal's rechtlicher und tadelloser Verwaltung. — Er starb in den Armen seiner Familie im 83. Jahre; die Resignation des Philosophen, und die Hoffnung des Christen blieben ihm stets zur Seite. Viele Jahre vor seinem Tode pflegte Pombal seinen Geburtstag der Selbstprüfung zu widmen, und im Gebete und in Selbstprüfung zuzubringen. — Sein Leichenbegängniß ward mit der seinem Range zukommenden Achtung begangen; der Bischof von Coimbra, welcher demselben beiwohnte, erhielt jedoch einen Verweis vom Gouverneur der Provinz, und der Priester, welcher seine Grabrede hielt, und über die Undankbarkeit Portugals gegen den größten Minister klagte, ward in ein Kloster verwiesen.

Aber selbst der Zorn des Hofes konnte nicht den gerechten Tribut verhindern, welcher dem Andenken Pombal's durch folgende Grabschrift gezollt ward:

„*Sebastian Joseph de Carvalho e Mello etc.*"

„**Nachdem er Lissabon wieder aufgebaut, den Handel wieder belebt, Manufacturen errichtet, Wissenschaften hergestellt, Gesetze eingeführt, Laster in Schranken gehalten, Tugenden belohnt, Heuchelei entlarvt, die Finanzen geordnet,**

der höchsten Gewalt Achtung verschafft hatte, mit Ruhm beladen, mit Lorbeern gekrönt, von allen fremden Nationen gerühmt, von der eigenen geschmäht, Richelieu ähnlich in der Grösse seiner Pläne, Sully ähnlich in seinem Leben und Schicksal, gross im Glück, noch grösser im Unglück, reichen Stoff hinterlassend zum Lobe und zur Bewunderung künftiger Jahrhunderte, als Philosoph, Held und Christ, ging er ein in die Ewigkeit, im dreiundachtzigsten Jahre seines Lebens, im siebenundzwanzigsten seines Ministeriums den 5. Mai 1782.

Möge die Erde leicht auf ihm ruhn!"

Mit Pombal's Entfernung vom Ruder des Staates fielen zwar gar viele seiner nützlichen Einrichtungen; allein die Aufklärung, die er angezündet und gefördert, die Richtung, die er der Denkweise und den Sitten des Volkes, sowie das Selbstgefühl, das er auf's Neue in dem Charakter der Nation geweckt, konnten nicht so leicht wieder vergessen werden. Jedoch sie geltend zu machen im politischen Leben des Reiches, dazu fehlte den Portugiesen des achtzehnten Jahrhunderts die Energie und Thatkraft. Die Theilnahme des Volkes an den Plänen und Maßregeln der Regierung war erschlafft; denn schon längst hatte man — und selbst Pombal ist von diesem Vorwurfe nicht frei zu sprechen — die Einberufung der Volksvertreter (Cortes) entbehren zu können geglaubt und ohne deren Mitwirkung regiert. Dagegen wuchs der Einfluß Englands von Jahre zu Jahre und wurde allmählig der allein herrschende. Da schlug endlich die wilde Brandung der französischen Revolution auch an das morsche Gebäude der in ihren Grundsätzen und Grundlagen völlig fehlerhaften Politik und verkehrten Staatswirthschaft, welche an die Stelle der unterdrückten Verfassung des einst so glücklichen Landes getreten war. Die Begebenheiten in jenem Nachbarlande regten den Geist der Gebildeteren im Volke an. Der Widerstand gegen Napoleon Bonaparte und seine Helfershelfer (1807—1814), der Einfluß Englands, die Gemeinschaft der Schicksale mit den Spaniern bei deren Bestrebungen, das lang unterdrückte, dem Lande eigenthümliche Repräsentativ-System wiederherzustellen, verfehlten ihre mächtige Einwirkung auf die Portugiesen nicht. Die scheinbar ganz in Erschlaffung versunkene Nation erhob sich, im Anfange (1820)

nur zur Befreiung von fremder Vormundschaft, sodann aber (seit 1821) auch gegen den Absolutismus, von welchem sie unverjährbare Rechte und mit der Nation selbst alt gewordene Freiheiten zurückforderte. In diesen Kämpfen riß sich auch Brasilien vom Mutterlande los (1822), und rief, seitdem für immer von Europa getrennt, den Infanten Dom Pedro zum Kaiser aus. Derselbe kräftige Fürst aber wollte auch in Portugal den Grund zu einem neuen Staatsbau legen, indem er 1826 dem von Parteiungen aller Art zerrissenen Lande eine Constitution (Carta de ley) gab und seiner Tochter Maria da Gloria (geb. 1819, gest. 1853) die portugiesische Krone übertrug. Allein Frauen- oder vielmehr Kinderhände taugten hier eben so wenig, wie im nachbarlichen Spanien dazu, die Zügel der Regierung zu führen, in einer Zeit, in welcher alle Leidenschaften mit ihren Forderungen sich geltend zu machen strebten und Dom Miguel — der Oheim der jungen Königin — die Rechte der unbeschränkten Herrschaft durch alle nur möglichen Mittel aufrecht zu erhalten strebte. Und so ist Portugal bis diesen Augenblick, trotz seines jungen, vielversprechenden Königes, noch nicht zur Ruhe gekommen und dürfte auch in der nächsten Zukunft kaum darauf rechnen dürfen; besonders da, namentlich seit der Losreißung Brasiliens, die Finanzen des Reiches in der höchsten Zerrüttung sich befinden, was auf alle Zweige der öffentlichen Verwaltung hemmend und lähmend einwirkt. „Allein wenn auch zur Ruhe, wird doch Portugal nicht eher zu größerer Bedeutung gelangen, sondern in seinen innern Schicksalen von Spanien, in seinen äußern von England abhängig bleiben, bis es sich dem größern Ganzen anfügt, wozu es von der Natur bestimmt zu sein scheint *)."

Bevor wir aber den Blick von Portugal abwenden, verlangen erst noch einige Namen auf der zu unsrer Randzeichnung gehörigen Ehrentafel eine kurze Deutung und Würdigung, um ein wesentliches Element in dem Bilde des Ganzen nicht fehlen zu lassen.

Die ersten dieser Namen sind von uns bereits genannt und gewürdigt worden. Sie erinnern an die hohe Bedeutung, welche

*) Vergl. v. Rotteck Spanien u. Port. Kgsbrg., 1839. u. Münch a. a. O.

Portugal in der Geschichte der Entdeckungen im Bereiche der Erdkunde gewonnen hat, seit Johann I., mit dem schönsten aller Beinamen „der König guten Andenkens," die Anregung zu kühnen Fahrten nach der Nord- und Westküste von Afrika gegeben. Im Besitze von Ceuta, das er eroberte, übersah er sogleich die Wichtigkeit dieser Eroberung, und die Bestimmung seines kleinen Königreiches trat klar vor seine Seele, — gewiß ein großes Glück, dem Portugal seinen höchsten Glanz, die Erdkunde aber ihre Vollendung verdankt. Der König wollte die Küsten Afrika's kennen lernen, welche bis dahin durch Vorurtheile verschlossen, nicht weiter als bis zum Vorgebirge Nun beschifft und bekannt waren. Zur Ausführung dieser Unternehmung wählte er seinen zweiten Sohn Heinrich, den der Zuname „der Seefahrer" als Patron der neuern Erdkunde hinlänglich bezeichnet, einen jungen Mann, ausgerüstet mit allen den Eigenschaften und Fähigkeiten, welche zur Leitung solcher Entdeckungen nöthig sind. Er war selbst ein Erdkundiger, der aber eben deßhalb bei seinen Forschungen zunächst den Himmel befragte, woran man im mittleren Europa damals kaum noch dachte. Den Geschmack an der Himmelskunde hatten die Araber hinterlassen und das lebhafte Volk der pyrenäischen Halbinsel hatte dieses Erbe nicht unbenutzt gelassen. In Verbindung mit den gelehrtesten Männern seines Volkes, und nach den einzelnen Nachrichten über Afrika, die man den Mauren abgekundschaftet hatte, entwarf Dom Heinrich die kühnen Plane zu seinen Seereisen, deren Resultate allbekannt sind, und starb (1460), nachdem er es noch erlebt hatte, daß seine Schiffe Guinea besuchten, ein würdiger Sohn des Königs guten Andenkens. — Allein noch war die Südspitze Afrika's nicht erreicht; das war der Regierung Johanns II. und dem erfahrnen und wackern Seemanne Bartholomeo Diaz vorbehalten. Ausgesandt, den fabelhaften Priester Johann aufzusuchen, von welchem damals die halbe christliche Welt träumte, zugleich aber auch Afrika's Küsten genauer zu erforschen, segelte Diaz im Jahre 1486 mit drei Schiffen ab, und hatte, ohne es zu wissen, bereits die Südspitze dieses Welttheiles umsegelt und landete, 40 Meilen jenseits desselben auf einer Insel, wo er ein Kreuz errichtete und die er Sante Cruz nannte. Weiter nach Norden segelnd erreichte

er die Algoa-Bai, und kam bis zum großen Fischflusse, wo er abermals ein Kreuz errichtete, aber, durch das Murren seiner Mannschaft zur Rückkehr gezwungen, weder Nachrichten vom Innern des Landes noch von dem Priester Johann einziehen konnte. Erst auf der Rückreise wurde der kühne Mann durch die Entdeckung überrascht, daß er wirklich das südlichste Vorgebirge und damit Süd-Afrika umsegelt hatte. Wer beschreibt sein freudiges Erstaunen?! Diaz hatte nun nichts Eiligeres zu thun, als das Vorgebirge zu bestimmen, die Hafen und Buchten zu untersuchen und triumphirend nach Portugal zurückzukehren. Wie ein elektrischer Schlag durchzuckte die Nachricht von dieser wichtigen Entdeckung ganz Europa. Die Phönizier hatten also Recht, Afrika ist umschiffbar! Dafür brachte Diaz, von der andern Hemisphäre zurückkehrend, den Beweis. Er stattete dem Könige Bericht ab, schilderte die Gefahren seiner langen Reise und die ausgestandenen Beschwerden und Drangsale, legte die aufgenommenen Karten vor und die Zeichnungen und Ansichten von dem verhängnißvollen Vorgebirge, wo ihn so viele Stürme durchrüttelt hatten. „Ich habe es das stürmische Vorgebirge (Cabo tormentoso) genannt!" sagte der Seefahrer. „Nein! — ruft der treffliche König mit ahnungsvollem Geiste aus — nein, es soll das Vorgebirge der guten Hoffnung heißen; denn dort finde ich Indien. Ich zweifle nun nicht länger, daß der Weg nach Indien gefunden ist!" Und sein Wort ward Wahrheit; denn

„Mit dem Genius steht die Natur im ewigen Bunde
Was der Eine verspricht, leistet die Andere gewiß."

Was Diaz ahnen ließ, erreichte Vasco di Gama (1498): Afrika ward umsegelt, Indien gefunden, das Geheimniß der Erde schien offenbar, die goldne Frucht tausendjähriger Anstrengungen (seit Hanno's und Necho's Fahrten) ward endlich gebrochen. „Nach einer Abwesenheit von zwei Jahren ließ Gama unter den Mauern von Lissabon die Anker fallen, um die frohe Kunde zu bestätigen, die er schon voraus durch einen treuen Boten in die Heimath gesandt hatte. Ob ihm das Herz hoch schlug, als er vor seinen König trat, das beurtheilt nur der richtig und fühlt es ganz nach, der eines gleichen Hochgefühles fähig ist. — Also auch das war der Menschheit gelungen! Glücklicher als der größere

Mann seiner Zeit, der Entdecker der neuen Welt, der einzige aber auch, dem Gama wich, — freute sich dieser der Dankbarkeit seines Königs und seines Volkes *), zu welcher als köstliche Zugabe die Vorsehung die begeisterte Seele des Camoens sandte, „damit Vasco di Gama auch im Gesange seines schönsprechenden Volkes ewig lebe."

Der König Emanuel I. nahm nun den Titel eines „Herrn der Eroberung und Schifffahrt von Aethiopien, Arabien, Persien und Indien" an; und damit solcher noch mehr gerechtfertigt würde, mußte Pedro Alvarez de Cabral mit einer nach Indien bestimmten Flotte an die Gestade der neuen Welt getrieben werden, um auch dort Portugals Banner aufzupflanzen. Man wollte den Windstillen, die an der Westküste von Afrika herrschen, ausweichen, und befand sich am 24. August unversehens an den Küsten eines fremden und unbekannten Festlandes. Man segelte längs derselben hin und landete unterm 50° S. Br. in einem Hafen, den man Seguro nannte. Das Festland selbst wurde Santa Cruz genannt und im Namen Portugals in Besitz genommen: es war Brasilien, gleichsam ein freiwilliges Geschenk, welches die Vorsehung den wackern Portugiesen jenes Jahrhunderts machte.

Nur noch Eins blieb jetzt übrig auf dem weiten Gebiete der Meerfahrt: die Umschiffung der ganzen Erde, damit ihre Kugelgestalt erwiesen werde durch einen thatsächlichen Beweis. Und auch sie sollte von einem kühnen Schiffer dieses Volkes vollbracht werden, allein, leider, nicht in dessen Diensten. Es war Ferdinand Magellan oder Magalhaens, wie er auch von vielen Schriftstellern geschrieben wird. Diese letzte Form seines Namens deutet auf niederländische Abkunft; doch wird er einstimmig von allen Geschichtschreibern als portugiesischer Edelmann aufgeführt. Er hatte unter dem großen Albuquerque in Ostindien gedient und forderte nun für seine geleisteten Dienste,

*) „Admiral von Indien" war sein Titel, zu dem später noch der eines Grafen von Vigueira kam. Eine Pension von 12,000 Crusaden, eine ungeheuere Summe für die damalige Zeit, sollte sein Leben sorgenfrei und angenehm machen, und bei jeder Fahrt nach Indien durfte er 200,000 Crusaden auf Gewinn anlegen. So ehrte der dankbare König Gama's Verdienste. Alle spanischen Entdecker erfuhren den Undank ihrer Könige, während Portugal durch Anregung und Belohnung zu immer neuen Anstrengungen weckte und anfeuerte.

unter Verheißung künftiger, nicht etwa Belohnung, sondern nur Unterstützung in Verfolgung seiner Entdeckungspläne. Allein man verstand den Geist nicht zu würdigen, der in dem Manne wohnte und aus ihm sprach, sondern behandelte ihn wie einen gewöhnlichen Projectenmacher mit spöttischer Gleichgültigkeit. Entrüstet über diese unverdiente Zurücksetzung ging Magellan, wie sein großer Vorgänger Columbus, nach Spanien, und erbot sich dem König Karl I. (V.) die einige Jahre von de Solis vergeblich in der La Plata-Mündung gesuchte Durchfahrt aus dem atlantischen in den stillen Ocean aufzufinden. König Karl war ein kluger und einsichtsvoller Herr; er wußte zu beurtheilen, welche Vortheile aus einem Wege um Amerika erwachsen würden, und wie ihm dann die Welt im eigentlichsten Sinne offen stünde. Magellan ward daher ohne Schwierigkeiten in einen spanischen Admiral verwandelt, schloß mit dem Hofe vortheilhafte Bedingungen ab und begann sein großes Unternehmen. „Es war am 10. August 1519, als Magellan von Sevilla, und am 20. September desselben Jahres, als er aus dem Hafen von St. Lucar in Spanien absegelte. Eine für die damalige Zeit bedeutende Flotte von 5 Schiffen, von denen jedoch das größte nur 120 Tonnen führte, folgte ihm mit einer Equipage von 236 Mann. Es war unter ihnen zwar mancher erfahrne Seemann, aber keine Matrosen unserer Tage, die, an eine strenge Mannszucht gewöhnt, dem Befehlshaber jede Untersuchung erleichtern. Eine Mannschaft für eine so gewagte Reise mußte erst geworben und konnte nicht commandirt werden. Man suchte nicht für Sold Gefahren zu bestehen, sondern entschloß sich, einige Gefahren nur unter der Bedingung zu bestehen, daß sie Schätze, Würden und — die Plünderung ferner Nationen zum Ziele hatten. Noch ein Hinderniß trat Magellan entgegen, er durfte sich ja nicht zu schnell westwärts wenden, weil er vermeiden mußte, die päpstliche Demarcationslinie zu früh zu durchschneiden, indem ihm sonst eine vertragswidrige Fahrt nach Osten die größte Gefahr gebracht hätte. Er steuerte also nach Berührung der Canarien gerade südwärts dem Gleicher zu; von der Strömung nach Amerika's Küsten getrieben, begann er nun diese Fahrt längs diesen Küsten nach Süden. Windstillen hielten den schnellen Lauf der Schiffe auf, und die Untersuchung jeder Bai und jeder Bucht

Digitized by Google

Brasiliens, um die etwa vorhandene Durchfahrt nicht zu verfehlen, machte, daß er erst am 12. Jenner die ungeheuere Mündung des La Plata erreichte. Untiefen und Süße des Wassers überzeugten ihn jedoch bald, daß er sich keineswegs in einem Meerarme, sondern im Entleerungskanal eines ungeheuern Flußgebietes befinde. Man segelte nun bis zum 40° südl. Br. hinab, und gelangte am Ende des südlichen Sommers, den 31. März in den Hafen von St. Julian, wo Magellan zu überwintern beschloß. Ein Winter unter dem 40° südl. Br. in der Wasserhalbkugel ist einem solchen unter dem 60° der Landhalbkugel nicht unähnlich, und Magellan nebst seiner Mannschaft fühlten die ganze Strenge desselben. Es schien, als hätten sich die Geister des Südens, welche die Thore zum unermeßlichen Reiche der Thetis bewachen, gegen den kühnen Seefahrer verschworen: Stürme suchten den Wagehals selbst im sicher geglaubten Busen Pataganiens heim; sein Schiff scheiterte, und nur sein Muth und seine Seelengröße, womit er, während der Rettungskahn die Furchtsamsten in Sicherheit brachte, bei den noch nicht geretteten in der größten Gefahr zurückblieb, rettete Mannschaft und Unternehmen. In Folge der Winterstrapazen, welche die Spanier nach Verlust des einen Schiffes zu bestehen hatten, empörten sich noch 3 andere Schiffe. Sie wollten dem gefährlichen Anschlag eines tollkühnen Abentheuerers sich nicht aufopfern, und beschlossen nach Spanien, Magellan verlassend, zurückzukehren. Magellan entdeckte dieses Complott, trat wie ein Racheengel unter die Verschwornen und dämpfte durch Entschlossenheit und Strenge die Empörung. Vier der Rädelsführer wurden an die Maste gehängt, Mendoza auf seinem Schiffe niedergehauen und geviertheilt, Quesada zu derselben Strafe verurtheilt, Juan de Cartagena aber, den als Bischof von Burgos sein Rang zum Tode zu verurtheilen verbot, ward nebst dem Capitän des Schiffs an Patagoniens unwirthliche Küste ausgesetzt. Hierauf erklärt M. bis zum 70° südlicher Br. die Küste untersuchen zu wollen, haut eigenhändig die Ankertaue entzwei und segelt nach Süden. Es war am 21. Octbr., als der kühne und entschlossene Mann, am Tage der heil. Ursula und ihrer 11,000 Jungfrauen, das südlichste Vorgebirge des Festlandes von Amerika, hinter welchem die Einfahrt in die Straße nach dem großen Oceane lag, erreichte. Das

Cap heißt eben darum Virgines, das Jungfrauencap. Er dublirte das Cap und fuhr in die Straße ein, wo es in Folge eines neuen Aufstandes einem Schiffe gelang, auszureißen, und nach Europa zurückzukehren. Zwanzig Tage lang segelte nun Magellan mit seinen Schiffen durch die von Klippen und Stürmen unsicher gemachte Straße, und gelangte vor dem Cap Vittoria, beinahe mitten in der Straße, vorbei, nach dem westlichsten, dem erwünschten Vorgebirge, Desiré genannt. Es war am 28. November 1520, als der entschloßne Mann die Straße, welche seinen Namen trägt, hinter sich, den großen Ocean vor sich, in diesen einfuhr. Man denke sich das Wonnegefühl des Mannes! Er hatte gelebt, und gehörte in diesem Augenblicke der geringen Anzahl glücklicher Sterblichen an, welche mit voller Befriedigung aus dem Leben scheiden können. Mehr zu erreichen, würde die Schranken der Menschheit überschreiten; dieses verhindert aber die göttliche Nemesis, welche auch das größte Glück der Sterblichen mäßigt, damit er nicht, wie Niobe, die Unsterblichen reize. Der Ocean erstarrte ob der unerhörten Kühnheit des dreifach gepanzerten Mannes, der es wagte, auf schwachem Brete seiner Unermeßlichkeit zu trotzen, seine Wogen zu bändigen. Das furchtbarste, gefahrvollste, stürmischste Meer unsers Planeten gab sich überwunden, und trug durch drei Monate und zwanzig Tage den Wagemann ruhig auf seinem Rücken. Doch das Glück war erschöpft: das stille Meer bekannte sich zwar für überwunden, aber der Raum war größer, als man je geträumt hatte. Mangel riß auf den Schiffen ein, Krankheiten brachen aus, viele von der Mannschaft starben, und wurden vom Oceane verschlungen. Wind und Wetter begünstigten die Fahrt, aber was gewiß seltsam erscheinen muß, trotz dem, daß der ganze Ocean mit größern und kleinern Eilanden beinahe übersäet ist, führte ein eignes Geschick die Schiffe durch die ungeheuere Wasserfläche ohne daß sie, außer unbewohnten Inseln nordöstlich von Otahiti, auch nur eine Klippe berührt hätten. Magellan nannte diese Inseln, welche ihm keine Erquickung gewährten, die „Unglücklichen" (Desvanduradas). Endlich, am 21. März war der weite Weg zurückgelegt, und ein Sonnenblick sollte noch den Abend des Seefahrers nach stürmischem Lebenstage erheitern. Er landete auf einer Reihe schöner, fruchtbarer Inseln, deren mehrere hundert

die Hand Gottes als eben so viele Paradiesgärten in den weiten Wasserspiegel hingepflanzt hat. Es waren die Ladronen oder schönen Marianen, unter diesen die schöne Insel Gualan, auf welcher man landete. Hier fanden sie ein gebildetes Naturvolk; die Kranken genasen, die Ausgehungerten wurden erquickt. Nach einigen Tagen entdeckten sie nun auch den so wichtigen und großen Archipel der Philippinen, und stiegen am 30. März zu Magindanao an's Land. Später entdeckte man die Molucken, unter andern die Insel Zebu, und gleich daneben die kleine Insel Matan. — Wunderbar war der Eröffner des großen Oceans allen Gefahren entronnen: Er hatte die Elemente gebändigt, seine Mannschaft, die oft wilder als jene war, im Zaume gehalten, jetzt war er nahe daran, die Früchte seiner Mühen und Gefahren zu ernten; — doch so viel war dem Sterblichen nicht beschieden!

„Am 2. April 1521, an einem Sonnabende, landete Magellan mit einer Anzahl seiner Männer; um einem Häuptlinge der Insel Matan beizustehen in einer Fehde. Ein vergifteter Pfeil traf Magellan und zwang ihn mit den Seinen zum Rückzuge. Die Indier folgten, kämpften wacker und warfen sich auf Magellan, den sie mehrmals verwundeten und endlich durch einen Hieb in den Schenkel zu Boden warfen. Nun stürzten alle auf ihn, der noch einigemale sein Angesicht den Seinigen zuwandte, die sich vergebens, alle verwundet, ihm Hülfe zu bringen bestrebten. Nicht einmal sein Leichnam konnte gerettet werden; und so hatte der große Seefahrer unter vielen andern Aehnlichkeiten in Charakter und Geist mit seinem Nachfolger Cook auch diese, daß er beinahe unter derselben Parallele, auf dem höchsten Gipfel seines Glücks unter den Händen der Wilden umkam. Ein Augenzeuge, Pigafetta, dem wir den Bericht über Magellan's Reise verdanken, ruft hier aus! „„Sein Ruhm wird seinen Tod zu Schanden machen! Er war mit allen Tugenden ausgerüstet, er zeigte allezeit und mitten unter den größten Widerwärtigkeiten eine unbezwingliche Standhaftigkeit. Auf der See verurtheilte er sich selbst zu noch bei weitem größeren Entbehrungen, als die Mannschaft ertrug. Er war mehr als alle andern in der Kenntniß geographischer Karten bewandert, und hatte die Schiffskunst vollkommen inne, welches er auch durch seine Reise um die Erde

bewies, die keiner vor ihm gewagt hatte.'' '' Diese Vorhersagung ist in Erfüllung gegangen, und Magellan hat seinen Ruhm nicht zu theuer mit seinem Leben erkauft. Wer an eine große Idee nicht sein Leben zu wagen versteht, ist nicht geeignet sie auszuführen; wem aber Letzteres gelingt, wird selbst durch Verlust des erstern den Neid der Nachwelt erregen! — Von Magellan's Expedition kehrte auf dem Wege um das Vorgebirge der guten Hoffnung nur ein Schiff, Vittoria mit 18 Mann, unter ihnen Pigafetta, von Sebastian Cano geführt, am 6. Sept. 1522 nach dem Hafen von St. Lucar in Spanien zurück *).''

Die erste Weltumseglung war vollendet, der Erdkreis enthüllt, und der Mensch erkannte zum erstenmale den Schauplatz seines irdischen Wirkens im ganzen Umfange. Diese Erdumseglung hatte im Ganzen 1120 Tage gedauert. In unsern Tagen kann eine ähnliche Fahrt bei günstigen Umständen wohl in 200 Tagen ausgeführt werden. Nichts ist dem Sterblichen zu schwer, und der Hauch seines Schöpfers, der ihn zur lebenden Seele machte, bezwingt auch wohl die Widerspenstigkeit der Elemente. Wir aber glauben uns jeder Entschuldigung überhoben, daß wir so lange bei den drei ersten Namen unserer Randzeichnung verweilten; hat doch gerade an sie die Geographie und die Geschichte gleiche Ansprüche, und erinnern sie doch an die Periode des höchsten Ruhmes in der Geschichte des portugiesischen Volkes.

Daß dieser Zeit auch der **Dichter** nicht fehlte, darf uns nicht wundern; denn an der Flamme des wahrhaft Großen entzündet das Genie seine Fackel, mit welcher es dann die Welt erleuchtet. Ein solcher Fackelträger, ein Stern ersten Lichtes am Himmel der Dichtkunst ist Portugals Homer: **Luis de Camoës** oder **Camoens** (geb. in Lissabon 1524 (?), gest. ebendaselbst 1579), der unsterbliche Dichter der **Lusiade** **). Sein Leben,

*) S. **Wimmer** Geschichte der Erdkunde rc. S. 200 ff., welcher wir auch die meisten Notizen im Betreff der früheren Entdeckungen entnommen haben.

) Camoens nannte sein Heldengedicht „die Lusiaden" (Os Lusiados) d. h. die Lusitanier oder Portugiesen, nach der Sitte der portugiesischen Dichter jener Zeit, denen der gewöhnliche Name ihrer Nation zu unpoetisch klang, und nach der damals beliebten Meinung, die den Namen Lusitanien von einem mythischen Helden **Lusus ableitete, der mit Ulysses nach Portugal gekommen sein und mit diesem die Stadt Lissabon (Ulyssipolis) erbaut haben soll. Erst spätere Herausgeber machten aus den „Lusiaden" eine „Lusiade" (Lusiada) nach der Analogie der Benennung anderer Heldengedichte.

welches ein wesentlicher Theil der Geschichte der portugiesischen Poesie geworden ist, dürfen wir als bekannt voraussetzen, namentlich seit es unser Tieck in den Zauberkranz seiner Novellen-Dichtungen mit eingeflochten hat *). Camoens hat, so lange er gelebt, mit den feindlichen Fluthen des Lebens gerungen und zuletzt als ein Schiffbrüchiger nur eben das nackte Dasein und — sein unsterbliches Gedicht gerettet. Sein eignes Ende aber hat er prophetisch vorausgesehen, als er sang:

„Im Hospital sind sterbend die zu blicken,
Die Schirm einst waren für Gesetz und Krone.
So handeln Könige, bei deren Schlüssen
Wahrheit und Recht furchtsam verstummen müssen."
(Lus. X. 23.)

Ein Jahr nach seinem Tode ward Portugal eine spanische Provinz. Als aber Philipp II. seinen Einzug in Lissabon hielt, und feile Schmeichler ihn im Namen des portugiesischen Volkes in spanischer Sprache bewillkommten, frug er sie statt jeder Antwort in ihrer eignen Sprache, was aus Camoens geworden sei? — So tief war damals das vor Kurzen noch so glorreiche Volk gesunken. Erst sechszehn Jahre nach des Dichters Tode bezeichnete man die Stelle, wo dessen sterbliche Ueberreste ruheten, durch ein Denkmal; jetzt aber ist sein Ruhm in aller seiner Landsleute Munde, und jeder Gebildete unter ihnen weiß die wohlklingenden Verse auswendig, in welchen er „ein begeisterndes Nationalgemälde des portugiesischen Heldenruhmes" entfaltet. Zur Grundlage der epischen Einheit seines Gedichtes wählte C. die Entdeckung des neuen Weges nach Indien durch Vasco di Gama, für jene Zeiten ein wahrhaft heroisches Unternehmen; weiß aber darein Alles, was die Geschichte seines Vaterlandes Großes und Ruhmwürdiges aufzuweisen hat, mit wahrer Kunst und warmen Patriotismus zu verflechten. „Unnachahmlich — sagt A. v. Humboldt **) — sind in Camoens die Schilderungen des ewigen Verkehres zwischen Luft und Meer, zwischen der vielfach gestalteten Wolkendecke, ihren metereologischen Processen in den verschiedenen Zuständen der Oberfläche des Oceans. Er zeigt

*) Wir meinen die schöne Novelle „des Dichters Tod" in Tieck's Novellenkranz. 1834.

**) Kosmos II. S. 159.

uns diese Oberfläche, bald wenn milde Winde sie kräuseln, und die kurzen Wellen im Spiel des zurückgeworfenen Lichtstrahles funkelnd leuchten, bald wenn Coelho's und Paul de Gama's Schiffe in einem furchtbaren Sturme gegen die aufgeregten Wellen ankämpfen. Camoens ist im eigentlichsten Sinne des Wortes ein großer Seemaler. Als Krieger hatte er gefochten an dem Fuße des Atlas im marokkanischen Gebiete, im rothen Meere und im persischen Meerbusen; zweimal hatte er das Cap umschifft und, mit tiefem Naturgefühle begabt, 16 Jahre lang an dem indischen und chinesischen Gestade alle Phänomene des Weltmeeres belauscht."

Der letzte Name, dem wir eine kurze Erläuterung beizugeben haben, gehört dem größten Geschichtschreiber Portugals, der ebenfalls vorzugsweise die Großthaten seiner Landsleute in Indien verherrlicht hat: João de Barros (geb. in Viseu 1496, gest. 1570), der auch außerhalb seines Vaterlandes nicht unbekannt ist. Er beschrieb mit gewissenhafter Benutzung urkundlicher Quellen, im Tone des Livius, die Entdeckungen und Eroberungen der Portugiesen in Ostindien, um das Volk, das er erschlaffen sah, wieder zu edlem Selbstgefühle und zu ausdauernder Kraftanstrengung zu erheben; doch weiß er bei aller oft hoch gesteigerten Wärme jede Annäherung an romantische Ueberspannung zu vermeiden, was um so höher zu achten ist, als de B. in seiner Jugend selbst Romane geschrieben hatte. Als ächten Schüler des großen römischen Historikers, den er sich zum Vorbild und Muster gewählt hatte, beweist sich de B. besonders in der historischen Beschreibung. Da ist nicht nur seine Sprache elegant, sondern seine Darstellung hat auch den Reiz der ungeschmückten Anschaulichkeit und der tief ergreifenden Wahrheit *).

Und so scheiden wir denn von dem kleinen, aber interessanten Lande voll Achtung, und mit dem Wunsche, es möge dereinst mit Spanien eine bessere Zukunft theilen.

*) S. Wachler a. a. O. IV. S. 185. und Bouterweck a. a. O. S. 264 ff.

VIII.

Italien.

> Kennst Du das Land, wo die Citronen blühn,
> Im dunkeln Laub die Gold-Orangen glühn,
> Ein sanfter Wind vom blauen Himmel weht,
> Die Myrte still und hoch der Lorbeer steht, —
> Kennst Du es wohl? — —
>
> Goethe.

„Das schöne Italien, welches der Apennin theilt und das Meer umspült" kann ein Gebildeter nicht nennen, ja, nicht denken, ohne das es ihm wärmer wird um's Herz und ein „„Dahin, dahin möcht ich ziehn!"" sich hervordrängt aus der Brust auf die Lippen. „Denn es webt noch immer fort ein wunderbar mächtiger Zauber um das in so vieler Hinsicht merkwürdige Land — „un pezzo di cielo caduto in terra" — welches, wie der Fühlfaden Europa's, hineinragt in die Lebensfluth des Mittelmeeres: vorzugsweise zwar in der alten Zeit, größtentheils aber auch noch im Mittelalter ein Vermittler der geschichtlichen Bewegung nicht nur zwischen dem Osten und Westen, sondern auch zwischen dem Süden und Norden unsres Erdtheiles, obgleich in letzter Richtung scheinbar abgeschlossen von den Nachbarländern. Denn eine hohe Veste — im Westen 20, im Osten 40 deutsche Meilen breit, die äußern Umwallungen hoch über die Wolken, die innern Linien, wie Citadellen, weit in die unnahbare Region des ewigen Schnees erhoben, — verbirgt und schützt Italien, in welches majestätische Pforten und hohe Felsengassen hineinführen. Treten wir ein durch dieselben und betrachten das Wunderland zunächst nach seinen geographischen Verhältnissen genauer, weil darin zugleich erst das richtige Verständniß seiner geschichtlichen Entwickelung bedingt ist.

„Italien zerfällt, wie schon der erste Blick auf die Charte des Landes zeigt, in zwei wesentlich von einander verschiedene

Hälften *), wovon die eine, nördlich und nordöstlich vom Apennin gelegen, eine Gegend ist, welche für jede Thätigkeit des gebildeteren Lebens Gelegenheit und Mittel bietet, ein mildes Klima, regsame Bewohner und in allen seinen Theilen eine leichte Communication hat; die andere Hälfte, westlich, südlich und südöstlich des Apennins, ist dagegen durch Bergreihen in eine große Anzahl Thäler von geringerem Umfange und kleiner, an die Küste stoßender Ebenen zerrissen, welche alle, da sie keine natürliche Beziehung auf einander haben, eines gemeinschaftlichen Mittelpunktes und Verkehrs in dem Grade entbehren, daß zwischen ihnen fast allen die Communication von der Seeseite leichter ist, als die zu Lande. Orangengärten, in einigen Gegenden sogar Zuckerrohrpflanzungen stehen hier in ganz geringer Entfernung von den rauhesten Gebirgsgegenden, die nur zur Viehzucht und Jagd Gelegenheit geben, und die Menschen selbst bieten ähnliche Contraste der größten Indolenz und zügelloser Leidenschaft in ihrem Charakter, oder des feinsten Benehmens und fast thierischer Rohheit in ihrer Bildung dar."

„Betrachten wir jene nördliche Hälfte näher, jene weite und größtentheils ebene Gegend, zwischen den Alpen und dem Apennin zu beiden Seiten des Po, von der krainischen Grenze bis nach Ancona hin, und von Venedig bis zum Col di Tenda, so bieten sich eine für den Umfang des bezeichneten Landes sehr weite Küste und an derselben von jeher Punkte, welche durch Handel und Verkehr mit den entgegengesetzten Uferländern des adriatischen Meerbusens in Verbindung standen. Nach Norden und Westen hin von den Alpen begrenzt, scheint — wie wir schon oben bemerkten — diese Gegend zunächst Fremdlingen durch einen Gürtel hoher Gebirge verschlossen; aber fast alle Wege, die durch diese führen, steigen vom Auslande her weniger steil empor, als von der italienischen Seite, oder theilen sich nach der letztern zu in so viele Nebenstraßen, daß nur der Zahl nach unverhältnißmäßig überwiegende Streitkräfte oder ausgezeichnetes Feldherrntalent im Stande sind, dem eindringenden Feinde mit Erfolg entgegenzutreten. Nur ein Theil der westlichen Grenze macht hier einen Unterschied. — Den Bewohnern Frankreichs,

*) Napoleon nannte die nördliche Hälfte l'Italie continentale, die südliche la presqu'isle. S. Mémoires etc. ecrits à St. Hélène. T. III. p. 87.

Deutschlands und Ungarns ist also in einem gewissen Sinne Italien preisgegeben, und Burgunder, Franken, Baiern, Deutsche überhaupt, und Magyaren in früherer, wie Franzosen, Schweizer und Oestreicher in der spätern Zeit, haben über das Schicksal der nördlichen Hälfte Italiens entschieden. Weniger bedeutend war der Einfluß, den die slawischen Nationen von der Venedig gegenüber liegenden Küste, die Epiroten, Griechen und Türken auf diesen Theil Italiens gehabt haben, woran aber das politische Elend, in welchem diese Völker seit Jahrhunderten, zum Theil vom Anbeginn ihrer Geschichte an, schmachten, mehr Schuld hat, als die Natur Italiens. Nur Venedig ist im Kampfe mit ihnen erstarkt, im Handel mit ihnen reich geworden und hat sie sich zum Theil zu Unterthanen erworben. Das übrige Italien ist, wie schon erwähnt wurde, in eine Reihe kleiner, eigenthümlich abgeschlossener Territorien zerrissen, welche sich auf der Ostseite der Halbinsel von der anconitanischen Mark an, auf der Westseite aber schon von den ligurischen Gebirgen, bis Calabrien längs des Apennins aneinanderreihen, und deren Grenzgebirge von dem Apennin, wie die Gräten eines Fisches aus dessen Rückgrate, nach entgegengesetzten Richtungen ausgehen. Die Vereinigung dieser Districte unter eine Herrschaft ist sehr schwierig, ja fast unmöglich, sobald die Bewohner derselben entschieden entgegen sind. Heeresmassen werden von den alljährig in den Niederungen an der Küste sich von neuen erzeugenden Seuchen vernichtet, oder in Guerillaskriegen, die allein in den Gebirgen möglich, und stets zum Vortheile der Landeseinwohner sind, aufgerieben; in den südlichsten Theilen Italiens, besonders in Calabrien, ist nie auf die Dauer eine andere, als jene türkische Art der Staatsverfassung möglich gewesen, welche sich mit regelmäßig eingehenden Tributen begnügt, und das Uebrige der Natur und dem Interesse der untergeordneten Vasallen oder Corporationen überläßt. Sobald fremde Herrscher auf diese, jedem unerzogenen Volke so leichte Weise des Regierens eingingen, konnten sie sich leicht als Gebieter behaupten, mußten aber neu eindringenden Fremdlingen eben so schnell weichen, als sie selbst zu dem Besitze gelangt waren, weil diese Weise des Herrschens in der Brust des Unterworfenen kein Gefühl des Zusammengehörens, weder mit dem, welcher zufällig des Landes Fürst ist,

noch mit denen, die demselben Oberherrn zugleich gehorchen, entstehen läßt. Dies allein ist der Grund, warum in einem von der Natur so sehr vertheidigten Lande dennoch fast immer Fremdlinge Herrscher waren; auch giebt es unter den Völkern, deren Wohnsitze an das mittelländische Meer reichen, fast keines, das nicht eine Zeitlang über Neapel geherrscht hätte. Spanier und Franzosen, Griechen und Araber, Deutsche und sogar Ungarn haben über des südlichen Italiens Schicksal verfügt, und in einem Lande Gesetze zu geben versucht, dessen Bewohner in einigen Gegenden auch die ersten Elemente des gesetzlichen Lebens verlernt, oder nie kennen gelernt zu haben scheinen.

Nur der Umstand, daß die Weltstadt, daß Rom ihm angehört — Rom, für dessen Schicksal sich (fast seit der Völkerwanderung) ein großer Theil des übrigen Europa unmittelbar interessirt, in welchem es eine Art Mittelpunkt, wenigstens einen Anhaltepunkt für so viele andere Institute sieht, — nur dieser Umstand hat das Tiberthal vor einem ähnlichen Schicksal bewahrt, als Neapel gehabt hat. Wie da, wo Centner gewogen werden, Mücken auf den entgegengesetzten Gewichten ihr Spiel treiben können, ohne durch ihr Zu- oder Wegfliegen das Verhältniß der Schwere merklich zu verändern, so ist bisher bei dem Kirchenstaate die Natur der Unterthanen fast gar nicht bei der Bestimmung über deren Schicksal in Betracht gekommen, wenigstens bei weitem weniger als die Beziehung zu oft sehr entfernten Reichen der katholischen Christenheit. In Rom haben seltner fremde Nationen geherrscht als in Neapel; dagegen war es von Zeiten der Gründung des päpstlichen Primats an bis auf den heutigen Tag ein Sammelplatz fremder Privatleute, und die Politik des päpstlichen Hofes war nur ausnahmsweise eine italienische, berücksichtigte fremde Länder und Fürsten schon zu einer Zeit, wo diese selbst von einem großartigern Verkehre und Zusammenhang verschiedener Staaten nicht die mindeste Ahnung zu haben schienen. Toscana und die ligurischen Küsten haben politische Bedeutung nur durch ihren Handel erhalten, der ohne Verkehr mit dem Auslande unmöglich ist, und überdies sind die Staaten dieser Gegenden zu klein, um allein in einem Lande sich selbstständig benehmen zu können, dessen bedeutendere Theile seit dem Sturze des römischen Reichs fortwährend von den In-

teressen fremder Regierungen oder doch fremdartiger Völker ihr Loos zugetheilt bekamen.

So erscheint Italien nach Außen ohne Halt, in sich ohne Selbstständigkeit, von der Natur dazu bestimmt, Vieles und Verschiedenes in sich aufzunehmen und zu verarbeiten. Diese Aufgabe hat es gelöst, bis es von auswärtigen Fürstenhäusern zum großen Theil als ein bequemes Hülfsgut, jüngere Linien damit auszustatten, erkannt und bewirthschaftet, aber eben dadurch zu einem stationären Leben in geistiger Hinsicht verwiesen, und nicht blos sein politisches Verhalten, sondern auch sein eigenthümliches geistiges Leben durch das Interesse einiger, dem Lande ursprünglich fremder Familien fixirt worden ist.

Außer diesen noch stattfindenden Zugänglichkeiten Italiens für fremde Interessen, muß hier noch eine Eigenschaft desselben erwähnt werden, welche es früher besaß, und welche ihm eine unberechenbar wichtige Stellung gab, so lange die gebildete Welt sich fast blos auf die Küsten des Mittelmeeres beschränkte: indem es sich nämlich von Norden nach Süden lang in dies Meer herein erstreckt, und es in zwei, beinahe gleiche Hälften theilt, war es der geschickteste Mittelpunkt alles Handels und Verkehrs in demselben, oder (da in früherer Zeit der Welthandel sich auf dem Mittelmeere concentrirte) vielmehr des ganzen Welthandels überhaupt. Diese jetzt verschwundene Bedeutung des italischen Landes darf bei der Darstellung der Schicksale desselben im Mittelalter nie übersehen werden, wenn man diese überhaupt verstehen will. Man kann Italiens Lage in Beziehung auf das Mittelmeer der Lage Mexico's und Guatimala's in Beziehung auf das Weltmeer vergleichen *)." — Künftige Jahrhunderte mögen diese Vergleichung rechtfertigen; wir aber entnehmen den Bemerkungen des geistreichen Historikers jedenfalls soviel: daß in Italien mehr als irgendwo, selbst Griechenland nicht ausgenommen, Räumlichkeit und Geschichte sich innig durchdringen und die letztere in allen ihren wesentlichsten Erscheinungen durch erstere bedingt ist.

Man kann Italien nicht ansehen, ohne sofort seiner Geschichte zu gedenken und historische Reminiscenzen zu erwecken,

*) Leo Geschichte der italienischen Staaten. S. 5 ff.

die in die ältesten Zeiten zurückführen. Es ist vorzugsweise das Land der Geschichte seit mehr als drittehalbtausend Jahren. Die Erbauung Roms (752 vor Chr.) bildet eine der großen Epochen in der Weltgeschichte, darum ist sie auch in den Zaubermantel der Sage und Poesie gehüllt. Wer hörte nicht schon als Kind von den Zwillingskindern Romulus und Remus und der sie säugenden Wölfin? Wer wüßte nichts von Lucretia und Brutus, von Coriolan und Camillus und von der unbestechlichen Tugend des Fabricius? Wem wäre nicht wenigstens Einzelnes bekannt aus der Geschichte der Kämpfe der italienischen Völkerschaften untereinander, deren Ende (um's Jahr 266 vor Chr.) die Einheit des größten Theiles Italiens unter römischer Herrschaft war? Wer hätte die Gracchen und Scipionen, die Namen Sylla und Marius, Julius Cäsar und Pompejus, Octavianus Augustus und Trajan, Constantin M. und Theodosius M., den Redner Cicero, die Geschichtschreiber Livius und Tacitus, die Dichter Horaz und Virgil nie nennen hören? — Für unsere Zwecke liegt ein tieferes Eingehen in die Betrachtung dieser Zeiten zu fern, so wie auch unsere Randzeichnung sich darauf beschränkt hat, nur durch einige wenige Jahreszahlen und die Abbildung des alten Pantheons (d. h. aller Götter Tempel) aus der Zeit des Augustus, welches die christliche Zeit schon seit dem 7. Jahrhundert in eine „Kirche der heil. Jungfrau und aller Märtyrer" (Sta Maria ad Martyres) verwandelt hat, — an die alte Geschichte Italiens und Roms zu erinnern. Es ist vielmehr das jetzige Italien, wie es sich seit den Zeiten der letzten Imperatoren aus den Stürmen und Wechselzufällen des Mittelalters heraus entwickelt hat, welches wir in's Auge fassen und zwar weniger in Beziehung auf politische, als auf dessen Culturgeschichte. Denn es ist auch für das neuere Europa die Vermittlerin höherer geistiger Cultur geworden, indem es während des Mittelalters den Kampf gegen die barbarische Welt, nachdem er mit dem Sturze des alten Römerreiches physisch geendigt war, geistig fortgesetzt hat, seit der Völkerwanderung auch durch germanisches Element verstärkt, so sehr sich auch der romanische Stolz dagegen stemmen mag, solches anzuerkennen.

Es war das Jahr 476 nach Christi Geburt, da stieß Ottokar, ein germanischer Fürst und Heerführer, einen Jüngling, der

unter dem Namen Romulus Augustulus (gleichsam das kleinlich endende, dem groß beginnenden Rom gegenüber) eben den Thron bestiegen hatte, von demselben herunter und brachte die Herrschaft an die Germanen. Dieser Ottokar, durch Reisigkeit und Tapferkeit glänzend, hatte germanische Hülfsschaaren im römischen Solde angeführt und scheint gothischen Stammes, ein Rugier oder Heruler gewesen zu seien; denn die Schaaren, mit welchen er das Reich erwarb, werden Rugier, Scyren und Heruler genannt, und kamen aus Scandinavien und von den Küsten der Ostsee. Doch bevor noch Ottokar sein Reich in Italien und den nächst angrenzenden Ländern fest begründet und seine Volksburg in den Berglanden des jetzigen Oesterreichs und Tyrols erbaut und befestigt hatte, da brauste schon ein neuer Sturm von Osten heran. Theodorich der Ostgothe rückte mit seinem Volke an die Alpen heran und begann den Kampf um die Herrschaft über das schöne Italien und die nordöstlichen Vor= und Alpenlande. Im vierten Jahre desselben erlag Ottokar (493). Die Gothen nahmen Italien in Besitz und vereinigten die Rugier mit sich. Doch sind die Rugier in den Bergen wohnen geblieben, wo Ottokar und Arnulf sie angesiedelt hatten, und nur die Ostgothen haben Italien besetzt. „Theodorich der Ostgothenkönig beherrschte Italien, Pannonien, die Küstenlande des adriatischen Meeres und was jetzt Oesterreich und Tyrol heißt, bis an die Donau und über die Donau hinaus drei und dreißig Jahre (493 — 526). Er ist der größte, weiseste und berühmteste Mann seines Zeitalters gewesen, und hat mit seiner Herrschertugend und seinem Herrscherblick die ganze westlich = germanische Welt bis in den hohen Norden hinauf umfaßt und überschaut und die Gewichte und Schicksale der Völker mit starker Hand gewogen und gemäßigt. Darum klingt er noch heute in dem fernsten Nordwesten im (Nibelungen=) Liede als der König der Könige und der Fürst der Helden. Dieser außerordentliche Mann suchte sein Volk in aller Weise zu veredeln und zu vermenschlichen, und sein Hineinwachsen in Italien und sein Zusammenwachsen mit den alten Einwohnern des Landes durch Gerechtigkeit, Milde und Weisheit zu fördern und zu vermitteln. Aber die Gothen, wenngleich die edelsten und menschlichsten aller germanischen Stämme, wenngleich Christen und von einem tapfern und milden Fürsten in Italien

eingeführt, waren doch „Barbaren" und schon dadurch dem alten Rom ein Grauen, sie waren Ketzer und Arianer und dadurch dem rechtgläubigen Rom ein Abscheu. Wie mild und freundlich Theodorich sein Italien auch regierte und ungebührliche Frevel und Ungerechtigkeiten seiner Langlockigen abwehrte, er merkte doch gar bald, die Liebe der romanischen Eingebornen konnte er nicht gewinnen. Italien sollte nicht so glücklich sein, durch dieses schönste, ritterlichste und edelste Volk der Germanen neu belebt, verjüngt und verherrlicht zu werden *)." — Theodorich starb im Jahre 526, die Romanen bösesten Willens zeihend und tief betrübt, für seine edelsten Absichten und menschenfreundlichsten Pläne keine Anerkennung, geschweige denn Förderung bei ihnen gefunden zu haben. Sein mächtiges Reich aber hinterließ er Kindern und Feiglingen, die nicht im Stande waren, es gegen die Macht des oströmischen Kaisers Justinian und seiner Feldherren Belisar und Narses zu vertheidigen und zu schützen. Theodorich's Schöpfung ging schon im Jahre 554 wieder unter. Doch schon funfzehn Jahre danach (568) rückten die Longobarden in Italien ein, welche, von der Niederelbe gekommen, seit beinahe einem Jahrhundert in und um die nördlichen und nordwestlichen Karpathen gewohnt hatten, weniger ein Volk als ein Heer. Mit ihnen kam abermals germanisches Element nach Italien. „Bei dem Zusammentreffen der Longobarden mit den Römern in Italien erblicken wir, um es mit einem Worte zusammenzufassen, zwei militairisch organisirte Mächte, die eine ein wanderndes Kriegsvolk, die andere ein in Städten angesiedeltes, militairisch regiertes Bürgervolk, mit einander im Kampfe. Beide Mächte behaupten sich in Italien, und beide ganz ihrem Charakter gemäß, jene im Flachlande und Gebirge und in den Städten, die von diesen Gegenden abhängen, diese an der Meeresküste und in den Städten, die mehr oder weniger des Landes entbehren können **)." Doch sollte auch das Longobarden-Reich keinen dauernden Bestand haben; ein dritter germanischer Volksstamm sollte sich betheiligen an der Umgestaltung alt-italischen Lebens zu einem neuen: Karl der Große stieg mit einem Frankenheere über die Alpen hinab, die Longobarden fochten

*) Arndt, Vers. in vergl. Völkergeschichte. S. 72.
**) Leo a. a. O. I. S. 73.

schlecht für ihren König Desiderius, der in Pavia belagert ward und sich im Frühling des Jahres 774 zum Gefangenen ergeben mußte; das longobardische Reich aber ward eine fränkische Landschaft, zerspaltete sich aber gar bald unter Karl's schwachen Nachfolgern in viele von einander ganz unabhängige und zuweilen nur sehr lose unter sich verbundene Theile, die unter dem Namen Herzogthümer jedes mit besonderem Glanze aus der getümmelvollen Verwirrung der Zeiten, wo Italien des Zügels eines Oberherrn entbehrte, gleich einzelnen Inseln sich erhoben. „Die Herzöge von Friaul, Spoleto, Toscana, Ivrea, Benevent ragten hervor; aus ihnen gingen in dieser wilden unruhvollen Zeit Könige und auch wohl Kaiser Italiens hervor, Namen und Titel, welche, nach dem Glauben der Zeit, in Rom von dem Papste bestätigt werden mußten. Diese lombardische oder italienische Zeit des neunten und zehnten Jahrhunderts nimmt sich in den Jahrbüchern und Mähren jener Tage gräulich genug aus: wie die Herrenlosigkeit und Verwirrung es mit sich brachten, ewige Wechsel, Hinterlisten, Zerstörungen, Entthronungen der verschiedenen um die Krone der Lombardei und den Kaisertitel ringenden Parteien; nichts als Schilderungen der Verbrechen und Missethaten, die auf den Gipfeln solcher Unordnung und auf dem Gipfel des Reizes, den die Lüsternheit der Herrschaft und der Gewalt mit sich bringt, nur zu gewöhnlich sind: Hinterlist, Trug, Verrath, Gift, Dolch, Blendung und andere Gräuel; die Kirche bei den Händeln der römischen Parteien oft durch einzelne mächtige Familien durch Kauf und Verkauf, und durch die scheußlichsten Sitten liederlicher Männer und Weiber entwürdigt und geschändet; bei diesen unaufhörlichen inneren Erschütterungen und Zerreißungen Italiens Glück immer der leichte Spielball der Fremden; die Sarazenen an allen Küsten, auf allen Inseln, zuweilen in allen Bergen, einmal in den Alpen bis an den Jura hinauf gedrungen, oft mitten in Italien vor Rom und in Neapel und Benevent; die Magyaren mit dem blutigen Säbel durch das Friaul über den Po hinab, ja durch Deutschland und Frankreich über den Var herein das ganze Land durchplündernd und an Verona und Aquileja hinauf zu Hause reitend; auch die Normänner heerten an den Küsten des Landes. Doch wenn Unteritaliens Verhängnisse in dem gräu=

lichen, fast nie ruhenden Kampfe zwischen den Lombarden, Sarazenen und Griechen die jammervollsten waren, so malt man sich, eben weil die Händel und Unthaten der um die Gewalt ringenden Fürstenhäuser uns fast nur aus Rom erzählt werden, die vermutheten Zustände des mittleren und nördlichen Italiens gewiß mit viel zu düsteren Farben; denn Sarazenen, Magyaren und Normänner kamen wie geschwinde, wilde Fluthen mit kurzem Unglück, und flossen eben so geschwind ab; und selbst mitten in den Gräueln, welche die Jahrbücher nicht verschweigen durften, malen sich auch viele herrliche Züge des Volks: von Edelmuth und Größe und von der altgothischen und altlombardischen Tapferkeit gab es, Gott Lob, noch die Fülle.... Nun folgen die drei deutschen Jahrhunderte, die man in runder Zahl vom Jahre 950 bis 1250 von Otto dem Großen bis Friedrich II. von Hohenstaufen rechnen kann. Ich nenne sie „die deutschen Jahrhunderte", denn erst mit dem zehnten Jahrhundert ward Deutschland ein besonderer, eigner Name und ein besonderes Reich, und in jenen drei Jahrhunderten haben die Deutschen die Herrschaft in Italien oft besessen und oft um dieselbe kämpfen müssen *)." Die Hauptgegner deutscher Herrschaft aber waren die Päpste und der Reichthum und der Freiheitssinn der italienischen Städte und Republiken (Guelfen und Gibellinen). In diesem Kampfe verblutete gar manches edle deutsche Fürstenherz und fanden hundert Tausend tapferer Männer den Tod, seit Otto I. (961) das schöne Land wieder zum Ziel der Wünsche gemacht und in engere Verbindung mit Deutschland gebracht hatte. In diesen Kämpfen mußte der Salier Heinrich IV. sich demüthigen vor dem mächtigsten und klügsten Kirchenfürsten Gregor VII. (1073), freilich nur zum verdienten Lohne seiner Erbärmlichkeit, und darum ein entschiedener Gegensatz der edlen Hohenstaufen, die ungefähr hundert Jahre nach ihm, denselben Kampf fortsetzten, Italien züchtigten (Zerstörung von Mailand durch Friedrich I., 1162) und segneten (Friedrich II., 1214—1250), aber endlich doch unterlagen und in dem letzten Sprossen ihres Hauses, Conradin, auf dem Schaffot zu Neapel verbluteten (1268) — eine Blutsaat, die schon in der sicilianischen Vesper (1282) zu blutiger

*) Arndt a. a. O. S. 110 ff.

Ernte aufging. — Alles das sind Ereignisse, welche zu bekannt sind, als daß wir sie hier noch weitläuftiger erwähnen dürfen; aber eben so wenig konnten wir sie ganz übergehen, weil unter den Stürmen derselben das neue Italien sich entwickelte, welches eine eben so bedeutende Stelle in der Culturgeschichte Europa's seit dem vierzehnten Jahrhundert einnimmt, als Roms Weltherrschaft in der politischen Geschichte der alten Welt und Zeit; so wie die herrliche Basilika von San Marco in Venedig es wohl wagen darf, in unserer Randzeichnung dem Pantheon gegenüber zu stehen. Wir haben aber gerade dieses Bauwerk zur symbolischen Charakterisirung des Mittelalters in Italien gewählt, weil es zugleich an jene neugebildeten, ganz in romanischer Weise entwickelten aristokratischen Republiken erinnert, mit welchen ein neuer Hauptabschnitt der italienischen Geschichte beginnt.

Sehen wir aber uns um nach einem lebendigen Vertreter dieser Periode, mit welcher der Bildercyklus unserer Randzeichnung erst beginnt, weil in ihm alle politischen Beziehungen absichtlich zurücktreten sollten, — so wüßten wir keinen andern und bessern zu finden, als Dante Alighieri (geb. in Florenz 1265, gest. in Ravenna 1321), den schon sein Jahrhundert den göttlichen nannte; denn „wie in den Dombauen des Mittelalters alle Reiche der Natur und der Geschichte, alle Reiche der Welt und des Himmels symbolisch vereinigt werden, um das Haus zu bilden, in welchem des Menschen Geist mit des Herrn Geist in mystischer Vereinigung lebt: so ist in Dante die ganze Masse der Intelligenz seiner Zeit und seines Volkes concentrirt. — Nach welcher Seite man sich hinwenden mag, überall erscheint Dante an einer ausgezeichneten Stelle: im städtischen Gemeinwesen treffen wir ihn als Prioren, in der Schlacht in den vordersten Reihen, in Staatsgeschäften tritt er als Gesandter an einen Königshof auf, als Gelehrter gebietet er auf dem Gebiete der scholastischen Philosophie. Die damalige Schriftsprache, das Lateinische, handhabte er zwar nicht classisch, aber für seine Zwecke recht gewandt; die gewöhnliche Umgangssprache adelte er gewissermaßen zur Schriftsprache. Auf den ersten und größten Schulen der damaligen Zeit, in Bologna und Paris, hatte er studirt, dem geachtetsten Meister in den zeichnenden Künsten (Giotto) stand er wenigstens nicht fern, dem Orden des heil. Franciscus war er

befreundet, und nach seiner Verbannung aus seiner Vaterstadt im Jahre 1302 fand er an mehreren Herrenhöfen Italiens freundliche und ehrenvolle Aufnahme. Wie wir ihn so nach allen Seiten dem Höchsten zustrebend erblicken, sehen wir ihn auch in seinem Werke (La divina Comedia — l'Inferno, il Purgatorio und il Paradiso —) die in den bis dahin gangbaren Dichtungen gegebenen Motive alle aufnehmen, aber alle zu der schönsten Harmonie dadurch entwickeln, daß er die geistigen Keime zu den würdigsten Gestalten erzog. Aus Virgil nahm er das Motiv des Rahmens, in welchen er sein ganzes Gedicht faßte; aber es ward etwas unaussprechlich Erhabeneres unter seinen Händen. Den Minneliedern der Hofdichter entnahm er das Motiv der zur Seligkeit führenden Herrin; aber deren Gestalt ward so verklärt, daß eher des heil. Franz göttliche Liebe, als irgend eine weltliche Berührung aus dem Dichter zu sprechen scheint *)." Da aber sein Gedicht erst durch sein Leben seine volle Bedeutung erhält, dieses Leben des Einzelnen aber hinwiederum ein treffliches Bild der ganzen kampfreichen Zeit ist, in welcher das neue Italien nach fester Gestalt rang, müssen wir nothwendig das Bild Dante's etwas mehr ausführen, als das der übrigen Dichter, welche wir bisher genannt. Ist er selbst doch eine so ausgezeichnete, mit so wenigen Andern zu vergleichende Erscheinung, daß wir der Entschuldigung deshalb nicht erst zu bedürfen glauben.

Dante (eigentlich Durante) war aus dem alt-guelfischen Geschlechte der Alighieri und somit durch die Geburt ein Guelfe. In seiner Jugend war er nicht blos schwärmerischer Liebe hingegeben, wie man ihn so oft schildert, sondern er führte auch rühmlich die Waffen gegen die Gibellinen in der Schlacht bei Campaldino (1289). Als er in den Staatsdienst trat, wurden ihm wichtige Gesandtschaftsposten anvertraut, von denen wenigstens die nach Neapel und Rom unzweifelhaft sind. In dem verhängnißvollen Jahre 1300 wurde Dante in die oberste Magistratur der Republik, in die Signorie der sechs Prioren der Zünfte, gewählt, worin er vom 15. Juni bis zum 15. August — die gesetzmäßige Zeit von zwei Monaten — blieb. Dies Priorat war, wie er selbst sagt, Anfang und Ursache alles seines

*) Leo, Geschichte der ital. Staaten. IV. S. 296.

Unglücks. Er gehörte nehmlich zu den wenigen wohlgesinnten Bürgern, welche die Commune nicht mit einer Partei beherrschen, sondern sie vor den Parteien retten und über ihnen erhalten wollten. Daher veranlaßte er hauptsächlich, als er in der Signorie war, die energische Maßregel, durch welche die Häupter beider Parteien aus der Stadt verbannt wurden, damit Friede bliebe in der Gemeinde. Es theilte sich aber damals die Stadt Florenz in die Parteien zweier mächtigen Familien, der Cerchi und Donati, die sich auch die Weißen und die Schwarzen nannten; zu den erstern (Weißen, Cerchi) gehörte der friedfertige Handelstand und die große Menge, zu der letzteren der stolze, gewaltthätige Adel. Dante wollte sich außerhalb beider halten und nur für die Commune und das Gemeinwohl wirken; doch neigte er sich zu den Weißen, weil er meinte, daß die Gemeinde besser mit ihrer Friedfertigkeit, als mit der Gewaltsamkeit der Schwarzen bestehen könne. Im September 1301 ging er nach Rom, von wo er den Sturm kommen sah, den die schwarze Partei heraufbeschworen hatte. „Wenn ich gehe, wer bleibt? wenn ich bleibe, wer geht?" soll er gesagt haben, und wahrlich, er hatte in stolzem Selbstbewußtsein nicht zu viel gesagt. Dafür aber zeichneten ihn seine Feinde durch ihren besonderen Haß aus; denn als die Stadt in ihrem Besitz war, plünderten sie sein Haus und zerstörten seine Güter, ehe noch irgend ein richterliches Verdammungsurtheil gesprochen war. Dieses erfolgte erst am 27. Januar 1302 und verurtheilte ihn zu einer Geldbuße von 8000 Lire und zweijähriger Verbannung, ferner zu Zerstörung und Confiscation seiner Güter, wenn jene Summe nicht bis zum gesetzten Termin bezahlt sein würde. Diese Sentenz wurde noch dahin verstärkt, daß er, weil er die Straffumme nicht bezahlt habe, in den Bann gethan sei und lebendig verbrannt werden solle, wenn er in die Gewalt der Commune falle. So war D. mit den Weißen und den Gibellinen, die sich diesen angeschlossen hatten, aus der Vaterstadt vertrieben, während die Guelfen sich in der Mehrzahl den Schwarzen anschlossen, wodurch eine ganz neue Mischung der Parteien entstand. Es wurde demnach Dante durch sein politisches Geschick zum Gibellinen gemacht, da er doch von Geburt ein Guelfe war, ohne daß man ihn deshalb des Parteiwechsels und der Veränderlichkeit beschul-

digen kann; nach- wie vorher aber stand er über den Parteien. — Als die Weißen und Gibellinen sich in Arezzo sammelten, ging auch D. dahin und wurde von ihnen in den Rath der Zwölfe gewählt, der ihre Angelegenheiten leitete. Doch bald entzweiete er sich mit der ganzen Partei, der es durchaus an Einigkeit und Entschlossenheit fehlte, wandte sich nach Verona, wo ihm die Gastfreundschaft der Scaliger (Can della Scala) ein Asyl bereitete, und sagte sich los von seiner Vaterstadt *), um hinfort nur seinem ganzen Vaterlande anzugehören. Wir folgen ihm nicht auf seinen Wanderungen nach ungewissen Aufenthaltsorten, und begnügen uns, zu bemerken, daß er aller Orten, wohin ihn sein unstetes Leben führte, — selbst nach Paris soll er gekommen sein — seine Studien und sein Gedicht eben so ununterbrochen fortgesetzt zu haben scheint, als sein Dichten und Trachten auf das Wohl seines Vaterlandes, dessen Unglück mehr, als das eigene, seine große Seele bewegte, unablässig gerichtet war. Er sah Italien von den beiden Lenkern der Welt, dem Kaiser und dem Papste, die ihren Sitz in Rom haben sollten, verlassen — die Päpste residirten von 1305—1378 in Avignon — und von der innern Zwietracht, welche ihre Kämpfe erzeugt und genährt hatten, zerrissen, die Kirche in das Verderben ihrer Weltlichkeit versunken und selbst zumeist Ursache des allgemeinen Unglücks, das Reich ohnmächtig, und die allgemeine Sache der Gerechtigkeit mit Füßen getreten. Wo ist Rettung zu finden in diesem Elende? Nicht bei der Kirche; denn das schlechte Haupt derselben weicht selbst vom rechten Wege ab und verführt die Welt zum Irrthume **); nicht bei einer der Parteien, denn sie suchen nur den Gewinn und die eigene Herrschaft; sondern bei einem großgesinnten und mächtigen Kaiser, der das Gesetz mit starkem Arme wieder aufrichtet. Von dieser Ueberzeugung ist D. erfüllt, und sie erst macht ihn, der in seinem innersten Wesen keiner Partei angehört, weil sie beide im Unrecht sind, weil sie beide nicht die Sache der Gerechtigkeit wollen — zum Gibellinen. Das Heil aber, welches er für sein unglückliches, von Parteiungen zerrissenes Vaterland von einem mächtigen Kaiser

*) Daher nennt er sich auch in der Widmung seiner „göttlichen Comödie" Dantes, Florentinus natione, non moribus.

**) „il capo reo lo mondo torca." Purgat. VIII. 131.

erwartete, schien endlich heranzunahen; denn der erwählte Kaiser, der gerechte und tapfere Heinrich von Luxemburg, der von dem Bewußtsein seiner hohen Aufgabe ganz erfüllt war, kam im Herbst 1310 nach Italien. Dante verkündigte dieses Ereigniß damals in einem Schreiben an die Fürsten und Völker Italiens, worin er unter Anderem sagt: „Siehe da, die erwünschte Zeit ist gekommen, in welcher sich die Zeichen des Trostes und des Friedens erheben. In Wahrheit, der neue Tag beginnt, sein Licht zu verbreiten, die Morgenröthe zeigend im Osten, welche die Finsterniß des langen Elendes zerstreut... Freue dich heute, Italien, denn dein Bräutigam, der die Freude des Jahrhunderts und der Ruhm deines Volkes ist, der liebevollste Heinrich, der hohe Mehrer des Reiches und Cäsar, eilt, zu deiner Vermählung zu kommen. Trockne, o Schönste, deine Thränen und thue ab die Trauergebehrden. Denn es nahet, der dich aus der Gefangenschaft der Schlechten befreien, der die Uebelthäter zu Boden schlagen und zum Schwerte verurtheilen wird; und seinen Weinberg wird er andern Arbeitern austhun, welche die Frucht der Gerechtigkeit zur Zeit der Ernte einbringen *)." — Doch der Kaiser hatte bei weitem die Macht nicht, um, wie er wollte, beiden Parteien die Spitze zu bieten und sie zu zwingen, ihm dienstbar zu sein. Er bedurfte vor allen Dingen der Unterstützung der Italiener und konnte nicht umhin, sich auf ihre Parteien einzulassen. Doch die Gueifen entfernten sich mißtrauisch von ihm und vereinigten in der Lombardei alle ihre Kräfte gegen ihn, namentlich in ihrem Mittelpunkte Florenz, und alle Macht des Kaisers sammt der Reichsacht, die er über die empörerische Stadt aussprach, vermochte nicht, sie zu demüthigen. Als aber gar ein früher Tod den Kaiser dahin raffte (1313), da sanken mit ihm alle Hoffnungen der Gibellinen in's Grab, und immer schwerer lastete fortan die Trübsal der Verbannung auf unserm Dichter. „Es gefiel den Bürgern von Florenz — so klagt er eben so rührend als schön **) — der schönsten und berühmtesten Tochter Roms, mich aus ihrem süßen Schooße zu verbannen, wo ich

*) Opere di Dante. Padova 1822. Vol. V. p. 114. Man vergl. damit die ähnlichen Aeußerungen Dino Compagni's in seiner Cronaca. Ediz. di Livorno p. 199 ss.

**) Im Convito. Opp. T. IV. p. 1. S. 58.

geboren und erzogen bin bis zum Höhepunkte meines Lebens, und wo ich von ganzem Herzen wünschte, den müden Geist zur Ruhe zu bringen und die Zeit zu beschließen, die mir noch vergönnt ist. Fast durch alle Länder, über welche sich unsere Sprache verbreitet, bin ich, ein Fremdling, wie bettelnd gezogen, wider Willen die Wunde meines Geschickes zeigend, welche so oft dem Verwundeten nur zur Schuld angerechnet wird. Fürwahr, ich bin ein Schiff ohne Segel und ohne Steuer gewesen, zu vielen Häfen, Mündungen und Küsten von dem dürren Winde getragen, den die schmerzensvolle Armuth aushaucht." — Noch lange hielt sich indeß Dante mit dem Wunsche und der Hoffnung hin, heimzukehren in die geliebte Vaterstadt, „die schöne Hürde, wo er, ein Lamm, umlauert von Wölfen, einst geruht." Dort, hoffte er, werde er noch an derselben heiligen Stätte, wo er die Taufe empfing, mit dem Lorbeerkranze gekrönt werden, wenn sein heiliges Gedicht die Grausamkeit, die ihn ausschloß, einst werde besiegt haben. — Ja, nur mit vollen Ehren wollte er zurückkehren, und da man ihm das nicht gestattete, blieb D. unter dem Fluche der Verbannung, umherirrend und bei mächtigen Feinden Schutz suchend, bis an sein Ende. Die letzten Jahre seines Lebens brachte er in Ravenna, im gastfreundlichen Hause seines Freundes und Verehrers, Guido von Polenta, zu; dort starb er im 57. Jahre seines Alters, nach fast zwanzigjähriger Verbannung. — Die Nachwelt ist unerschöpflich in seinem Ruhme und Preise gewesen: Italien ehrt ihn als seinen erhabensten Lehrer und als seinen größten Dichter, der ihr die schöne Sprache bildete; Florenz aber, die undankbare, bald reuige Vaterstadt, errichtete schon im Jahre 1373 für die Erklärung seines unsterblichen Gedichtes einen eigenen Lehrstuhl, den zuerst der kundige Bocaccio betrat *). Das Gedicht selbst näher zu charakterisiren und zu zergliedern, gehört nicht zu unserm Zwecke, für welchen es vielmehr genügen muß, Folgendes mit den Worten eines seiner neuesten und geistreichsten Uebersetzer und Ausleger zu bemerken: „Die Vision des Dichters stellt die verschiedenen inneren Seelenzustände des Menschen gleichsam nach außen ge-

*) Wir entnehmen den wesentlichen Theil dieser Mittheilungen der interessanten Gelegenheitsschrift: „Dante über Staat und Kirche." Antrittsprogramm von Dr. Karl Hegel in Rostock. 1842.

kehrt und in äußeren Zuständen symbolisirt dar. Daher bedeutet die Hölle den Zustand der mit Gott zerfallenen Seele, wo der Mensch die Gnade Gottes verloren hat, oder, wie sich die Schule auch ausdrückt, sich im Zorne Gottes befindet. Das Paradies dagegen ist der Zustand der vollendeten Gerechtigkeit, verbunden mit dem seligen Anschauen Gottes, wie er erst jenseits zu voller Wirklichkeit gelangt. Das Fegfeuer ist unzweifelhaft der Uebergang von dem einen Zustande in den andern, welcher durch die Rechtfertigung gebildet und durch die Gnade Gottes unter Mitwirkung des freien Willens vermittelt wird *)." Mit dieser Ansicht stimmt auch das überein, was der Dichter selbst in der Dedication an Can Grande von seinem „vielsinnigen" Werke sagt: „Wenn das Werk allegorisch genommen wird, so ist sein Gegenstand der Mensch, wie er durch Verdienst und Schuld mittels des freien Willens der göttlichen Gerechtigkeit zur Belohnung und Strafe anheim fällt." Daß dabei auch der politischen und historischen Nebenrücksichten gar manche sich geltend macht, kann nicht in Abrede gestellt werden; und eben dadurch wird es zu einem Spiegel der scholastischen Philosophie jener Zeit ebenso wohl, als der Wirren und Zerwürfnisse, welche damals Kirche und Staat gefährdeten. Daher ist es auch zu allen Zeiten ein Gegenstand tiefer Forschung gewesen und hat namentlich in unserm Vaterlande der warmen und scharfsinnigen Freunde viele gefunden, so daß man wohl behaupten darf, Deutschland verstehe und ehre den Dichter der göttlichen Comödie und sein unsterbliches Werk nicht weniger, als sein eigenes Vaterland, wie wir Aehnliches von den Deutschen in Betreff Shakspear's rühmen konnten. Daher schließen wir auch diese kurze Nachricht von dem größten italienischen Dichter mit eines deutschen Sängers Worten:

„Ja, mit Fug wird dieser Sänger
Als der Göttliche verehret,
Dante, welchem ird'sche Liebe
Sich zu himmlischer verkläret." Uhland.

Fügen wir nun noch einige Notizen über diejenigen spätern Dichter Italiens bei, deren Namen wie Sterne leuchten in un-

*) Dante Alighieri's göttliche Comödie. Metrisch übertragen &c. von Philalethes (S. K. H. Prinz Johann von Sachsen) Thl. II. Vorrede S. IV.

serer Randzeichnung! Denn einem Fürsten, wie Dante es ist im Reiche der Poesie, ziemt ein Gefolge. Der Erste, der darauf Ansprüche hat, hier genannt zu werden, ist Francesco Petrarca (eigentlich Petracco, geb. in Arezzo 1304, gest. zu Arquà bei Padua 1374); denn auch seinen in classischer Form verfaßten Liedern und Sonnetten (Canzoniere), von denen die meisten seine Liebe zu Laura, Gräfin von Sade, Tochter des Herrn von Vaucluse (bei Avignon) zum Inhalt haben, ist ein Gepräge bürgerlich-politischen Wesens aufgedrückt, das sich in seine Wünsche, in seine Trauer wie in seine Lust ohne Unterlaß einmischt *). Er selbst, der gelehrte Mann, welcher in seinem längst vergessenen lateinischen Heldengedichte Africa mit Virgil um die Palme rang, hat wohl schwerlich daran gedacht, daß er jenen Tändeleien zärtlicher und melancholischer Stunden seine Unsterblichkeit verdanken werde. — Der Dritte im Bunde der Geister jener Zeit und jenes Landes ist Giovanni Bocaccio (von florentinischer Abstammung, geb. in Paris 1313, gest. auf seinem Gute Certaldo bei Florenz 1375), der Verfasser des allbekannten und beliebten Decamerone, einer Sammlung von hundert lieblichen und unterhaltenden volksthümlichen Novellen, zugleich aber auch der Förderer und Verbreiter altclassischer Literatur und eifriger Sammler der Handschriften griechischer und römischer Dichter. Nur als Gesandter trat er in Staatsgeschäften auf, und genoß sonst keine Vortheile vom Staate, außer seit 1373, in welchem Jahre er einen Lehrstuhl in Florenz, wo er Dante's Gedichte zu erklären hatte, und jährlich 100 Gulden erhielt. — Was diese Drei **) angeregt, theils durch eigene Werke, theils (und dies ist besonders das Verdienst Petrarca's und Bocaccio's) durch Hinweisung auf das classische Alterthum, war die wichtigste Erbschaft, welche das vierzehnte Jahrhundert dem funfzehnten in Italien hinterließ zu weiterer Entwickelung und Erforschung. Erst das sechszehnte Jahrhundert (il Cinquecento) brachte wieder Dichter hervor, welche der drei großen des vierzehnten würdig sind; unsere Randzeichnung nennt von ihnen die zwei bedeutendsten und berühmtesten, die beiden großen Nebenbuhler im romantischen

*) Leo a. a. O. IV. S. 298. Am bestimmtesten spricht sich diese Richtung P.'s in seiner schönen Canzone an Italien aus.

**) Man vergl. über sie die interessante kleine Schrift: „Dichtergräber: Ravenna, Arquà und Certaldo.“ Von Alfred Reumont. Berlin, 1846.

Epos, in welchem Pulci und Bojardo die Bahn gebrochen hatten: Ariosto und Tasso, zwei Dichter, welche durch meisterhafte Uebersetzungen auch längst schon die unsrigen geworden sind.

Ludovico Ariosto (geb. in Reggio 1474, gest. in Ferrara 1533) hat sich durch sein großes Heldengedicht: „der rasende Roland" (Orlando furioso), unsterblichen Ruhm erworben. „Es ist dasselbe die Frucht zehnjährigen (1506—16) Arbeitsgenusses, ein Labyrinth mährchenhafter Abentheuer und bald zum Mythus gestalteter, bald mit Allegorie umgebener Thatsachen, reich an Erinnerungen aus der Vergangenheit, an Beziehungen auf Zeitvorfälle und persönliche Verhältnisse, und voll satyrischer Andeutungen, schalkhafter Züge und üppiger Gemälde *)." Daß der Stoff dem Sagenkreise von den Kampfgenossen Karl's des Großen angehört, besagt schon der Titel. Die äußere Form der Verse (Ottave rime) ist vollendet schön zu nennen, besonders im Betreff des Wohllautes. An unübertrefflichen Einzelnheiten ist vielleicht kein Gedicht seiner Art reicher, als dieses, obgleich es als Ganzes Manches zu wünschen läßt, da ihm die epische Einheit in Anlage und Entwickelung fehlt. — Weit vollendeter ist in dieser Beziehung „das befreite Jerusalem" (La Gerusalemme liberata) des Torquato Tasso (geb. in Sorrento 1544, gest. in Rom 1595), ein durchaus classisches Werk, in welchem das romantische Epos die höchste Ausbildung erreicht hat, deren es in Italien damals fähig war. Sein Gegenstand ist die Befreiung des heiligen Grabes aus den Händen der Ungläubigen. Ergriffen von religiöser Betrachtung der Welt und der Menschheit und schwärmend für erhabene Ideale, feiert der vielseitig gebildete, zartfühlende Dichter das fromme Ehrgefühl und die begeisternde Liebe der christlichen Ritter, die Wunder der Tapferkeit und die Allmacht des Glaubens, indem er in seinem Geiste eine große Zeit in allen ihren Eigenthümlichkeiten abspiegelt und zur lebendigsten Anschauung bringt. Seine Sprache könnte man ohne Uebertreibung Musik nennen. — Tasso's Persönlichkeit und Geschick ist hinreichend bekannt, namentlich seit ihn Goethe zum Gegenstande einer seiner herrlichsten dramatischen Dichtungen gemacht hat. — Versetzen wir uns aus dem sechszehnten in

*) Wachler a. a. O. Thl. III. S. 113.

Digitized by Google

das achtzehnte Jahrhundert, so begegnen uns, die meisten Andern an Ruhmesglanz überstrahlend, Metastasio (Pietro M., geb. zu Rom 1698, gest. in Wien 1782), der bis jetzt unübertroffene Dichter des Gesanges, unerschöpflich an zarten Wendungen und zierlichen Gedanken, — und Graf Vittorio Alfieri (geb. zu Asti in Piemont 1749, gest. nach einem unsteten Leben in Florenz 1803), der gewaltige, aber unbändige Genius, der Schöpfer des neuen italienischen Drama's. Es sind die beiden ebengenannten Dichter zwei Gegensätze der entschiedensten Art: jener Meister und Muster in der Form, dieser Verächter und Verletzer derselben, jener Hofdichter, allen politischen Tendenzen fremd, dieser ein glühender Republikaner, voll von politischer Absichtlichkeit, Beide Repräsentanten ihrer Zeit, aber nach ganz verschiedenen Richtungen hin. — Die letzten Dichternamen in unserer Randzeichnung gehören der neuesten Zeit an: Vincenzo Monti (geb. zu Fusignano bei Ferrara 1753, gest. 1828 in Neapel), ausgezeichnet in allen Dichtungsarten, vorzugsweise aber als Dramatiker. Dante war das Feuer, in welchem sich seine Liebe zur Dichtkunst stählte, nicht aber seine Gesinnung. „Vincenzo Monti sah in seinem langen Leben die letzten Zeiten des alten Regime, den revolutionären Taumel, der selbst die Bessern ergriff, wenn auch nur auf kurze Zeit; er sah die Eintagsfliegen der in antike Costüme sich steckenden, aber dabei nach der neumodigen, gallischen Pfeife tanzenden Republiken; er sah den militairischen Ruhm und Glanz des Kaiserreiches und das allmählige Schwinden der Hoffnungen, daß Italien unabhängig sein werde und einig und groß, und seine Bewohner Brüder von den Alpen bis zum Lilybäum; er war Zeuge dann des Sturzes des Gewalthabers, von dem das getäuschte Land diese Größe und Einheit zu erlangen gehofft, und endlich der Rückkehr zu den alten zwar, aber vielfach modificirten Verhältnissen. Und für alle Phasen der italienischen Zustände hatte Monti's Muse Wort und Vers *)." — Ganz anders steht dagegen Graf Alessandro Manzoni da (geb. 1784 in Mailand, gest. 1854), den Goethe **) „einen wahrhaften, klar auffassenden, innig durchdringenden, menschlich fühlenden, gemüthlichen Dichter"

*) Neue römische Briefe von einem Florentiner. Thl. II. S. 43.

**) Werke, Ausgabe in zwei Bänden. Bd. II. Abtheil. 2. S. 628.

nennt, — Zeugniß genug, ihn den Besten aller Zeiten und Nationen beizuzählen. Und in der That ist er ein helles Gestirn, welches am Himmel der neueren Literatur aufgegangen ist, dessen reines Licht weit über Italiens Grenzen hinausstrahlt. Denn „wenn von irgend einem Dichter neuerer Zeit gesagt werden kann, daß er den eigentlichsten, schönsten Zweck der Poesie, die Veredelung des Herzens und der Gesinnung durch die Gebilde der, innerlicher Wahrheit treu bleibenden Phantasie verstanden und dies Verständniß in's Leben treten zu lassen sich bestrebt, so ist's von Manzoni.... Daß die italienische Poesie sich erwärmte mit der innersten Herzenswärme, daß sie, wieder belebt durch wahres Gefühl, einfach ward in ihrer Kunstschöne, aufrichtig und ernst, stark und würdig, in ihrer Lauterkeit ein Ausdruck der unverfälschten Gesinnung: dies ist größtentheils das Werk Manzoni's. In seinen Schriften finden wir den Spiegel seiner eigenen Seele, und es ist das Reinmenschliche, welches bei ihm so mächtig anzieht. Ein Kritiker, dem ich nur beistimmen kann, sagte von ihm: M. habe nicht nur seine Kunst, sondern in sich die veredelt, welche sie ausüben. Er habe an sich selbst bewiesen, es reiche nicht hin, daß der Dichter fühle, er müsse mit dem Volke fühlen und für das Volk; er müsse in der Erinnerung bewahren, daß das Volk des Mannes bedürfe, der ihm immer wieder jene Wahrheiten und Empfindungen vor die Seele führe, die Zweck wie Mittel des Lebens sind. . . . . Manzoni hat die Poesie Italiens aus dem Materialismus und Sinnenrausch gerettet, er hat sie eitel irdischen Zwecken und Kreisen entzogen, er hat sie, die in vielen Stücken noch eine heidnische war, oder eine ungläubige, zur christlichen gemacht. Denn er hat es empfunden, daß sie noch eine ganz andere Aufgabe hat, als den Eindruck wiederzugeben, den die äußere Welt auf den Sinnenmenschen hervorbringt. Die Religion ist ihm die Leukothea, welche auf bewegtem Meere die rettenden Arme ihm entgegenstreckt, die Ariadne, deren Faden ihn durch das Labyrinth widersprechender Ansichten und Empfindungen leitet, die Iris, deren leuchtender Farbenbogen auf düsterm Wolkengrund als Friedensbotschaft und Unterpfand erscheint. Durch den Glauben aufgerichtet ist M. jener trostlosen Lebensansicht entgegen getreten, die das „Laßt alle Hoffnung fahren!“ über jedes

Thor schrieb, einer Ansicht, die ohnehin dem Italiener mehr von außenher zukam, als daß sie geboren worden wäre unter seinem milden, heitern Himmel und in seinen lauen Lüften, die aber mit dem Vordringen der sogenannten romantischen Poesie mehr, als man glauben möchte und als ersprießlich, Eingang gefunden hatte. Denn wie früher Alles Liebe und schwatzhafte Zärtlichkeit war, Wein und Rosen, Glück und Genuß, so griff plötzlich die Dichtkunst mit einer seltsamen, fieberischen Hast nach Allem dem, was man, und wär' es auch geschehen, mit Nacht bedecken sollte: sie schwelgte in Angst, Reue, Betrübniß, Verzweiflung *). Manzoni hat ihre, durch das Uebermaaß um so verderblichere Wirkung wenn nicht vernichtet, doch unendlich vermindert. Seine Poesie ist klar und lauter wie der Felsenquell; sie ist tönend wie die reinste Harmonie der Musik. Das Höchste, was er geleistet, sind die Ergüsse seiner Lyrik **)." Das bekannteste seiner Gedichte ist die Ode auf Napoleons Tod. Doch ist er auch groß im Roman und im Drama, und seine Leistungen auf diesem Gebiete sind in Deutschland noch weit bekannter, als seine lyrischen Gedichte. — Italien aber mag stolz sein auf den Besitz eines so großen Dichters und edlen Menschen, welchen es kühn seinem Dante an die Seite setzen kann, weil in Beiden Leben und Poesie Eins ist, und tiefe Religiösität ihr innerster Kern.

„Wer wissen will, was Italien der Welt war — sagt Leo ***) — der muß Sinn für bildende wie für redende Künste mitbringen;" darum steht auch in unserer Randzeichnung das Brustbild Dante's bei denen Rafael's und Michel Angelo's, damit auch symbolisch vereinigt sei, was im Leben und in der Wirklichkeit zusammen gehört. Denn während uns die Kunst gar leicht als Nebenwerk, als eine Art Zierpflanze, als ein Luxusartikel des Lebens erscheint, gehört sie in Italien zu den nothwendigen Bedingungen der nationalen Entwickelung, und „die großen italienischen Künstler haben eben so viel (?) für die geistige Befreiung und Entwickelung der sittlichen Welt

*) Als Repräsentant dieser Richtung ist der tiefsinnige Leopardi anzusehen. B.

**) Neue römische Briefe. II. S. 45 ff.

***) a. a. O. I. S. 35.

gethan, als die deutschen Reformatoren; denn so lange jene alten, düstern, strengen Heiligen= und Gottesbilder noch die Herzen der Gläubigen fesseln konnten, so lange in der Kunst die äußere Ungeschicklichkeit nicht überwunden war, war darin ein Zeichen gegeben, daß der Geist selbst noch in einer engen Beschränkung, in drückender Gebundenheit beharrte. Die Freiheit in der Kunst entwickelte sich mit der Freiheit des Gedankens in gleichem Maaße, und beider Entwickelung war gegenseitig bedingt. Erst als man an der Kunst wieder ein freies Wohlbehagen fand, war man auch wieder fähig, die Classiker der alten Welt aufzunehmen, sich an ihnen zu erfreuen und in ihrem Sinne weiter zu arbeiten; und ohne die Aufnahme der alten classischen Literatur wäre die Reformation nie etwas Anderes, als ein kirchliches Schisma geworden, wie das der Hussiten .... Die Beziehung der Kunst und Wissenschaft zu der Religion war also in der damaligen Zeit (Ende des funfzehnten und Anfang des sechszehnten Jahrh.) keineswegs eine künstliche; sondern ein unzerreißbares Band umschlang und verband Beide, und nur gleichen Schrittes konnten sie der Befreiung entgegengehen..... Daß dieß aber möglich werden konnte, dazu reichte es nicht hin, daß das italienische Volk eine Reihe hochbegabter Künstlernaturen hervorbrachte; es mußte auch in jedem Individuum dieser Nation eine gewisse Genußfähigkeit, die Fähigkeit vorhanden sein, das Schöne zu erkennen und zu achten; denn nie wird ein ausgezeichnetes Werk vollbracht werden, wenn nicht ein großer Kreis sich darnach sehnt und an seiner Vollendung Theil nimmt *). In einem Volke kann aber jene

---

*) Ich kann mich nicht enthalten, dieser tief wahren Aeußerung des Historikers die bestätigende eines der größten Philosophen unserer Zeit beizufügen. **Schelling** sagt in seiner akademischen Rede „über das Verhältniß der bildenden Künste zur Natur“ unter Anderm: „Die Kunst entspringt nur aus der lebhaftesten Bewegung der innersten Gemüths= und Geisteskräfte, aus der Begeisternng. Alles, was von schweren oder kleinen Anfängen zu großer Macht und Höhe herangewachsen, ist durch Begeisterung groß geworden. So Reiche und Staaten, Künste und Wissenschaften. Aber nicht die Kraft des Einzelnen richtet es aus; nur der Geist, der sich im Ganzen verbreitet. Die Kunst insbesondere ist, wie die zarteren Pflanzen von Luft und Witterung, so von öffentlicher Stimmung abhängig; sie bedarf eines allgemeinen Enthusiasmus für Erhabenheit und Schönheit, wie jener, der in dem Mediceischen Zeitalter gleich einem warmen Frühlingshauch alle die großen Geister zumal und auf der Stelle hervorrief..... Nur dann, wenn das öffentliche Leben durch die nämlichen Kräfte in Bewegung gesetzt wird, durch welche die Kunst sich erhebt, nur dann kann diese von ihm

Genußfähigkeit, jener Sinn, das Hohe, Geistige in der sinnlichen Gestalt zu fassen, jener Sinn für das Schöne nie stattfinden, wenn ganze Klassen desselben durch rohe Arbeit sinnlich abgestumpft und selbst aller graziösen Haltung beraubt werden. Die Muße (otium) ist die Mutter der Künste. In Italien hat diese Mutter so fruchtbar sich gezeigt, daß selbst der gewöhnliche Acker mit seinen Baumreihen, seinen Rohrbüschen und Weinguirlanden, daß selbst das gewöhnliche Gehöft des Bauern mit seinen offenen, wie auf Säulen ruhenden Vorrathsgebäuden, mit den Häusern, die das schöne flache Dach bedeckt, daß selbst die Kleidung der gemeinsten Frau vom Lande mit ihren fast überall geschmackvoll zusammengestellten Farben und mit dem einfach und zierlich geordneten Haare noch als Beweis eines der ganzen Nation eigenthümlichen Schönheitssinnes angeführt werden kann. Doch wer beschreibt die Herrlichkeit einer Aussicht über jene Kunststadt Toskana's und der Welt, über Florenz, und den Garten ihrer Umgebung? Wer malt die äußerste Begrenzung derselben von da an, wo Fiesole mit seinen freundlichen Thürmen herüberwinkt, bis wo die blauen Buckel der Luccheser Berge auf dem goldenen Hintergrunde des westlichen Abendhimmels sich erheben, wie hier Alles, Alles die Spuren mehrtausendjähriger Arbeit geistvoller Menschen an sich trägt? — Wie eine Wasserlilie hervorragt über den Spiegel des Sees, so ruht auf diesem reizenden Boden Florenz mit seinen ewigen Werken, mit seinem unerschöpflichen Reichthum. Von dem kühnen, luftigen Thurme des Palastes, der wie ein schlanker Mast emporsteigt, bis zu Brunelleschi's Wundergebäude, der herrlichen Kuppel der Kathedrale; von dem alten Hause der Spini bis zu dem großartigsten Palast, den die Welt gesehen, dem Hause des Pitti; von dem Garten des Franciscanerklosters bis zu den bewunderungswürdigen Anlagen der Cascinen ist Alles unvergleichlich herrlich und voll Grazie; jede Straße von Florenz ist eine Welt für die Kunst; die Mauern von Florenz sind der Kelch, der die schönste Blume menschlichen Geistes umschließt. Und doch ist dies nur der reichste Edelstein in dem Diadem, mit welchem das italienische Volk die Erde geschmückt hat. Und wenn auch kein anderer ihm ganz an die Seite ge-

Vortheil ziehen; denn sie kann sich, ohne den Adel ihrer Natur aufzugeben, nach nichts Aeußerm richten!"

setzt werden kann, verschwindet doch fast sein Glanz unter der Menge der ihn umgebenden, die alle in eigenthümlicher Herrlichkeit leuchten." *) Ja, Italien ist das Paradiesland der bildenden Kunst; darum mußten wir auch zwei Vertreter derselben in die Arabeske unserer Randzeichnung aufnehmen, da Einer für alle Richtungen nicht hinreicht. Fassen wir nun Beide etwas näher in's Auge.

Michel Angelo Buonarotti (aus dem alten Hause der Grafen von Canossa, geb. 1474 zu Chiusi in Toscana, gest. 1564 in Rom) und Rafael Santi oder Sanzio, (geb. zu Urbino 1483, gest. in Rom 1520) gehören zu den seltenen Naturerscheinungen in der Geschichte der Menschheit, welche ein Jahrtausend erfüllen können mit den Werken ihres Geistes und dem Glanze ihres Ruhmes. Beiden war die Kunst ein Ganzes, mochte sie Malerei oder Skulptur, Architektur oder Poesie heißen; Beide strebten zu einer und derselben Zeit das Höchste in der Kunst an; Beide waren Söhne Eines Landes und derselben Provinz (Toscana); Beide vorzüglich in Rom lebend und arbeitend, — und doch in ihrem innersten Wesen so verschieden! In Michel Angelo herrscht der klare Gedanke, in Rafael die klare, tiefe Empfindung vor, Beide aber stehen auf dem sicheren Boden einer gründlichen und allseitigen wissenschaftlichen Bildung ihres Zeitalters, jener mehr ein Schüler Dante's, dieser mehr ein Jünger Platon's. Denn diese beiden großen Geister waren gerade damals die Sterne, welche in Italien Aller Blicke auf sich zogen, und deren Einwirkung auf die Entwickelung der bildenden Kunst ganz unberechenbar ist. „Während Plato die Künstler lehrte, in den Harmonien des Weltalls das Göttliche, und, vom Ursprung der Dinge ausgehend, das Allgemeine in der vielfach gestalteten Natur zu erkennen, das Wesentliche von dem Zufälligen zu unterscheiden, lernten sie von Dante, in allem Aeußerlichen auf dessen höhere Bedeutung zu achten, und wurden durch seine vielsinnigen Dichtungen dazu angeregt, auch ihren Werken den tiefsinnigen Charakter des Symbolischen und Allegorischen zu geben **)." — Doch wir vergessen, unwillkührlich er-

*) Leo a. a. O. I. S. 35. ff.

**) Passavant, Rafael von Urbino und sein Vater Giovanni Santi (Leipz., 1839) Th. I. S. 364.

griffen und fortgerissen von der Eigenthümlichkeit einer von großen Ideen bewegten und begeisterten Zeit, daß wir nicht philosophische Betrachtungen, sondern geschichtliche Bilder zu liefern versprochen haben; darum zurück zur Staffelei, und zwar zunächst das Aeußere unserer Meister zu schildern, da in ihm das Innere in wunderbar klarer und bestimmter Weise ausgeprägt erscheint.

Mich. Ang. Buonarotti war von kräftigem Körperbau, doch mehr nervig und von starken Knochen, als fleischig und dick; durch und durch gesund, was er theils der Natur, theils seiner geregelten Lebensweise und vernünftiger körperlichen Uebung zu danken hatte. Dabei war er von mittler Größe, breitschuitrig und proportionirt gebaut in allen übrigen Theilen seines Körpers. Vorzugsweise charakteristisch war sein Kopf, dessen obere Hälfte nach allen Seiten so gedehnt und gewölbt erschien, daß man versucht wird, zu glauben, der gewaltige Geist habe für sein Organ, das Gehirn, nicht Platz genug gehabt in dem ursprünglich ihm bestimmten Raume und deshalb versucht, diesen nach allen Richtungen hin gleichmäßig zu erweitern: die hervorragende Stirn war hoch und breit, Beides in fast ganz gleichem Verhältnisse; die Nase groß, gebogen und proportionirt, obgleich in Folge eines Schlages, den er als junger Mann darauf bekommen hatte, etwas platt (stiacciato); die Backenknochen stark markirt, die Lippen fein und ausdrucksvoll, doch die untere etwas dick. Seine Augen waren eher klein, als groß zu nennen, aber voll Geist und Ausdruck, die Augenbrauen schwach, Haar und Bart bis in sein hohes Alter schwarz (denn erst in den siebenziger Jahren färbte es sich); den letztern trug er in zwei Spitzen getheilt, 4—5 Zoll lang. Seine Gesichtsfarbe war stets frisch und gesund *). Sein äußeres Auftreten und Benehmen in der Gesellschaft war freundlich und mild, aber auch fest und entschieden **). Als ihm einst, bei Gelegenheit

*) Genau nach der Schilderung seines Schülers Condivi: Vita di Mich. Angelo etc. 2 Ediz. p. 57. Der Maler Müller setzte unter M. A.'s Bildniß folgende Zeilen:

„Betrachtet diesen Blick! Ihr schaut in diesem Strahl
Prometheus, wie er kühn vom Himmel Flammen stahl."

**) — — — Was nun aber
Den Michel Angelo betrifft: er ist
Ein wildes Blut, daß ist wohl nicht zu leugnen;
Doch, glaubt es mir, auch eine gute Haut!

des Ausbaues der Peterskirche, der Cardinal Marcellus auf Antrieb seiner Neider und Feinde in Gegenwart des Papstes Vorwürfe machte, daß er über die Anlegung einiger neuen Fenster ihm, dem päpstlichen Commissar zum Bau, Nichts gesagt habe, antwortete der Künstler in würdevoller Entrüstung: „Ich habe mich und werde mich nie bewegen lassen, Ew. Eminenz oder irgend Jemandem zu sagen, was ich thun will und werde. Euere Pflicht ist, das nöthige Geld für die Aufführung der Kirche herzugeben, Diebe zu verscheuchen und mir die Sorge für die Arbeit zu überlassen. Heiliger Vater, — fuhr er fort, sich zu dem Papste wendend — mein Lohn ist gering, wenn ich durch solche Neckereien Zeit und Arbeit verlieren muß." Der Papst, der ihn liebte, legte die Hand auf seine Schulter und sagte: „Du wirst jetzt und künftig von der Welt belohnt!" Daheim lebte er in patriarchalischer Einfachheit, unverheirathet, — denn „die Kunst war seine Geliebte und seine Gebilde waren seine Kinder," — aber ein großmüthiger, treu fürsorgender Freund allen seinen Hausgenossen, Verwandten und Bekannten, bis ein sanfter Tod endlich der Seele des neunzigjährigen Meisters die Schwingen lösete, daß sie zurückkehrte zur Heimath der ewigen Wahrheit und Schönheit. Die Werke aber, die er ausgeführt als Zeichner, Maler, Bildhauer *), Baumeister und selbst als Dichter, werden für die Größe und Herrlichkeit seiner Kunstfertigkeit und

Oft ist sein Wort ein Poltern der Cyklopen,
Wenn gar zu stark das Feuer wallt; doch kann er
Auch stille sein; dann denkt und fühlt er hurtig
Und viel für lange Zeit . . . . .
. . . . . Der Vulkan ist furchtbar,
Doch fruchtbar auch: hat er nur ausgetobt,
Dann bauen Menschenschaaren in der Nähe;
Die Saat gedeiht, wird kerniger und reicher;
Mit Blumen und Gesträuch deckt sich der Schlund,
Und Alles athmet freudenreiches Leben.

Oehlenschläger im „Correggio" Act. III. letzte Scene.

*) Oehlenschläger läßt ihn (a. a. O.) von sich selbst sagen:

— — — Ich bin eigentlich kein Maler, —
Bildhauer bin ich! Was von Bildnerei
Im Malen man gebrauchen kann, das hab' ich!
In Zeichnung und Erfindung gleicht mir Keiner.
Doch in den Farbentopf versteh' ich nicht
Zu tunken, das ist abgemacht.

seines erhabenen Geistes Zeugniß geben, so lange die Erde und die Menschheit bestehen wird. Sein berühmtestes und größtes Gemälde ist „das jüngste Gericht" in der sixtinischen Capelle; seine beste Bildhauerarbeit sein „Moses" in der Peterskirche, und sein vorzüglichstes, mit vollem Recht am meisten gepriesenes Werk der Baukunst ist die große Kuppel der Peterskirche. Alles, was M. A. geschaffen hat, trägt den Stempel einfacher Größe und Erhabenheit an sich. „Aber sein Hang zum Außerordentlichen und Wunderbaren, und namentlich sein gründliches Studium der Anatomie, wodurch er sich mit dem ganzen Getriebe des menschlichen Körpers vertraut machte und vollkommne Sicherheit und Richtigkeit in der Zeichnung erlangte, konnte sich nur im Colossalen versinnlichen *)." Daher nimmt er unter den bildenden Künstlern denselben Platz ein, welchen Dante unter den Dichtern behauptet, dem er auch in einer andern Beziehung zu vergleichen ist; denn wie dieser in seiner „Hölle" die Seele, so zergliederte jener in seinem „jüngsten Gericht" den Körper des Menschen mit wahrhaft bewundrungswürdiger Kunst. — Mehr von diesem Titanen zu berichten, will uns weder Zweck noch Raum dieser Mittheilungen gestatten, besonders da wir bei der Schilderung seines großen Zeit- und Strebegenossen doch noch öfter auf ihn werden zurückkommen müssen.

Rafael hatte eine regelmäßige, einnehmende und zarte Gesichtsbildung. Seine Haare waren braun, so auch seine Augen, welche einen sanften und bescheidenen Ausdruck hatten. Seine Gesichtsfarbe war dunkel und ging in das Olivenfarbige über. Seine ganze übrige Körperbildung stand in vollkommener Harmonie mit seiner Physiognomie. Er hatte einen langen Hals, einen kleinen Kopf und war von schlankem Wuchse. Nichts verkündete an ihm eine Constitution von langer Dauer. Sein ganzes Aeußere war einnehmend, sein Anzug zeigte Eleganz, seine Manieren waren voll Anmuth und verriethen den Umgang mit der gebildeten Welt der höheren und höchsten Stände. Welchen Zauber er aber dadurch auf seine Umgebung ausübte, bezeugt sein Biograph Vasari, indem er voll Bewunderung ausruft **): „O, Du glückliche und gebenedeiete Seele, von welcher Jedermann gern

*) Nagler in seinem trefflichen „Künstler-Lexikon." Th. II. S. 224.
**) Bei Passavant a. a. O. I. 364.

redet, um Dich und Deine Handlungen zu erheben! Denn außerdem, daß Rafael der Kunst zum Heile ward, zeigte er auch in seinem Leben, auf welche Weise mit den Großen umzugehen sei, wie mit den Geringeren, wie mit den Niedrigsten. Und sicher ist unter den bewunderungswürdigen Gaben, die er besessen, eine von solcher Macht, daß ich im höchsten Grade darüber erstaune, wie der Himmel ihm die Kraft gab, in unserm Kunstleben eine Wirkung zu erreichen, welche der Art und Weise unserer jetzigen Künstler so fremd ist: nämlich, wie die Maler, in Gemeinschaft mit Rafael arbeitend, so in Eintracht verbunden waren, daß bei seinem Anblick eine jede übele Laune in ihnen erlosch und jeder niedere Gedanke ihnen entschwand. Diese Eintracht hatte ihren Grund darin, daß er Alle, sowohl an Zuvorkommenheit, als in der Kunst übertraf, aber mehr noch durch den Genius seiner Güte, welcher eine solche Fülle einnehmender und wohlwollender Liebe kundthat, daß selbst die Thiere ihn gleich den Menschen verehrten. Man sagt, daß er jedem Maler, ob er ihn nun gekannt oder nicht, wenn ein solcher irgend einen Wunsch gegen ihn äußerte, sogleich zu helfen bereit war und seine eigene Arbeit stehen ließ. Er beschäftigte beständig eine große Anzahl Maler, half ihnen und belehrte sie mit der Liebe, mit welcher man nicht einen Künstler, sondern seine eignen Söhne zu behandeln pflegt. Daher geschah es denn auch, daß, wenn er zu Hofe ging, er von seinem Hause aus wohl von 50 ausgezeichneten und guten Malern begleitet wurde, die ihn dadurch zu ehren suchten. Genug, er lebte nicht wie ein Maler, sondern gleich einem Fürsten." Die Blüthe eines solchen, in seinen tiefsten Elementen gebildeten Lebens zeigt sich auch in allen seinen Werken. „In ihm hat die Kunst ihr Ziel erreicht, und weil das reine Gleichgewicht von Göttlichem und Menschlichem nur in Einem Punkte sein kann, so ist seinen Werken das Siegel der Einzigkeit aufgedrückt *)." Namentlich ist er der größte aller Maler, wie Michel Angelo der größte Zeichner ist. Mit dem glücklichsten Talente geboren, erwuchs R. in einer Zeit, wo man redliche Bemühung, Aufmerksamkeit, Fleiß und Treue der Kunst widmete. Vorausgehende Meister führten den Jüngling bis an

*) Schelling a. a. O. bei Passavant I. 361.

die Schwelle, und er brauchte nur den Fuß aufzuheben, um in den Tempel zu treten. Durch Peter Perugino, dem er namentlich auch den reinen, keuschen Sinn und die religiöse Strenge in der Auffassung seiner idealen Aufgaben verdankte, — zur sorgfältigsten Ausführung angehalten, entwickelte sich sein Genie an Leonardo da Vinci und Michel Angelo, neben welchen er seine ganze kurze Lebenszeit hindurch mit immer gleicher Beharrlichkeit und größerer Leichtigkeit fortstrebte. „Gemüths- und Thatkraft stehen bei ihm in so entschiedenem Gleichgewichte, daß man wohl behaupten darf, kein neuerer Künstler habe so rein und vollkommen gedacht, als er, und sich so klar in seinen Werken ausgesprochen. Kurz, wir sehen hier das schönste Talent zu eben so glücklicher Stunde entwickelt, als es, unter ähnlichen Bedingungen und Umständen, zu Perikles' Zeiten geschah *).“ Denn nie ward die Kunst auch in ihren Jüngern so hoch geehrt, wie damals, namentlich unter den kunstsinnigen Päpsten Julius II., Leo X. und Clemens VII., wofür statt aller andern die einzige Bemerkung zeugen mag, daß der bescheidene Rafael als Anerkennung seiner Kunstfertigkeit den Cardinalshut erwarten zu dürfen glaubte **). Die Nachwelt hat ihm mehr gegeben, indem sie ihn auf den Thron der Malerei erhoben hat, und zwar mit vollstem Rechte; denn wie in einem Spiegel zeigt sich in seinen Meisterwerken die ganze Welt höherer Wahrheit und Schönheit in ihren verschiedenartigsten Formen, mögen wir nun auf die Erfindung, die Composition, die Zeichnung, die Färbung, oder auf Alles zugleich sehen. „In allen Theilen der Malerkunst glänzt Rafael's hoher Genius wie ein leuchtendes Gestirn, das von Keinem verdunkelt wird. Dies offenbarte sich auf eine überraschende Weise, als Napoleon die herrlichsten Oelgemälde italienischer Malerschulen im Museum des Louvre vereinigt hatte, wo dann bei leichter Vergleichung die Vorzüge eines jeden Meisters sich auf schlagende Weise geltend machten. Hier herrschte nun Rafael in seiner ganzen Ueberlegenheit, namentlich und besonders durch den Reichthum der Erfindung und eine unvergleichliche Mannigfaltigkeit ihrer Darstellung. Denn verehren wir auch bei Leo-

*) Goethe in der Abhandlung: „Antik und Modern.“

**) Passavant a. a. O. stellt zwar die Wahrheit dieser Nachricht in Zweifel; allein das Gerücht an sich ist schon hinreichend für unsere Behauptung.

nardo da Vinci eine unerreichte Schärfe und Wahrheit der Umrisse und die Vollendung im Modelliren; erscheint Correggio unvergleichlich im Zauber seines Helldunkels, in der zarten Harmonie und Heiterkeit seiner Färbung; Tizian alle anderen Meister überbietend durch die Frische seiner Carnation (Fleischfärbung) und die Pracht seiner Localfarben: alle scheinen in der geistigen Auffassung, so zu sagen, nur *einen* ihnen eigenthümlichen Ton anzuschlagen, den sie durch alle Modulationen durchführen, daher denn auch eine lange Reihe ihrer Gemälde ermüdet; Rafael's Werke hingegen zeigen uns immer neue Gestaltungen, immer andere Seiten eines edlen und reichen geistigen Lebens, die uns auf eine neue Weise überraschend ansprechen, die sich gegenseitig wie das Leben in der Schöpfung ergänzen; daher, so viele seiner Bilder man auch neben und nach einander betrachte, sie doch niemals Ermüdung oder Ueberdruß empfinden lassen. Vorzüglich hierdurch drückte R. seinen Werken „„das Siegel der Einzigkeit““ auf und erwarb sich mit Recht den Namen des Göttlichen *).“ Daher wird es auch so schwer, unter seinen zahlreichen Gemälden — Passavant zählt und beschreibt deren 287 — einzelne als die vorzüglichsten hervorzuheben, obgleich man gewohnt ist „la belle Jardinière“ (eine Madonna mit dem Christkinde und Johannes), jetzt in Paris, die sixtinische Madonna, jetzt in Dresden, und die Transfiguration oder Himmelfahrt des Herrn, in Rom, — das letzte, welches er vollendete — als solche zu bezeichnen. Daß er auch in der Architektur, selbst beim Bau der Peterskirche, mit Michel Angelo wetteiferte, und daß auch seine Bauwerke durch eine überaus wohlthuende Harmonie und würdevolle, schöne Einfachheit sich auszeichneten, wenn ihn gleich sein Nebenbuhler an Großartigkeit der Entwürfe und Formen übertraf; und daß er endlich auch Dichter war, wie jener, — das sei nur erwähnt, ohne weitern Werth darauf zu legen; denn jeder andere Kranz erscheint farblos und welk neben dem, welcher in unvergänglicher Frische Rafael den *Maler* schmückt.

Wir schließen an diese beiden Kunstfürsten, gleichsam wieder als ihr Gefolge, diejenigen an, die neben ihnen in unserer Randzeichnung zur Charakterisirung Italiens, als des Paradies-

*) Passavant a. a. O. I. S. 351.

landes der neueren Kunst, genannt sind, und beginnen ihre Reihe mit den

Malern,

weil wir zuletzt von Rafael gesprochen, und weil wir unter ihnen einen Mann als den Ersten zu nennen haben, der es wohl werth ist, unmittelbar bei diesem zu stehen. Es ist der eigentliche Schutzpatron der neu-italienischen, durch Cimabue im dreizehnten Jahrhundert wiedererweckten Malerei: der wegen seiner Frömmigkeit und Sittenreinheit von seiner Kirche unter die Heiligen versetzte Klosterbruder Angelico da Fiesole (eigentlich Santi Tossini, geb. 1387 zu Mugello, im Florentinischen, gest. 1454 zu Rom). Er gab seine Kunst ganz und gar in den Dienst des Heiligen und Göttlichen, und weihete sie dadurch zu ihrer wahrsten und höchsten Bestimmung, während er sie zugleich auch in technischer Beziehung, mit seinem Zeit- und Strebegenossen Masaccio, auf einen außerordentlich hohen Grad der Vollendung führte. Die kindlich fromme, begeisterte Liebe jener Zeit, welche dem Heiligen gern überall die schönste, würdigste Stätte zu bereiten bedacht war, malte nur auf Goldgrund, Keiner aber auf schöneren, als Fra Angelico. — Ihm folgt, auch der Zeit nach ihm ziemlich nahe stehend, der eben so gründlich als vielseitig gebildete, treffliche Meister Leonardo da Vinci (geb. um die Mitte des 15. Jahrhunderts in dem Flecken Vinci, bei Florenz, gest. in Paris, in den Armen Franz I., 1519). Sein berühmtestes Werk ist das Abendmahl im Refectorio des Klosters alle Grazie in Mailand, welches durch den herrlichen Kupferstich Rafael Morghen's und zahlreiche andere Nachbildungen allbekannt ist. Der ernste Wille, nur Vollendetes zu liefern, ist die Ursache, daß wir von ihm nur so wenige Gemälde haben, welche aber alle durch tiefe Wahrheit und sorgsame Ausführung sich auszeichnen. — Ein Meister ganz anderer Art ist das Haupt der lombardischen Schule, Antonio da Correggio (eigentlich Antonio Allegri, geb. zu Correggio im Modenesischen 1494, gest. in Modena 1534), dessen Werke den Beschauer vorzugsweise durch die Harmonie der Farben und die künstlerisch-schöne Vertheilung des Lichtes (Helldunkel) mit fast unwiderstehlichem Zauber fesseln. Seine „Nacht", jetzt in der Gallerie zu Dresden, ist vielleicht die schönste Darstellung der Geburt des Weltheilandes,

welche jemals aus der Idee eines Menschen hervorgebracht und von Menschenhand wiedergegeben worden ist. Es ist das Werk der gläubigsten Begeisterung und der vollendetsten technischen Ausführung. E. hat im Laufe eines kurzen Lebens durch zahlreiche Arbeiten die Unsterblichkeit errungen. — Das Streben nach Naturwahrheit, vorzugsweise im Colorit, ist der charakteristische Vorzug der venezianischen Malerschule, deren größter Meister Tizian (Tizian Vecelli, geb. zu Capo del Cadore in Friaul 1477, gest. 1576 in Venedig) in dem langen Zeitraume seines Lebens so viel malte, daß man fast überall, in Kirchen und Palästen in und außer Italien, Werke seines Pinsels findet. Die höchste Vollendung erreichte er im Porträt. — Damit auch Neapel nicht unvertreten bleibe in den Andeutungen zur Geschichte der Malerei in Italien, nennen wir Salvator Rosa (geb. 1605 zu Renella im Neapolitanischen, gest. zu Rom 1673), im Leben wie in der Kunst übersprudelnd von seltsamen, kecken Einfällen, die er fast eben so schnell auf die Leinwand zauberte, wie er sie leicht und oft unbesonnen aussprach, sich selbst zu vielfachem Unheil. In der Darstellung des Grauenvollen gefiel er sich am meisten. — Der letzte Name, welchen wir hier zu nennen haben, erinnert an eine ganze Familie großer Maler: Carracci, die Häupter der Schule zu Bologna: (Lodovico C., geb. zu Bologna 1555, gest. 1619 ebendaselbst; Agostino C., Neffe des vorigen, geb. ebendaselbst 1558, gest. 1601; Annibale C., dessen Bruder, geb. 1560, gest. 1609 in Rom, wo er im Pantheon neben Rafael beerdigt ward), welche den Besten unter den früheren Meistern, namentlich Rafael und Correggio, nachstrebten, aber schon unter weit weniger günstigen Zeitverhältnissen; denn die Begeisterung der Menge war vorüber, und Lodovico und Annibale C. starben an Mißmuth über getäuschte Hoffnungen und den Undank ihrer Zeitgenossen. — So schnell wechselt im Leben der Menschheit auch das Edle und Große, und macht dem Gewöhnlichen, ja gar oft selbst dem Gemeinen wieder Platz!

Als Begleiter des Michel Angelo sind in unserer Arabeske auch zwei

Bildhauer

genannt; denn zum vollständigen Bilde Italiens, als des Mutterlandes höherer Cultur in Europa, gehört auch die Skulptur, die

vornehmste und kühnste aller Künste, welche den todten, kalten, starren Stein zu beleben versucht durch den Zauberhauch der Idee und das Geschick der Menschenhand. Ein Erbtheil aus alter classischer Zeit hat sie dort zu allen Zeiten, und besonders auch in den neuesten, tüchtige Jünger gehabt, die ihre Ehre aufrecht erhielten und neben den glücklich erhaltenen Ueberresten der Antike auch Meisterwerke späterer Jahrhunderte aufstellten. Wir nennen statt aller übrigen, außer dem bereits weitläuftiger besprochenen großen Florentiner, nur zwei: Bernini (geb. zu Neapel 1598, gest. in Rom 1680), den seine Zeitgenossen als den zweiten Michel Angelo priesen, hinter welchem er jedoch, trotz seiner glücklichen Anlagen und großen Leistungen sowohl als Bildhauer, wie als Architekt, noch weit zurückbleibt, und Antonio Canova (geb. zu Possagno im Venetianischen, gest. in Venedig 1822), unbestreitbar der Begründer einer neuen Epoche für seine Kunst, die er auf's Neue zu Ehren gebracht hat. „Von Allem, was seit Bernini bis zu den letzten Decennien des 18. Jahrhunderts geleistet worden — die Peterskirche und der Lateran weisen die Proben davon auf, und gewiß nicht die schlechtesten — ist der Sprung bis Canova ein erstaunlicher; aber eben so wahr ist es, daß seit ihm, und wesentlich durch Thorwaldsen's (s. oben S. 303) Einfluß, die Richtung der Kunst wieder eine ernstere geworden, die Annäherung an die Reinheit der Antike eine entschiedenere, der Charakter ein männlicherer. Daher läßt auch der Fortschritt der Skulptur sich vielleicht nirgend so gut wahrnehmen, und vielleicht zeigt sich diese Kunst nirgend so sehr zu ihrem Vortheile und von ihrer glänzenden Seite, wie in Rom *).“ Die Meister des Tages in Italien sind Marchesi und Tenerani.

Zum Gefolge Michel Angelo's und Rafael's gehören endlich auch noch die

Baukünstler,

deren Italien seit dem Florentiner Brunelleschi (geb. 1377, gest. 1444), dem genialen Erbauer des Palazzo Pitti, so viele gehabt hat. Von ihnen nennt unsere Randzeichnung nur zwei der berühmtesten ihres Faches: Bramante von Urbino (eigentlich Francesco Lazzari, geb. zu Asdevaldo im Herzogthum Urbino,

*) Neue römische Briefe. II. S. 323.

gest. 1514 in Rom), der Anfänger des Riesenbaues der Peterskirche, welche nach seinem Tode Rafael, Giulio di San Gallo, Peruzzi und Michel Angelo, freilich nach sehr verändertem Plane, vollendeten. Der Grund zu diesem größten Bau der neueren Zeit ward von B. am 18. April 1506 gelegt. Die Werke B.'s gehören sämmtlich zu den schönsten Denkmälern der neueren Baukunst in Rom; sie zeigen zwar nicht den großartigen Charakter der Paläste in Florenz, aber einen sehr anmuthigen und zierlichen Styl. — Mehr zur Einfachheit der Alten wandte sich sein großer Nachfolger, Andrea Palladio (geb. zu Vicenza 1518, gest. in Venedig 1580), den man wegen der erhabenen Einfalt und Klarheit seines Styles auch den Rafael unter den Baumeistern genannt hat. In der kirchlichen Baukunst führte er die alte Form der Basiliken (d. h. der Kirchen mit Balkendach, nach Art der alten Gerichtshäuser) wieder ein; seine Paläste, mit denen er besonders Venedig ausschmückte, zeichnen sich alle durch das Ebenmaaß ihrer Verhältnisse und Theile, so wie durch die Einfachheit ihrer Verzierungen aus. Goethe sagt über ihn *): „Jemehr man den Palladio studirt, je unbegreiflicher wird einem das Genie, die Meisterschaft, der Reichthum, die Versatilität und Grazie dieses Mannes. Im Einzelnen mag Manches gegen seine Kühnheit zu erinnern sein, im Ganzen sind seine Werke eine Grenzlinie, die Niemand ausfüllt und die so bald überschritten ist." Auch als Schriftsteller gehört er zu den Ausgezeichnetsten seines Faches, indem sein Werk über die Baukunst noch jetzt für classisch gehalten wird.

Als die letzten Zeugen für die Herrlichkeit, zu welcher sich die bildenden und zeichnenden Künste in allen ihren einzelnen Zweigen in Italien entwickelten, mögen die

Kupferstecher

auftreten, repräsentirt durch einige der Größten ihrer Kunst, deren Erfindung in diesem Lande zu suchen ist, obgleich sie fast gleichzeitig (um die Mitte des 15. Jahrhunderts) auch in Deutschland gemacht worden zu sein scheint. Als der Erste, der sie dort übte, wird gewöhnlich Maso Finiguerra, ein Goldschmied in

*) Riemer, Mittheilungen über Goethe ꝛc. Thl. II. S. 675.



Florenz, genannt. Ohne uns in den Streit, der darüber, so wie über die Erfindung selbst obwaltet, einzulassen, bemerken wir nur, daß Italien seit jener Zeit eine große Zahl tüchtiger Künstler dieses Faches hervorgebracht hat, die größten derselben jedoch erst der neuesten Zeit angehören, von welchen wir nur zwei nennen wollen. Rafael Morghen (geb. zu Portici 1761, gest. in Florenz 1833) hat sich durch seine in meisterhafter Vollendung ausgeführten Arbeiten zugleich das große Verdienst erworben, das Beste, was die großen Maler Italiens sowohl, als des Auslandes geschaffen, durch würdige Nachbildungen in weiteren Kreisen verbreitet, und dadurch für Weckung und Ausbildung des richtigen Sinnes für das wahrhaft Schöne in der Kunst nachdrücklich und erfolgreich mitgewirkt zu haben. Wer kennt nicht sein „Abendmahl" nach Leonardo da Vinci (S. 433), oder seine „Transfiguration" nach Rafael, um nur die größten seiner zahlreichen (254) Arbeiten zu nennen? — Mit ihm wetteiferte sein großer Zeitgenosse, der auch wissenschaftlich gründlich gebildete Joseph Longhi (geb. zu Monza 1766, gest. in Mailand 1831), der vor allen Andern nach einer malerischen Wirkung des Kupferstiches strebte und daher die zartere Radirnadel mit dem kräftigen Grabstichel zu verbinden suchte. Welche Vollendung er dadurch seinen Arbeiten gegeben, ist allbekannt; er übertrifft hierin nicht nur alle seine Zeitgenossen, sondern auch die größten früheren Meister. Wer den Beweis für diese Behauptung sucht, der betrachte sein Hauptblatt: „die Vermählung der heiligen Jungfrau" (il Sposalizio), nach Rafael, in welchem die Kupferstechkunst einen ihrer höchsten Triumphe gefeiert hat.

Um nicht später noch einmal in unserer Schilderung auf die Geschichte der Kunst und ihrer Vertreter zurückkommen zu müssen, fügen wir hier sofort auch noch den Namen der beiden großen

Tonkünstler,

welche in unserer Randzeichnung Platz gefunden haben, einige kurze Bemerkungen bei. Die Musik gehört seit dem Mittelalter zu Italien, wie der Gesang zur Nachtigall; beide können wir klanglos uns gar nicht denken. Bei den Anfängen höherer Ausbildung derselben in Italien stoßen wir aber eben so, wie bei der ersten freieren Erhebung der zeichnenden Künste, auf altkirchliche

Grundformen, da überhaupt jedes höhere Streben in der Religion und in der Kirche seinen letzten Zielpunkt suchte und fand. Ernst und eintönig war die älteste Choralweise der italienischen Kirchenmusik, der Canto fermo oder gregorianische Kirchengesang, der sich bis heute erhalten hat. Die Versuchung, einen Schritt weiter zu gehen und neben dem Erbaulichen auch das Erheiternde walten zu lassen, lag nah; man wollte sich auch hierin, wie in der Malerei, freier bewegen, und wagte endlich neue Melodien. Namentlich war vom dreizehnten Jahrhundert ab die Kirchenmusik in Italien durch den Einfluß der französisch-flammändischen Schule immer künstlicher, und, vom strengen, dem Zwecke des Gottesdienstes angemessenen Style immer mehr sich entfernend, endlich zu einer wüsten, höchst profanen Schnörkelei geworden. In der zwei und zwanzigsten Sitzung des tridentinischen Conciliums (im Sept. 1563) wurde daher ausgesprochen: „die zur Aufsicht des Gottesdienstes verpflichteten Personen sollen verhindern, daß man in den Kirchen nicht Musiken höre, in welche sich theils im Orgelspiele, theils im Gesange etwas Ueppiges und Unheiliges mischt, damit das Haus Gottes wahrhaft ein Haus des Gebetes sei." Diesen Beschluß auszuführen, ernannte der Papst Pius IV. eine Congregation von acht Cardinälen, denen anheim gegeben ward, über die dazu nöthigen Maßregeln zu entscheiden. Von den achten wurden nur die Cardinäle Vitellozzo und Carlo Borromeo speciell mit der Verbesserung der Kirchenmusik beauftragt, welche wiederum eine Commission von acht Sängern wählten und zusammenberiefen, die nach mehrfachen Berathungen und unter Berücksichtigung der ausdrücklichen Wünsche des Papstes Folgendes festsetzten: 1) „die Motetten sollten nicht mehr mit sogenanntem farcirten, gemischten Texte gesungen werden; 2) Messen, welche profane und obscöne Lieder zu Motiven hätten, sollten für immer aus den Capellen verbannt werden; 3) Motetten mit Phantasietexten (parole di fantasia) und der Kirche fremden Wörtern sollten nicht mehr executirt werden." Nach vielen Verhandlungen über die Frage, wie weit man in Vereinfachung der Musik und Verbannung der künstlichen Formen oder Figuren, namentlich beim Gesange, gehen dürfe? übernahm es endlich Giovanni Pietro Aloisio da Palestrina (geb. zu Palestrina [das alte Präneste] 1524,

gest. in Rom 1594), einer der berühmtesten Meister der damaligen Zeit, eine Messe zu componiren, welche die oben erwähnten Bedingungen erfüllen, und, ohne die figurirte Musik ganz aus der Kirche zu verbannen, doch den Bestimmungen des tridentiner Concils nachkommen sollte. Wohl begriff P. die ganze Schwierigkeit der Aufgabe, welche ihm gestellt war, indem dadurch die völlige Umgestaltung der Musik in der katholischen Christenheit zum großen Theil in seine Hand gelegt ward; allein sie schreckte ihn nicht, da es ja einer ihm selbst heiligen Sache galt; und statt einer, componirte er sofort drei Messen. Sein Biograph Baini *) charakterisirt dieselben folgendermaßen: „Die erste ist streng und ascetisch; die Erhabenheit und Strenge ihres Styles macht den Eindruck, als sei sie bestimmt, von den alten Vätern in der Wüste gehört zu werden. Schon ihr Eingang ist hinreichend, auch den leichtsinnigsten Menschen zu mahnen, daß er der göttlichen Majestät gegenüberstehe. Die zweite ist minder streng, sondern lebhaft und bewegt; einige Passagen drücken eine sanfte Freude aus, als ob der Componist mehr das kindliche Gottesvertrauen, als die Furcht vor dem Ewigen habe darstellen wollen. Doch haben beide Messen noch eine Färbung von der flammändischen Musikschule, und man fühlt es klar, daß der Componist noch nicht den Muth gewonnen hat, sich von den alten Gewohnheiten loszumachen und sich eine neue Bahn zu brechen. Erst in der dritten ist ihm dies gelungen: sie übertraf alle Erwartungen, und die acht Cardinäle sowohl, als die Sänger der Capelle gaben ihr einstimmig den Vorzug vor den beiden andern. Es war am 19. Juni 1565, als in der sixtinischen Capelle diese dritte Messe Palestrina's zum ersten Male gesungen wurde. Der kunstliebende Papst rief beim Anhören derselben ganz entzückt aus: „es ist, als wären es die Klänge des neuen Liedes, welches der Apostel Johannes im himmlischen Jerusalem gehört hat, und von dem uns ein anderer Johannes (Palestrina) einen Vorschmack giebt." Durch dieses Meisterstück errang der große Meister einen der größten Triumphe und reinigte und sicherte zugleich die harmonische Musik in der katholischen Kirche. Zum Dank dafür wurde P. vom Papste durch die eigens

*) Memorie storiche della vita e delle opp. di Giov. Pietro Palestrina. Roma, 1828.

für ihn gestiftete Stelle eines Componisten der päpstlichen Capelle belohnt, welche er auch noch unter sechs Päpsten bekleidet hat, unablässig bemüht, seinen Beruf durch immer neue Werke seines Talentes und seines Fleißes zu erfüllen, an welchen bald ganz Europa sich erbauete *). — Ganz würdig, neben P. genannt zu werden, ist Pergolese (Giambattista Jesi, geb. in Pergolese bei Ancona 1707, gest. zu Puzzuoli 1739), der Mozart der italienischen Musik des vorigen Jahrhunderts, der auch, wie dieser, die Erde nur im Fluge mit seinen Klängen grüßte und entzückte. Das Theater und die Kirche nahmen ihn zu gleichen Theilen in Anspruch, doch hat er für letztere das Herrlichste geleistet, namentlich in seinem schönen, melodienreichen und ausdrucksvollen „Stabat mater dolorosa", welches durch Hiller's Bearbeitung fast das unserige geworden ist. — In neuern Zeiten ist die Musik in Italien vorzugsweise in den Dienst der Oper getreten und hat ihre höchste Höhe in Rossini, Bellini, Donizetti u. m. A. erreicht.

Das vierte und letzte Brustbild in unserer Randzeichnung mahnt uns an das wissenschaftliche Moment in dem Culturleben Italiens. Versuchen wir es, auch dieses kurz nach Verdienst zu würdigen!

An demselben Tage, an welchem Michel Angelo starb (am 18. Februar 1564), wurde Galileo Galilei in Pisa geboren. „Es war dies — sagt sein trefflicher Biograph Libri **) — ein großes Vorzeichen, welches ankündigen sollte, daß fortan die Künste, denen Italien seinen Ruhm verdankte, den Scepter an die Wissenschaften abgeben würden. Die unsterblichen Künstler aber, welche das Zeitalter Leo's X. verherrlicht haben, bereiteten selbst diesen Umschwung vor durch das Naturstudium, welches stets ihr Führer war, und durch das Gefühl für das Schöne, welches sie in so hohem Grade in ihren Zeitgenossen erweckten, und welches zu jeder Zeit mächtig zur Entwickelung der übrigen

*) Diese Messe ist unter dem Namen der „Messe des Papstes Marcellus" († 1555) bekannt. Ueber die Veranlassung zu dieser Benennung s. Baini l. c. und eine Notiz darans in der „Zeitung für die elegante Welt", 1844. No. 3, wonach auch das zu berichtigen ist, was Leo (a. a. O. V. S. 528) darüber sagt.

**) Bei Carové in dessen „Galileo Galilei. Zu seinem Gedächtniß im zweiten Säcularjahre seines Todes rc." I S. 1. Wir entnehmen diesem interessanten Werkchen das Wesentliche der nachstehenden Notizen.

geistigen Vermögen beigetragen hat." Die eigentliche Umwälzung aber verdanken wir Galilei, jenem unsterblichen Genius, welcher so viele schöne Entdeckungen gemacht und verbreitet hat, und der Dankbarkeit der Nachwelt besonders als derjenige zu bezeichnen ist, der den Irrthum aus seiner Schule verbannt und die Philosophie der Wissenschaft geschaffen hat. Denn er war nicht blos Astronom und Physiker, sondern er hat sich besonders als großer Philosoph bewährt, weshalb er auch selbst von sich sagte: „er habe mehr Jahre Philosophie, als Monate Mathematik studirt." Die Wahrheit, und nur sie allein, war das letzte Ziel aller seiner Bestrebungen; und eben nur dadurch wurde er der Reformator der Naturwissenschaft, die er auf neue Grundlagen stützte: auf Beobachtung, Erfahrung und Induction (d. h. Beweisführung durch Schlüsse vom Bekannten auf das Unbekannte), und in welche er zuerst den mathematischen Geist und das Maaß eingeführt hat. „Es giebt (für die Wissenschaft) kein anderes unfehlbares Buch, als die Natur, in welcher die ganze Philosophie in mathematischen Charakteren verzeichnet ist" — das ist der Grundpfeiler seines Systemes, und dieses einzige Buch stellte er den Büchern seiner Gegner, der Scholastiker, entgegen. Darum mußte aber auch sein Leben mit der Wissenschaft verwachsen; und wir können seine Verdienste um die letztere nicht gehörig würdigen, ohne das erstere wenigstens in einfachen Umrissen darzustellen. Schon von Kindheit auf zeigte G. eine große Anlage für Mechanik, und man sah ihn stets beschäftigt, Modelle von Maschinen zu construiren. Sein Vater aber, der ihn dem Handel widmen wollte, begann damit, ihn Latein und Griechisch lernen zu lassen unter der Leitung eines schlechten Lehrers, dessen Mittelmäßigkeit jedoch den Zögling nicht hinderte, rasche Fortschritte zu machen und gar bald die Sprachen Roms und Athens sich anzueignen. Diese Studien waren ihm in der Folge von großem Nutzen und trugen ohne Zweifel wesentlich dazu bei, jenen bewunderungswürdigen Styl zu bilden, welchem G. zum Theil seine Erfolge zu verdanken hat. Die Fortschritte aber, die er in den gelehrten Sprachen machte, so wie in den strengeren Wissenschaften, namentlich in der Logik, sein Geschick zur Malerei und Mechanik, seine erstaunlichen Fortschritte in der Musik, gaben den Hoffnungen seines Vaters einen höheren Schwung. Er

stand ab von dem Gedanken, einen Wollhändler aus ihm zu machen, und wollte nun, daß er Medicin studire, die einzige Wissenschaft, welche damals zu Wohlhabenheit führen konnte. Man kann nicht umhin, die Mannigfaltigkeit der Anlagen eines Mannes zu bewundern, der bestimmt war, eine völlige Umgestaltung in den Wissenschaften zu bewirken und zugleich der erste italienische Schriftsteller seines Jahrhunderts zu werden; eines Mannes, der es verdiente, daß die vorzüglichsten Maler seiner Zeit — von welchen wir nur Bronzino nennen — ihn ganz besonders gern zu Rathe zogen, und der zugleich der geschickteste Lautenspieler und der subtilste Dialektiker seiner Zeit war; ein einziger Geist, der in die erhabensten Wahrheiten der Naturphilosophie eindringen und ein Lustspiel improvisiren konnte. Eine vorherrschende Neigung führte ihn jedoch dem Studium der Mathematik und der Naturkunde zu, welchem er auch, allen Hindernissen zum Trotz, treu blieb, so daß er schon in seinem 21. Jahre einen guten Namen hatte, selbst bei den berühmten Männern vom Fache. Der äußere Lohn für sein eifriges Streben blieb aber lange aus; denn nur mit Mühe gelang es seinen Freunden, ihm den Lehrstuhl der Mathematik auf der Universität zu Pisa mit — — 60, sage sechzig Thalern jährlichen Gehaltes zu verschaffen. Während die Professoren der Medicin jährlich an 6000 Fl. bezogen, gab man Galilei täglich noch nicht volle 30 Kreuzer. Doch das kümmerte den begeisterten Forscher nach Wahrheit wenig; hatte er doch nun Gelegenheit gefunden, das zu lehren, was er als wahr erkannt hatte, und mit dem lebendigen Worte die falsche Philosophie seiner Zeit, die der Peripatetiker und Scholastiker, zu bekämpfen. Dies machte ihm aber keine Freunde in Pisa, und man ließ ihn daher ohne Bedauern ziehen, als die Repulik Venedig ihn 1592 in ihre Dienste an die Universität Padua rief. Gern erzählte G. in seinem Alter, daß der Koffer, den er bei seiner Reise dahin mit sich nahm, keine hundert Pfund wog, und seine ganze Habe enthielt. In Padua schaarte sich bald eine außerordentliche Anzahl eifriger Zuhörer um seinen Lehrstuhl, so daß sich bald kein Saal mehr fand, der sie alle fassen konnte, — unter ihnen (1609) auch Gustav Adolph von Schweden, der seinen Vorlesungen über Befestigungskunst und Kriegswesen aufmerksam beiwohnte. Da

blieb kein Capitel der reinen wie der angewandten Mathematik unerörtert, und was er erörterte, das ward klar und sicher, wie es vorher noch nicht gewesen, weil sein Wort wahrhaft lebendig war und nicht der matte Wiederhall aus einem ausgearbeiteten Hefte. In diese Periode seines Lebens fallen mehrere seiner größten Erfindungen: die des Thermometers, welche ihm mit Unrecht streitig gemacht worden ist — *), des Proportional-Zirkels, einer hydraulischen Maschine, und endlich die glänzendste von allen, die des Teleskops. „Im Anfange des Jahres 1609 verbreitete sich nämlich zu Venedig die Nachricht, man habe in Flandern dem Grafen Moritz von Nassau ein Instrument präsentirt, welches so construirt sei, daß entfernte Gegenstände sich als nahe darstellten. Man fügte Nichts hinzu über die Form des Instrumentes. Auf einer Reise nach Venedig erhielt Galilei Kunde von dieser Neuigkeit, die ihm durch einen Brief aus Paris bestätigt wurde. Nach seiner Rückkehr nach Padua dachte er eine ganze Nacht darüber nach, und am folgenden Tage war das Teleskop, das seinen Namen empfing, construirt. Dieses Instrument, welches er bald so vervollkommnete, daß er eine tausendfache Vergrößerung **) in der Fläche erhielt, machte zu Venedig das größte Aufsehen und erregte einen allgemeinen Enthusiasmus. Der Senat beschloß, daß fortan G. seinen Lehrstuhl auf Lebenszeit behalte mit einem Gehalte von 1000 Gulden. Die Thürme Venedigs waren mit Menschen bedeckt, welche, mit dem Fernrohr in der Hand, die auf dem adriatischen Meere segelnden Schiffe betrachteten. Mit Hülfe dieses Instrumentes hofften die Venetianer immer ihre Feinde überraschen oder ihnen entgehen zu können und sich der Herrschaft über das Meer zu versichern; Galilei dagegen wollte mit Hülfe desselben am Himmel herrschen und richtete sein Teleskop nach den Gestirnen empor, die man bis dahin für unerreichbar der Erforschung der Sterblichen gehalten hatte. Es war ein schöner Tag für die Philosophie, an welchem man den Beweis führte, daß der Mensch über die Schranken hinausdringen könne, die ihn vom Sternenhimmel trennen! — Zuerst richtete G. sein Teleskop nach dem Monde. Hier sah er Berge, verhältnißmäßig höher, als die

*) S. hierüber Libri a. a. O. S. 20 ff.

**) Der holländische Verfertiger erreichte kaum eine fünfmalige Vergrößerung.

unserer Erde. Hierauf löste er die bis dahin räthselhafte Milchstraße in eine Masse kleiner Sterne auf, und entdeckte endlich (am 7. und 8. Januar 1610) die vier Monde des Jupiter, deren Bahn und Umlaufszeiten er auch sofort berechnete. Diese Entdeckungen, die mit so erstaunlicher Geschwindigkeit einander folgten, erregten zugleich die Nacheiferung und den Neid mehrer Gelehrten, die Bewunderung der Freunde Galilei's und das Geschrei seiner Feinde; die Dichter feierten sie wetteifernd; man stellte die Satelliten des Jupiter in Tanzspielen und Mummereien vor, und der König von Frankreich ließ den berühmten Astronomen, der sie entdeckt hatte, um Sterne ersuchen, die seinen — des Königs — Namen tragen sollten. Dieser aber nutzte seine Erfindung zunächst, um die Natur der Sonne und ihrer Planeten genauer zu erforschen, und entdeckte bald nicht nur den Lichtwechsel der Venus und des Mars, sondern auch die Sonnenflecken, von deren eigenthümlicher Veränderlichkeit er auf die Umdrehung der Sonne um ihre eigene Achse schloß. Kurz, bald eröffnete sich die weiteste Ferne in nie geahneter Größe und Klarheit vor den Augen der wissenschaftlichen Forschung. Aber auch die nächste Nähe, die Welt des unglaublich Kleinen, sollte ihre Wunder den Blicken Galilei's enthüllen: dazu ersann sein nie rastender Geist das Mikroskop (sicherlich vor 1612), vervollkommnete es jedoch erst später, weshalb man ihm mit Unrecht die ganze Erfindung streitig gemacht hat. Welche Bedeutung aber dieselbe für die Naturwissenschaft habe, das hat erst die neueste Zeit glänzend bewiesen; denn wie vor dem Teleskop die Milchstraße sich aufgelöst hat in unzählige Sterne und Welten, so ist vor dem Mikroskop das Leuchten des Meeres, der Feuerstein und der Moorgrund, ja ein großer Theil unseres Erdkörpers überhaupt, als das Werk zahlloser Infusorien erkannt worden, — eine späte Frucht der Entdeckung des großen Florentiners, aber sicherlich noch beiweitem nicht die letzte.

In eben dem Maße aber, in welchem die großen Verdienste Galilei's, so wie sein europäischer Ruhm und Einfluß sich mehrte, steigerte sich auch der Haß, wuchs der Neid seiner Feinde, wie es von der Welt Anfang her allen außerordentlichen Menschen gegangen ist; denn

„es liebt die Welt, das Strahlende zu schwärzen."

Unwissende Mönche, deren Lebenselement die Finsterniß war, ehrgeizige und herrschsüchtige Jesuiten, die keinen unabhängigen Geist außerhalb des Kreises ihres Ordens ertragen konnten, fanatische Scholastiker, welche die ganze Welt in den Fesseln ihrer Schulweisheit erhalten wollten, und endlich und vor Allen eine dünkelhafte Geistlichkeit, welche neben der Theologie keiner andern Wissenschaft, neben sich keinem Laien Einfluß und Stimme auf Erklärung der heiligen Schrift einräumen wollte: Alle vereinigten sich gegen den kühnen Naturforscher und klagten ihn des Unglaubens und der Verbreitung bibelwidriger Lehren an; zu letzteren aber rechneten sie namentlich die kopernikanische Theorie des Weltalls, und insbesondere die Lehre von der Bewegung der Erde um die Sonne. Die Geschichte und der endliche Ausgang dieser Anfeindungen und Verfolgungen ist zu bekannt, als daß wir sie wiederholen dürften; wir begnügen uns daher mit der einfachen Bemerkung, daß weder die Kerker der Inquisition, noch die Schrecken und Qualen der Folter, noch endlich selbst der durch sie erzwungene Widerruf die Verbreitung der einmal gefundenen und ausgesprochenen Wahrheit hemmen konnte, eben weil es die Wahrheit war, in welcher Gottes allüberwindende Kraft liegt. Diesen tröstenden und ermuthigenden Glauben verläugnete auch G. zu keiner Zeit während der schrecklichen Verfolgungen, die er zu erdulden hatte, und kaum war er den Händen seiner Peiniger und Kerkermeister entkommen, so nahm er auch seine Arbeiten wieder auf; und obgleich fortwährend verfolgt und angefeindet, niedergebeugt vom Alter, schon seit Jahren harthörig und in den fünf letzten Jahren seines Lebens völlig erblindet am äußern Auge, erfreuete sich doch das innere unverändert des Lichtes, das einer höheren Sonne entquillt, und er fuhr fort, bewunderungswürdige Schriften zu dictiren und Schüler zu bilden, wie Torricelli und Viviani, die seinen Ruhm erbten und seine Entdeckungen fortsetzten. Als daher endlich, am 8. Januar 1642, der glorreiche, edle Greis, der tadellose Priester der ewigen Wahrheit im Tempel der Wissenschaft, an einem langsam zehrenden Fieber und damit verbundenem Herzklopfen entschlummerte, konnte sein Ruhm seinen Feinden Trotz bieten; denn selbst wenn sie, wie man zu Rom wollte, seine Leiche auf den Schindanger geschleppt hätten, und, wie man es in der

That versuchte, alle seine Werke vernichtet worden wären: das Werk seines Geistes konnte nicht mehr untergehen. Er hatte die Naturphilosophie geschaffen, und die Menschen hatten von ihm gelernt, wie sie die Natur studiren müssen; er hatte die einfachsten und gewöhnlichsten Erscheinungen, wie die des Falles und des Pendels, auf feste Gesetze zurückgeführt und die geheimen Kräfte des Erdmagnetismus belauscht; denn sein gewaltiger Geist umfaßte das ganze große Gebiet der Mathematik und Physik in weitester Bedeutung, um auf ihren Stufen zur Erkenntniß der höchsten Wahrheit zu gelangen. Aber wer kann denn ermessen, bis wie weit er in der Erkenntniß des Weltsystemes gelangt wäre, und wie sehr er noch alle Zweige der Wissenschaft bereichert hätte, wenn nicht die Federkraft seines Genius gewaltsam niedergedrückt worden wäre?! Und das ist es, was uns die Verfolgung G.'s so gehässig und grausam erscheinen läßt, noch gehässiger und grausamer, als wenn man das Schlachtopfer in den Qualen hätte umkommen lassen. Das Genie in Ketten zu schlagen, die Denker zu erschrecken, und die Fortschritte der Philosophie zu verhindern, das ist es, was die Verfolger Galilei's erstrebten; und das ist ein Makel, den sie nimmer von sich abwaschen können. — „So lange aber Jupiters wohlthätiges Gestirn vom Himmel herabstrahlen wird, von vier neuen Satelliten begleitet, so lange wird auch Galilei seines Jahrhunderts Lob zum steten Begleiter haben *)."

Es ist schwer, sich von der Betrachtung einer solchen rein-menschlichen Größe, wie die Galilei's es ist, loszureißen, besonders wenn dieselbe als die Verkörperung der Wissenschaft in ihren höchsten Beziehungen erscheint, gleichsam der Leuchtthurm nicht nur für Ein Volk und Ein Jahrhundert, sondern für alle Völker und alle Zeiten; darum wird man es hoffentlich uns nicht zum Vorwurfe machen, bei diesem wahrhaft großen Manne so lange verweilt zu haben. Ist doch ein wesentlicher Theil der Bestimmung dieser Bilder darin beruhend, gerade die wahre Menschengröße zur Anschauung zu bringen, und durch diese zur Nacheiferung zu erwecken. Möge solches Ziel bei recht Vielen erreicht werden!

*) So schrieb Papst **Urban** VIII., bevor ihn die Feinde G.'s für sich gewonnen hatten, an Ferdinand von Medici, den 8. Juni 1624; wenige Jahre darauf aber überantwortete er ihn der Inquisition!!!



Zur Charakterisirung der übrigen wissenschaftlichen Bestrebungen Italiens lassen wir nun noch kurze Nachrichten über die Männer folgen, welche in der Randzeichnung als Vertreter dieser Richtung auf zwei Ehrentafeln unter dem Brustbilde des großen Meisters genannt sind. An der Spitze stehen die beiden gelehrten Sprachforscher und Buchdrucker Aldus Pius und Paulus Manutius (eigentlich Manucci; der Erstere geb. 1447 [?] in Bassiano, gest. 1515 in Venedig, der Letztere, sein Sohn, geb. 1512, gest. 1574 in Venedig), hochverdient um das Studium der griechischen und lateinischen Sprache und Literatur, durch Errichtung und Führung der mit Recht so berühmten Aldinischen Druckerei, aus welcher viele treffliche, auch typographisch schöne Ausgaben der alten Classiker hervorgegangen sind. Aldus hatte sich vorzugsweise die Griechen, Paulus die Römer und unter diesen wiederum besonders Cicero zu Lieblingen erkoren, deren genauere Kenntniß sie durch das lebendige Wort sowohl, wie durch die ehrne Stimme ihrer Pressen zu fördern suchten. — Ganz andere Zwecke verfolgte „der florentinische Staatssecretair" Niccolo de' Machiavelli (geb. 1469, gest. 1527 in Florenz), der erste classische Geschichtschreiber seiner Nation, der eben so oft über Verdienst gelobte, wie ungerecht getadelte und geschmähete Verfasser des berühmten Buches „der Fürst" (il Principe), einer „Naturgeschichte rein-monarchischer Gewalt", welches für die Fürsten und Reiche Europa's so wichtig geworden ist und eine welthistorische Bedeutung gewonnen hat. Die innigste Vaterlandsliebe spricht aus allen seinen Schriften, wie er sie auch in seinem Leben bethätigte. Um die Ausbildung der Sprache, besonders der Prosa seines Volkes, hat sich M. unsterbliche Verdienste erworben. — Kämpfte Machiavelli für politische Freiheit, so erhob Paul Sarpi (geb. 1552, gest. 1623 zu Venedig) sein Panier für die Freiheit des Geistes und seiner Entwickelung in Wissenschaft und Kirche. „Eine große menschliche Natur von seltener sittlichen Stärke, wundersam reich an verschiedenartigen wissenschaftlichen Kenntnissen bereicherte er durch rastlose Forschung die Naturkunde mit wichtigen Beobachtungen, namentlich über geheimnißvolle Eigenthümlichkeiten des thierischen Körpers (er entdeckte z. B. vor Harvey den Umlauf des Blutes, untersuchte sehr genau den Bau des Auges rc.), und vertheidigte

als gründlicher Kenner des kanonischen Rechtes die weltlichen Staatsrechte der Republik Venedig gegen die Anmaßungen und Eingriffe der römischen Curie in wahrhaft classischen Streitschriften. In der hochgelungenen, mit besonnenster Gewissenhaftigkeit ausgearbeiteten Geschichte der tridentinischen Kirchenversammlung deckt er die Umtriebe kirchlicher Selbstsucht und päpstlicher Herrschbegierde auf, durch welche die religiöse Trennung des christlichen Europa verewigt und die allgemeine Wohlfahrt der Völker der unheilbaren Hoffart der kirchlichen Machthaber aufgeopfert worden ist. Das Werk, eine Frucht unbestechlicher Wahrheitsliebe und tiefer, urkundlicher Forschung, hat epische Einheit der Form und weltgeschichtliche Bedeutung des Inhaltes *)." S. war der treue Freund und eifrige Vertheidiger Galilei's: — schon das wäre hinreichend zu seiner Charakteristik. — In Gründlichkeit des Fleißes und der historischen Forschung eiferte ihm nach: Lodovico Antonio Muratori (geb. 1672 zu Vignola im Modenesischen, gest. 1750 in Modena), dessen Schriften 46 Folio-, 34 Quart- und 13 Octavbände füllen, ein Sammler, mit welchem nur Wenige sich vergleichen lassen. — Die glänzende Reihe der italienischen Naturforscher, welche aus der Schule Galilei's hervorgingen, mag zunächst sein Nachfolger auf dem Lehrstuhle, Torricelli (Evangelista T., geb. 1608 zu Faenza, gest. 1647 zu Florenz) vertreten. Er hat der kurzen Zeit seines Lebens, auf welchem auch in sittlicher Beziehung kein Makel haftet, namentlich durch eine sichere Begründung der Lehre von der Schwere und dem Drucke der Luft und die daraus hervorgegangene Erfindung des Barometers, so wie durch die Verbesserung des Teleskopes und des Mikroskopes eine ewig dauernde Bedeutung gegeben. — Die beiden folgenden Männer, welche unsere Ehrentafel nennt, bilden ein Doppelgestirn, welches erst in der neuesten Zeit am Himmel der Wissenschaft aufgegangen ist, dessen Licht aber die geheimnißvollsten Tiefen der Natur theils bereits erhellt hat, theils noch zu erhellen verspricht: es sind die beiden großen Entdecker und Erforscher der thierischen, oder richtiger, Berührungs-Elektricität, d. h. derjenigen Elektricität, welche durch Berührung zweier ungleichartigen Metalle

---

*) Wachler a. a. O. III. S. 147.

oder überhaupt zweier ungleichartigen Körper erregt wird: Lodovico Galvani (geb. zu Bologna 1737, gest. 1798) und Alessandro Volta (geb. 1745 in Como, gest. 1827 ebendaselbst); von dem Ersteren führt die Erscheinung selbst, von dem Letzteren die zur leichteren Einwirkung derselben zusammengesetzte Säule ihren Namen. Die Nachwirkungen ihrer großen Entdeckungen sind noch lange nicht als geschlossen anzusehen, denn sie haben in der Physik der unwägbaren Stoffe eine ganz neue Welt der Kräfte und der Erscheinungen eröffnet. Zugleich mögen sie, im Verein mit dem großen Astronomen Giuseppe Piazzi (geb. 1745 zu Ponte im Veltlin, gest. 1826 in Palermo), der sich das ewig dauernde Denkmal seines Ruhmes in der von ihm (den 1. Januar 1801) entdeckten Ceres aufgerichtet hat, — es bezeugen, was die Naturwissenschaft Italien seit Galilei bis auf unsere Tage zu verdanken hat, da uns der Raum verbietet, alle die Einzelnen zu nennen, welche mit und nach ihnen auf diesem großen und herrlichen Gebiete menschlicher Forschung wirkten im Geiste jenes großen Meisters. — Ein Vermittler zwischen Alt- und Neu-Italien, zwischen Wissenschaft und Kunst war der große, unermüdlich fleißige Alterthumsforscher Ennio Quirino Visconti (geb. zu Rom 1751, gest. in Paris 1818), dessen Prachtwerke, von welchen wir nur seine „griechische und römische Ikonographie" nennen wollen, so Vieles zur lebendigen Anschauung und zum richtigeren Verständniß des classischen Alterthumes überhaupt und seiner Kunstwerke insbesondere beigetragen haben. Namentlich hat er sich um die genaueren Bestimmungen in der Mythologie große Verdienste erworben, so daß man von ihm gesagt hat: „er habe erst den Olymp organisirt." — In ganz anderen Studien und Bestrebungen suchte der letzte auf unserer Ehrentafel Genannte: Cesare, Marchese di Beccaria (mit dem Familienzunamen Bonesana, geb. 1735 in Mailand, gest. 1793 ebendaselbst) seinen Ruhm, indem er mit aller Kraft seines hellen Verstandes und warmen Herzens eine menschenfreundlichere Umgestaltung des peinlichen Rechtes, namentlich die Abschaffung der Todesstrafe zu erwirken suchte, und zwar zunächst in seinem Buche „von den Verbrechen und Strafen" (dei delitti e delle pene), welches zuerst 1764 erschien. Selten nur hat ein so kleines Buch eine größere Wirkung hervorgebracht; nie sind so

viele tröstende und erhabene Wahrheiten in einen so engen Raum zusammen gedrängt worden. Es wurde in alle Sprachen übersetzt, und die größten Fürsten des Jahrhunderts beeiferten sich, dem Verfasser ihre Anerkennung dafür auszudrücken und seine Untersuchungen und Vorschläge zu berücksichtigen bei der Gesetzgebung ihrer Länder. So leicht findet die Wahrheit, wenn sie im Bunde mit der Liebe erscheint, Eingang! Mag's auch noch zu den schönen Träumen gehören, daß die Todesstrafe schon jetzt ganz abgeschafft werden könne; jedenfalls ist es ein hochehrenwerthes Streben, auf diese endliche Abschaffung hinzuarbeiten.

Und so möchten wir wohl gern die lange, ruhmreiche Kette der Künstler, Dichter und Gelehrten der Neuzeit Italiens mit einem so edlen Manne schließen, wenn nicht am Fuße der Säule, welche wie ein Fingerzeig hinauf ragt zwischen unsere Ehrentafeln, noch ein Name sein Anrecht geltend machte, genannt zu werden, wo von Kunst und Wissenschaft in diesem Lande die Rede ist, weil auch die höchsten Bestrebungen des Menschengeistes der fördernden Gunst bedürfen zu ihrer recht fröhlichen und vollständigen Entwickelung. Wem aber wäre der Name der Mediceer fremd? Und wer verbände nicht mit ihm die Vorstellung von Männern, welche ihren Reichthum, ihren Einfluß und ihre Macht begeistert und begeisternd dazu verwenden, das Reich der Wahrheit und der Schönheit immer mehr auszubauen unter den Menschen durch Wissenschaft und Kunst! Solche Männer sind aber hohen und bleibenden Ruhmes werth; „denn wenn sich auch der Werth und das Verdienst großer Künstler und wissenschaftlicher Häupter nie zu hoch anschlagen läßt, ist es doch irrig, zu übersehen, von wie außerordentlicher Wichtigkeit, für das Erwecken, Anregen, Versammeln, Lenken und Zusammenhalten der Vereinzelten und Zerstreuten, Männer sind, wie Perikles und die Mediceer *).“

Der Gründer größerer Macht und allseitigen Einflusses des Hauses Medici auf die öffentlichen Angelegenheiten von Florenz war Giovanni Medici († 1429), von welchem der große Geschichtschreiber Machiavell sagt: „er starb sehr reich an Schätzen, aber noch weit reicher an gutem Gerücht und Wohlwollen.“

*) v. Raumer, Geschichte Europa's. I. S. 3.

Was Wunder, daß aus so edler Wurzel ein edler Baum erwuchs! Sein Sohn, Cosmo, war der Erbe seiner Reichthümer und seiner Tugenden, und dadurch dreißig Jahre lang (bis 1464) als Bürger, gleichwie einst Perikles, das Haupt des mächtigsten und gebildetsten Freistaates seiner Zeit, ein Kaufmann, wie ihn die Welt seitdem nicht wieder gesehen hat. Seine Handelsverbindungen, auf deren Erhaltung er mit Recht einen großen Werth legte, weil sie ihm die Mittel zur Erreichung höherer Zwecke gewährten, erstreckten sich über alle Gegenden der damals bekannten Welt, und man behauptet, daß 128 Zweiggeschäfte und Comtoire in allen drei Welttheilen auf seinen Namen bestanden. Selbst in der Türkei und in Aegypten duldete man seine Factoreien. In Italien hatte er alle Alaunwerke im Besitz oder Pacht; für ein einziges zahlte er dem Papste 100,000 Goldgulden. Dadurch vergrößerte er die Geldmacht seines Hauses, welche er aber nur dazu benutzte, sich anzukaufen im Reiche der Ideen, theils durch Werke des Edelmuthes und der Menschenliebe, theils durch Förderung des Gemeinwohles, sowie durch bauliche Verschönerung seiner Vaterstadt, welche ihm bald vertrauensvoll die alleinige Lenkung aller ihrer Angelegenheiten überließ, theils endlich durch Förderung der Künste und Wissenschaften. Und doch that er nie sich selbst genug in dem Guten, welches er stiftete; denn gar oft klagte er es, wie uns Macchiavell erzählt, seinen Freunden, „daß er nie so viel zur Ehre Gottes habe thun und aufwenden können, um Ihn als Schuldner in seinen Büchern aufführen zu können *).“ Eben so bescheiden aber, wie im Urtheile über seine Handlungen, war er in seiner ganzen Lebensweise, fast ängstlich darauf bedacht, in keiner Weise das Maaß des Bürgers zu überschreiten, um nicht Neid und Mißgunst zu erregen. Er wollte lieber fürstlich handeln, als fürstlich leben, ein Grundsatz, den seine Nachkommen leider nur zu bald vergaßen. Er begriff, daß Kunst und Wissenschaft nicht geringere Bildungselemente, als Handel und Gewerbe sind. Mit den meisten Künstlern damaliger Zeit stand er in inniger Verbindung und machte sein Florenz zur eigentlichen Geburtsstadt

*) „Si doleva qualche volta con gli amici, che mai aveva potuto spendere tanto in onore di Dio, che lo trovasse nei suoi libri debitore.“ Istorie fiorent. Lib. VII.

der neu-italienischen Kunst. In seinen Tagen arbeitete Ghiberti an jenen ehernen Thoren des Battisterio San Giovanni, von deren einem Michel Angelo einst sagte: es sei werth, die Pforte des Paradieses zu sein. Damals bauete Brunelleschi sein Meisterstück, den großartigsten aller Paläste, das Haus Pitti, die Kuppel des Domes in Florenz, aller andern zu geschweigen. Kein damaliger Künstler, der nicht für Cosmo arbeitete. Aber auch kein Gelehrter, der nicht Hülfe, Schutz, Förderung bei ihm gefunden; denn obgleich selbst nicht gelehrt, achtete er doch die Wissenschaft in Andern, sammelte Bücher und die Handschriften der alten Classiker von Griechenland und Rom *) für ihre Zwecke, und öffnete den nach der Eroberung von Konstantinopel auswandernden griechischen Gelehrten ein Asyl in seiner Vaterstadt. Das aber hat ihn beiweitem mehr zum großen Manne gemacht, als die glücklichen Erfolge seiner politischen Pläne; bei seinem Tode (1464) aber trauerten Alle, Freunde und Feinde, Arme und Reiche, und noch an seiner Gruft ward ihm der Ehrentitel: „des Vaterlandes und des Volkes Vater" von der ungeheuchelten Liebe und Dankbarkeit seiner von ihm so reich geschmückten Vaterstadt ertheilt. — Erst sein Enkel Lorenzo sollte seines Ruhmes, wie seiner großartigen Pläne würdiger Erbe und Vollender werden; darum gebührt auch ihm noch ein Ehrenplatz in diesem Bildersaale der Culturgeschichte Italiens, damit kein wesentliches Element des höheren Menschenlebens in ihm vermißt werde. Für ein solches aber müssen wir das Leben und Wirken des Lorenzo von Medici unbedingt erklären, da in ihm zu den Vorzügen seines Großvaters noch der der eigenen tiefen und vielseitigen wissenschaftlichen Bildung hinzukommt, so daß mit diesem großen Manne, namentlich für die seit Petrarca's Tode vernachlässigte und tief gesunkene Poesie, eine neue Periode anfängt. „Sein Geist — sagt Picus von Mirandola **) — war so vielseitig und so stark, daß er zu jeglicher Art der Unterhaltung geschickt schien; was aber besonders meine Verwunderung immer erregt hat, war seine Gewandtheit und eindringende

*) Welche Schätze Cosmus in dieser Beziehung sammelte, berichtet ausführlicher Roscoe in seinem „Lorenz von Medici." Aus dem Englischen übersetzt von K. Sprengel. S. 23 ff.

**) Bei Roscoe a. a. O. S. 201.

Gründlichkeit in gelehrten Unterhaltungen, auch wenn er noch so erschöpft von öffentlichen Geschäften war." Er selbst aber löst dieses Räthsel, indem er an Marsilius Ficinus schreibt: „Wenn meine Seele durch das Getümmel öffentlicher Geschäfte beunruhigt wird, wenn meine Ohren von dem Geschrei unruhiger Bürger betäubt sind: wie könnte ich eine solche Anstrengung ertragen, ohne in den Wissenschaften Beruhigung für mein Gemüth zu finden?" Wer aber den Werth einer wissenschaftlichen Bildung an sich selbst so zu schätzen weis, der achtet sie auch in Andern; und so war denn auch in der That Lorenzo Medici kein geringerer Freund der Gelehrten, als sein Großvater Cosmo, was ihm jedoch zu geringerem Verdienste gereicht, als diesem, da höhere Bildung jetzt schon ein allgemeineres Gut geworden war und die Erfindung der Buchdruckerkunst ihre Segnungen auch in Italien zu spenden anfing. Als Cosmo zuerst Manuscripte sammeln, Gelehrte reisen, junge Männer studiren ließ, that er Außergewöhnliches und Außerordentliches; aber gegen Ende des 15. Jahrhunderts waren nun schon fast in allen größeren Städten Italiens Bibliotheken dem gelehrten Studium geöffnet, und der höher Gebildete fand Aufnahme überall, an den Fürstenhöfen, bei den vornehmen Geistlichen, bei den Reichen vom Adel und aus dem Bürgerstande. Es erscheint jetzt weniger mehr als eine Wohlthat, für die geistigen Bedürfnisse eines ärmeren Gelehrten zu sorgen, sondern vielmehr als ein Luxus, den ein Fürst trieb zu seinem Prunk und Ergötzen, so daß man auch in dieser Beziehung Lorenzo „den Prächtigen" (il Magnifico) nennen mochte, da sein Haus und seine Gärten der Sammelplatz aller Ausgezeichneten jeder Wissenschaft und Kunst war. Keiner von Allen aber, die dort zusammenkamen, — wo auch Michel Angelo's Genie zuerst durch das Anschauen herrlicher antiker Kunstwerke zur Nacheiferung geweckt wurde — erfreute sich seiner Gunst und Achtung in gleichem Maaße, wie sein Angelus Politianus, dessen Umgang ihm noch die letzten Stunden seines Lebens versüßte; denn mit ihm verband ihn ja auch gleiche Liebe zur Poesie, zu deren Wiedererweckung in Italien Lorenzo selbst so viel beigetragen hat, daß man ihn den besten Dichtern seines Volkes beizählen muß. Rechnen wir dazu noch seine Weisheit und Klugheit in Staatsgeschäften, die Geistesgegenwart und Ruhe, die

er in den schwierigsten Augenblicken bewies, die hohe Achtung, die er sich in und außer Italien erwarb: so müssen wir gestehen, daß er ein Mann war, der wegen der Stärke seines Geistes, der Vielseitigkeit seiner Talente und der Vorzüge seines Herzens den Namen eines großen Mannes verdient, wenn man auch mit diesem Namen noch so karg sein will, und daß man mit Recht zuerst seiner gedenkt, sobald von dem glänzenden Jahrhundert der Mediceer die Rede ist. Er starb am 8. April 1492 im vier und vierzigsten Jahre seines Lebens, christlich und ruhig, indem er ein Crucifix an seine Lippen drückte, — auf der höchsten Stufe seines Ruhmes, betrauert von Freunden und Feinden, von Fürsten und vom Volke, als der Friedensfürst seiner Vaterstadt: ein entschiedener Gegensatz gegen die vier letzten Namen, die wir, eben nur um vollständig zu sein, noch zu nennen haben. Sie erinnern an die kühnen Condottieri und Kriegsfürsten, in deren Hände vom dreizehnten Jahrhundert an das Schicksal der großen Städte Oberitaliens gegeben war: Enrico Dandolo († 1205) als Vertreter der Dogen in Venedig, Andrea Doria († 1560) in gleicher Beziehung für Genua, die Visconti und die Sforza in Mailand. Mehr von ihnen zu berichten, gehört nicht hieher, da wir uns nicht vorgesetzt haben, eine Geschichte Italiens zu schreiben, sondern nur so viel von ihm zu berichten, als nöthig erscheint, es als das Mutterland der Cultur auch für das neue Europa erscheinen zu lassen. — Zur einigermaßen vollständigen Lösung dieser Aufgabe bleibt uns nur noch übrig, den Namen der großen

Kirchenfürsten,

welche auf den zwei oberen Tafeln unserer Arabeske verzeichnet sind, einige kurze Bemerkungen hinzuzufügen.

Bald nach der Einführung des Christenthumes im römischen Reiche entwickelte sich die Macht der Geistlichkeit, welche mit einer, theilweise aus dem Worte des Evangeliums hervorgehenden Entschiedenheit danach strebte, die geistliche Gewalt von der weltlichen getrennt zu halten, so nahe sie sich auch im Leben des Staates berühren mögen. Es erhob sich daher die Hierarchie der Bischöfe, Metropolitane und Patriarchen, unter welchen gar bald die römischen Bischöfe den obersten Rang einnahmen.

„Zwar ist es ein eitles Vorgeben, daß denselben in den ersten Jahrhunderten und überhaupt jemals ein allgemeines, von Osten und Westen anerkanntes Primat zugestanden habe; aber allerdings erlangten sie sehr bald ein Ansehen, durch das sie über alle andern kirchlichen Gewalten hervorragten. Es kam Vieles zusammen, um ihnen ein solches zu verschaffen. Wenn sich schon allenthalben aus der größeren Bedeutung einer Provinzial-Hauptstadt ein besonderes Uebergewicht über den Bischof derselben ergab, wie viel mehr mußte dies bei der alten Hauptstadt des gesammten Reiches, die demselben seinen Namen gegeben, der Fall sein! Rom war aber auch einer der vornehmsten apostolischen Sitze: hier hatten die meisten Märtyrer geblutet; während der Verfolgungen hatten sich die Bischöfe von Rom vorzüglich wacker gehalten, und oft waren sie einander nicht sowohl im Amte, als im Märtyrerthum und im Tode nachgefolgt. Nun fanden aber überdieß die Kaiser gerathen, das Emporkommen einer großen patriarchalischen Partei zu begünstigen. In einem Gesetze, das für die Herrschaft des Christenthumes entscheidend geworden ist, gebietet Theodosius der Große, „„daß alle Nationen, die von seiner Gnade regiert werden, dem Glauben anhängen sollen, der von dem heil. Petrus den Römern verkündet worden."" Valentinian der dritte untersagte den Bischöfen „„von den bisherigen Gewohnheiten abzuweichen, ohne die Billigung des ehrwürdigen Mannes, des Papstes der heiligen Stadt."" Sonach erhob sich unter dem Schutze der Kaiser selbst die Macht des römischen Bischofs. Eben hierin lag dann freilich eine Beschränkung derselben. Schon die Theilung des Reiches mußte bei der Eifersucht, mit der sich jeder Kaiser gewisse bürgerliche Rechte vorbehielt, die Ausdehnung der Gewalt eines einzigen Bischofs über getrennte und entfernte Gebiete verhindern *)." — Allein kaum war auf diese Weise die Kirche und ihre Macht gegründet, so traten neue Weltgeschicke ein: das römische Reich, welches so lange gesiegt und erobert hatte, sah sich nun auch seinerseits von den Nachbarn angegriffen, überzogen, besiegt. In dem Umsturz aller Dinge wurde selbst das Christenthum noch einmal erschüttert; doch waren dies nur vorüber-

*) Ranke, die röm. Päpste, ihre Kirche und ihr Staat ꝛc. I. S. 11 ff.

gehende Regungen, und während das Reich in den westlichen Provinzen zerstört wurde, erhielt sich der gesammte Bau der römischen Kirche und ihrer Oberhoheit, ja er fand sogar in den heranstürmenden feindlichen germanischen Nationen neue und feste Stützen, namentlich in den Franken, Longobarden und Angelsachsen. Der Mann aber, welcher dieses vorzugsweise vermittelte, war Gregor I., der Große, der mit vollem Recht an der Spitze unsrer päpstlichen Namenreihe steht. Er ward im Jahre 590 zum Bischof von Rom gewählt, und obwohl er Alles that, was in seinen Kräften stand, um die Bestätigung dieser Wahl zu verhindern, da ihn die traurigen und trostlosen Zeitverhältnisse, sowie eigene Neigung die Stille des klösterlichen Lebens als das Wünschenswertheste erscheinen ließen, — so erfolgte sie dennoch. An der Aufrichtigkeit seines Schmerzes über diese seine Standeserhöhung kann man nicht zweifeln. „Gregor sträubte sich, so lange er konnte; sobald er aber das bischöfliche Amt wirklich übernahm, verwaltete er es mit einer so heroischen Entschiedenheit in allen schwierigen Fällen, daß über die Reinheit seiner Absichten kein Zweifel bleiben kann. Wer so streng auftreten kann, wie es Gregor der Große als Bischof that, der darf persönlich Nichts mehr erstreben, um die Sache allein muß es ihm zu thun sein; und Gregor zeigt sich nach seiner Erhebung wirklich durchaus als ein Mann, dem persönlich an allen Vortheilen und Ehren dieser Welt nicht das Mindeste liegt, der persönlich am liebsten mit allen dem verschont bliebe; dem aber die Pflicht gebietet und der aus diesem Grunde nun auch gar Nichts hört, als eben diese Pflicht. Gregor ist persönlich mit Allem abgefunden; das ist das Hohe, das Ehrfurcht Gebietende in seinem Wesen *)." Eben so aufrichtig und wahr scheint auch seine Bescheidenheit und Demuth gewesen zu sein, nach welcher er es verbot, ihn Papa universalis d. h. den Herrn der Christenheit, zu nennen, weil Christus das alleinige Haupt sei, und er sich selbst nur den „Knecht der Knechte Gottes" (Servus servorum Dei) nannte, ein Titel, der später, wenn ihn die Bischöfe von Rom führten, so oft nur aussah, wie die unverschämteste Ironie auf sie selbst. „Am ehrwürdigsten steht er da in seinem Verhältniß

*) Leo, Gesch. der ital. Staaten. I. S. 146.

zum kaiserlichen Hofe in Konstantinopel. Gegen diesen, der nur an despotische Maßregeln gewöhnt war, vertheidigte er mit der größten Freimüthigkeit und mit einer Würde, der man ansieht, daß sie mit allem Weltlichen abgefunden ist, die armen Einwohner der Provinzen gegen die kaiserlichen Bedrückungen. „„Die Einkünfte des Hofes,““ sagt er, „„müssen weit eher verringert, als die Unterthanen so gedrückt werden, daß sie nicht mehr auf eine Menschen und Christen würdige Weise leben können.““ Die Ehre Gottes sei mehr, als die Ehre der Kaisers. — Gregor's größtes Verdienst ist die Bekehrung der Angelsachsen in Großbritannien und Irland, von wo aus gar bald die thätigsten Apostel des Evangeliums ausgingen, welche überall das Primat des römischen Bischofs verkündigten. Seine unermeßliche Thätigkeit rieb ihn, der ohnehin eine schwächliche Gesundheit hatte, auf: er starb, ungefähr 64 Jahre alt (604), das Lob eines reinen Wandels und uneigennützigen Strebens hinterlassend, weshalb wir auch länger bei ihm verweilten, als wir bei seinen Nachfolgern verweilen werden. — In ganz andrer Weise, aber gleiches Ziel verfolgend in der Erhaltung und Vertheidigung der Würde und Unabhängigkeit der Kirche von der Rohheit der damaligen weltlichen Gewalt, setzte Gregor VII. (Hildebrand, 1073 — 1085) das Werk der Hierarchie fort. Sein Leben und Wirken ist allbekannt, aber keineswegs noch von Allen, ja nicht einmal von den Meisten richtig gewürdigt. Wir theilen die Ueberzeugung, „daß Gregor VII. in der Geschichte des Mittelalters unstreitig der bewußteste, gewaltigste, heldenmüthigste Geist war *),“ ein nothwendiger Gegensatz gegen die sittliche Erbärmlichkeit und den herrschsüchtigen Leichtsinn Heinrich's IV., welcher gern die ganze Christenheit in Knechtschaft gehalten hätte. Zum Beweis für diese unsre Behauptung treten wir an das Sterbebette, auf welches Gregor, auf der Flucht vor seinen Feinden, in Salerno im Mai 1085 niedersank. „Unfall, Abfall seiner Freunde, Krankheit hatten ihn am Ende seiner Tage getroffen, aber Nichts vermochte ihn, auch nur im Geringsten von dem abzugehen, was er als das in seiner Zeit Nothwendige und deshalb Gött-

*) Leo a. a. O. I. S. 469.

liche erkannt hatte. Er starb mit den Worten: „„Dilexi justitiam et odi iniquitatem, propterea morior in exilio d. h. ich liebte die Gerechtigkeit und haßte den Frevel, darum sterbe ich in der Verbannung."" Nie vielleicht hat ein Sterbender wahrere Worte über sein Leben ausgesprochen *)." Seine Nachfolger schritten lange Zeit mehr oder weniger nur auf seiner Bahn fort, jedoch keineswegs alle von dem sittlichen Ernste belebt, der ihn auszeichnete.

Als der consequenteste Verfolger der Pläne Gregor's VII., ja, gewissermaßen als der Vollender seines Systemes erscheint Innocenz III. (1198—1216), unstreitig einer der klügsten und größten Männer, welche jemals auf dem Stuhle Petri gesessen haben; denn er betrachtete die ihm übertragene päpstliche Gewalt als ein eisernes und unantastbares Capital, welches in seiner Hand reichlich wuchern solle und könne. Die Thätigkeit dieses Papstes beschränkte sich nicht blos auf Italien und Deutschland, — wo er Otto IV. (1209) mit dem Banne belegte — sondern erstreckte sich in der That über die ganze christliche Welt, von Portugal bis nach Rußland, von England bis Sicilien. Selbst das gelobte Land und Aegypten blieben nicht außer seinem Gesichtskreise. Kein Papst vor ihm hat so oft mit dem Banne gedroht und ihn selbst ausgesprochen, als Innocenz; ja, unter ihm kömmt die noch weit strengere Maßregel des Interdicts über ganze Länder, z. B. über England, 1208, welches Land er sogar an K. Philipp II. von Frankreich verschenkte, es ihm jedoch bald darauf wieder nahm, als K. Johann sich demüthigte. Noch weit tadelnswerther aber erscheint Innocenz in seinen Blutgerichten gegen die Ketzer (Waldenser, Albigenser); sie sind ein nie zu tilgender Makel seines Namens, den wir wohl mit dem finsteren Geiste seiner Zeit zu erklären, aber nie zu entschuldigen vermögen. Bei ihm mußte Alles der Lösung der großen Aufgabe seines Lebens, der Alleinherrschaft der Kirche, dienen, und man darf wohl dem Ausspruche eines seiner Zeitgenossen glauben, der von ihm behauptete: „in zehn weiteren Lebensjahren würde er die ganze Welt unter sich gebracht und zu Einem Glauben vereinigt haben." In Gottes Rathe aber war es anders beschlossen: Innocenz starb bereits in seinem

*) Leo a. a. O.

56 Lebensjahre; ein Schlagfluß raffte ihn plötzlich dahin (in Perugia), nachdem er 19 Jahre Papst gewesen war. Seine Thätigkeit war rastlos: fast 4000 Schreiben, zum Theil höchst wichtigen Inhaltes, sind noch von ihm vorhanden, und selbst seine wenigen Mußestunden verwandte er auf Abfassung gelehrter und asketischer Schriften, unter welchen auch eine Unterweisung für Fürsten und Gespräche zwischen Gott und einem Sünder sich befinden. Dabei war er im Leben einfach, in Sitten untadelhaft, im Umgange herablassend, — jedenfalls dem Menschenkenner ein großes, interessantes Räthsel.

Bonifaz VIII. (1294—1303) glaubte das Werk der Gregore und Innocenze vollenden zu müssen, vergaß aber, daß im Laufe von hundert Jahren Zeiten und Menschen sich ändern. Jetzt vermochte auch eine päpstliche Bulle *) nicht mehr Fürsten und Völker zu überzeugen, „daß alle menschliche Creatur dem Papste unterworfen sei und daß man nicht selig werden könne, ohne dieses zu glauben." Der römische Bischof unterlag im Kampfe mit seinem schlauen Gegner, Philipp IV. dem Schönen von Frankreich, und dessen Kanzler Nogaret, indem am 8. Sept. 1303 der Palast des hartnäckigen Papstes in Anagni von des Königs Anhängern und Dienern gewaltsam besetzt wurde. „Die meisten Cardinäle flohen; der 86jährige Papst aber ließ sich mit allen Zeichen seiner Würde schmücken und erwartete die durch die Kirche eindringenden Mörder auf seinem Throne; denn „„es zieme ihm, wie ein Papst zu sterben."" Nach heftigen Schmähungen schlug ihm ein Ritter aus der Familie Colonna seinen eisernen Handschuh um den Kopf, doch schützte ihn der Franzos Nogaret, obgleich er diesen einen Ketzer schalt, vor Aergerem. Er wurde hierauf, wahrscheinlich bei magerer Kost, oder freiwillig hungernd, gefangen gehalten, um vor dem Concil zu Lyon verurtheilt zu werden. Erst am vierten Tage befreieten ihn die zur Besinnung gekommenen Bewohner von Anagni wieder, und schafften ihn nach Rom. Dort fiel er jedoch wieder in die Hände der ihm ebenfalls feindlich gesinnten Familie Orsini, die ihn im Vatikan einschlossen; nichts half jetzt die auf die päpstliche Inful gesetzte zweite Krone, nichts der Kaisermantel, den er abwechselnd mit dem

*) Sie fing mit den Worten an: Unam Sanctam etc. wonach sie gewöhnlich genannt wird, und ist vom 18. November 1302 datirt.

päpstlichen getragen haben soll. In ihm selbst aber steigerte sich Grimm und Wuth fast bis zur Raserei, und eines Morgens (11. Octbr. 1303) fand man ihn, sein weißes Haar mit Blut befleckt, Schaum auf den Lippen, seinen Stock mit den Zähnen benagt, todt auf seinem Bette." Das ist die erste Scene im letzten Acte des großen Drama der päpstlichen Uebergewalt! — Zu ganz andern Betrachtungen veranlaßt der nächste Name, der des Mediceers Leo X. (1513 — 1521); denn in ihm scheint der Beruf, die bildenden Künste in seinem Vaterlande zur höchsten Blüthe und Vollkommenheit zu fördern, den, welcher ihm als Haupt der Christenheit zuertheilt war, weit zu überwiegen, so daß er einen weit bedeutenderen Platz in der Geschichte der Kunst, als in der des Papstthumes einnimmt, da sein Tod als der Wendepunkt der italienischen Kunst bezeichnet werden kann; denn ein Jahr zuvor (1520) war Rafael gestorben, und zwei Jahre früher Leonardo da Vinci. In der Zeit seiner Verwaltung zeigten sich die ersten Regungen der Reformation in Deutschland. Inwiefern und wieweit Leo durch seine Kunstliebe, unbewußt und ohne es zu wollen, dem Reformationswerke Vorschub geleistet, wagen wir nicht zu entscheiden; sicherlich aber hat er es durch dieselbe mehr gefördert, als durch seine päpstliche Wirksamkeit gehemmt, trotz seiner Bannbulle gegen Luther; denn er starb, ehe er es vermochte, dieser weitere Folgen zu geben. Erst seine Nachfolger haben die ganze Schwierigkeit jener für die christliche Kirche hochwichtigen Zeit empfunden.

„Es sollte zuweilen scheinen, als gäbe es in den Verwirrungen selbst eine geheime Kraft, die den Menschen bildet und emporbringt, der ihnen zu steuern fähig ist. Während die in der ganzen Welt erblichen Fürstenthümer oder Aristokratien die Herrschaft von Geschlecht zu Geschlecht überlieferten, behielt das geistliche Fürstenthum das Ausgezeichnete, daß es von der untersten Stufe der menschlichen Gesellschaft zu dem höchsten Range in derselben führen konnte *)." Eben aus dem niedrigsten Stande erhob sich auch ein Papst, der die Kraft und ganz die Natur dazu hatte, um vielfachem Unwesen in Italien ein Ende zu machen: Sixtus V. (1585 — 1590), der bekanntlich

*) Ranke a. a. O. I. S. 437.

als Knabe die Schweine seiner armen Eltern gehütet, als Papst aber die Heerden der Banditen, welche das Land zur Räuber- und Mörderhöhle machten, austrieb oder vernichtete, und mit eiserner Strenge *) Ordnung in Kirchen- und Staatsverwaltung herzustellen wußte, und zwar nicht im bornirten, mittelalterlichen Zelotismus, sondern in richtiger Würdigung einer fortgeschrittenen, aufgeklärteren Zeit. Außerdem verdankt ihm Rom eine neue prachtvolle Wasserleitung, den Bau des Laterans und der Kuppel der Peterskirche, die Wiederaufstellung des großen, eine Million Pfund schweren Obelisken vor der Peterskirche und viele andere Verbesserungen und Verschönerungen, so daß man ihn mit Recht den größten unter den römischen Kirchenfürsten beizählen darf.

Auch nicht länger, als Sixtus V., aber in ganz anderem Sinne und nach andern Grundsätzen verwaltete der edle Clemens XIV. (Ganganelli, 1769—1774) das Amt eines Nachfolgers Petri. Milde und Mäßigung, die Früchte wahrer Frömmigkeit, waren die Grundzüge seines Charakters. „In seiner Jugend hat einer seiner Lehrer von ihm gesagt: es sei kein Wunder, wenn er die Musik liebe, denn in ihm selber sei Alles Harmonie .... Seine Religion war nicht Eifer, Verfolgung, Herrschsucht, Polemik, sondern Friede, Demuth und inneres Verständniß. Der unaufhörliche Hader des päpstlichen Stuhles mit den katholischen Staatsgewalten, der die Kirche zerrüttete, war ihm von ganzem Herzen verhaßt. Seine Mäßigung aber war nicht Schwäche, oder auferlegte Nothwendigkeit, sondern freies Wollen und wahre Genialität. Aus dem Schooße der Religiosität entwickelte sich eine Gesinnung, welche, so verschieden sie auch in ihrem Ursprunge von den weltlichen Tendenzen der Höfe war, ihnen doch von einer andern Seite her entgegenkam **)." Ganganelli begann daher seine Regierung damit, das gute Vernehmen des römischen Stuhles mit den auswärtigen Höfen, namentlich mit denen von Frankreich und Portugal wiederherzustellen, und Alles, was

*) Muratori sagt von ihm: „Vor ihm zitterten Alle; so groß war die Strenge seiner Gerechtigkeit, daß es schien, als kümmere er sich gar nicht darum, von seinen Untergebenen auch geliebt zu werden. Man sagt, daß man noch heutzutage die Kinder mit seinem Namen fürchten mache." Vol. XV. p. 89 bei Leo V. S. 584.

**) Ranke a. a. O. II. S. 197.

dasselbe stören konnte, zu beseitigen. Deshalb nahm er alles Ernstes die Sache der damals hart angeklagten **Jesuiten** vor. „Eine Commission von Cardinälen ward niedergesetzt, das Archiv der Propaganda durchsucht, das Für und Wider bedächtig erwogen. Clemens XIV. war wohl von vorn herein ungünstig gestimmt; denn er gehörte dem Orden der Franciskaner an, der schon längst, besonders in den Missionen, die Jesuiten bekämpft hatte. Dazu kamen nun die mancherlei Anklagepunkte, die man nicht wegargumentiren konnte, und vor Allem die Unmöglichkeit, den Frieden der Kirche auf eine andere Weise herzustellen. Am 21. Juli 1773 erfolgte sein Spruch: „„Angehaucht von dem göttlichen Geiste, wie wir vertrauen, durch die Pflicht getrieben, die Eintracht der Kirche zurückzuführen, überzeugt, daß die Gesellschaft Jesu den Nutzen nicht mehr gewähren kann, zu dem sie gestiftet worden, und von andern Gründen der Klugheit und Regierungsweisheit bewogen, die wir in unserm Gemüthe verschlossen behalten: **heben wir auf und vertilgen wir die Gesellschaft Jesu, ihre Aemter, Häuser, Institute***).““ Ein Schritt von unermeßlicher Bedeutung, welcher dem, der ihn faßte, wahrscheinlich den frühen Tod, sicherlich aber unsterblichen Ruhm brachte; daher konnte er in unserer Reihe der großen Päpste nicht fehlen.

Leider stellte Pius VII. (1800—1823), — welchen wir wegen seiner männlich festen Haltung im Kampfe gegen die Anmaßungen des französischen Kaisers als den Letzten auf unsern Tafeln genannt sehen, — den Orden der Jesuiten (1814) wieder her, wahrlich nicht der Welt zum Heile, weshalb auch viele katholische Fürsten seinen Mitgliedern den Eintritt in ihre Staaten versperrten. Nichtsdestoweniger wuchs der verjüngte Orden bald lawinenartig, und ist bis auf diesen Tag eben so eifrig als klug und consequent bemüht, seine sonstige Bedeutung wieder zu gewinnen, namentlich in der Bekämpfung des Protestantismus und seiner Anhänger. — Pius VII. war übrigens ein Mann von sittlich strengem Charakter, ein Feind des Nepotismus, daher auch seine Verwandten arm blieben. Er hielt streng an den alten Formen: z. B. wenn der Papst trank (nachdem der Wein,

*) Ranke a. a. O. II. S. 109.

wie auch alle Speisen, vom Leibarzte gekostet worden waren) mußten alle Anwesenden auf die Kniee niederfallen. Ebensowenig vergab er in schwerer Zeit, selbst während seines Exils in Paris, seiner Stellung Etwas. Wenn er nun dem übrigen Europa gegenüber mehr erreichte, als man im 19. Jahrhundert für möglich hätte halten sollen, so mögen sein früheres Leiden, sein streng sittlicher Wandel, welcher keine Blöße gab, seine eiserne Consequenz, — dieser Lebensnerv des Papstthumes! — noch mehr vielleicht aber die Festigkeit, Gewandtheit, Erfahrung und Unterhandlungsgabe seiner Minister = Cardinäle Consalvi und Pacca das Ihrige beigetragen haben *).

Und so scheiden wir von dem schönen, reichen und interessanten Lande, grüßen es aber scheidend noch mit den Worten E. M. Arndt's, **) der eben so klaren Blickes die große Vergangenheit überschaut, als er ruhig und besonnen die Gegenwart würdigt, und ahnungsreich, ein begeisterter Seher, in die Zukunft blickt: „Der Name Italien muß in der Brust eines jeden Europäers, und zumal in der Brust eines jeden Deutschen die mächtigsten und gewaltigsten Erinnerungen aufwecken. Zorn und Liebe, Segen und Fluch, je nachdem man die Zeiten, die Menschen, die Meinungen und Religionen mit verschiedenen Augen sieht und mit verschiedenen Gefühlen beurtheilt, wechseln und kämpfen hier mit einander, und dieser Wechsel und Kampf dauert bis auf den heutigen Tag. Man mag Italien lieben, verehren, segnen, oder man mag es hassen, verwünschen, verfluchen: es ist ein Land, ein Volk, eine Majestät, zu welcher man immer wieder zurück muß. Auch wir Deutsche können und dürfen von Italien nicht lassen. Wir haben das Land und Volk nie gefürchtet; als sie unsern Namen und Dasein in der Welt zuerst lernten, mußten sie uns schon fürchten; Augustus, ihr erster und glücklichster Kaiser, mußte wegen „„„germanischer Schrecken"'" in den Tempeln seiner Götter schon Bettage feiern lassen. Später sind wir ihre Herren geworden; sie haben uns einige Jahrhunderte als ihre Dränger gehaßt, und wir haben ihnen den Haß

*) Böttiger, die Weltgesch. in Biogr. VII. S. 400.
**) a. a. O. S. 69.

in ähnlicher Weise zurückgegeben, und sie in den letzten, unglücklichen italischen Jahrhunderten häufig verkannt, verleumdet, ja wohl gar sie zu verachten gewagt, und viele der Unsern haben nichts Anderes, als Feigheit, Habsucht, Hinterlist von Italien zu erzählen gewußt. Und das ist zum Theil bis auf den heutigen Tag so der Brauch geblieben. Nur wer für das Unvergängliche ein Herz hat, für das, was ewig gut und groß bleibt, schaut auch in diesem Augenblicke mit inniger Theilnahme auf das schöne Italien hinaus.

IX.

Die Balkan-Halbinsel.

Dies Land ist nur der Schatten von dem alten,
Sein Leichnam nur, nicht Hektor mehr, der Held;
Wo wären jetzt die hohen Gottgestalten?
Wo jetzt die götterschöne Menschenwelt,
Die Muster jeder Kunst für alle Zeiten,
Wovon das Land die stillen Zeugen trägt? —
Der schöne Geist, voll himmlisches Bedeuten,
Auf jeden Scherben, jeden Stein geprägt.

Der letzte Gang durch das Gebiet unsres historischen Bildersaales führt uns in jenes merkwürdige Ländergebiet, welches in der Geschichte der Menschheit die eine Hälfte der Brücke bildet, über welche die Apostel höherer Cultur und Civilisation ihren Weg nahmen aus Asien, dem Wiegenlande des Menschengeschlechtes, herüber nach Europa, wo das Kind zum Jüngling und Mann sich entwickeln sollte. Insel reiht sich an Insel, wie Schrittsteine für Riesenkinder, und von den äußersten europäischen Vorgebirgen am Hellespont und an der Meerenge von Konstantinopel erschaut man die gegenüberliegenden asiatischen Küsten, so daß nur mit Mühe das Meer seine trennende und verbindende Kraft noch geltend machen kann. Denken wir dabei noch an die allbekannte, wunderbare, anziehende Gewalt des Wassers, welches dort sich doppelt innig und von möglichst vielen Seiten anschmiegt an das Land, über welchem ein fast immer klarer, heiterer Himmel sich wölbt, und an dessen Küsten eine reiche Vegetation in üppiger Fülle sich entfaltet: so ahnen wir wenigstens die ersten Ursachen, warum gerade in diesem Winkel der Erde, und zwar namentlich im südlichen Theile unserer Halbinsel, im alten Hellas — welches freilich um einige Grade nördlicher sich erstreckte, als das heutige Königreich Griechenland, — ein Leben sich entwickelte, auf welches noch heute alle wahrhaft Gebildeten mit Wohlgefallen schauen, als auf den Schauplatz ächter Humanität. Hier entwickelten sich

in fast insularischer Abgeschiedenheit von einander jene einzelnen kleinen Staaten zu einer unvergänglichen Größe des geistigen, freien Lebens; hier gab schon um 888 v. Chr. Lykurg in Sparta, und um 600 v. Chr. Solon in Athen seine weisen Gesetze; hier waltete Perikles (um 444 v. Chr.), ein Bürgerfürst, dessen Name an die glänzendste Epoche des griechischen Alterthumes erinnert; hier bildete sich, freilich, leider, auf Kosten der Freiheit, Alexander's M. Weltreich aus (um 333 v. Chr.), und erst die Alles verschlingende Herrschsucht der Römer machte der Selbständigkeit Griechenlands (146 v. Chr.) ein Ende. Die Trümmer des Parthenons (in der obern Seite unserer Randzeichnung) mögen an das untergegangene herrliche Leben dieses Landes erinnern.

Ganz anders verhält es sich allerdings mit dem nördlichen Binnenlande, dem alten Thracien, welches zu unserm Kartenbilde gehört: im Vergleiche mit Griechenland ist es die rohe, ungestaltete, in die Tiefe strebende Wurzel, aus welcher die wunderbare Blüthe entsproßt, die in unzerstörbarer Schönheit und Ruhe auf dem Wasser schwimmt. „Dieses große Gebiet reicher und schöner Länder ist gleichsam von einem historischen Fluche geschlagen. Zwar erzählen die Griechen uns von einem edlen, reinen thracischen Urdienst des unsterblichen Gottes und des unsterblich geglaubten Menschengeschlechtes; zwar sind einzelne griechische Namen aus ein Paar griechischen Colonieställen an den Küsten dieser Länder zu uns hinabgeklungen; zwar ist Konstantinopel über ein Jahrtausend die Hauptstadt des letzten griechischen Reiches gewesen: — aber für Wissenschaft und Kunst, für die ewige, wahre Förderung unseres Geschlechtes haben alle diese Länder ältestens Nichts gethan und thun bis diesen Tag Nichts. Zwei Dinge kann man in Wahrheit von ihnen sagen: erstlich sind sie fast immer eine Dreschtenne der Völker gewesen zu unaufhörlichen Wanderungen, Getümmeln und Kriegen; zweitens waren sie von jeher gleichsam eine Degenscheide, woraus man tüchtige Schwerter für den Krieg ziehen konnte. So sind die Thracier, Macedonier, Illyrier, Mösier, Pannonen, Peuciner und Bastarner in ihren Tagen gebraucht worden; so sind auch jetzt die Albanesen, Arnauten, Bosniaken, Kroaten, Slavonier, Kumanen, Jazygen, Magyaren berühmt. Die Geschichte,

welche das Zarte und Hohe der Menschheit sucht, das Ewige und Bleibende unseres Geschlechtes, dasjenige, was wenigstens zu bleiben und unsterblich zu leben verdient, wendet an den weiten Gebieten zwischen den Karpathen und dem Olymp ihr unbefriedigtes Auge ab. Schon in den ältesten Zeiten tummelte sich in diesen Gefilden eine Sammlung der verschiedensten Völkerarten, welche Philipp und Alexander von Macedonien einst zu bezwingen suchten und für die Ergänzung ihrer Heere ausbeuteten, welche vier Jahrhunderte später von römischer List und Tapferkeit bezwungen und deren letzte Reste in Augustus Zeit bis an die Karpathen dem römischen Reiche unterworfen wurden. Einige Jahrhunderte später entstand an der Donau, den Karpathen und dem schwarzen Meere der Kampf zwischen Rom und den gewaltigen germanischen Gothen. Endlich als die Hunnen durch ihren Durchbruch gegen Westen die sogenannte Völkerwanderung veranlaßten, wurden die Donaulande und zum Theil auch der Süden unter dem Hämus (Balkan) und seine, bis an das adriatische Meer fort laufenden Zweige für fast fünf Jahrhunderte der wilde Tummelplatz der verschiedensten Völker; germanische, türkische, slavonische Stämme lösten sich hier einander ab, oder drängten sich in einzelnen Gebieten zusammen oder zur Seite: Gothen, Heruler, Gepiden, Longobarden, Avaren, Chazaren, Petschenegen, Bulgaren, Wlachen, Uzen, Kumanen, Magyaren und zahlreichste Stämme der Slawen wurden nach einander und neben einander zum Theil nur als Verwüster, Plünderer und Durchzieher, zum Theil als fürchterlich herrschende Namen genannt. Zuletzt sind im vierzehnten und funfzehnten Jahrhundert noch die Osmanen gekommen, haben im sechszehnten den größten Theil dieser Länder unterjocht und beherrschen noch heute mehr, als zwei Drittel derselben *)." Denn erst in der neuesten Zeit hat wieder ein christliches Reich das Panier des Kreuzes auf's Neue aufgerichtet neben dem bleichenden Halbmonde der Fahne Mohammeds, hoffentlich der Anfang einer neuen, glücklicheren Periode in der Geschichte der ganzen Halbinsel. Möge sie recht bald durch eine Wiedereroberung von Konstantinopel besiegelt und somit die Schmach getilgt werden, welche das Jahr

*) Arndt, Versuch in vergleichend. Völkergeschichte, S. 54.

1453 über das seit 395 nach Chr. bestehende griechische Kaiserreich brachte, ein Ereigniß, an welches in unserer Arabeske zwei Brustbilder zugleich erinnern, nämlich das des glücklichen Siegers, Mohammed II., und des unglücklichen Besiegten, Konstantin Dragoses. In diesem Ereignisse findet das Leben dieser beiden Fürsten seinen eigentlichen Brennpunkt, weshalb wir auch die Erzählung der

Eroberung von Konstantinopel

statt alles Weiteren jenen beiden Bildern als Unterschrift beigeben, da eine ausführliche oder vollständige Geschichte der Begründung der türkischen Macht in Europa nicht in unserm Plane liegt, weil in ihr so wenig wahre Menschengröße zur Erscheinung gelangt. Daher begnügen wir uns, nur eben so viel davon hier zu bemerken, als unumgänglich nöthig ist, den Faden unserer Erzählung daran zu knüpfen.

Die Osmanen, oder richtiger: Osmanlis, waren ein Zweig des uralten Volkes der Türken, welches seine ursprünglichen Wohnsitze auf dem Altai d. i. dem Goldberge hatte, von wo sie in das weite, fruchtbare Steppenland Hochasiens herabstiegen, welches von ihnen den Namen Turkistan erhielt. Vor dem Ende des 13. Jahrhunderts nur 400 Familien zählend, gelangten sie durch Osman's kriegerischen Geist seit 1289 an beiden Küsten des Bosporus, auf asiatischer und europäischer Seite, zur Herrschaft, welche Orchan und Amurath befestigten. Byzanz noch umgehend, setzten sie sich in Thracien und Macedonien fest und machten im Jahre 1362 Adrianopel zu ihrer Hauptstadt. Im Erobern wuchs der Osmanlis Zahl und Muth. Vergeblich suchten Serbier und Bulgaren ihnen zu widerstehen, vergeblich stand der griechische Fürst Skanderbeg (Kastriota) im südlichen Illyrien gegen sie auf, vergeblich erhob sich der tapfere Ungar Hunyades wider sie; unaufhaltsam drangen sie vorwärts, bis endlich griechischer Verrath dem eroberungssüchtigen Mohammed II. den Weg bahnte bis vor die Mauern von Konstantinopel, welches an dem Zusammenflusse zweier Meere und an den Grenzen zweier Erdtheile gelegen, als ein Diamant zwischen zwei Saphiren und zwei Smaragden gefaßt, den Edelstein des Ringes erdumfassender Herrschaft bildet, von welchem einst Osman geträumt

hatte *). Bald war Ursache zum Bruche des den Griechen früher zugeschwornen Friedens gefunden, und der griechische Kaiser Konstantin IX. genöthigt, die Thore seiner, auch von innern Parteiungen zerrissenen Hauptstadt vor den herumschwärmenden, plündernden Türken zu verschließen und auf Vertheidigung derselben allen Ernstes bedacht zu sein; worauf Mohammed alsbald anfing, die geschlossene Stadt von der See- und Landseite zu belagern, nachdem er eine Flotte von mehr als siebenzig Schiffen zu Lande von den Ufern des Bosporus in den durch Ketten gesperrten innern Hafen hatte bringen lassen **). „Es waren bereits sieben Wochen der Belagerung verflossen, in denen dieselbe von der Landseite mit ununterbrochener Beständigkeit fortgesetzt, und nun auch von der Hafenseite begonnen worden war. Bei allen frühern Belagerungen, deren die Geschichte erwähnt, war die Stadt entweder nur berennt, oder nur von einer Seite ernstlich belagert, und durch die Lateiner blos von der Hafenseite her eingenommen worden. Nun stand das Heer des Feindes bereits in den Gräben der Landseite, und seine Flotte im Hafen unmittelbar unter den Mauern der Stadt; auf der Landseite waren vier Thürme zusammen geschossen, an dem Thore des heiligen Romanos eine weite Bresche geöffnet, und der Graben durch die zerrollende Mauer gefüllt und geebnet. Da beschloß Mohammed, noch einmal eine Botschaft an den Kaiser zu schicken, sei es, um dem Gesetze genug zu thun, welches vorschreibt, dem Feinde vor der Vernichtung desselben Frieden gegen Ergebung anzutragen, sei es, um sich durch einen Augenzeugen des unhaltbaren Zustandes der Stadt

*) v. Hammer, Gesch. des osman. Reiches. 2. Ausg. I. S. 67.

**) Es grenzt dieses Unternehmen so sehr an das Unglaubliche, daß wir uns für verpflichtet halten, den Bericht eines glaubwürdigen Geschichtschreibers wörtlich beizufügen: „Die Entfernung ist nicht mehr (??!!), als zwei kleine Stunden Weges, aber der Grund ist uneben und hügelicht. Mohammed ließ eine Dielenbahn anlegen und dieselbe mit Ochsenschmalz und Widderfett bestreichen, um auf derselben die Schiffe leichter fortzubringen; siebenzig zweirudrige Schiffe und einige größere von drei und fünf Rudern wurden in Bewegung gesetzt, und in einer einzigen Nacht über Hügel und Thal von dem Gestade des Bosporus in den Hafen gezogen. In jedem zweirudrigen Schiffe standen hinten der Steuermann, vorne der Lotsen; die Segel waren entfaltet, um den Wind zu benutzen; die Trommeln und die Schiffstrompeten erklangen und mit Tagesanbruch lief zum Entsetzen der Belagerten, den Stadtmauern der Hafenseite gegenüber, eine türkische Flotte von einigen und siebenzig Segeln auf einmal wie vom Stapel in den Hafen von oben ein." v. Hammer a. a. O. I. S. 406. So hat die Mechanik zu allen Zeiten ihre Wunderkräfte kund gegeben.

zu versichern. Isfendiaroghli, der Schwager des Sultans, verfügte sich in die Stadt, aber sich nicht als ein Gesandter des Sultans, sondern als einen persönlichen Wohlwünscher der Griechen ankündigend, der ihnen rathe, den Zorn des Sultans zu versöhnen und Weiber und Kinder, durch Ergebung der Stadt, von der unausbleiblichen, harten Sklaverei los zu kaufen. In gehaltenem Kriegsrathe überwog jedoch die Stimme der Ehre und des verzweifelnden Muthes. Der Kaiser antwortete dem Gesandten, er wolle Gott danken, wenn der Sultan, wie seine Vorfahren, Frieden zu geben und zu halten gedenke. Keiner derselben, welcher die Stadt belagert, habe lange regiert und gelebt; er möge Tribut, aber nicht die Stadt selbst fordern, in deren Vertheidigung sie zu sterben entschlossen seien. Auf diese Antwort ließ Mohammed am vier und zwanzigsten Mai im Lager den neun und zwanzigsten als den Tag des allgemeinen Sturmes von der Hafen- und Landseite ausrufen. Er versammelte die Führer des Heeres und schwur ihnen die Plünderung der Stadt zu, sich nur die Mauern und die Gebäude als Antheil der Leute vorbehaltend. Freudenausruf durchscholl das ganze Lager, als die Versicherung kund gemacht ward. Die Obersten der Janitscharen verbürgten für ihre Soldaten Sieg und Eroberung, nur baten sie den Sultan um Losgebung ihrer, seit der unglücklichen Seeschlacht im Verwahr gehaltenen Cameraden. Mohammed gab ihnen dieselben frei, und das ganze Heer wogte im Freudentumulte der so nahe verheißenen Eroberung: Ausrufer verkündeten Timare und Sandschake als Lohn und Preis für die ersten Ersteiger der Mauern, und für die Flüchtlinge, welche sich dem ungewissen Tode durch des Feindes Schwert durch die Flucht entziehen würden, unausbleiblichen durch des Henkers Beil; Derwische durchströmten das Lager, die Moslimen im Namen des Propheten und seines Fahnenträgers Ejub, der vor den Mauern Konstantinopel's gefallen, anrufend, die Fahnen des Islams auf die Zinnen der Hauptstadt der Ungläubigen zu pflanzen. Mit einbrechender Nacht ward durch Trompetensignal eine allgemeine Beleuchtung im Lager befohlen. Auf allen Schiffen und Zelten leuchteten Lampen und Fackeln, von dem Ufer des Bosporus, von den Höhen hinter Galata, von der Tiefe des Hafens, von der ganzen Linie des Belagerungsdammes; von den Blachernen-

bis zum goldnen Thore brannten Freudenfeuer, deren Widerschein die asiatischen Ufer und Skutari erhellte; die Stadt war von der Land= und Hafenseite von dem großen, feurigen Halbmonde, welchen die Beleuchtung der Flotte und des Lagers bildete, umgeben, und die ganze Nacht hindurch erscholl das Geschrei: „„„Es ist kein Gott, als Gott, und Mohammed ist sein Prophet! Gott ist Einer, Ihm gleich ist Keiner!''' Die Belagerten glaubten anfangs, eine große Feuersbrunst wüthe auf der Flotte und im Lager; aber nur zu bald überzeugten sie sich durch den Freudenjubel und durch die Tänze der Derwische, daß es der Vorgeschmack des Triumphes und der Eroberung sei, und aus der von Außen beleuchteten, von Innen finstern Stadt ertönte Wehausruf und Klaggeschrei: „„„Kyrieleison! Kyrieleison! Wende, o Herr, Deine gerechten Drohungen von uns ab, und erlöse uns aus den Händen unseres Feindes!''' — Die Gewißheit der Nähe des allgemeineu Sturmes fachte das fast erstorbene Feuer des griechischen Muthes zu neuen Flammen auf; während der sieben Wochen der Belagerung hatten sich die Belagerten manchmal getröstet, daß es beim Beschießen der Mauern verbleiben, daß kein allgemeiner Sturm werde gewagt werden. In dieser Sicherheit waren viele der Griechen von den Mauern nach Hause gegangen, und die Türken nahmen diese Gelegenheit wahr, mittelst eiserner Haken die mit Erde gefüllten Schanzkörbe, womit die Breschen ausgefüllt waren, an sich zu ziehen, und so diese wieder zu öffnen.''

„Der Kaiser, hiervon benachrichtigt, überhäufte die Ausreißer vom Walle mit Vorwürfen und Drohungen; als sie sich aber entschuldigten, daß sie nach Hause gegangen, weil weder sie noch ihre Weiber und Kinder zu essen und trinken hätten, ließ der Kaiser so auf den Thürmen als in den Häusern täglich Brot vertheilen, so daß daran weder die Soldaten, noch die Weiber, Kinder und Greise Mangel litten. In jener Nacht der Freudenbeleuchtung von außen und der Klagefinsterniß von innen war der Genuese Giustiniani unablässig thätig, die Breschen wieder in haltbaren Zustand herzustellen. Dort, wo die Mauer am Thore des heiligen Romanos gänzlich zerschossen war, führte er mittelst Faschinen einen neuen Wall auf, hinter welchem er sich mit einem Graben verschanzte. Er sandte Lukas Notaras, den

Großadmiral und den Befehlshaber der griechischen Truppen, fort, ihm einige Kanonen zu senden; dieser ließ ihm sagen, es bedürfe derselben nicht an dem von ihm vertheidigten Orte; Giustiniani erwiederte, dieß sei wohl auf der Hafenseite der Fall, wo Notaras befehligte. Von diesen Reden und Gegenreden kam es zu Beleidigung und Schimpf. Giustiniani nannte den Notaras einen Verräther und einen Feind des Vaterlandes, und Notaras ließ es an Erwiederungen nicht fehlen; da mußte sich der Kaiser dazwischen legen, um sie durch Vorstellungen über das Verderbliche solchen Zwistes in der gemeinsamen Gefahr wenigstens scheinbar zu versöhnen. Giustiniani hatte in diesen Tagen der Noth und der Gefahr große Ueberlegenheit und unerschütterlichen Muth bewiesen: Tag und Nacht that er den Feinden Abbruch, von ferne durch die Kanonen, oder in der Nähe, wenn sie sich auf die Mauern wagten, von denen er sie mit eigener Hand hinabstieß. Von den Griechen aus Scheelsucht nicht hinlänglich in seinen Anstalten unterstützt, besserte er die Mauern blos mit Hülfe seiner sieben tapferen Waffengenossen, der Genueser Giovanni Careto, Paolo Bochiardi, Giovanni Fornari, Tommaso Selvatico, Lodovico Gatelusio, Maurizio Catanno und Joannes des Illyriers aus. Der Sultan, die Tapferkeit und Entschlossenheit selbst im Feinde ehrend, rief beim Anblicke dieser Anstalten aus: „„„Wie wollte ich, daß Giustiniani bei mir wäre!'''' Er versuchte es, ihn mit Geschenken und Gold zu bestechen, fand ihn aber eben so fest wider das Gold, als wider das Eisen. Alle Bemühungen Giustiniani's, die Mauern in haltbaren Stand zu setzen, waren umsonst, weil dieselben, längst durch Zeit und Wetter verfallen, vor der Belagerung, wo noch Zeit und Geld vorhanden, nicht in gehörigen Vertheidigungsstand hergestellt worden waren. Die Mönche Manuel Giagari und Neophytus von Rhodos, denen die Sorge der Wiederherstellung vor der Belagerung aufgetragen war, hatten das Geld, statt dasselbe auf den Bau zu verwenden, vergraben, und bei der nachmaligen Plünderung der Stadt wurden siebzigtausend Gulden gefunden, welche der Kaiser für den Bau der Mauern hergegeben hatte....

„Mit Sonnenuntergange, Montags, am 28. Mai, war das ganze türkische Lager in Rüstung zum Sturm auf und rege. Das Geschrei: La illah illallah! aus dem Lager, und: Kyrieleison,

aus der Stadt, vermischte sich mit dem Waffengetöse und dem Trompetengeschmetter, wie das Tosen der Brandung hochwogenden Meeres. Der Sultan und der Kaiser hielten Reden an ihre Feldherren, aber gewiß nicht so lange, als die von den Byzantinern ausgegebenen. Der Kaiser verfügte sich nach Aja Sofia und empfing die Sacramente. Desgleichen thaten Viele seines Hofes. Dann weilte er eine kurze Zeit am Gestade und bat die ihn Umgebenden um Verzeihung. Der ganze Palast schwamm in Thränen. Er saß dann mit seinen Begleitern zu Pferd und ritt die Mauern entlang, um die Wachen zu ihrer Pflicht zu ermuntern; aber diese Nacht war ohnedies Alles wach auf dem Walle und auf den Thürmen. Mit dem ersten Hahnenruf war der Kaiser auf seinem gewöhnlichen Posten am Thore des heiligen Romanos angekommen."

„Mit dem zweiten Hahnenrufe den 29. Mai, am Tage der heiligen Theodosia, begann der Kampf, doch diesmal ohne das gewöhnlich gegebene Signal der großen Kanone. Um die Griechen zu ermüden, schickte Mohammed in der ersten Dämmerung die Recruten und die Invaliden seines Heeres zum Angriffe, den Kern desselben zum späteren Sturme vorbehaltend. Es ward von beiden Seiten tapfer gekämpft, von türkischer mit größerem Verluste. Als der Morgen anbrach, erschien die ganze Stadt von den Türken, wie von einem Stricke, der sie zu erwürgen drohte, umflochten; ein ungeheueres Getöse von Hörnern, Trompeten und Pauken, mit Schlachtgeheul vermischt, erscholl; alle Batterien der Belagerer brannten ihre Kanonen zugleich los, und zugleich begann der Angriff von allen Seiten, so zu Land als im Hafen.

Zwei Stunden lang wüthete der Sturm ohne Fortschritt des Feindes. Tschausche standen in dem Rücken der Stürmer, sie mit eisernen Ruthen und Ochsenziemern vorautreibend. Der Sultan selbst gebrauchte bald Schmeichelworte, bald Drohungen, von seiner eisernen Keule unterstützt. Steine, von den Thürmen geschleudert, stürzten auf die Angreifenden herunter, griechisches Feuer strömte von den Mauern der Hafenseite in das Meer und brannte in demselben fort; Leitern zerbrachen auf Leitern, Kugeln zerschellten an Kugeln, schwarzer Pulverdampf deckte die Stadt und die Sonne. Theophilos der Paläologe und Demetrios der Cantacuzene trieben die Stürmer ab; der Kaiser saß zu Pferde und ermunterte die

Seinigen durch Wort und That; da verwundet eine Kugel oder ein Pfeil dem Giustiniani den Arm oder den Schenkel, oder beide; er bittet den Kaiser, auszuharren, indem er sich nur auf's Schiff verfüge, seine Wunde zu verbinden. Der Kaiser ermahnte ihn, der Wunde als einer leichten nicht zu achten; Giustiniani ließ sich aber nicht abhalten. —

„Wohin? Wohin?" fragte der Kaiser. „Dorthin," entgegnete Giustiniani, „wohin Gott den Türken selbst den Weg öffnet!" und entwich nach Galata, vergangenen Ruhmes und künftiger Schmach vergessend. Seine Entfernung verbreitete Muthlosigkeit unter der Truppe, und Saganos=Pascha, welcher die Verwirrung unter den Reihen der Belagerten gewahr ward, feuerte seine Janitscharen von Neuem an. Einer derselben, ein riesenhafter Mann, Namens Hasan aus Ulubad, mit der linken Hand den Schild über den Kopf haltend, in der rechten den Säbel, erklimmt die Mauer mit dreißig Andern. Die Belagerten wehrten sie mit Pfeilen und Steinen ab; achtzehn Janitscharen stürzten sogleich hinunter, und mehrere andere, welche Hasan ihm nachzufolgen aneifert, haben dasselbe Schicksal. Hasan selbst, von einem Stein getroffen, sinkt zur Erde, doch richtet er sich wieder halb auf, und unfähig, aufzustehen, hält er sich knieend, mit dem Schilde über dem Haupte, empor, bis ihm auch dieses durch den Steinregen entfällt, und er unter den Pfeilen erliegt. Während das Thor des heiligen Romanos, gegen welches der Hauptangriff gerichtet war, so tapfer vertheidiget wurde, waren die Türken bereits an einem andern Punkte in die Stadt gedrungen, und zwar durch das sonst der Prophezeihung wegen, daß durch dasselbe die Feinde eindringen würden, verrammelte Thor des Xylokerku, welches erst Tags vorher auf Befehl des Kaisers zu einem, aus demselben von dem Feinde nicht zu vermuthenden Ausfall geöffnet worden war. Fünfzig Türken drangen durch dasselbe ein und griffen die Vertheidiger im Rücken an. Da erscholl an dem Thore des heiligen Romanos vom Hafen her der Ruf, daß die Stadt bereits eingenommen sei, und verbreitete neuen Schrecken in den verbündeten Reihen um den Kaiser. Zwar thaten Theophilos, der Paläologe, Don Franzesco Toledo, der Spanier, und Joannes, der Dalmate, Wunder der Tapferkeit; aber der Kaiser sah, daß wider die Uebermacht der eindringenden Feinde der Widerstand vergeblich. „Ich will lieber

sterben, als leben!" ruft er, sich den Stürmenden entgegen werfend; und als er sich von den Seinigen, welche die Flucht ergriffen hatten, verlassen sieht, ruft er das beklagenswerthe Wort: „Ist denn kein Christ vorhanden, der mir den Kopf nehme!" — rief's und fiel unter den Schwertstreichen zweier Türken, deren einer ihm in's Gesicht, der andere ihm vom Rücken einhieb, unerkannt, mit den Erschlagenen vermengt, der siebente Paläologe, Konstantin Dragoses, der letzte der griechischen Kaiser, in Vertheidigung der vom ersten Konstantin erbauten Mauern der Hauptstadt des von diesem gegründeten tausendjährigen byzantinischen Reiches. Die Türken brachen nun zugleich auf der Landseite durch das Thor Charsias oder Kaligaria über einen Damm von Erschlagenen, welche den Graben und die Bresche füllten, in die Stadt ein, die von den Mauern fliehenden Soldaten niedermetzelnd, weil sie die Besatzung wenigstens fünfzigtausend Mann stark glaubten. So fielen ein paar Tausend, bis die wahre Schwäche der Griechen entdeckt, und hierauf das Blutbad eingestellt ward. Auch diese paar Tausend würden nicht dem Schwerte geopfert worden sein, hätten die Türken gleich Anfangs gewußt, daß die Besatzung nicht mehr, als sieben bis achttausend Mann stark sei; so groß war ihre Gier nach Sklaven und Sklavinnen, deren Person ihren Lüsten oder deren Werth ihrer Habsucht fröhnen könnte, daß sie gewiß lieber alle lebendig in die Sklaverei geschleppt hätten, als durch Mord die doppelte Aussicht auf Lust und Geld zu verlieren. Diese Opfer der ersten Uebereilung wurden aber ohne allen Widerstand niedergemetzelt, denn der Türken blieben kaum Einer oder Zwei. Alles flüchtete gegen die Hafenseite, deren sich der Feind noch nicht bemächtigt hatte, denn die durch die unterirdische Pforte des Reifthors eingedrungenen fünfzig Türken waren wieder zurückgeschlagen worden, und mehreren der Fliehenden gelang es, sich durch die offenen Thore der Hafenseite auf griechische und genuesische Schiffe zu retten; als aber die Thorwachen den Andrang der Menge sahen und den Grund der Flucht vernahmen, sperrten sie die Thore und warfen die Schlüssel über die Mauer, aus Aberglauben an eine alte Prophezeihung, daß die Türken bis in die Mitte der Stadt, bis auf das Forum tauri (heute Taukbasari), vordringen und von dort erst von den Bewohnern zurückgeschlagen werden würden.

„Nun strömte die Volksmenge von der Hafenseite der großen Kirche Aja Sofia zu, und in Kurzem war die weite Kirche sammt allen Vorhallen, Gängen und Gallerien mit Menschen dicht angefüllt, welche bei verschlossenen Thüren in derselben ihr Lebensheil zu finden hofften. Die Türken brachen die verschlossenen Thüren mit Beilen auf und schleppten das geflüchtete Volk wie zahme Schlachtthiere in die Sklaverei fort. Die Männer wurden mit Stricken, die Weiber mit ihren Gürteln zwei und zwei zusammengebunden, ohne Rücksicht des Alters und des Standes, der Archimandrit mit seinem Thürhüter, die Frau mit ihrer Magd, die zarte Nonne mit dem Mönche, nicht zu ihrer, sondern zu des Räubers Lust oder Dienst. Die ganze Kirche ein großer Gräuel; die Heiligenbilder wurden ihres Schmuckes beraubt und zerbrochen, die goldenen und silbernen Geschirre geraubt, die Meßgewänder zu Schabracken verwendet, die Kreuzigung erneut und das Crucifix mit einer Janitscharenhaube im Spotte herumgetragen; die Altäre dienten ihnen zu Tafeln, Krippen und Lotterbetten, indem sie selbst darauf aßen, ihre Pferde darauf fressen ließen, oder noch weit schlimmere Gräuel trieben. — Der Tempel Aja Sofia's, der irdische Himmel göttlicher Weisheit, der himmlische Thron göttlicher Glorie, der zweite Cherubinenwagen des Herrn der Welten, das Gott gebaute Schauwunder der Erde, ward ein Gräuel des Abscheues. — Indessen hatten von der Hafenseite die Griechen die von dort nicht angegriffenen Mauern noch behauptet und blieben auf ihrem Posten, bis die schon seit ein Paar Stunden plündernden Türken ihnen in den Rücken kamen. Da liefen zugleich die von außen Belagernden Sturm und brachen bei dem Hafenthore von Pera und dem heutigen Thore des Mehlmagazins in die Stadt erobernd ein. Bei diesem Anblicke ward auch hier die Flucht allgemein nach den Häusern, in denen aber schon fast überall die Türken plünderten. Der griechische Befehlshaber, Lukas Notaras, wurde entweder auf dem Wege nach seinem Hause, oder in demselben gefangen, und Urchan, der Enkel Suleiman's, mit welchem die Griechen den Eroberer, als mit einem Thronnebenbuhler, schrecken zu können sich träumen ließen, stürzte sich von der Höhe des Thurmes lieber, als sich den Osmanen zu übergeben.

„Mohammed war nicht mit den Stürmenden in die Stadt

eingezogen, sondern hatte außer derselben geweilt, bis er die Nachricht erhalten, daß dieselbe gänzlich in der Gewalt der Sieger, was bis gegen Mittag der Fall war. Da zog er, von aller Furcht frei und sicher, von seinen Wesiren und Leibwachen umgeben, in die Stadt ein, gerade zur großen Sophienkirche hin. Er sprang vom Pferde und ging in dieselbe zu Fuß ein. Bewundernd schaute er die hundert und sieben Säulen von Porphyr, Granit, Serpentin und vielfarbigem Marmor; — darunter die acht Porphyrsäulen aus dem Sonnentempel des Aurelianus zu Baalbeck und der acht grünen aus dem Dianentempel zu Ephesus. — Mit Erstaunen hing sein Blick an den luftigen Gallerien und Gewölben, an den colossalen Bildern der Evangelisten und der Apostel, der Jungfrau und des Kreuzes mit den Worten: „„„In diesem siege!“““ — Alles Mosaik von farbigem und vergoldetem Glase. Je höher sein Blick stieg, desto höher sein Staunen, bis er im kühnen Fluge des Baumeisters mit der so niedrig gewölbten Kuppel hoch in Lüften schwebte. Die prophetische Inschrift ihrer, auf Rhodos aus weißem bimssteinartigem Thon gebrannten, leichten Ziegeln: „„„Gott hat sie gegründet, und sie wird nicht erschüttert werden, Gott wird ihr beistehen im Morgenroth!“““ ging jetzt, insoweit es die Erhaltung des Gebäudes durch den östlichen Eroberer betraf, in Erfüllung; denn von dem luftigen Dom auf den Boden gekehrt, fiel Mohammed's Blick auf einen seiner Soldaten, der das köstliche Marmorpflaster der Kirche aufbrach, dessen Wellenlinien wogende Fluthen nachahmten, so daß von den vier Thoren der Kirche die spiegelnde Marmorfluth, wie die der vier Paradiesesflüsse, hinaus zu wallen schien. Mohammed gab dem frevelnden Soldaten einen Schwerthieb mit den Worten: „Die Schätze der Stadt habe ich euch preisgegeben, aber die Gebäude sind mein!“ — Der Entpflasterer der Kirche ward halbtodt vor dieselbe hinausgeworfen; Mohammed aber ließ einen seiner Gebetausrufer von der Estrade vor dem Heiligsten durch das Bekenntniß des Islams zum Gebet aufrufen, und er selbst verrichtete dasselbe nicht an, sondern auf dem Hochaltare. — So ward die Kirche der göttlichen Weisheit für die Christen entweiht, für die Moslimen eingeweiht, und das christliche Zwietrachtgeschrei der Griechen und der Lateiner über das Henotikon (Einigungsformel) verscholl im Ausruf der türkischen Muesin:

„„„Gott ist Einer!“““ und wie die griechischen Kaiser ihre Triumphzüge mit Gebet zu Aja Sofia beschlossen, so begann Mohammed die Besitznahme der Stadt durch das Gebet auf dem Hochaltare von Aja Sofia.

„Mohammed verlor keine Zeit in der Vollendung des Werkes der Eroberung, und schon am dritten Tage nach der Stürmung sandte er das Heer und die Flotte zurück, um in Ruhe seinen großen Plan zu vollziehen. Das Gemälde des Abzuges der mit Beute beladenen Flotte geben wir unverändert mit den Worten des griechischen Geschichtschreibers Ducas: „„„Am dritten Tage nach der Einnahme der Stadt ließ M. die Flotte nach ihren Landschaften und Städten abziehen, bis zum Untersinken schwer beladen. Und was war die Ladung? Kostbare Kleidung, Geschirre von Gold, Silber, Erz, zahllose Bücher, Gefangene, Priester und Laien, Nonnen und Mönche; alle Schiffe waren voll von Gefangenen und von Beute, der beschriebenen ähnlich. Da sah man in der Mitte der Barbaren einen mit erzpriesterlichem Habit angethan, den andern an goldenem Gürtel damit zusammengekoppelte Hunde führen, und statt der Satteldecke golddurchwebte Vließe. Andere bedienten sich der heiligen Geschirre als Schüsseln, um daraus zu essen, und der Kelche, um Wein daraus zu trinken. Zahllose Bücher luden sie auf Wagen und verschleppten sie nach Osten und Westen: um ein Stück Münze waren zehn Bände von Aristoteles, Plato, Theologen und andern Büchern aller Art feil. Von den über alle Maßen reich verzierten Evangelien rissen sie das Gold und Silber herunter, verkauften dieses und warfen jene weg. Die Bilder verbrannten sie alle und kochten sich beim Feuer ihr Fleisch.“““ — Am dritten Tage war das Werk der Eroberung, die Plünderung, die Zerstörung, die Entvölkerung vollendet, und am folgenden vierten begannen schon die Maßregeln neuer Anbauung, Einrichtung und Bevölkerung. — Durch die Zerstörung des tausendjährigen byzantinischen Kaiserthumes und durch die Eroberung seiner Hauptstadt anderthalb hundert Jahre nach der Gründung der osmanischen ward dieses in Europa für Jahrhunderte lang befestigt, also daß noch jetzt, wenngleich immer mehr verbleichend, der blasse Halbmond des Muhamedanismus anstatt der nie ihren Glanz verlierenden Sonne des Kreuzes Christi

leuchtet über den Zinnen der altehrwürdigen Aja Sofia, bis die Zeit wird erfüllet sein *)."

Um die festere Begründung des neu-osmanischen Reiches hat keiner unter allen Nachfolgern Mohammed's II. größere Verdienste sich erworben, als Suleiman (Solyman) der Gewaltige, der Prächtige, der Große, an welchen das dritte Bild in unsrer Randzeichnung erinnern soll; ihm dankt die Pforte den höchsten Flor ihrer Größe und Macht durch weise Staatsformen und Grundgesetze, durch Erweiterung des Gebietes der Länder und Kenntnisse, durch große Thaten im Kriege und Frieden, durch große Werke des Geistes und der Baukunst. Er ist bei weitem der größte Herrscher, welchen die Geschichte der Osmanen aufzuweisen hat, der Einzige, welchem Europa's Geschichtschreiber nicht mit Unrecht den Beinamen des Großen beigelegt haben, während ihn die osmanischen bescheidener nur den Gesetzgeber nennen. Mit den größten Fürsten seiner Zeit wetteifernd trat (1520) der 26jährige Suleiman **) auf, auch äußerlich eine bedeutende Erscheinung. Hager, hohen Wuchses, langen Halses, sehr dunkler Gesichtsfarbe, hatte er ein für sein Alter fast zu ernstes, cholerisches Gesicht: hinter seiner starken, hochgewölbten Stirne, welche der Turban mit zwei Federbüschen ganz bedeckte, reiften große Gedanken und Entwürfe, und seine großen schwarzen Augen, wie seine Adlernase zeugten von Muth, sie auszuführen. „Betrachten wir Suleiman's unläugbare große Eigenschaften, Thaten und Werke, seinen Hochsinn, Unternehmungsgeist und hohen Muth, seine strenge Beobachtung des Islam's, vereint mit so großer Duldung, seine Staatswirthschaft, vereint mit so viel Prachtliebe, seine Liebe der Wissenschaften, verbunden mit so freigebiger Unterstützung der Gelehrten; betrachten wir seine dreizehn Feldzüge, die er in eigener Person anführte, seine vielen Schlachten, seine Eroberungen: Belgrad und Rhodos, gleich Anfangs seiner Regierung (1520 und 1522), als die Bollwerke des Reiches zur See und zu Land demselben erworben; Ofen und

*) Nach v. Hammer, Gesch. des osman. Reiches &c. I S. 399 ff.

**) Der Erste und nicht der Zweite seines Namens; denn jenen früheren Suleiman, den thronanmaßenden Bruder und Nebenbuhler Mohammed's I. (zu Anfang des 15. Jahrh.), haben die Osmanen nie als rechtmäßigen Herrscher anerkannt, und nur europäische Schriftsteller haben denselben als Sultan eingeführt. v. Hammer a. a. O. II. S. 14.

Bagdad, demselben in Verlauf von sieben Jahren einverleibt; Gyula und Szigeth (1566) noch in den letzten Zügen erobert, die osmanischen Roßschweife belagernd aufgepflanzt vor Diu (in Indien) und vor Wien (1529); die Grenzen des Reiches im Osten bis Wan, im Westen bis Gran, im Süden durch die Eroberung von Algier und Tripolis und bis nach Nubien erweitert; den Raubzug der „Renner und Brenner" vom Fuße des Ararat und der Ebene von Nachdschiwan bis an den Fuß des Sömmering und die windischen Bühel der Steyermark Alles verheerend und auskehrend; den Raubzug der Flotten unter Barbarossa (Haraddin) und Torghud, das arabische und persische Meer, das mittelländische und den Archipel abschäumend, in Apulien und Calabrien, auf Sicilien und Corsica landend, an der Mündung der Rhone Marseille belagernd, an der Mündung des Tigris Baßra erobernd und an der Mündung des Tibris Wasser einnehmend, so daß das nahe Rom zitterte; betrachten wir Suleiman's Bauten, die Meisterstücke osmanischer Baukunst, die Suleimanije und sechs andere in Konstantinopel und eben so viele in den Provinzen erbaute Moscheen, die Wasserleitung Justinian's zu Konstantinopel und die der Gemahlin Harun Raschid's zu Mekka erneuert und vergrößert, Jerusalem's Ruhe durch feste Mauern, und Konstantinopel's Zufuhr durch die feste Brücke von Dschekmedsche gesichert; und endlich und vorzüglich die vielen ruhmwürdigen Denkmale der Gesetzgebung Suleiman's, die alle Zweige der Staatsverwaltung umfassenden Staatsgrundgesetze (Kanunnameh): so können wir ihm wegen der menschlichen Schwäche allzu großer Nachgiebigkeit gegen seine Gemahlin (Roxolane, oder Churrem) und wegen der unmenschlichen Strenge und Grausamkeit, besonders gegen seine Söhne und Enkel, wohl den Namen eines großen Mannes, aber keineswegs den des großen Herrschers versagen *). — Auch als Dichter hat ihn das schmeichlerische Lob seiner Zeit zu den Ersten rechnen wollen, ohne jedoch eine andere Berechtigung dazu zu haben, als seinen Rang; nur die strenge Sittlichkeit seiner Gedichte verdient rühmende Erwähnung. Der wahre Sultan aller osmanischen lyrischen Dichter aber von der Gründung des Reiches bis auf die gegenwärtige Zeit

*) v. Hammer a. a. O. II. S. 352.

ist Abdul-Baki d. i. der Diener des Alldauernden, oder auch kurzweg Baki *), der Dauernde, genannt. Er bildet mit dem Araber Montenebbi und dem Perser Hafiz den Dreiherrscherbund der drei größten Lyriker des Orients, welche man in Vorderasien gewöhnlich nur „die drei Zungen" nennt. Zu Anfang der Regierung Suleiman's geboren, stieg er unter demselben mit dem Reiche selbst zum höchsten Gipfel der Größe empor, auf welchem er sich auch noch während der Regierung Selim's II. behauptete; denn der höchste Flor osmanischer Literatur fällt mit der politischen Größe des Reiches in einem und demselben Giebelpunkte zusammen. Baki verherrlichte Beide; Suleiman aber, nicht nur Meister des Thrones, sondern auch Herr und Meister des Wortes, belohnte den Sänger nicht nur als Sultan, sondern würdigte auch als Dichter den Dichter, indem er in einem Gedichte, welches die großen persischen Dichter auszeichnet, Baki als den einzigen osmanischen auszeichnet, und ihn mit einem in Erfüllung gegangenen prophetischen Worte von der Dauer seines Ruhmes beehrt. Dankbar dafür beweinte Baki den Tod des großen Herrschers, seines großen Gönners, in einem Trauergedichte, das einer der funkelndsten Edelsteine in der Krone türkischer Dichtkunst ist **). Darum mag auch hier der Dichter neben dem Fürsten genannt werden.

Suleiman starb bekanntlich vor der ungarischen Festung Szigeth (1566), deren Eroberung nach Zriny's, durch unsern Körner verherrlichten Vertheidigung er nicht mehr erleben sollte. Er war der letzte von zwölf muthvollen, selbst herrschenden, selbst zu Felde ziehenden Sultanen; seit ihm sind — nach eines weisen Wesirs Ausspruche — „alle ohne Ausnahme Narren oder Tyrannen gewesen." Die Zügel der Regierung erschlafften, oder gingen in die Hände schlauer und übermächtiger Großwesire über, von welchen wir nur die beiden gewaltigsten, Achmed Kiuprili oder Köprili und Kara Mustapha (im 17. Jahrh.) nennen wollen, da sie noch einmal Europa in Schrecken setzten und Letzterer (1683) sogar noch einmal vor Wien erschien. In ihren Händen waren die elenden Weichlinge, welche noch den Sultan-

*) Sein Name steht am Fuße des türkischen Grabmales, links in unsrer Randzeichnung.

**) S. v. Hammer a. a. O. II. S. 381.

titel führten, so lange es ihren übermüthigen Leibgarden, den Janitscharen, gefiel. — So sank seit dem Frieden zu Carlowitz (1699) und zu Passarowitz (1718) die Macht uud das Ansehen der hohen Pforte von Jahr zu Jahre mehr, fast weniger noch in Folge äußerer Angriffe, als innerer Fäulniß und Soldatendespotie. Eine Empörung folgte der andern, und gerade die besten Fürsten wurden am schnellsten entthront. Als die letzten Opfer der zügellosen Janitscharen fielen der edle, europäischer Civilisation geneigte Sultan Selim III. (1807) und sein tapferer, hochherziger und freisinniger Wesir Mustapha Bairactar, welcher letztere, von seinen Feinden angegriffen und belagert, mit hunderten derselben sich in die Luft sprengte (am 28. Juli 1808). Was Beide vergebens versuchten, eine neue, bessere Organisirung der Truppen und des ganzen Heerwesens (Nisam Dschedid), setzte endlich, neben vielen andern neuen Einrichtungen, Sultan Mahmud II. (1808 bis 1839) durch, ohne jedoch selbst dadurch die immer mehr um sich greifende und rascher fortschreitende innere Auflösung aufhalten und hindern zu können. Die türkischen Reformen sind vielmehr nur ein Verzweifeln an ihren eigenen Einrichtungen, Gesetzen und Gebräuchen. Die Türken haben ihren Mittelpunkt, ihr eigenes Ich verloren und suchen Rettung bei den Fremden. Es geht eine alte Prophezeihung, daß die Herrschaft der Türken in Europa nur 400 Jahre dauern werde; in den Jahren 1829, 1833, 1839 hat es vorgespukt, mit dem vierten Jubeljahre aber scheint wirklich die Erfüllung herangerückt zu sein; denn im J. 1453 schrieb Mohammed II. den Christen Gesetze vor, seit 1853 ist sein Reich ein von dem guten Willen Englands und Frankreichs aufrecht erhaltener „kranker Mann". Reformen aber erfordern ein elastisches Volk und müssen aus dem historischen Leben hervorgehen, nicht dasselbe zersetzen und auflösen. Es kann daher der Türke sich einiges Europäische aneignen, aber nie mit Leib und Seele Europäer werden. — Mahmud's stürmische Regierung (er hatte in 30 Jahren vielleicht nicht 30 Tage vollen Frieden) ist aber aus zwei Gründen welthistorisch: erstens, weil er seinen Thron durch wichtige Reformen zu stützen suchte, und zweitens, weil die Lebensfragen europäischer Politik sich mehr als einmal um die hohe Pforte dreheten.

Die wichtigste, kühnste und folgenreichste aller seiner Reformen war die Vernichtung der Janitscharen. Sie ward im Jahre 1827 vollbracht, nachdem Mahmud vergebens zu wiederholten Malen sich bemüht hatte, die unablässig auf Raub, Brand und Mord sinnenden Meuterer sowohl durch Blut-, als auch durch Geldspenden zu beruhigen und für sich zu gewinnen. „Den Anfang des Jahres 1826 bezeichneten neue mehrtägige Feuersbrünste in Galata, dem Sultan eben nicht unangenehm, wenn auch nicht durch ihn veranlaßt, denn sie gaben Gelegenheit, die Janitscharen als Urheber derselbeu und aller Unordnungen im Reiche zu bezeichnen. Der berühmte Hattischerif (kaiserl. Befehl) vom 28. Mai und ein Erlaß (Fetwah) des Mufti sprachen aus, „daß, um das Wort Gottes zu vertheidigen und sich der Ueberlegenheit der Ungläubigen entgegenzustellen, auch die Moslemin sich der Subordination unterwerfen und die militärischen Exercitien erlernen würden. Die Statuten und Privilegien der Janitscharen sollten bleiben, die Besoldung für ihre Lebenszeit ihnen gesichert sein, und von den 196 Ortas (Bataillons) sollten nur 50 Compagnien zu 150 Mann auf europäischen Fuß organisirt werden. Das Wort Nisami-Dschebid ward weislich vermieden. Vierzehn Tage ging es, obgleich man nur mit sauerm Gesichte exercirte. Aber am 14. Juni brach der große Aufstand von fast 20,000 Mann los: die Janitscharen brachten ihre Feldkessel aus den Kasernen in den Atmeidan oder Hippodrom, und belagerten den Großwesir, ihren eigenen Aga und andere treue Diener des Sultans in ihren Palästen. Zwar entkamen dieselben, aber ihre Familien wurden schrecklich gemißhandelt. Da ergriff Mahmud eine Maßregel, welche nur für außerordentliche Fälle aufgespart ward: er ließ die heilige Fahne des Propheten (Sanschak Scherif) enthüllen und aufstellen und alle Gläubigen aufrufen, sich um sie zum Schutze des Reiches und der Religion zu sammeln. Zu gleicher Zeit rückten treue Truppenabtheilungen, namentlich Artillerie (Topdschis) von allen Seiten heran und besetzten die Zugänge zu dem großen Platze, wo die Aufrührer ihr Lager aufgeschlagen hatten. Dreimal forderte man sie zur Unterwerfung auf, sie aber antworteten mit Hohn und verlangten die Köpfe des Großwesirs und ihres Aga. Da erklärte endlich ein Mufti-Fetwah sie als Verräther in Bann und Acht,

und die Batterien und Colonnen begannen nun, in den Feind zu arbeiten. Nach einigem Widerstande zogen sich die Meuterer in ihre Kasernen zurück, welche aber sofort in Brand geschossen wurden. Tausende von Leichen deckten die Wahlstatt, viele Tausende wurden gefangen, und dennoch entkamen Viele. Eine ganze Orta, die 31., welche sich schwere Unbill in den Dörfern am Bosporus erlaubt hatte, wurde Mann für Mann abgeschlachtet *)." Von den übrigen Gefangenen wurden täglich 1000 abgethan, bis das Strafgericht vollendet war, bis zu dessen Schlusse Sultan Mahmud mit seinen Ministern in dem Atmeidan unter Zelten zubrachte. Erst am 31. September wurde die heilige Fahne zurückgebracht: Mahmud aber nannte sich von dieser Zeit an „Fattih" d. h. Eroberer. Und in der That hatte er erst jetzt seine Selbstständigkeit im Innern seines Reiches erobert und den Hauptheerd der Empörung zerstört und darf hierin, wie in so manchem Andern, wohl mit dem Strelitzen-Bändiger, Czar Peter dem Großen von Rußland, verglichen werden.

Wie ein rother Faden zieht sich durch die zweite größere Hälfte der Regierungszeit Mahmud II. der letzte

Freiheitskampf der Griechen,

an dessen kühnen, unglücklichen Anfang und sein, wenn auch nicht ganz glückliches, doch wenigstens zu Hoffnungen auf eine glücklichere Zukunft berechtigendes Ende die beiden letzten Brustbilder unsrer Randzeichnung erinnern, mit denen wir unsre Bilderschau beschließen. Fügen wir ihnen einige Worte der Deutung bei, da es nutzlos wäre, das Allbekannte, unter unsern Augen Geschehene weitläuftig zu erzählen.

Hellas, Griechenland, — welcher Gebildete, Gefühlvolle kann es nennen, oder nennen hören, ohne von einem Gefühle der Ehrfurcht und der Dankbarkeit durchdrungen zu werden! Klingt's doch für das ganze civilisirte Europa wie der Muttername, der auch im Greise noch süße Empfindungen weckt. Und wie könnte es auch anders sein? — „Die großen Schatten und Geister der Vorwelt, die schönsten und erhabensten Bilder und Erinnerungen umschweben diese heiligen Inseln und Küsten, diese

*) (Moltke) Briefe über Zustände und Begebenheiten in der Türkei rc. S. 411

viel besungenen Berge und Ströme, die Trümmer dieser Städte und Tempel, deren Namen nicht sterben können, bis auch der letzte Buchstabe der Erinnerung der durch die Griechen gebildeten Welt ausgelöscht sein wird. Noch labt, reizt und belebt die Natur in diesem glücklichen Lande, wie in der längst vergangenen Zeit, in ihren reichen und mannichfaltigen Wechseln der Gestalten und der Klimate; noch träumt die Gegenwart, es könne ein Athen und Korinth wieder werden, es können Helden, wie Miltiades und Themistokles, Sänger, wie Homer und Aristophanes, Weise, wie Sokrates, Platon und Aristoteles, wieder erstehen ... Aber die alten Griechen sind nicht mehr da! Sie waren in Augustus Zeit nicht mehr da, nicht mehr da in Justinians Zeit, wie hätten sie denn unter den Türken noch gefunden werden sollen?! — Töne ihrer Sprache, Erinnerungen ihrer Sitten, Gebräuche, Gesetze, Denkmäler ihrer Kunst, Trümmer ihrer Herrlichkeit finden wir noch an manchen Stellen; sie selbst sind lange todt ... denn das Heidenthum hat nimmer eine Verjüngung des Leibes und des Geistes, der Sitten und Gefühle des Menschen in sich getragen, gleich dem Christenthume; was verwest war, blieb verwest, was vergangen war, blieb vergangen. Die feurige Reinigung, welche das geistige Christenthum als das größte Siegel seiner Göttlichkeit in sich hat, fehlte dem Heidenthume. Kurze Macht, kurze Blüthe, dann Untergang und Verwesung auf immer. Nur die Sprache, dieses unmittelbarste Erzeugniß des Geistes, hat sich erhalten, zwar umgebildet, aber doch noch weit mehr griechische Sprache, als das jetzige Italienisch lateinische Sprache heißen darf. Die Hauptbestandtheile aber, aus welchen im großen Gange der Weltbegebenheiten die Bevölkerung des heutigen Griechenlands sich bildete, lassen sich in folgenden nachweisen: 1) in einzelnen Landschaften, Städten und auf einzelnen Inseln in Sitte, Art, Bildung, Gestalt, im Leben und Streben ein so griechischer Stempel, daß man ausrufen muß: hier ist noch ein bischen Hellenisches, wie es im 19. Jahrhundert noch sein kann; 2) eine gewaltige Zuthat von Slavonischen, vorzüglich in Morea und hin und wieder auch in Livadien und Thessalien; 3) ein sehr gewichtiger Theil aus Albanien (dem alten Epirus und Illyrien), ein rüstiger und tüchtiger Menschenschlag; aus ihnen bestand die Heldenschaar der Sulioten, sie haben die kleinen Inseln im

Süden von Aegina, nämlich Hydra, Spezzia, Ipsara bevölkert, auf welchen jenes kühne Schiffergeschlecht erwachsen ist, welches die Griechen in den Seegefechten mit den Türken verherrlicht hat. Das Haupteinheitsband zwischen diesen drei Mischtheilen der heutigen Griechen aber bildet die Religion, nächst ihr die Sprache *)." Ein drittes mächtiges Band war der gemeinsame Haß gegen ihre Unterdrücker, die Türken, und der Wunsch, der Drang, sich von ihnen zu befreien. Diese allgemeine Stimmung fand sich schon unter den Griechen des sechszehnten Jahrhunderts; blos der Anlaß zum Ausbruche und der rechte Leiter fehlte. Rhigas (Riga), der mit Recht der „Tyrtäus des neuen Griechenlands" genannt wird, war der Erste, der es unternahm, dieser allgemeinen Stimmung der Griechen eine Richtung zu geben und die Masse ihrer Kräfte durch Vereinigung wirksamer zu machen, indem er einen Bund (Hetäria), anfänglich aus nur sieben Mitgliedern bestehend, stiftete, die vor dem beabsichtigten Angriffe Rußlands im Jahre 1792 überall durch das Land reiseten, um die Gemüther des Volkes zu den nöthigen Anstrengungen für die Freiheit vorzubereiten. Er wurde aber, noch ehe sein Plan zur Ausführung ganz reif war, auf österreichischem Gebiete (in Triest) von türkischen Emissaren ergriffen, nach Belgrad geschleppt und enthauptet, oder, wie Andere berichten, in die Donau gestürzt **); doch das heilige Feuer seines Geistes lebte fort in den Herzen aller Edlen seines Volkes ***). Daher behielt auch der Bund,

*) Nach Arndt a. a. O. S. 48 ff.

**) Pouqueville, Gesch. der Wiedergeb. Griechenlands rc. Deutsch von Ch. Niemeyer. I. S. 61.

***) Des Rhigas Dienste als Patriot, als Gelehrter und als Dichter, sind noch immer Gegenstand der Bewunderung unter allen Klassen der Griechen, während sein Schicksal die Quelle eines noch fortdauernden Bedauerns ist. Um's Jahr 1760 in Thessalien geboren, wurde Rhigas, um seine Erziehung zu vollenden, nach Italien gesandt, und nachdem er hierauf eine Reise durch Europa gemacht, kehrte er nach Griechenland zurück, wo er seine ganze Zeit der Weckung und Ausbildung jenes Geistes widmete, der bestimmt war, einst die Wiedergeburt seines Vaterlandes zu bewirken. Außer seinen Kriegsliedern und Gesängen, die überall noch jetzt zu hören sind, suchte R. durch Uebersetzung klassischer Werke, namentlich der französischen Literatur, sein Volk zu bilden und aufzuklären. Auch war er der Erste, der eine Charte von Griechenland mit Bemerkungen in der Landessprache zum Gebrauch der Eingebornen herausgab, wohl wissend, daß in der richtigen Kenntniß des Vaterlandes dessen Liebe am sichersten wurzelt. Selbst Frauen wußte er für seine Pläne zu gewinnen, und es war gar nicht ungewöhnlich, daß solche an der Spitze der einzelnen Hetärien oder ähnlicher Verbindungen standen. S. Blaquiere, die griech. Revolution rc. Aus d. Engl. 1825. S. 38.

den er gestiftet und mit seinem Tode besiegelt hatte, sein Bestehen, wie seinen ursprünglichen Charakter, und am Anfange unseres Jahrhunderts waren fast alle Anführer auf dem griechischen Festlande, im Peloponnes und auf den Inseln Mitglieder desselben. — So wuchs die Hetäria im Stillen von Jahr zu Jahre, so daß im Jahre 1819 sogar die Frauen in Konstantinopel Kunde davon hatten; und zu ihrer Ehre sei's gesagt, sie zeigten eben so viele Vaterlandsliebe und Entsagung, als die Männer *). Daß aber der Bund eine wahre, selbstständige Erhebung des griechischen Volkes sich zum Zwecke gesetzt und sich desselben klar bewußt war, darf man aus den von ihm ergriffenen vorbereitenden Maßregeln mit Gewißheit schließen. Namentlich bekamen Erziehung und Bildung der Jugend nicht nur eine weit größere Ausdehnung, als je zuvor, sondern der Unterricht selbst ward auch von einem Geiste belebt, welcher dem heranwachsenden Geschlechte die Möglichkeit einer bessern Zukunft bald zur Ueberzeugung machen mußte, wobei es nicht unbemerkt bleiben kann, daß auch in dieser Zeit das alte Athen sowohl durch sein schon früher gegründetes Seminar, als auch durch die 1814 dort gestiftete „Gesellschaft der Musenfreunde" wiederum der Mittelpunkt höheres Bildung im neuen Griechenland wurde. Neben den Schulen aber ward eine eigenthümliche neugriechische Literatur seit dem Anfange des 19. Jahrhunderts ein vorzügliches Bildungsmittel der Nation, zumal da sie durch mehrere hervorleuchtende Männer, welche mit hoher wissenschaftlicher Bildung ein lebhaftes Interesse an den Schicksalen ihres Volkes verbanden und oft mit prophetischem Geiste von Griechenlands Wiedergeburt sprachen, — wir erinnern nur an den allgemein gefeierten, trefflichen Korais **) — bald eine hohe politische Bedeutung

*) J. Rizo Nerulos, Gesch. des neueren Griechenlands rc. Uebersetzt von Eschenbach (1830) S. 4.

**) Adamantios Korais ward in Smyrna 1748 geboren, erwarb sich aber seine wissenschaftliche Bildung in Europa, namentlich in Amsterdam, wo er sich nach dem Wunsche seines Vaters dem Handel widmete, in Montpellier, wo er im Jahre 1782 das Studium der Medicin und Naturwissenschaften begann, und in Paris, welches ihn seit 1788 ganz fesselte, und wo er bis zu seinem, im Jahre 1833 erfolgten Tode lebte, vorzugsweise mit dem Studium der Sprache und Literatur seines Volkes beschäftigt, der treueste Sohn seines Vaterlandes, obgleich er es nicht wieder betrat, und nur mit dem Schwerte des Wortes für dasselbe kämpfen konnte. Namentlich lag ihm die Bildung seines Volkes am

bekam. Und sicherlich war das ein festerer und zuverlässigerer Grund für die Freiheitshoffnung des hart bedrängten Volkes, als die Hülfe der Nachbarstaaten; namentlich Rußlands, auf welche die Schilderheber im Jahre 1821 ihre übereilten, kühnen Pläne baueten. Die Hetärie glaubte nämlich in dem Fürsten Alexander Ypsilanti (geb. in Konstantinopel, 1792) das rechte Haupt gefunden zu haben, um endlich das Panier der Freiheit erheben und den Abfall der Griechen von der Pforte offen proclamiren zu können. Solches geschah am 7. März 1821, aber nicht in Morea, wie früher bestimmt gewesen, sondern in der Moldau. Der unglückliche Erfolg ist bekannt: Rußland sagte sich von aller Theilnahme los, die kleine Heldenschaar der Hetäristen, die sich in ihren schwarzen Röcken und Mützen mit Todtenköpfen unter der „Phönixfahne" mit der Aufschrift: Freiheit oder Tod! gesammelt hatte, — wurde von der überlegenen Streitmasse der Türken erdrückt, Ypsilanti selbst verrathen und endlich genöthigt, auf das östreichische Gebiet zu flüchten, wo er sofort festgenommen und bis zum Jahre 1823 in der ungarischen Festung Munkacz, dann aber bis 1827 in der böhmischen Feste Theresienstadt gefangen gehalten wurde. Endlich losgelassen, starb er bald darauf zu Wien (1828), eines bessern Schicksals würdig. Allein das Feuer, welches er entzündet hatte, es brannte fort trotz des Blutregens, der es dämpfen sollte, und bald leuchtete es wider von allen Bergen des eigentlichen Griechenlandes und verbreitete seinen morgenrothen Schein über die Inseln des Archipelagus bis hinüber an die Küsten Asiens.

„Alexander Ypsilanti saß in Munkacz' hohem Thurm;
An den morschen Felsengittern rüttelte der wilde Sturm,
Schwarze Wolkenzüge flogen über Mond und Sterne hin,
Und der Griechenfürst erseufzte: Ach, daß ich gefangen bin!

Herzen, weil er wohl wußte, daß nur ein gesittetes und gebildetes Volk der Freiheit werth und fähig ist. Daher förderte er die Errichtung von Schulen und ließ für sie die altgriechischen Classiker wieder abdrucken. In dieser letzten Beziehung schließen sich seine Bestrebungen denen jener Auswanderer an, welche im 14. und 15. Jahrhundert die Reste griechischer Wissenschaft nach Italien und Frankreich retteten, und als deren Vertreter unsre Randzeichnung Emanuel Chrysoloras (geb. um 1350, gest. zu Kostnitz, während des Concils, 1415) und die beiden Laskaris nennt: Konstantin L. († in Messina, 1493) und Janos L. († in Rom 1535), um die Erhaltung der Handschriften griechischer und römischer Classiker hochverdiente.

An des Mittags Horizonte hing sein Auge unverwandt:
Läg' ich doch in deiner Erde, mein geliebtes Vaterland!
Und er öffnete das Fenster, sah in's öde Land hinein;
Krähen schwärmten in den Gründen, Adler um das Felsgestein. —
Wieder fing er an zu seufzen: Bringt mir Keiner Botschaft her
Aus dem Lande meiner Väter? Und die Wimper ward ihm schwer, —
War's von Thränen? War's vom Schlummer? Und sein Haupt sank in die Hand.
Seht, sein Antlitz wird so helle! Träumt er von dem Vaterland?
Also saß er, und zum Schläfer trat ein schlichter Heldenmann,
Sah mit freudig ernstem Blicke lange den Betrübten an:
„„Alexander Ypsilanti, sei gegrüßt und fasse Muth!
„„In dem engen Felsenpasse, wo geflossen ist mein Blut,
„„Wo in Einem Grab die Asche von dreihundert Spartern liegt,
„„Haben über die Barbaren freie Griechen heut' gesiegt.
„„Diese Botschaft Dir zu bringen, ward mein Geist herabgesandt:
„„**Alexander Ypsilanti, frei wird Hellas' heil'ges Land!**""
Da erwacht der Fürst vom Schlummer, ruft entzückt: Leonidas!
Und er fühlt, von Freudenthränen sind ihm Aug' und Wange naß.
Horch, es rauscht ob seinem Haupte, und ein Königsadler fliegt
Aus dem Fenster, und die Schwingen in dem Mondenstrahl er wiegt *)."

Ja, die classischen Gefilde von Alt-Griechenland erhielten noch einmal die Blut- und Feuertaufe der Freiheit; die Geister eines Miltiades, Themistokles, Agesilaos und Epaminondas schienen zurückgekehrt zu sein, um noch einmal die Welt zu erfüllen mit dem Ruhme griechischer Waffenthaten, und am Himmel griechischer Ehren gingen während des blutigen Kampfes mit den barbarischen Schaaren Mahmud's und des Aegypters Ibrahim Pascha immer neue Sternennamen auf: Odysseus, Kanaris, Karaiskakis, Konduriottis, Mauromichalis, Nikitas, Diakos, Maurokordatos, Demetrius Ypsilanti, Dikaios, Kolokotronis, Tzavellas und die Heldin Bobolina; aber alle werden überstrahlt von denen des kühnen Seehelden Andreas Miaulis (geb. 1770 auf Hydra, gest. 1835 in Athen, wo er sein Grab nahe bei dem des Themistokles gefunden hat) und des hochherzigen Vertheidigers von Missolunghi, des „Adlers von Suli", des trefflichen, unsterblichen Ruhmes werthen Markos Bozzaris **). Drum

*) Aus Wilh. Müller's unübertrefflich schönen „Griechenliedern", die man auch wohl eine „heilige Schaar" nennen könnte; denn auch sie haben für Griechenland gekämpft und tausende von Herzen gewonnen für dessen heilige Sache.

**) Geb. 1791, gefallen in der Nacht vom 19. zum 20. August 1823. Am

Oeffne Deine hohen Thore, Missolunghi, Stadt der Ehren,
Wo der Helden Leichen ruhen, die uns fröhlich sterben lehren!
Oeffne deine hohen Thore, öffne Deine tiefen Grüfte,
Auf, und streue Lorbeerreiser auf den Pfad und in die Lüfte!
Mark Bozzaris edlen Leib bringen wir zu Dir getragen.
Mark Bozzaris! Wer darf's wagen, solchen Helden zu beklagen?
Willst zuerst Du seine Wunden, oder seine Siege zählen?
Keinem Sieg wird eine Wunde, keiner Wund' ein Sieg hier fehlen.
Sieh' auf unsern Lanzenspitzen sich die Türkenhäupter drehen!
Sieh', wie über seiner Bahre die Osmanenfahnen wehen!
Sieh', o sieh' die letzten Werke, die vollbracht des Helden Rechte
In dem Feld von Karpinissi, wo sein Stahl im Blute zechte!
In der schwarzen Geisterstunde rief er unsre Schaar zusammen,
Funken sprühten unsre Augen durch die Nacht, wie Wetterflammen;
Ueber's Knie zerbrechen wir jauchzend unsrer Schwerter Scheiden *),
Um mit Sensen einzumähen in die feisten Türkenweiden.
Und wir drückten uns die Hände, und wir strichen uns die Bärte,
Und der stampfte mit dem Fuße, und der rieb an seinem Schwerte;
Da erscholl Bozzaris Stimme: „Auf, in's Lager der Barbaren!
„Auf, mir nach! Verirrt euch nicht, Brüder, in der Feinde Schaaren!
„Sucht ihr mich, im Zelt des Pascha's werdet ihr mich sicher finden.
„Auf, mit Gott! Er hilft die Feinde, hilft den Tod auch überwinden!
„Auf!" — und die Trompete riß er hastig aus des Bläsers Händen,
Und stieß selbst hinein, so hell, daß es von den Felsenwänden
Heller stets und heller mußte, sich verdoppelnd, wiederhallen.
Aber heller wiederhallt' es doch in unsern Herzen allen.
Wie des Herren Blitz und Donner aus der Wolkenburg der Nächte,
Also traf das Schwert der Freien die Tyrannen und die Knechte;
Wie die Tuba des Gerichtes wird dereinst die Sünder wecken,
Also scholl durch's Türkenlager brausend dieser Ruf der Schrecken:
„Mark Bozzari! Mark Bozzari! Sulioten! Sulioten!"
Solch' ein guter Morgengruß ward den Schläfern dort entboten,
Und sie rüttelten sich auf, und gleich hirtenlosen Schafen
Rannten sie durch alle Gassen, bis sie aneinander trafen,
Und bethört von Todesengeln, die durch ihre Schwärme gingen,
Brüder sich in blinder Wuth stürzten in der Brüder Klingen.
Frag' die Nacht nach unsern Thaten! Sie hat uns im Kampf gesehen.
Aber wird der Tag es glauben, was in dieser Nacht geschehen?

Morgen, als die Sonne aufging, sahen die Türken 5000 der Ihrigen im Blute liegen und ergriffen die Flucht, während die Griechen nur 27 Todte und etwa 100 Verwundete hatten. — Schon der Vater und Großvater Bozzaris waren ruhmgekrönte Häupter der Sulioten und der Schrecken der Türken und Albaneser; nicht minder waren's des Markos ältere Brüder, Constantin und Notos Bozzaris.

*) Ein Zeichen, daß sie sich dem Tode geweiht hatten.

Hundert Griechen, tausend Türken, also war die Saat zu schauen
Auf dem Feld von Karpenissi, als das Licht begann zu grauen.
Mark Bozzari, Mark Bozzari, und Dich haben wir gefunden,
Kenntlich nur an Deinem Schwerte, kenntlich nur an Deinen Wunden,
An den Wunden, die Du schlugest, und an denen, die Dich trafen,
Wie Du es verheißen hattest, in dem Zelt des Pascha schlafen. —
Oeffne Deine hohen Thore, Missolunghi, Stadt der Ehren,
Wo der Helden Leichen ruhen, die uns fröhlich sterben lehren!
Oeffne Deine tiefen Grüfte, daß wir in den heiligen Stätten
Neben Helden unsern Helden zu dem langen Schlafe betten.
Schlafe bei dem deutschen Grafen, Grafen Normann, Fels der Ehren,
Bis die Stimmen des Gerichts alle Gräber werden leeren *).

Zwei Jahre später brannte Missolunghi, wo auch der edle Philhellene Lord Byron starb (1824), dem edlen Todten die würdigste Leichenfackel an. „Schon sieben Monate währte die Belagerung der Stadt Missolunghi; Tag und Nacht von einer zahlreichen Artillerie beschossen, war sie in einen Schutthaufen verwandelt; außer einigen wenigen Häusern am Meere war nichts übrig, als die vielfach beschädigten Wälle. Weiber und Kinder campirten in Baracken, die Soldaten wohnten auf den Wällen. Aber weder dies, noch das Gerücht von des Aegyptiers Ibrahim naher Ankunft konnte ihren Muth erschüttern. „„Man gebe uns Brod und Munition, und wir werden ihm Stand halten!““ sagten sie. Im December 1825 kam Ibrahim Pascha mit einer furchtbaren Artillerie, 6000 Albanesen und 12,000 regulirten Truppen, worunter 2000 Reiter; auch der türkische Heerführer, Kiutachi, welcher bisher die Belagerung betrieben hatte, erhielt neue Verstärkung. Ibrahim forderte sogleich nach seiner Ankunft die Belagerten zur Uebergabe auf; vierzehn Tage später verlangte er, sie sollten die Festung verlassen und sich zurückziehen. Als sie sich beide Male weigerten, fing er ein fürchterliches Bombardement an; jeden Tag tödtete sein Wurfgeschütz einige Kinder oder Frauen; aber Jedermann freuete sich, für's Vaterland zu sterben. — Im Januar 1826 wurde die Stadt auch noch durch eine feindliche Flotte von 60 Kriegsschiffen und 18 Brandern bedroht; aber Miaulis erschien, vertrieb sie nach mehreren hartnäckigen Gefechten und versah die Stadt mit Munition und Lebensmitteln auf zwei Monate. — Den 28. Februar griffen

*) Wilhelm Müller a. a. O.

5000 Araber unter europäischen (!) Officieren, von der Finsterniß begünstigt, die Wälle an; die Griechen, begierig, sich mit diesen neuen Feinden zu messen, fielen mit dem Säbel über sie her, tödteten eine große Anzahl und trieben die übrigen zurück. Sogleich erschienen Mameluckn zu Pferde; durch scheinbare Flucht wurden sie auf eine Mine gelockt, welche aufflog und viele derselben zerschmetterte. Da versprach Ibrahim, die Missolunghier im Besitze der Festung zu lassen, wenn sie neutral bleiben würden; allein die Antwort lautete, wie die früheren. Da beschloß der grimmige Feind, die hart bedrängte Stadt nochmals von der Seeseite anzugreifen, die vor ihr liegenden und sie schützenden kleinen Inseln Vassiladi, Anatoliko und Klissova zu erobern und dadurch den Belagerten alle und jede Zufuhr abzuschneiden. In dieser Zeit zeigte sich der Antheil der europäischen Nationen an dem Schicksale Griechenlands und der Eifer der „Griechenvereine" im hellsten und erfreulichsten Lichte; namentlich ließ der Verein zu Genf es an nichts fehlen, um die ausgehungerte Stadt mit Lebensmitteln zu versehen. Allein wenige Tage vor Ankunft der Zufuhr fiel Vassiladi in Ibrahims Gewalt. Funfzig Griechen unter dem Missolunghier Anastasius Papa-Luka vertheidigten diese Insel gegen 2000 Mann und 150 Kanonen. Nach mörderischem Widerstande erlag das tapfere Häuflein, das von allen Seiten mit dem Bajonette angegriffen wurde. Hierauf wandte sich Ibrahim gegen Anatoliko. Der tapfere Liakata, der es mit 259 Pallikaren vertheidigte, leistete tapfern Widerstand; aber er fiel, und sein Tod zog den Fall des Platzes nach sich, wo J. alle männlichen Einwohner niederhauen ließ und Weiber und Kinder in die Sklaverei fortführte. — Die kleine Insel Klissova hatte eine verpallisadirte Kirche, mit 5 Kanonen und 40 Soldaten besetzt. Den 5. April wurde sie angegriffen; der suliotische Anführer Kitzo Tzavellas sprang mit seinen Pallikaren in ein Boot und eilte ihr zu Hülfe; bald folgten gegen hundert Tapfere seinem Beispiele. Mit 3000 seiner besten Leute fing Kiutachi den Angriff an; ein dreimaliger Sturm wurde abgeschlagen. Voll Wuth befahl Ibrahim, das kleine Plätzchen mit 2500 Mann, dem Kern seiner Truppen, wegzunehmen. Zweimal liefen die Araber Sturm, ihre Todten füllten die Lagunen aus; zum dritten Male kamen sie, als ihr Anführer, Ibrahims

Schwager, verwundet fiel, worauf seine Soldaten in Unordnung zurückwichen und beinahe alle umkamen. Dreizehn Stunden lang dauerte dies mörderische Gefecht ununterbrochen fort; Ibrahim verlor über 3000 Mann. Als Lohn seiner Großthaten erbat sich Tzavellas nur ein Stück Brod; — es war keins mehr in der Stadt. Am folgenden Tage erschien Miaulis mit 16 Fahrzeugen; mehr hatte er nicht ausrüsten können. Und doch trotzte er damit der türkischen Flotte und manövrirte, weniger um sie anzugreifen, als um einigen Proviantbarken das Einlaufen zu ermöglichen. So schlug er sich drei Tage lang; erst am vierten, als er sich nicht mehr halten konnte, kehrte er nach Hydra zurück und legte, überzeugt von Missolunghi's unvermeidlichem Falle, Trauerkleider an, die er mehrere Jahre lang getragen hat. — Die Missolunghier verloren bei der Entfernung der Flotte die letzte Hoffnung. Civil- und Militairbehörden kamen jetzt überein, sich mit dem Schwerte in der Hand durch das feindliche Lager hindurch zu schlagen. Doch wollten sie in diesen letzten Stunden noch vorher die Meinung des Bischofs und der Frauen anhören. Der Bischof sagte mit der Standhaftigkeit eines Märtyrers: „Mein Rath ist kurz, er heißt: Tod mit den Waffen in der Hand!" Die Frauen erwiederten die Frage, ob sie den Tod, oder die Sklaverei vorzögen? mit dem einstimmigen Ausrufe: „Den Tod, den Tod!" Die Krieger wollten hierauf noch von dem Bischofe das heilige Abendmahl empfangen: „Euer Abendmahl, sagte Joseph, ist das Blut Eurer Feinde!" Endlich setzte man die Stunde des Abmarsches fest; man nahm Abschied von den Verwundeten und Kranken, zu deren Troste der Bischof versprach, er wolle bleiben und mit ihnen sterben. — In der Nacht des 22. April war Alles zum Ausfalle bereitet: 2800 Männer, 2000 Weiber und Kinder waren in 3 Abtheilungen marschfertig. Zur festgesetzten Zeit stürmte die erste Colonne mit so unwiderstehlicher Hitze hinaus, daß sie die entgegenrückende Infanterie und Cavallerie sogleich über den Haufen warf und sich durchschlug, obgleich die Belagerer nicht unvorbereitet waren. Minder glücklich waren die beiden andern Abtheilungen, welche sich, in ihren Bewegungen durch die Weiber und Kinder gehemmt, in der Finsterniß verirrten und in Gräben und eine so schwierige Stellung geriethen, daß ihnen beinahe keine Hoffnung

der Rettung mehr übrig blieb. Aber durch Anstrengung und Tapferkeit brach sich doch ungefähr die Hälfte nebst einigen hundert Weibern und Kindern nach vierstündigem, furchtbarem Kampfe Weg; freilich mit großem Verluste. Die dritte Abtheilung schmolz auf ein Dritttheil zusammen und wurde endlich wieder in die Stadt zurückgedrängt, wo sie sich noch den ganzen Sonntag und Montag über gegen die ihnen nachdringenden Türken schlug. Endlich von Wunden erschöpft und den Tod der Uebergabe vorziehend, zündeten sie die Mine und die mit Pulver angefüllten Gewölbe an und flogen mit Frauen und Kindern in die Luft. Der Bischof Joseph war in einem Thurme, wo er alle die darin Befindlichen zum Märtyrerthume ermahnte, und starb, indem er die Gebete der Sterbenden hersagte.

„Das war das Ende von Missolunghi, welches mit einer Besatzung von 5700 Mann gegen 100,000, von christlichen (!?) Officieren befehligte Barbaren eine eilfmonatliche Belagerung aushielt. Missolunghi wurde nicht erobert, es wurde zerstört von seinen heldenmüthigen Vertheidigern. — Fern sei jeder Versuch einer Lobrede; keine schönere kann gefunden werden, als die einfache Erzählung des Vorgefallenen. Welche Phrase wäre auch erhaben genug, diese Heldenthaten würdig zu preisen? Welche Hand dürfte sich an das Gemälde dieser erhabenen Aufopferung wagen? Missolunghi steht zu hoch für unser Lob; nichts bleibt uns übrig, als das Stillschweigen der Bewunderung *).“ Wir aber haben diese Schilderungen des Dichters und des Historikers darum vorzugsweise in unserm Bildersaale aufgestellt, weil wir glauben, es habe das junge Griechenland gerade in diesen Kämpfen um Missolunghi die rechte Feuertaufe erhalten und die Bürgschaft gegeben, daß es der Freiheit nicht unwürdig sei. Zwar wogte der Kampf noch gar lange unentschieden, und Furcht und Hoffnung machten sich gegenseitig das Feld streitig, namentlich nach dem so unerwarteten Schlachtdonner bei Navarin (1827); zwar brachte der Krieg Rußlands gegen die Türkei und der Friede zu Adrianopel (1829) den Griechen keineswegs ganz die Hülfe, welche sie davon erwartet hatten, da des neuen Reiches Grenzen viel zu eng gesteckt wurden; zwar minderten die innern Streitig-

*) Rizo Nerulos a. a. O. S. 164 ff.

keiten und Parteiungen, welche man durch die Wahl eines Präsidenten, des Grafen Antonio Kapodistrias (1827—1831), vergebens zu beschwichtigen suchte, das Interesse für Griechenland bei den übrigen europäischen Staaten bedeutend: aber endlich ward doch der Steuermann gefunden, welcher das schwankende Schiff des neugriechischen Staatslebens in den Hafen steuern sollte. Es war der jugendliche Baiern-Herzog Friedrich Ludwig Otto (geb. 1815), welcher, im Jahre 1832 zum König von Griechenland erwählt, am 6. Februar 1833 unter dem Jubel des Volkes zuerst den Boden seines neuen Königreiches betrat. Bis zu seiner Mündigkeit wurde er durch eine Regentschaft vertreten, seit 1835 aber regiert er selbst, begeistert für die ihm gestellte hohe Aufgabe, seinem Volke die wahre Freiheit auf dem Wege der Civilisation zu geben. „Mög' ihn Gott kräftigen und segnen in seinem edlem Streben! Wir aber wollen auch in den Wirren, welche die neueste Zeit über Griechenland und seine Nachbarstaaten gebracht hat, fest halten an der Hoffnung:

„So wahr das Kreuz die Welt besiegt,
„So wahr der Mond der Sonn' erliegt,
„So wahr, mit Gott und unserm Heiland,
„Wird frei dies Land und jedes Eiland!"

frei von der Sklaverei der Leidenschaft und der Parteiungen, frei von dem Mißtrauen gegen die Deutschen, denen es so Vieles und Großes zu danken hat, frei von dem thörichten Wahne, als sei in den constitutionellen Staatsformen auch sofort das constitutionelle Leben gegeben.

Gott segne Griechenland!

.MAG 2006065

Druck von Theod. Höhm in Leipzig.







